Die Grenzboten

0902
.407

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Printe

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

30. Jahrgang.

I. Semester. I. Band.

Leipzig,
Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)
1871.

Digitized by Google

(RECAP)

0902
.407
Jahrs. 30
pt. 1
1871

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Jahrgang 1871. Erstes Vierteljahr.

Politik und Völkerleben.

Vom Krieg und Frieden:
- Zum Neuen Jahr. S. 1.
- Aus dem Felde. S. 151.
- Der Deutsche Kaiser. S. 161.
- Das Recht des Krieges. S. 205.
- Nach dem Fall von Paris. S. 241.
- Aus Bordeaux. S. 360.
- Friede. S. 365.

Aus dem deutschen Reich:
- Aus der deutschen Hauptstadt. S. 51, 182, 381, 421, 516.
- Aus Baiern. S. 36, 475.
- Aus Schwaben. S. 228, 271, 508.
- Aus Baden. S. 71, 519.
- Aus Hessen. S. 322.
- Aus Posen. S. 156.
- Das freiwillige Bildungswesen Deutschlands in seinem gegenwärtigen Zustande. S. 25.
- Das Deutsche Strafgesetzbuch S. 81.
- Die deutschen Farben. S. 239.
- Die Franzosen in Deutschland. S. 320.
- Die Geschäftskrisen während der beiden deutschen Einheitskriege. S. 424.
- Die Reichstagswahlen im Königreich Sachsen. S. 442.

Aus dem Völkerleben:
- Pariser Indiscretionen. S. 7, 41, 104.
- Holland in Noth. S. 61, 110.
- Luxemburg und Holland. S. 316.
- Aus Holland. S. 472.
- Zur Frage der internationalen Münzeinheit. S. 193, 218, 263.
- Italien, im letzten Halbjahr 1870. S. 245, 306, 350, 384.
- Aus dem Wiener Leben. S. 347.
- Das Ministerium Hohenwart. S. 431.

Bilder und Schilderungen.

- Goethe und das Elsaß. S. 13, 44.
- Aus Elsaß Geistesleben. S. 131.
- Wodan als Jahrgott. S. 164, 208, 292.
- Die Poesie des Krieges bei den Griechen. S. 325, 369.
- Wunde Stellen im französ. Heer. S. 136, S. 175.
- Die deutsche Krankenpflege im Tabaksspital zu Nanzig. S. 77, 117.
- Ein neues Heilverfahren Schwerverwundeter. S. 281.
- Die Feldpost. S. 94.
- Vermischtes von der Post. S. 203, 444.
- Deutsche Feldzüge gegen Frankreich. S. 405, 445, 485.
- Die Kaiserfahrt der Reichstagsabgeordneten nach Versailles. S. 285, 338, 393.
- Zur Geschichte der Annexion Nizza's an Frankreich. S. 121.
- Die Handelsstraßen nach Ostindien und die Britisch-Ostindische Post. S. 412.

611951

Digitized by Google

Gardinenpredigten der Frau Doctor Bratenriecher. S. 18, 66, 146.

Literatur und Kunst.

Oppermanns letztes Werk. S. 55, 86.
Ottokar Lorenz und Wilhelm Scherer „Geschichte des Elsasses von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart." S. 131.
Karl Landsteiner, das Babel des Ostens. S. 447.

Die mosaicirte Marienstatue zu Marienburg und deren Restauration. S. 31.
Hausmusik. S. 256.
Zu Weber's Oberon. S. 460, 498.

Kürzere Besprechungen literarischer Erscheinungen.

Für Straßburgs Kinder. S. 80. — Heimathsgrüße aus Amerika, Steiger. S. 80. — Auf dem Siegeszug von Berlin nach Paris. S. 160. — Zu Schutz und Trutz. S. 160. — Musikalisches Conversations-Lexicon von Gathy. S. 204. — Die deutsche Frage (1813—1815) von W. Maurenbrecher. S. 482. — Graf Bismarck und die deutsche Nation von Constantin Rößler. S. 483. — Friedrich der Große und seine Schriften, Alfred Boretius. S. 403. — Die deutschen Mächte und der Fürstenbund, Leopold v. Ranke. S. 484.

Digitized by Google

An die Leser.

Mit der heutigen Nummer der Grenzboten übernimmt

Herr Dr. **Hans Blum**

die Redaction dieses Blattes. Der Inhalt dieser wie der künftigen Nummern wird am besten für das Streben der neuen Redaction wie der Verlagshandlung Zeugniß ablegen und diesem Blatte, auch ohne die künstliche Reclame, deren journalistische Neuheiten zu ihrer Verbreitung bedürfen, dieselbe stets steigernde Anerkennung sichern, deren es unter der Redaction der Herren DD. J. Kuranda, Gustav Freytag, Julian Schmidt, Moritz Busch, Julius Eckardt und Alfred Dove sich erfreute.

Leipzig, Ende December 1870.

Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)

Zum neuen Jahr.

Nur in bescheidenem Maße vermögen wir Mitlebenden die riesenhafte Bedeutung der Ereignisse zu würdigen, welche unter unsern Augen in diesem herrlichen Jahre dahinrollten, um dem jungen heraufsteigenden Jahr zu überlassen, das Ende dieses heiligen Krieges zu besiegeln. Erst unsern Nachfahren bleibt vorbehalten, der gewaltigen Gegenwart die volle Bedeutung zuzumessen. Wir haben Stunde für Stunde, Tag für Tag selbst durchlebt in der großen sieghaften Erhebung unsres Volkes, und Jeder von uns weiß zu erzählen, wie tief die Ereignisse, auf welche die ganze gesittete Weltmit Bewunderung blickt, in des Einzelnen Leben eingegriffen haben, wehmüthig und freudig, erhebend und niederbeugend zugleich. Der Blick vieler tausend deutscher Familien ist durch die Thränen der Trauer, oder durch bange Sorge um ihre vor dem Feind kämpfenden Söhne getrübt.

Doch soviel wissen auch wir Mitlebenden schon jetzt bestimmt: spätere Geschlechter werden die kriegerischen Thaten und die häusliche Arbeit der Deut-

Digitized by Google

ſchen im Jahr 1870 zu den größten aller Zeiten und Völker zählen und den Frieden, den das Neue Jahr heraufführt, zu einem der hervorragendſten Markſteine aller bekannten Geſchichte rechnen. Unſer eigener Blick aber ſchaut freier und unbefangener in die Vergangenheit, in die Zukunft an der Wende zweier ſo bedeutſamer Jahre.

Mitten in glücklichſter Friedensarbeit ſtand das Deutſche Volk zu Beginn des nun ſcheidenden Jahres. Drei Jahre lang hatte der verbündete Norden nach außen und innen ſich ſeiner einheitlichen ſtaatsmänniſchen Leitung, der rüſtigſten und bedeutſamſten Reformen auf allen Gebieten der modernen Geſetzgebung erfreut. Alles, was die Macht und die Sicherheit des neuen Deutſchlands begründete: Heer und Flotte, diplomatiſche Vertretung und die Verbündung von Nord und Süd zu Schutz und Trutz, Gedeih und Verderb, war in dieſen drei Jahren neugeſtaltet worden. Das Frühjahr 1870, die letzte Seſſion des erſten verfaſſungsmäßigen Norddeutſchen Reichstags — wie man vermeinte — hatte das norddeutſche Geſetzgebungswerk der ganzen Wahlperiode in würdigſter Weiſe abgeſchloſſen. Die deutſche Rechtseinheit hatte in dem aus dem Widerſtreit der Parteien und überkommenen Vorurtheilen mit Mühe geretteten Strafgeſetzbuch das werthvollſte Stück aller deutſchen Codificationen gewonnen. Die deutſche Wirthſchaft, und namentlich die ökonomiſche Stellung der Gemeinden, hatte in dem Geſetze über den Unterſtützungswohnſitz eine ebenſo wichtige Bereicherung erhalten, als deutſche Geiſtesarbeit und künſtleriſche Schöpferkraft durch das Geſetz über das literariſche Eigenthum ſich befriedet und geſchützt ſah. Von dem nämlichen Erfolge waren noch in demſelben Frühjahr die langjährigen vergeblichen Verſuche einer Zolltarifreform gekrönt worden. Gegen eine unbedeutende und jedenfalls dem Conſumenten unfühlbare Erhöhung des Kaffeezolls hatten die ſegensreichen freihändleriſchen Gedanken des modernen Verkehrs, die ſeit mehr als einem Menſchenalter Preußen im Zollverein und dem Ausland gegenüber ſiegreich und unaufhaltſam vertreten hatte, in dem Tarif des Zollvereins klare und allgemeine Geltung erhalten. Damit hatte auch das deutſche Zollparlament ſeine beſte Arbeit gethan. Den rothen und ſchwarzen Feinden der deutſchen Staatseinheit begann bange zu werden vor den greifbaren Werken des nationalen Gedankens. Denn ſchon eine ganze Reihe norddeutſcher Geſetze hatten die Staaten ſüdlich des Main faſt unverändert ſich angeeignet. Und in dem perſönlichen Verkehr der Abgeordneten des Südens mit denen des Nordens lag eine friſche und ewig neue Stärkung zu der ſchweren Arbeit, welche den nationalen Männern des Südens auf dem harten Boden ihrer Heimath bevorſtand. Kein Competenzeinwand gegen die Befugniſſe des Zollparlaments konnte dieſe ſtarken Wurzeln der Kraft der ſüddeutſchen Nationalpartei abſchneiden. Dieſe Partei zählte in Baden im Volk und in den Kammern ſchon die ganz überwiegende Mehr-

Digitized by Google

heit, und herrſchte in der badiſchen Regierung. Sie gewann in Würtemberg täglich an Ausdehnung und Einfluß im Volke. Sie war in der bayriſchen Kammer den Gegnern an Zahl beinahe gewachſen, erheblich überlegen aber durch die Bedeutung ihrer Führer, durch den Anhang in allen intelligenten Klaſſen der Bevölkerung. Sie führte in Heſſen einen von der ganzen Bevölkerung getragenen Kampf der dortigen Kammern wider die unhaltbaren particulariſtiſchen Prätenſionen der Regierung. Aber freilich alle dieſe Strebungen der ſüddeutſchen Nationalen waren weit von dem Ziele, ſolange ſich die drei Regierungen von Bayern, Würtemberg und Heſſen jedem Drängen zu einem Eintritt in den Norddeutſchen Bund beharrlich entgegenſtellten.

In dieſer Lage der deutſchen Dinge traf uns der Kriegsaufruf des Erbfeindes. Ihm antwortete jene hocherhabene einmüthige Erhebung unſres Volkes von dem Geſtade der deutſchen Küſten bis zu den Gipfeln der Alpen und zum ſchwäbiſchen Meer, eine Erhebung, die niemals und nirgends ihres Gleichen geſehen hat, ſolange die Welt ſteht. Noch jetzt, ſo hochgemuthet immer wir fühlen und handeln mögen in dem gewaltigen Fluthgang der Ereigniſſe, erſcheinen jene Julitage, die der Erhebung Deutſchlands galten, als das friſcheſte, herrlichſte Blatt unſrer Geſchichte. Und dann folgte der unvergleichliche Krieg gegen die waffentüchtigſte Nation der Welt, der auf unſerer Seite nur Siege aufzuweiſen hat, trotz der verzweifelt tapfern Gegenwehr des Feindes. In fünf Monaten ſchreiten unſre Wehrmänner von den Grenzen des Elſaß bis an die Geſtade des atlantiſchen Meers, von Luxemburg bis an die Ufer der Rhone und Loire, von Sieg zu Sieg, von Veſte zu Veſte; durch Hunger oder Feuerſchlünde wird auch die ſtärkſte gezwungen; durch unſterblichen Heldenmuth unſrer Kämpfer der Feind aus den uneinnehmbarſten Stellungen in wilde Flucht geworfen. Eine unerhörte Menge Gefangener wird in Deutſchland zuſammengehäuft, das geſammte Kriegsmaterial des Feindes erbeutet und vor allem ein Kaiſerthum, das Jahrzehnte die Welt in Schrecken hielt, in weniger als vier Kampfeswochen, von uns geſtürzt und zerſchlagen und der feindliche Herrſcher in gemeine Kriegsgefangenſchaft abgeführt.

Höher aber als alle dieſe ruhmreichen Erfolge ſteht die ſittliche Würde unſeres Volkes in dieſem heiligen Kriegszug. Um die höchſten Güter, die je Menſchen gekannt haben, ſind wir in den Kampf gezogen gegen gemeine Raubſucht und Ländergier des Feindes. Durch die höchſten Leiſtungen, deren ein mächtiges Culturvolk fähig iſt, ward der Sieg *ſo* erzwungen, *wie* er davongetragen wurde. Wir kämpften nicht nur mit dem ſichtbaren Feinde. Der blaſſe Neid und die ſchlecht verhohlene Beihilfe mancher neutralen Mächte ſtützte ihn auf Schritt und Tritt, wie jene befreundeten Götter der antiken Sage, die dem Krieger den Schild vorhielten und den gebrochenen Lanzenſchaft

mit neuem Wurfſpeer erſetzten. Wehe uns, wenn wir eine entſcheidende Schlacht verloren hätten! Dazu die feindliche Nation ſelbſt entartet in zwanzigjähriger würdeloſer Knechtſchaft, nur in der Lüge unübertroffen, zu jeder Hinterliſt und Tücke gegen uns bereit und entſchloſſen; an materiellen Hilfsmitteln und an werthloſen Menſchen, deren Tod auf dem Schlachtfeld ihre brauchbarſte Verwendung war, uns unendlich überlegen. Jeder Todte und Verwundete, den Deutſchland im Krieg opfern mußte, war ja ſeiner Bildung und häuslichen Stellung und Pflicht nach von unendlich werthvollerem Stoff, als der franzöſiſche Soldat, den das gleiche Schickſal ereilte. Wenn nach dem wahren innern, durch Bildung, Leiſtungsfähigkeit und Sittlichkeit beſtimmten Culturwerth der Tauſende, die auf beiden Seiten geblutet haben, dereinſt die große Schlußrechnung über die Opfer des Krieges gezogen wird — ſo wird Deutſchland zweifellos das größte Opfer auf ſeiner Seite ſehen.

Dieſe in allen Gauen Deutſchlands gleich ſchmerzlich empfundenen, täglich ſich mehrenden Opfer der Nation an Gut und Blut vereinigten unſer ganzes Volk ohne Anſehn der Parteien, des Standes und des Glaubens, Regierende und Regierte, von Anbeginn des Kriegs an in dem einmüthigen Gedanken: daß nur das Gemeingefühl aller Deutſchen ſo Großes möglich machte, daß das in Frankreich für das gemeinſame Vaterland vergoſſene theure Blut der feſte Kitt ſei, der ganz Deutſchland unlöslich zuſammenfüge. Und nur wenn „die blanke unverſtümmelte Germania wieder aus der Grube ſteige“, wie einſt Uhland im Frankfurter Parlament vom geeinten Staate der Deutſchen geſprochen hatte, nur wenn die Mainlinie aufhörte, und die Weſtgrenzen Deutſchlands vorgerückt wurden bis nach Belfort, Metz und Diedenhofen, um den Ruheſtörer bei künftigem Einfall ſchon an der Moſel zu empfangen, hielt man das theure Blut durch den künftigen Frieden geſühnt und vergolten. Mit wehmüthiger Freude dürfen wir jetzt ſchon, ehe das alte Jahr zu Rüſte geht, uns ſagen, daß dieſer hohe Siegespreis gewonnen iſt. Jede Kundgebung des leitenden deutſchen Staatsmannes über die künftige Weſtgrenze Deutſchlands verheißt unſern kühnſten Hoffnungen Erfüllung. Und die deutſche Einheit ſteht leibhaftig vor unſern Augen, nicht mehr das Gebilde unſerer Träume, unſerer Feſte und Reden, ſondern beſiegelt von den Fürſten, bekräftigt von den Vertretern des Volkes, unter dem Schutz und Schirm des ſieggekrönten deutſchen Kaiſers aus dem Hauſe der Hohenzollern.

Die neue Verfaſſung des deutſchen Reichs hat daſſelbe Schickſal erlitten, wie alle deutſchen Verfaſſungen und Verfaſſungsentwürfe der letzten zwei und zwanzig Jahre; ſie iſt bei ihrem erſten Erſcheinen kalt und fremd aufgenommen worden von einem großen, und nicht dem ſchlechteſten Theile unſres Volkes, unſrer Preſſe. Lange ſtand ihre unveränderte Annahme in Frage, nicht nur bei der ultramontanen Kammermehrheit in Bayern, die durch eine

Kammerauflösung mit Sicherheit zu corrigiren ist, sondern beim Norddeutschen Reichstag selbst. Man machte schmerzlich geltend, daß die Verträge mit Bayern und Würtemberg wohl anders geartet wären, wenn sie im Juli zu Berlin geschlossen worden wären, als sie im November zu Versailles geriethen. Viele hielten undenkbar, daß aus dem großen Kriege ein Bund hervorgehen solle, der lockerer wäre, als der norddeutsche bisher gewesen, der den drei Kronen von Bayern, Sachsen und Würtemberg gleichsam eine besondere Etage zuwies im deutschen Staatsgebäude. Aber nur vorübergehend walteten Bedenken gegen die Annahme der Verträge im Norddeutschen Reichstag. Neben der äußern Nothwendigkeit nämlich, welche nur die Annahme oder Ablehnung der Verträge, nicht deren Abänderung, gestattete, wirkten drei Factoren überzeugend und zwingend auf die übergroße Mehrheit, welche bei der Schlußabstimmung dem neuen deutschen Staatsgrundgesetz zustimmte. Einmal nämlich hatte Graf Bismarck diese Verträge geschlossen, wohl der größte Realpolitiker aller Zeiten, dem niemand vorwerfen konnte, daß er irgendwann seinem Staat nicht Alles erworben habe, was gerade in der gegebenen Lage zu haben war. Sodann ließen auch die Erklärungen der Regierungsvertreter unzweifelhaft, daß man diese Verfassung nur als ein Provisorium betrachte, welches von Kaiser und Reich, vom gesammten deutschen Reichsrath und Reichstag endgiltig zu entwickeln sei. Und endlich lehrten den deutschen Patrioten die Tiraden der geschworenen Feinde unsrer Einheit, wie er stimmen müsse, wenn er es bisher nicht wußte. Die Ultramontanen riefen ihren Gesinnungsgenossen das absolute Veto der Annahme über den Main hinüber; ihnen zur Seite schmähten die vaterlandslosen Demagogen die neue Verfassung und das Land, das diese entarteten Deutschen geboren hatte. Daß schließlich auch die Fortschrittspartei mit zwei Ausnahmen gegen die Verfassung stimmte, war ein reinliches Bekenntniß ihres unbelehrbar doctrinären Standpunktes.

Weit ab von jener gehobenen Stimmung des Juli war das deutsche Volk und seine Vertreter, als im ersten Drittel des Monats December das neue deutsche Verfassungswerk zum Abschluß im norddeutschen Parlament gekommen war. Ja, den Grenzboten gerade liegt noch näher, an andere längstverklungene Jubeltage vergleichend zu erinnern, weil damals zuletzt die Haltung dieses Blattes wechselte. Wie hatte Deutschland einst dem Zug des Reichsverwesers durch das Land entgegengejubelt von den Bergen Tirols bis zum blauen Maine. Ueberall Frühlingskränze und Glockenton, Fahnenschmuck und Salutschüsse und Tausende von Männern und Frauen, die sich an den festlichen Zug des östreichischen Erzherzogs drängten, der doch nur der Vorbote sein sollte der künftigen Kaiserherrlichkeit Deutschlands.

Diesmal nichts von alledem, was an die Freudentage des alten deutschen

Reichs gemahnte, da die Pfalzen des Rheines wiederhallten von dem Jubel der Tausende, welche die Kaiserkrönung festlich begingen, oder stromabwärts fuhren gen Aachen zur Krönung. Keine Freudenschüsse, keine weißgekleideten Jungfrauen, kein Fahnenwald bezeichnete die Stunden, da Deutschland sich einigte in einer neuen Verfassung und seinem Feldherrn die neugeschmiedete Kaiserkrone anbot. Und doch haben wir Alle den Ernst und die Bedeutung des Glücks und die Größe jener Stunden überall in Deutschland voll empfunden. Aber es ist gut und vernünftig, daß das neue Reich und der neue Kaisertitel ohne Sang und Klang errichtet werden. Die Ruhe des Volkes entspricht der nüchternen Größe des Augenblicks und dem kaltblütigen eisernen Heldengeschlecht, das wir auf den deutschen Kaiserthron erheben. Das Haus der Hohenzollern hat Jahrhunderte hindurch rastlos gearbeitet bis zu dieser Stunde, nicht für sich, sondern für den Staat, den wir jetzt gründen. Das neue Reich wird wenig von dem glänzenden Prunk und dem heitern Leben der Hohenstaufenzeit erfahren — aber es wird auch nicht hingehen wie der Traum einer kurzen Sommernacht. Das neue Kaisergeschlecht wird wenig mitbringen von der anbiedernden Kunst östreichischer Erzherzöge, aber es wird auch, wie bisher, die Pflichten und die Arbeit für den deutschen Staat höher stellen, als alle Vortheile des eigenen Hauses. Darum geziemt auch uns Bürgern des neuen Reichs, den Eintritt in die deutsche Staatsgemeinschaft zu vollziehen mit dem nüchternen Vorsatz des harten Werktags: ihm unsre beste Arbeit und Kraft zu widmen.

Nach einer dreißigjährigen Wirksamkeit sehen diese Blätter ihr politisches Ideal in dem neuen deutschen Staat erfüllt. Sie sind nicht mehr die „Grenzboten" von ehedem — welche von der Grenzmark Belgiens aus die Mahnungen und Hoffnungen an bessere Tage hineinriefen in das bundestägliche Deutschland. Auch nicht mehr die „Grenzboten" der letztvergangenen Jahrzehnte, die dem deutschen Volke kündeten von dem gelobten Lande, das es einst noch schauen solle. Sie stehen jetzt mitten in der neubegrenzten Staatsgemeinschaft der Deutschen. Und dennoch mag der alte Name dieser Blätter auch für die Zukunft seine tiefere Bedeutung behalten. Sie wollen im Interesse der Bildung einer großen deutschen Mittelpartei, welche die Politik des Reichskanzlers stützen soll nach außen, und die freie Entwickelung der Reichsverfassung fördern im Innern, die Grenze stecken nach Rechts und nach Links, die Grenze, die von den heutigen mittleren Parteien unserer Parlamente so häufig überschritten ward nach dem vorherrschenden Interesse der Stunde. Sie sind in diesem Streben der Unterstützung und des Beifalls aller vorwärts strebenden deutschen Patrioten gewiß. H. B.

Pariſer Indiscretionen.

Aus dem Nachlaß eines verſtorbenen Publiciſten.

I.

Die Kunſt, die ſogenannte „öffentliche Meinung“ zu fabriciren, zu lenken und zu beeinfluſſen, ſtand von Anfang an, bei einem Regimente, wie dem kaiſerlich franzöſiſchen, das zu keiner Zeit der dramatiſchen Effecte und der theatraliſchen Inſceneſetzung zu entbehren vermochte, in höchſtem Anſehen. Dem Inlande, wie dem Auslande durch dieſe künſtliche „opinione publique“ Sand in die Augen zu ſtreuen, galt daher für einen der wichtigſten Regierungszwecke.

Hierfür ward natürlich die Preſſe als der vorzüglichſte Hebel benutzt und zwar mit ſolchem Geſchick, daß nur die ſolideſten Gewiſſen — und deren Zahl war nicht Legion — der Verderbniß ſich fern zu halten wußten, welche ſeit dem Staatsſtreich innerhalb der gens der Preſſe krebsartig um ſich gefreſſen.

Die Tage, in denen der nachmalige liberale Deputirte, Latour de Moulin, gewiſſermaßen als Menſchenfreſſer die Preßdirection im Miniſterium des Innern leitete, ſind ſchon mehrfach geſchildert worden — aber es bleibt auch hier ein Zeichen der Zeit, daß dieſer rothe Imperialiſt erſt liberal wurde, nachdem er mit Morny ein Geſchäft abgeſchloſſen, deſſen reich dotirte, ältlich gewordene Maitreſſe geheirathet und gleichzeitig aus dem Staatsdienſte ausgeſchieden war. Einmal reich geworden, — vergab man ihm in Paris ſchnell die Art und Weiſe, wie er zu Geld und Unabhängigkeit gekommen und ſeine leckeren Diners hatten Macht genug, ihm unter der Partei der „ehrlichen Leute“, wie ſie ſich nannten, dem linken Centrum des geſetzgebenden Körpers, eine kleine Phalanx heranzuziehen, welche immer bereit war, den im Grunde unbedeutenden, aber höchſt ehrgeizigen Expreßleiter für ein fein bereitetes Linſengericht nebſt obligatem Château Yquem ein Miniſterportefeuille einzuhandeln.

Die Myſterien der Pariſer Preßleitung dürften ſchwerlich jemals vollſtändig ans Licht kommen. Fern ſei auch von mir die Abſicht, eine pragmatiſche Ueberſicht über ihre Führung und deren Verzweigungen zu geben. Es genügen für meinen Zweck gewiſſe Schattenriſſe und Einzelheiten, welche dem Leſer, der zu leſen verſteht, den Schlüſſel zu manchen Vorgängen bieten, deren hieroglyphiſche Exiſtenz anders nicht leicht zu verſtehen ſein mag.

Die Preßgeſetzgebung der erſten Periode des zweiten Empire iſt genugſam bekannt; aber auch ſpäter, als anſcheinend die Zügel der Preſſe am

loſeſten in der Hand der Gewalthaber lagen, genügte das Erſcheinen eines geheimnißvollen Mannes im ſchwarzen Frack und weißer Binde, um auch die widerſpänſtigſten Redactionen gefügig zu machen und in jener Linie zu halten, welche dem jeweiligen Miniſter am angemeſſenſten ſchien. Nicht, als ob jene Linie ſtets klar und offen zu erkennen geweſen wäre. Es läßt ſich kaum etwas Humorreicheres denken, als beiſpielsweiſe die Beklemmungen eines pariſer Officiöſen, wenn der ſchwarze Mann Rouhers andere Inſtructionen aus dem Staatsminiſterium brachte, als derjenige des Miniſteriums des Innern; wenn die Parole, welche das auswärtige Amt ertheilte, von dem mot d'ordre der beiden Vorgenannten abwich und gleichzeitig von Herrn Conti eine vierte Verſion aus dem Cabinet des Kaiſers einlief, welche den anderen gemeinſchaftlich widerſprach und die diverſen miniſteriellen Einflüſterungen einfach über den Haufen warf.

Genügte der Mann im ſchwarzen Geſellſchaftsanzuge, um in Paris gewiſſe Phänomena hervorzubringen, ſo war doch die Preßleitung, ſoweit ſie ſich auf die Provinz erſtreckte, eine viel complicirtere Sache. Freilich hatte man die Agentur Havas-Bullier zur Verfügung, welche ſtets das lobenswerthe Beſtreben gehabt, niemals Inſertionsgebühren von denen zurückzuweiſen, welche ihre publiciſtiſchen Spalten eben brauchen konnten — aber Havas-Bullier, namentlich mit ihrer Pariſer Correſpondenz, ſtanden doch zu ſehr im Geruche der höheren Regierungsfreundlichkeit, als daß ſie nicht zur Beeinfluſſung beſonders jener Provinzorgane unzureichend geweſen, welche ſich unabhängig dünkten, weil ſie von radicalen Pariſer Comités ihren Bedarf an Leitartikeln bezogen.

Da gerade ſtellte ſich zur rechten Zeit Herr Florion Pharaon ein ein ſpeculativer Araber, der, obwohl er kaum franzöſiſch zu ſchreiben im Stande war, es dennoch zur Stelle eines Hiſtoriographen für die letzte Kaiſerreiſe in die Nordprovinzen gebracht hatte, und der für ſoviel Aufopferung mit dem längſt heiß erſehnten Bändchen der Ehrenlegion belohnt worden war. Herr Florian alſo trat vor das Miniſterium des Innern und hielt ihm etwa folgende Rede: „Sie wiſſen, ich bin unabhängig; wenigſtens hält man mich meiſt noch dafür. Ich bin Stammgaſt im Café Madrid und daher in ſtetem Verkehr mit den têtes chaudes der Oppoſition. Letztere brauchen nicht ſelten Geld und es gelang mir, ſie an mich zu feſſeln, indem ich ſie in meine literariſchen Dienſte nahm. Wir gründeten eine polygraphirte Correſpondenz für die Provinz. Ich gab das Geld — die Anderen ihr Talent und ihre Parteiverbindungen. Ich bin Eigenthümer — jene meine Arbeiter. So verfüge ich über 70 und einige Journale, d. h. ich mache die öffentliche Meinung in der Provinz. Sie wiſſen, was das ſagen will! Unterſtützen Sie mich mit Nachrichten und ſonſtigen Werthpapieren — ſo haben Sie es ſtets in der

Hand durch meine Correſpondenz nicht nur die Mehrzahl der unabhängigen Provinzblätter, ſondern ſelbſt jener großen Organe der Departements-Demokratie zu beeinfluſſen, und officiöſes Gift in ihre Spalten durchſickern zu machen, die, wie der Phare de la Loire in Nantes, die Gironde in Bordeaux und der Progrès von Lyon ſonſt jeglicher Einblaſung von Ihnen aus unzugänglich bleiben würden. Ueberlegen Sie wohl, daß ich ein gefährlicher Gegner ſein kann, daß ich aber ein höchſt beachtenswerther Verbündeter ſein muß! Und, da jene Blätter Pariſer Correſpondenzen auf alle Fälle beziehen, dürfte es Ihnen, Herr Miniſter, einleuchten, daß es vortheilhafter iſt, wenn ſie die meinen, mit appretirtem, ſelbſt beeinflußtem Oppoſitionsgift abdrucken, als wenn ſie ſich an die echte, rechte Quelle wenden, mit welcher von dieſem Hauſe aus an keine Verſtändigung zu denken iſt. Dixi."

Im Miniſterium des Innern überlegte man Alles das wohl, und bald wurde man handelseins; beſonders nachdem man erfahren, daß einer der Hauptmitarbeiter des wenig unſchuldigen Florian eben jener Ulric de Fonvielle war, der eben begonnen hatte, mit ſeinen Brüdern Arthur und Wilfried das ſchönſte roth-republikaniſche Trifolium zu bilden, das man ſich denken kann.

Während man in dieſer Weiſe verſuchte, durch chroniſche Einſpritzungen das gährende Drachengift der Provinzoppoſition in die Milch der frommen Regierungs-Denkart überzuführen (ein Verfahren notabene, welches noch erſt im Mai d. Jahres beim Plebiscit ſeine guten Früchte trug), verſchmähte man auch nicht, in Paris gewiſſe Geſchäfte abzuſchließen, die ich nicht beſſer als mit dem Börſenworte: „Kauf auf Zeit" bezeichnen kann.

Es widerſtrebt nämlich den Tirailleur-Gewohnheiten gewiſſer Blätter, Tag für Tag für dieſelbe Ueberzeugung einzuſtehen, und wenn ſich der Gaulois beiſpielsweiſe darauf einließ, ein von ihm angenommenes und ſchon theilweiſe abgedrucktes Manuſcript mitten in der Veröffentlichung abzubrechen — wie dies mit Maurice Joly's „Neuen Zwiegeſprächen Montesquieu's und Machiavell's in der Hölle" der Fall war — ſo gab es andere Organe, wie der Figaro, der ſich, nachdem er die Sache des Legitimismus, und darauf die Fuſion, und darauf die Orleans vertreten, auch gelegentlich herbeiließ, wenn es gerade Wahlen oder ein Plebiscit gab, ſich auf vier Wochen einzig der Sache des Kaiſerthums und der napoleoniſchen Dynaſtie hinzugeben. Herr von Vilmeſſant, der Eigenthümer dieſes Blattes, verſtand dieſe Quadratur des Zirkels, nacheinander und gleichzeitig mit allen Parteien es zu halten, in ſo hohem Grade, daß er während all' dieſer Wandlungen ſogar einen echten, unverfälſchten Republikaner, der bei den Heiligen des Café Madrid im beſten Geruch ſtand, ſtets in ſeinem Solde und bei ſeinem Organe behielt, ſo zwar, daß, als Alphonſe Duchêsne ſtarb, und fünf unverſorgte Kinder hinterließ, der legitimiſtiſch-orleaniſtiſch-gutkaiſerlich geſinnte Herausgeber des Figaro ſogar

mit leichter Mühe sämmtliche republikanischen „frères et amis“ des Verstorbenen beschämte und in fürstlichster Weise, wie sie eben nur einem so fanatischen Fürstendiener möglich sein konnte, für die Hinterbliebenen Sorge trug. Die republikanischen Catone, die sonst nicht genug Steine finden konnten, um sie auf den coûte qui coûte monarchisch Gesinnter zu werfen, standen in diesem Wettstreit edler Seelen schier freiwillig zurück und die Partei und Freundschaft hörten auch bei ihnen bei und mit dem Portemonnaie auf.

Aber seine Verträglichkeit mit der Regierung hinderte den braven Mann und Anhänger des monarchischen Princips in keiner Weise, auch gelegentlich, wenn ihm etwas nicht nach Wunsch ging, dem Ministerium des Innern in seiner Plänklerweise den Krieg zu machen. So eben erst hatte er noch in Sachen des Plebiscits contra sociale Republik mit dem Feuereifer eines Accordarbeiters plaidirt, als er eines Tages, beladen mit dem Fluch und den Verleumdungen der ganzen demokratischen Presse, auf dem Ministerium des Innern erschien, das damals Herr Chevandier de Valdrôme innehatte. Letzterer mochte vielleicht den eingegangenen Verpflichtungen bereits pünktlich nachgekommen sein, jedenfalls stellte er sich sehr unwirsch, als Vilmessant, gleichsam als Zugabe, noch die Anstellung eines seiner Clienten — und Jedermann in Paris hat mindestens einen Clienten zu empfehlen und vorwärts zu bringen — im Staatsdienste verlangte. Herr Chevandier wies den Antragsteller kurz ab.

„Aber wir haben Ihnen doch Dienste geleistet und verdienten Berücksichtigung,“ bat Vilmessant.

„Mag sein,“ entgegnete der Minister, „aber die Rechnung und unsere Bücher sind abgeschlossen.“

„Gehören wir denn nicht zur „„guten Presse?““ schaltete Figaro ein.“

„Ach! alle Journale sind für uns gleich schlecht,“ meinte abbrechend Herr Chevandier de Valdrôme, den der Figaro bald darauf nur noch als Herrn „Chevaldrôme“ bezeichnete, ein Nadelstich, der den Betreffenden geradezu nervös machte durch seine tägliche Wiederholung.

„Nun denn, Excellenz,“ sagte Figaro, sich verabschiedend, „ich will Ihnen den Unterschied zwischen der guten und schlechten Presse klar machen und Sie sollen sehen, was Sie an uns verlieren.“

Sprachs und verschwand. Auf seiner prachtvollen Villa in Enghien angelangt, berief er sofort den Generalstab seiner Redaction zu sich und verabredete mit diesem seinen famosen Plan des „Figaro republicain,“ der, als er am andern Tage erschien, ganz Paris in seltsamster Weise dupirte.

Vilmessant erfand die Fiction, er habe das Blatt mit seinen 60,000 Abonnenten einer republikanischen Gesellschaft, bestehend aus den 1,500,000 beim Plebiscit mit Nein Votirenden, für den Betrag von $1\frac{1}{2}$ Millionen Franken verkauft, der durch eine Subscription der Gesinnungsgenossen à einen

Franken aufgebracht worden sei. Albert Wolff debütirte im Figaro republicain mit einem Premier-Paris, der den Styl und den Witz Rochefort's täuschend nachahmte. Albert Millaud parodirte die Antithesen Victor Hugo's in einem fulminanten Gedichte gegen „les Vendus de la Presse", Jules Richard travestirte Felix Pyat und seine Metaphern .... kurz das gesammte Blatt war das rotheste, was jemals von patentirten Radicalen niedergeschrieen und gedruckt worden war, und die republikanischen Zeitungen, wie Rappel, Reform, Reveil, Marseillaise u. s. w. barsten vor Neid, als sie ihre Manier so trefflich nachgeahmt und das Kunststück, dessen Mechanismus sie allein zu kennen wähnten, von republikanischen Eintags-Dilettanten so ohne Weiteres executirt sahen.

Auf dem Ministerium des Innern aber traute man seinen Augen kaum und im ersten Moment des Schreckens, ehe man noch die Eulenspiegelei bemerkt, sandte man Boten über Boten an Herrn de Vilmessant mit dem dringenden Auftrage, ihn zu ersuchen, um jeden Preis den Verkauf rückgängig zu machen. Figaro, mit dem Erfolge auch sonst zufrieden (die betreffende Nummer war in mehr als 200,000 Exemplaren verkauft worden!), begnügte sich, bei Chevandier anzufragen, ob ihm jetzt der Unterschied zwischen guter und schlechter Presse (im Regierungssinne natürlich) klar geworden sei, und als Antwort erfolgte umgehend das Anstellungsdecret, welches Vilmessant für seinen Schutzbefohlenen vorher so vergeblich nachgesucht hatte.

Dergleichen Geniestreiche stehen übrigens beim Publicum der Pariser Boulevards in nicht geringen Ansehen, und einer der eilftausend Märtyrer der republikanischen Partei, der jüngste unter ihnen, der kaum erst noch heilig gesprochen worden, Victor Noir, verdankte lediglich solchen Dingen das Bischen Popularität, dessen er genoß. Der Mann ist todt und hier vielleicht nicht der Platz, den Humbug in seiner ganzen Nacktheit zu enthüllen, den die Führer der antikaiserlichen Intrigue mit der Todesart dieses dicken, guten, heftigen und leichtsinnigen Witzboldes getrieben, der, weit entfernt ein Politiker zu sein, nur eine kindische Freude daran hatte, wenn er den Regierenden einen Schabernack spielen und gleichzeitig dabei .... einige Franken verdienen konnte. Letzteres war nicht selten die Hauptsache, denn wenn Victor, dem die französische Orthographie von jeher mit ihren Winkelzügen ein Greuel gewesen, auch bereit war, für seine Partei sein Leben zu lassen, so zog er es doch bei weitem vor, wenn ihn die Letztere bei Bignon und Brébant, d. h. in guten Restaurants, leben ließ.

Wie Victor Noir, der im Grunde nichts war, als ein kleiner Theater-Scandal-Reporter des Figaro, unter die Republikaner gekommen, ist nie recht aufgeklärt worden. Genug, daß in der letzten Periode des Kaiserreichs journalistisch zum guten Ton gehörte, als Oppositionsmann aufzutreten.

Damit hatte man seine freien Entrées in die liberalen Blätter und die mächtige Camaraderie der Partei war im Stande, auch den unbedeutendsten Schreier mit dem Nimbus eines verfolgten Aristides zu umkleiden. Allerdings waren hierzu mindestens 8 Tage St. Pèlagie, unerläßliche Vorbedingung, jenes Journalistengefängniß, dessen Thore gerade in damaliger Zeit am gastfreundlichsten und am hilfreichsten für die dii minorum gentium der Republik geöffnet waren.

Um zu leben, war Victor Noir, seitdem er dem Figaro Valet gegeben, auf seine reiche Phantasie angewiesen, die ihn auch nirgend im Stich ließ. Er hatte eine Specialität, diejenige, für seine literarischen Unternehmungen anziehende Titel zu finden. Die Laterne Rochefort's war eben verboten worden und in ihrem Gefolge hatten sich hunderte von Broschüren auf dem Büchermarkt breit gemacht, die gewöhnlich Samstags publicirt wurden, um am Sonntag schon wieder vergessen zu sein. Jedenfalls erwartete der Boulevardier mit einer gewissen sensationsbegierigen Sehnsucht das jedesmalige Wochenende, denn man war gewöhnt, am Samstag irgend etwas Neues und Pikantes in den Zeitungskiosks zu finden. Diese Neugierde des Publikums erklärte Victor Noir alsbald für seine Domaine, in deren Ausbeutung er sich unermüdlich zeigte.

Er debutirte eines schönen Samstags mit dem Pilori (Schandpfahl), einem kleinen Quartblättchen, das er als Wochenblatt herausgab und des besseren Eindrucks halber mit rothen Lettern drucken ließ. Der Inhalt war natürlich nicht fünf Centimes, geschweige denn jene funfzig Centimes werth, mit denen der schlaue Speculant seine Prosa sich bezahlen ließ. Vom Pilori erschienen drei Nummern; das Publicum wurde es müde so genasführt zu werden und am nächsten Samstag erblickte la Gazette javanaise das Licht der Welt. Auf dem Boulevard war eine Art Kauderwälsch fünf Minuten lang Mode gewesen, die darin bestand, beim Sprechen, zwischen jede Sylbe eines Wortes, das Wörtchen „java" einzuschieben, etwa wie in Deutschland die Kinder in der Klippschule sich die B-b-Sprache zurechtlegen und glauben, Wunder gethan zu haben, wenn sie sich im Respirium zuflüstern: „Deber Lehbereber ibist heubeut sehber böbesebe". Aehnlicher blödsinniger Sprachformation verdankte die Java-Sprache ihre Existenz und das „tout-Paris" des Boulevards war hoch erfreut, diese nichtsnutzige Kinderei durch die Gazette javanaise, die auf nilfarbigem, grünbraunem Papier gedruckt war, zu 24stündiger Unsterblichkeit verholfen zu sehen. Victor Noir verkaufte eine ziemliche Anzahl der beiden Nummern, welche von diesem Machwerk erschienen waren und konnte vom Gewinn mindestens 4 Wochen lang herrlich und in Freuden leben.

Nun aber galt es einen großen Schlag zu thun. Den blasirten Journalhäusern mußte etwas ganz Neues geboten werden. Am Montag brachte also der Figaro die geheimnißvolle Notiz, daß ein neues Unternehmen in

Vorbereitung sei, welches hochwichtige Enthüllungen bringen werde. Am Dienstag meldete der Gaulois, daß die Notiz vom gestrigen Tage zwar ihre Richtigkeit habe, daß es aber dem Herausgeber nicht möglich gewesen sei in Frankreich einen Drucker zu finden, der Satz und Druck dieses wichtigen Blattes übernehmen wolle. Nun wußte am Mittwoch der Figaro wieder zu sagen, daß das Blatt doch erscheinen werde, weil der Autor dasselbe in Brüssel, im freien Belgien, drucken zu lassen beabsichtige; worauf der Gaulois am Donnerstag berichtete, man habe Frankreich verleumdet, es sei doch ein muthvoller Typograph in Paris gefunden worden, der seine Pressen in den Dienst der Wahrheit, des Rechts und der Freiheit stelle, und am Freitag endlich meldeten beide Organe des Boulevard, daß morgen endlich das vielbesprochene Blatt, la Gazette secrète, vorsichtshalber allerdings verklebt und versiegelt, erscheinen werde.

Einer so wissenschaftlich und mysteriös combinirten Reclame widersteht kein Pariser, und das geistreichste Volk der Erde übersah ganz, daß ein Geheimniß in rosa Glanzpapier, das Jeder um einen Franken erstehen konnte, es eben keineswegs mehr war. Aber Noir hatte doch richtig gerechnet. Ueber 50,000 Exemplare dieser Zeitung waren im Handumdrehen verkauft worden, und da sich der Autor bei der Redaction in keine großen Kosten, weder an Geld noch an Zeit, gestürzt, so hatte er alle Ursache, mit der Aufnahme zufrieden zu sein, welche sein schlechter Witz in Paris gefunden hatte.

(Fortsetzung folgt)

Goethe und das Elsaß.

I.

Vor hundert Jahren, am 2. April des Jahres 1770 fuhr auf der bequemen Diligence Joh. Wolfgang Goethe, als stattlicher Jüngling im Alter von zwanzig Jahren, nach Straßburg hinein, um seine in Leipzig durch Krankheit unterbrochenen juristischen Studien zu beendigen.

Er hatte Straßburg vor andern Akademien den Vorzug gegeben, weil er hoffte, hier die französische Sprache, die er von Jugend auf liebte, und die ihm in einem bewegten Leben ohne Grammatik und Unterricht durch Umgang und Uebung wie eine zweite Muttersprache zu eigen geworden war, noch leichter und gewandter gebrauchen zu lernen. Denn Straßburg war seit beinahe einem Jahrhundert eine französische Stadt.

Er bezog eine Wohnung auf der Sommerseite des Fischmarktes Nr. 80

und blieb in derſelben bis Ende Auguſt 1771, wo er nach überſtandener Promotion ins Vaterhaus zurückkehrte, zwei Sommer und einen Winter. Was in dieſer Zeit mit ihm vorging, iſt uns Allen bekannt; oft genug hat man es geleſen, wie er ſich die Sorge für das juriſtiſche Examen durch Annahme eines routinirten Repetenten vom Halſe wälzte, wie er ſich durch ſeine mediciniſchen Tiſchgenoſſen bei den Fräuleins Lauth in der Krämergaſſe Nr. 13 zum dilettantiſchen Betrieb der Medicin locken ließ, wie er alchymiſtiſche Experimente machte, wie er den Bayle, Voltaire, Rouſſeau, das système de la nature, den Giordano Bruno, Platon's und Mendelsſohn's Phädon ſtudirte, wie ihn Herder in den Wirbel der gähnenden deutſchen Literatur riß, wie er, von ihm angeregt, ſich in die Lectüre des Sophokles und Shakeſpeare, des Homer und Oſſian vertiefte und wie ihm trotz dieſes vielſeitigen und verworrenen Studirens und Leſens noch Zeit blieb, dem inneren Geſetze der Münſterarchitektonik nachzugrübeln, Tanzſtunden zu nehmen und Liebe zu leben und zu dichten.

In lebendiger Erinnerung lebt uns Allen, was in dieſen anderthalb Jahren in des Dichters Kopf und Herzen ſtürmend und drängend wühlte. Und Mancher, der das Elſaß betrat, wallfahrtete wohl nach Seſenheim; und die ſchöne Liebesidylle zitterte wehmuthvoll in ſeiner Seele nach. Und auf der Plattform des Münſters ſtanden wir in nachdenklich bewegter Stimmung vor dem Namen, den der Frankfurter Muſenſohn dort eingehauen unter vielen Namen, groß und klein. Elſaß, ohne Goethe's Straßburger Aufenthalt zu denken, war uns nimmer möglich.

Aber wenn wir Goethe laſen, geſchah uns bis vor Kurzem mit Elſaß, mit Land und Leuten wohl das Umgedrehte. Alles, was der Dichter davon in liebevoller Schilderung berichtet, kam uns nur wie Staffage vor; es war uns dem gegenüber, was er von ſich erzählt und berichtet, faſt gleichgültig.

Heute darf man wohl etwas mehr Intereſſe für dieſe Seite der Goetheſchen Mittheilungen erwarten. Jedenfalls hat der Dichter mit hingebender Theilnahme und hellem Blick, wie es ſeine Art war,

> er hätt ein Auge treu und klug
> und wär auch liebevoll genug,
> zu ſchauen Manches klar und rein —

das Leben des Volkes und die Natur des Landes beobachtet und was er geſehen und erfahren, in anmuthiger und anſchaulicher Darſtellung vor uns ausgebreitet.

Und Zeit und Gelegenheit hat er genug gehabt, um nach allen Seiten hin ſeine forſchenden Blicke zu lenken. Freilich ſtudirte er gleich ſeinem Fauſt in allen Facultäten mit unruhigem Wiſſensdurſt; aber er that es ohne das ſchwere, beklemmende und feſtgeklemmte Bemühen ſeines dichteriſchen Eben-

bildes. Er theilte vielmehr die freundlichere und bequemere Auffaſſung ſeines verehrten kliniſchen Lehrers Dr. Ehrmann: die Studien wollen nicht allein ernſt und fleißig, ſie wollen auch heiter und mit Geiſtesfreiheit behandelt werden. Gern folgte er ſeinem Rathe, gab dem Körper Bewegung und durchſtreifte in fröhlicher Geſellſchaft mehr als einmal das ſchöne Land zu Fuß und zu Pferde. Von zwei größeren Reiſen gibt er uns ſelbſt Bericht; die eine führte ihn über die berühmte Zaberner Stiege nach Zabern; dann über Pfalzburg und Lützelſtein nach Saarbrücken, Bitſch und Hagenau wieder zurück. Ein ander Mal gings ins obere Elſaß; Colmar und Schlettſtadt wurden beſucht; in dämmeriger Ferne zeigten ſich die Thürme von Baſel; verlockend winkte das Blau der Schweizer Berge. Von vielen Höhen, von der Waſenburg und vom Otilienberg, wie von dem Altan des Münſters aus, wo er oft im Kreiſe heiterer Freunde mit gefüllten Römern die ſcheidende Sonne grüßte, ſandte er betrachtend und genießend immer wieder den Blick auf das weite Land umher. — Und ebenſoſehr intereſſirten ihn die Bewohner und die politiſchen Zuſtände dieſes Landes. Von dem Fenſter ſeiner Wohnung ſchaute er in manchen müßigen Augenblicken mit innigem Behagen auf das bunte Marktgewühl zu ſeinen Füßen. Und er gehörte in der Stadt, wie er ſelbſt geſteht, zu den „Pflaſtertretern“, zu den „wandelnden Müßiggängern“, die mehr als Bücher und Papier den lebendigen Verkehr mit thätigen und vergnügſamen Menſchen liebten. Da mußte er denn bald unter dem Volk heimiſch werden, zumal einige ſeiner Tiſchgenoſſen, übrigens ſelbſt mit Landesart und Sitte wohl bekannt, den lebensfriſchen, geſelligen, geiſtvollen Studioſus in viele angeſehene Familien in Stadt und Land mit Freuden einführten. Da brachte er in der Predigerfamilie zu Seſenheim manchen ſchönen Sommertag zu; und in luſtigen Ausflügen diesſeits und jenſeits des Rheins, in Hagenau, Fort-Louis, Philippsburg und an anderen Orten fand er all' die lieben Bekannten in ihrem eigenen Daheim, die er vorher als Beſucher des Seſenheimer Pfarrhauſes bei einander geſehen; jeder ſchloß gaſtfrei und liebenswürdig Küche und Keller, Gärten und Weinberge, ja die ganze Gegend auf.

Sammeln wir die in Dichtung und Wahrheit, Buch 9 — 11 zerſtreuten Züge zu einem Bilde von Land und Leuten im Elſaß vor 100 Jahren.

Kein größerer Gegenſatz iſt, als die elſäſſiſche Ebene und die daran grenzenden wilden und rauhen Gebirgsgegenden von Oſtlothringen. Elſaß ſchildert Goethe wie ein Paradies; von wo man es auch betrachten mag, immer dieſelbe herrliche, ſchöne, entzückende Ebene; ein heiteres, fruchtbares, fröhliches Land mit ſeinen üppigen Matten und grünen Auen, von Büſchen und Wäldern, Dörfern und Meierhöfen in bunter Abwechſelung reich geſchmückt. Am reichſten iſt das Land an den Ufern des Ill und des Rhein, deſſen Waſſer von grünen Inſeln und Ländern vielfach unterbrochen, ſilberglänzend das

ſonnenbeſchienene Land beſäumt. Wenn man im Weſten des Landes auf einer Höhe ſteht, ſo ſchweift das Auge über eine unendliche Fläche, die ſich in immer mehr abduftendem Landſchaftsgrün dem Geſicht entzieht, bis zuletzt die ſchwäbiſchen Gebirge ſchattenweiſe in den Horizont verfließen.

Und über der herrlichen Gegend wölbt ſich in wundervoller heiterer Bläue der Himmel; jeden Morgen zeigt er ſich in neuer Pracht und erfriſcht die durſtende Erde mit Thau; am Tage entzückender Sonnenglanz; Abends und Nachts weht eine milde, laue Luft, ſo daß man das Scheiden des Tages nicht ſchmerzlich empfindet. Meiſt herrſcht gleichmäßig das ſchönſte, hellſte Wetter; in der Ferne über den blau verſchwindenden Gebirgshöhen im Weſten thürmen ſich wohl manchmal Wolken auf; aber ſie bilden nur einen angenehmen Contraſt zu dem klaren Himmel unmittelbar über dem Lande; und ſie ſtehen oft Tage, Wochen lang, ohne ihre Drohungen zu verwirklichen. Und beſchwört einmal die drückende Sonnengluth ein Gewitter herauf, ſo geht es ſchnell vorüber, erquickt das Land und verherrlicht nur noch das Grün der Ebene, das ſchon wieder im Sonnenſchein glänzt, ehe es abtrocknen konnte. Der doppelte Regenbogen, zweifarbige Säume eines tief dunkeln himmliſchen Bandſtreifens waren herrlicher und farbiger als ſonſt irgendwo.

Anders Deutſch-Lothringen im Gebirge. Begleiten wir Goethe auf ſeiner Reiſe. Mit einem Schlage änderte ſich die Gegend, als die Freunde bei der alten Bergfeſte Lützelſtein vorbeizogen, um in die Region der Saar und Moſel hinabzuſteigen. Der Himmel trübte ſich; die Luft ward kühler; es begann das rauhere, unfreundliche „Weſtreich", das Herzoghum Lothringen. Es fehlten die freundlich blickenden Dörfer, umgeben von blühenden Saaten; man verlernt es, nach Getreide ſich umzuſehen. — Das Thal der Saar iſt von beiden Seiten von Bergen begleitet, die einen traurigen Eindruck machen würden, wenn nicht unabſehbar an ihrem Fuße eine unendliche Folge von Wieſen und Matten ſich erſtreckte, die Huhnau genannt. Auch die Wälder ſind nicht die gutgepflegten des Elſaß, deren kühles Dunkel und würziger Duft dem Wanderer angenehme Erquickung bietet. Hier hat wildwucherndes Wachsthum, jeder Mangel an menſchlicher Aufſicht und Sorgfalt dem Ganzen ein wüſtes, trauriges Ausſehen gegeben: umgeſtürzte Stämme faulen zu tauſenden übereinander; wildtoſende Bäche gießen ſich drüber hin; junge Sprößlinge keimen in Unzahl auf halbvermoderten Vorfahren: undurchdringliches Geſtrüpp und Geſträuch rings umher.

Aber Gebirge und Wald haben auch ihre Schätze. Man gewinnt Schwefel und Alaun; Steinkohlenlager von bedeutender Mächtigkeit erſtrecken ſich weit hin; überall Hütten und Grubenwerke, in denen nach Metall gegraben wird. Es glühen und ſprühen die Eſſen der Schmelzöfen und Glashütten; es dampfen die Schlöte; laut tönen die Hämmer durch die düſtere Stille.

Von Ortschaften, die Goethe beschreibt, interessiren uns zunächst Pfalzburg, eine neuere Festung. Sie liegt auf einem mäßigen Hügel; die Werke sind elegant auf schwärzlichem Felsen von gleichem Gestein erbaut; die mit Kalk weiß ausgestrichenen Fugen bezeichnen genau die Größe der Quadern und geben von der reinlichen Arbeit ein auffallendes Zeugniß.

Das Städtchen Bitsch schlingt sich sehr malerisch um einen Berg; oben liegt die Festung. Diese ist theils auf Felsen gebaut, theils in Felsen gehauen; die unterirdischen Räume sind besonders merkwürdig; hier ist nicht allein hinreichender Platz zum Aufenthalt einer Menge Menschen und Vieh, sondern man trifft sogar große Gewölbe zum Exerciren, eine Mühle, eine Capelle, und was man sonst unter der Erde fordern könnte, wenn die Oberfläche beunruhigt würde.

Die Elsässer sind, wie die Niederländer in Goethe's Egmont, ein lustiges, leichtlebiges Völkchen. Wie sollte es in dem sonnigen, fruchtbaren, reichen, schönen Lande auch anders sein! Sie sind eifrige Spaziergänger; und man mag seinen Schritt hinwenden, wohin man will: überall findet man theils natürliche, theils in alten und neueren Zeiten künstlich angelegte Vergnügungsorte, einen wie den andern besucht und von heiterer Gesellschaft genossen. Ihr Hauptvergnügen ist der Tanz. Goethe sagt, in Straßburg, ja im Elsaß werde, wie das Auge an den Münster, so das Ohr an den Tanz, jeden Tag, jede Stunde erinnert. An Sonn- und Werkeltagen schlendert man an keinem Lustort vorbei, ohne daselbst einen fröhlichen Haufen im Kreise drehend zu finden. In Pfalzburg sah Goethe die Leutchen schon Sonntags früh um neun Uhr im Wirthshaus tanzen, trotz großer Theuerung und drohender Hungersnoth. Und auch sonst: „sobald die Musik sich hören ließ, eilte Alles zum Tanze; die Allemanden, das Walzen und Drehen war Anfang, Mittel und Ende; Alle waren zu diesem Nationaltanz aufgewachsen." Im Sommer auf den Landhäusern viel Privatbälle; und die Unterhaltung dreht sich um die brillanten Redouten des kommenden Winters.

Wer erinnerte sich nicht der ungezwungenen Heiterkeit, die das Sesenheimer Pfarrhaus zu einem so anziehenden Aufenthalt machte! Ländliche, heitere Naturumgebung und liebenswürdige Wirthe; Spaziergänge, Gespräch und Spiel in angenehmer Abwechselung. Heute unternimmt man einen Ausflug nach den Rheininseln; der in der frischen Luft auf das Gesundeste entwickelte Appetit sammelt die Gesellschaft, die sich bisher in freier Luft in dem kühlen Schatten des Hains getummelt hat, um den dampfenden Kessel, der die Bewohner des kühlen Rheins in sich aufgenommen hat. Hat man sich an dem einfachen Mahl gesättigt, genug genossen den Anblick der leise murmelnden Rheinwellen, so wird unter Scherz und Gesang der Heimweg angetreten. Gesellschaftsspiele mancherlei Art kürzen die Zeit, bis die gesteigerte Fröhlich-

keit der Gesellschaft nach Musik verlangt und die Paare sich lustig im Kreise drehen. Der linde Mondscheinabend lockt die erhitzten Paare in den Garten hinaus. Arm in Arm wandelt man zwischen den Bäumen und Gebüschen in vertraulichem Gespräch; man möchte, es nähme nie ein Ende. Unter fröhlichem Zuruf und dem letzten Klingen der Gläser scheiden zu später Stunde die Freunde, um bald in der Ortenau oder in Philippsburg das trauliche Zusammensein zu wiederholen.

In Straßburg dasselbe freie, sinnlich genießende Leben. Auch hier muß man, um gern gesehen zu sein, wacker zu walzen wissen. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Gardinen-Predigten der Frau Doctor Bratenriecher.

Stenographische Aufzeichnungen
von
Ernst Eulenspiegel, höherer Schulamtscandidat.

Vormerk.

Ein dem verehrlichen Publicum gänzlich unbekannter junger Autor muß demselben vorgestellt werden; und wenn er Niemand findet, der dies übernimmt, so muß er es selbst thun. Dies ist mein Fall.

Ich heiße Ernst Eulenspiegel. Hätte ich nicht das Unglück gehabt, schon im neunten Jahre meine trefflichen Eltern — Gott habe sie selig — zu verlieren und dann zum Vormund einen unordentlichen Mann zu bekommen, welcher die Familienpapiere verloren und verkrümelt hat, so wäre ich im Stande, mich als directen Nachkommen meines im Jahre 1350 in Möllen bei Lübeck verstorbenen großen Ahn Tyll zu legitimiren. So aber fehlen mir die Papiere; und wer mir es nicht auf das Wort glauben will, dem kann ich nicht helfen. Gegenwärtig halte ich mich als Candidat des höhern Schulamtes in Berlin auf, und da ich arm und auch noch nicht bis zu jenem Punkte der Erziehungsgelahrtheit durchgedrungen bin, wo dieselbe beginnt, einträglich zu werden, so habe ich mich auf die Stenographie geworfen, welche gegenwärtig ein gesuchter Artikel ist und zur Noth es vermag, ihren Mann zu ernähren.

Bei Erlernung dieser Kunst stieß ich auf eine Schwierigkeit. Es ist nämlich zwar ziemlich leicht, sich die Regeln derselben einzuprägen, allein die Hauptsache ist die Praxis oder die Uebung. Da ist es denn nöthig, daß man Jemanden hat, der Einem den Gefallen thut, ohne Unterlaß zu sprechen, damit man bei der Aufzeichnung seiner geflügelten Worte Gelegenheit habe,

das Maß seiner stenographischen Kraft zu erproben. Ich suchte diese Gelegenheit Anfangs im Gotteshause; allein die hochwürdigen Herrn Prediger sprachen im Bewußtsein des Werthes ihrer Worte so langsam, sie zählten gleichsam alle einzelnen Worte stückweise und einzeln, gleich Perlen oder Ducaten, ihren andächtigen Zuhörern hin, so daß ich die Aufzeichnung, welche keinerlei erhebliche Schwierigkeit bot, namentlich nicht für einen Pädagogen von Fach, der das Alles ja schon wußte, nicht für bildend genug hielt. Ich wandte mich dann an die Parlamente, deren es in Berlin unzählige gibt, von den Bezirksvereinen hinauf bis zu dem hohen Reichstage des Norddeutschen Bundes. Allein ich fand es dort zu unbehaglich. Im Reichstage verübten sechs communistische Jünglinge einen solchen Heidenspectakel, daß die übrigen dreihundert Mitglieder ihr eigenes Wort nicht hören konnten. Im Landtag war es ganz unsäglich langweilig, wahrscheinlich deshalb, weil das hohe Abgeordnetenhaus und das nicht minder hohe Herrenhaus in diesem Punkte mit einander wetteiferten. Und in der Stadtverordneten-Versammlung mußte ich zu viel lachen über die manierirte Verzwicktheit, wie man dort die vornehmen Allüren des Reichstags nachzuahmen bestrebt war. „Wie er sich räuspert und wie er spuckt, — das hat man trefflich ihm abgeguckt"; aber für die gute Stadt Berlin kam weiter nichts dabei heraus, als neue Steuern, wobei freilich ich, da ich von Geburt so zu sagen, ein Mecklenbürger bin und auf der ganzen Welt nichts zu versteuern habe, eine gewisse Schadenfreude nicht unterdrücken konnte.

Der Reichstag, der Landtag und die Stadtverordneten-Versammlung, das sind die drei großen Parlamente von Berlin. Von den kleinen viel zu sprechen, verlohnt nicht der Mühe. In den Bezirksvereinen wird an jedem Abende von denselben Rednern immer dasselbe geredet, was man in dem hiesigen Jargon „Consequenz" nennt. In den conservativen Vereinen werden Vorträge vorgelesen, in welche immer ein Stück Predigt und ein Stück Kreuzzeitung mit einander abwechseln, was im Anfang durch seine Neuheit belustigt, Einem aber doch bald überdrüssig wird. In den gewöhnlichen Volksversammlungen aber trägt man stets Prügel davon; oder es ist wenigstens die Furcht, welche zu erhalten, so groß und wohl begründet, daß man nicht zu derjenigen Sammlung des Geistes und Gemüthes gelangen kann, welche das Stenographiren erfordert.

Der geneigte Leser wird sonach begreifen, daß ich in einiger Verlegenheit war, wo ich die richtige anima vilis zu suchen habe, an welcher ich meine schnellschreiberischen Experimente mit Erfolg machen könne.

Ein Zufall half mir aus aller Noth. Ich suchte eine billige Unterkunft und fand solche bei einem Subalternbeamten, welcher viel Arbeit und wenig Gehalt, viel Kinder und wenig Geld hatte, und in Folge dieser ungünstigen

Verhältniſſe die perſonificirte ſaure Gurke geworden war. Zu dieſer Metamorphoſe mag auch der Umſtand beigetragen haben, daß er die genannte eſſiggetränkte Frucht außerordentlich liebte und ſtets aß, wobei er die Redensart im Munde führte: „Sauer macht luſtig“ und zugleich dieſelbe mittels ſeiner eigenen Perſon thatſächlich widerlegte.

Gleichwohl war dieſer Beamte, trotz aller äußerlich zur Schau getragenen Giftigkeit, ein guter Kerl. Er verſchaffte mir ein Pöſtchen bei der Voſſiſchen Zeitung, welche er als oberſte Autorität in Staatsaffairen und in Kriegsangelegenheiten verehrte. Auch räumte er mir gegen ein billiges Stück Geld ein Zimmerchen ein, das auf einem andern Flur lag und 8 Schritte lang und 4 breit war. Die Wand, welche es von der benachbarten Familien-Wohnung trennte, war ſehr dünn; und ſo mußte ich wider Willen hören, was in dem Nachbarzimmer vorging. Bei Tag war es ganz ſtille. Aber zu jener Stunde der Nacht, wo der erſte Schlummer auf das müde Haupt des armen Sterblichen herabſinkt, dann begann ſichs zu regen. Nun pflegte der große Politiker Doctor Bratenriecher aus der Stammkneipe, oder der Fraction, oder dem Vorſtande, oder dem Bezirksverein, oder dem Comité (denn er gehörte nicht weniger als 27 Comité's der verſchiedenſten Richtungen an) nach Hauſe zu kehren, und ſeine geliebte Gattin hielt ihm, der faſt ſtets ſelbſt Vorträge zu halten pflegte nun ihrer Seits regelmäßig einen Vortrag, — wahrſcheinlich um bei ihm das Gleichgewicht zwiſchen Vortrags-Einnahme und Vortragsausgabe wieder herzuſtellen und ein gutes Saldo zu bewerkſtelligen.

Ich will von dieſen Vorträgen, welchen ich der Autorität des Sir Douglas Jerrold folgend, den Titel „Gardinen-Predigten“ gegeben habe, weiter nichts ſagen, als daß ſie zur Ausübung der ſtenographiſchen Kunſt vortrefflich geeignet waren. Bald langſam, ſchmachtend, oder ruhig fließend, wie das Bächlein auf der Wieſe, — bald voll reißender Schnelligkeit und Glühhitze, wie der Samum in der Wüſte, — boten ſie alle Tonarten und alle Sprechweiſen, alle Tempi und alle Verſchiedenheiten, welche dem Stenographen überhaupt nur vorkommen können. An ihnen bin ich zum Meiſter in der Stenographie geworden. Aber es iſt nicht blos Dankbarkeit, wenn ich dieſe freien Vorträge der Oeffentlichkeit übergebe, ſondern zugleich die innigſte Ueberzeugung, daß ihr Studium außerordentlich lehrreich iſt für Jedermann aus dem Volke. Sapienti sat.

Erſte Predigt.

(Die parlamentariſche Gattin. „Ihr gab ein Gott, zu ſagen, was ſie leidet“).

Bratenriecher! — Bratenriecher!! — Bratenriecher!!! Verſtelle Dich doch nicht. Du thuſt, als ob Du ſchon ſchliefeſt, und obwohl Du vielleicht etwas

mehr Wiener Märzenbier getrunken haſt, als einem Gentlemann zukommt, ſo halte ich es doch für geradezu unmöglich, ſo ſchnell einzuſchlafen. Ich nehme an, Du wachſt noch; und wenn ich das thue, ſo geſchieht es vor Allem aus zarter Schonung für Dich, indem ich trotz aller Deiner Fehler, die mir längſt nur allzuklar geworden ſind, doch ſtets geneigt bin, das Beſte von Dir zu glauben. Und das geſchieht nicht aus Ueberzeugung, ſondern nur aus Pflichtgefühl, aus eiſernem Pflichtgefühl, weil ich denn doch nun einmal durch die Bande der Ehe an Dich geſchmiedet bin und weil ich es nicht bin, welche dieſe Ketten bricht, wenngleich man es dem Sclaven nicht verübeln darf, wenn er ſich wenigſtens das Vergnügen nicht nehmen läßt, mit ſeinen Ketten zu raſſeln, und zu denken: „Jedes Ding auf der Welt hat ein Ende, mit Ausnahme der Wurſt, denn die hat deren zwei.“ —

— Du ſiehſt, ich kann trotz allem Unglücke, in das Du mich geſtürzt haſt, noch ſcherzen. Aber es gibt auch Punkte, wo der Spaß aufhört. Und wenn Du wirklich ſchon ſchlieſeſt, ſo wäre das eine Beleidigung gegen mich, welche den ganzen Ernſt der ſittlichen Entrüſtung eines oft getäuſchten, reinen und großherzigen Frauengemüthes herausfordert. Bratenriecher, wann, um Gottes willen, ſoll ich denn mit Dir reden? Morgens kannſt Du nicht heraus. Vergeblich ſitze ich an dem reinlich gedeckten und lecker bereiteten Theetiſch, Deiner gewärtig, Du kommſt nicht. Ich gehe in das Schlafzimmer, um nach Dir zu ſehen. Du liegſt noch zu Bette, aber Dein Schlaf iſt unruhig. Du wälzeſt Dich von einer Seite zur anderen, wie ein Fieberkranker, was man „Verfaſſungscriſen“ nennt in dem ſo oft von Dir geprieſenen Oeſtreich. Von Zeit zu Zeit ſtößt Du ein Paar Worte aus, je nach dem Gegenſtande, der gerade auf der Tagesordnung iſt. „Sittlich-ethiſche Bedeutung des Genuſſes warmer, nicht alkoholhaltiger Getränke“, wenn Zollparlament iſt. „Das letzte Mark des Volks ausſaugender Druck des Militarismus“, wenn Reichstag iſt. „Das ſchlaue Syſtem geiſtlicher Vorbehalte, welches die unverdorbene Volksſeele vergiftet“, wenn Landtag iſt. Oder Du ſpendeſt Beifall und Mißfall mit „Sehr gut“, „richtig“, „Bravo“, oder aber mit „Pfui“, „Oho“ und „Warum nicht gar?“ Dieſe Vibrationen eines irren Geiſtes, welcher nicht einmal im Schlafe zur Ruhe gelangen kann, würden mir von Intereſſe ſein, wenn es nicht ſchon ſeit Jahren immer dieſelben wären. Endlich kommſt Du zum Thee. Verſchlafen, mißlaunig, mundfaul, kaum nothdürftig gewaſchen und gekämmt. Du greifſt nach der Zeitung. Ich habe ſie ſchon geleſen, ehe Du kommſt. Es ſtehen zwei ſehr wichtige Telegramme drin: Ein Sieg über die Loire-Armee, welcher jedoch beweiſt, daß dieſelbe keineswegs, wie der Erbprinz von Mecklenburg an ſeine allerdurchlauchtigſte Mutter telegraphirte, am 3. d. M. bereits „von Papa total vernichtet“ worden, ſondern noch friedlich beiſammen iſt, und zwar ganz wo anders, als da, wo man ſie vermuthete.

Alſo erſtens dieſer Sieg ſteht darin. Zweitens aber ein Telegramm über die Pontusangelegenheit. Nun denke ich, was wird dein Alter dazu ſagen? Vom Krieg, denke ich, verſteht er zwar, glaub' ich, nicht viel mehr, als ich, aber vom Pontus deſto mehr; denn er hat ja doch Bismarcken ſchon zum Oeftern über ruſſiſche Angelegenheiten interpellirt und ihn dadurch fuchswild gemacht. Zwar nicht über den Pontus, aber doch über den Cartel-Vertrag zwiſchen Preußen und Rußland; ob er nicht gekündigt werde von Preußen, fragte er, und ob ſich die Regierung nicht ſchäme, ihn zu erneuern, und ob ſie auch fernerhin den Schweis- und Bluthund der barbariſchen Moskowiten ſpielen wolle; worauf die Antwort war, der Vertrag ſei ſchon gekündigt, aber nicht von Preußen, ſondern von Rußland. Du ſagteſt mir damals, das ſei Spiegelfechterei, man habe das diplomatiſch abgekartet, daß Rußland die Rolle des Kündigens übernehme, damit man jeden Schein eines parlamentariſchen Einfluſſes vermeide, in Wirklichkeit aber ſei der Vertrag auseinander geſtoben vor Deiner Interpellation und vor der mächtigen Art, wie Du ſolche begründet. Du habeſt, ſo ſagteſt Du damals — und Du mußt zugeſtehen, daß die Frauen, wenn es ſich um die menſchlichen Schwächen, und namentlich um die Renommiſtereien ihrer Männer handelt, ein ſehr gutes Gedächtniß haben — den Vertrag umgeblaſen, wie weiland die Mauern von Jericho vor dem Schalle der Poſaunen gefallen ſind. Nun dachte ich alſo, wenn er den Vertrag umtrompeten konnte, was wird er erſt mit den Pontus-Verträgen anfangen? Jedenfalls wird ihn das Telegramm auf das Lebhafteſte intereſſiren. Ich bin doch ſehr geſpannt darauf, was er ſagen wird. So dachte ich.

Du ergreifſt alſo die Zeitung, aber Du ſiehſt weder nach den Telegrammen, noch nach dem Premier-Berlin, wonach doch ein wirklicher Politiker zuerſt ſehen muß. Nein, du vertiefſt dich in die Berliner Localneuigkeiten. Wichtiger als die Loire-Armee, wichtiger als die Pontusfrage ſcheint Dir die Nachricht über einen verlaufenen Hund, oder einen entflogenen Canarienvogel, oder einen geſtürzten Droſchkengaul zu ſein. Was ſucht er nur, denke ich, in Allerwelt da zwiſchen dem „Vermiſchten" und den „Unglücksfällen" und den Inſeraten herum? Auf einmal fiel mir eine Anecdote von dem berühmten Engländer Fox ein, welcher einem Zeitungsleſer auf ſeinen unwilligen Ausruf: „Man lieſt aber doch auch gar nichts von dieſem Miniſterium!" antwortete: Sie ſuchen aber auch die Nachrichten darüber an der falſchen Stelle, Sie müſſen nicht vorne nachſehen, ſondern hinten unter der Rubrik „Verbrechen und Unglücksfälle." Dieſe Anecdote von Fox tröſtete mich, obgleich ſie ſchon im Meidinger ſteht. Alſo, dachte ich, jetzt will dich dein Bratenriecher mit einem Witz überraſchen; der Witz iſt zwar ſchon ſehr alt, aber was thut das; man muß den guten Willen für die That nehmen; ich werde alſo herzlich lachen, wenn er den Witz macht; Gott, man wird ja ſo beſcheiden

in der Ehe. So dachte ich. Aber ich irrte mich. Du fuhrſt fort in den Inſeraten zu ſuchen, in den Wohlthätigkeitsinſeraten, die zuerſt kommen, weil ſie nichts bezahlen. Da geht mir plötzlich ein ſchreckliches Licht auf.

— Großer Gott, ſage ich mir, was kann man nicht an ſeinem Manne erleben, jetzt hat der Unglückliche auch noch den Comité-Koller bekommen, eine der ſchlimmſten Sorten von Wahnſinn, die man erleben kann in dieſen, dem Verſtande ſo bedrohlichen und den menſchlichen Schwächen ſo günſtigen aufgeregten Zeiten. Den Comité-Koller!

Ich hatte Anfangs gar nichts dagegen, als ich Deinen Namen las unter allen möglichen Aufrufen an den Patriotismus und den Heldenmuth unſrer Mitbürger. Ich las ihn zwar in einer Geſellſchaft, wo ich ihn zu finden nicht gewohnt war, nämlich mitten unter Feudalen, Muckern und ſonſtigen Männern der äußerſten Rechten, oder gar der rothen Reaction. Aber, ſtets geneigt, Deine Schwächen zu entſchuldigen, oder gar noch ſie zu vertheidigen, als wenn ſie Tugenden wären, wie ich es nun einmal bin, ergriff ich ſofort, gegenüber der Frau Profeſſor Theewald-Stahl, welche mich mit einer hämiſchen Bemerkung darauf aufmerkſam machen wollte, wie Du Dich da in eine Geſellſchaft von Leuten, über die Du doch das ganze Jahr hindurch räſonirſt, hineinbegeben oder gar hineingedrückt habeſt, — ich ergriff, ſage ich — hörſt Du, Bratenriecher? — ſofort Deine Partei und ſagte in dem entſchiedenſten Tone: „Frau Profeſſor Stahl, ich muß mir ſolche Bemerkungen verbitten, ſagte ich, und wenn ich eben ſo boshaft ſein wollte, wie Sie, ſo könnte ich Ihnen antworten das ſei Neid, weil Sie und Ihr Mann in ſolche Geſellſchaft nicht kommen. Allein das ſei ferne von mir, ſo ſagte ich, wir gehören zu derſelben Partei; und deshalb will ich darüber hinweggehen; denn es heißt: Du ſollſt nicht den Splitter ſehen im Auge Deines Bruders". So heißt es, oder doch ähnlich. Gut, alſo ich ſagte der Frau Profeſſor: „Wenn das Vaterland in Gefahr iſt, dann müſſen alle Parteien zuſammenſtehen; iſt der Kampf nach Außen beendigt, dann mag er im Innern wieder beginnen." „Und dann", ſagte ich, „ein Jeder gibt, was er hat. Mein Mann hat ſtets den ſchnöden Mammon verſchmäht, er könnte ein Millionär ſein, wenn er gewollt hätte; allein er hat ſtets eine ehrenvolle Armuth einem anrüchigen Reichthum vorgezogen. Das war ſein Wille, und ich, als treue Gattin und gute Patriotin, habe mich darein ergeben." So ſprach ich.

Denke Dir, Bratenriecher, ſo ſagte ich wirklich. Haſt Du denn kein Wort der Anerkennung für mich? Iſt es mir nicht gelungen, Dir den claſſiſchen Faltenwurf antiken Bürgerſinnes trefflich nachzuahmen? Haſt Du denn gar keinen Sinn für die Opfer, die ich Dir bringe, indem ich Dich in allen Strahlen altrömiſchen Bürgerſinnes leuchten laſſe? Indem ich das thue gegen beſſere Ueberzeugung. Denn wir beide wiſſen ja, daß Du auf

ſolches Lob keinen Anſpruch haſt. „Vor dem Kammerdiener gibt es keine großen Charaktere“. Gut, vor der Frau noch viel weniger. Wir, Du und ich, wir wiſſen ja, wenn Du Dein Glück nicht gemacht haſt, ſo lag es nicht am Mangel an gutem Willen, ſondern an Ungeſchick. Wenn es Brei regnet, dann haſt Du ſicher keinen Löffel. Gott beſſer's.

Was, Du antworteſt darauf mit Grunzen? Ja, damit iſt nicht geholfen, das ſage ich Dir. Aber, was wollte ich doch eigentlich ſagen? Ja ſo! Das, was ich der Frau Profeſſor Stahl geſagt habe, wollte ich ſagen. „Frau Profeſſor“, alſo ſagte ich, „wir ſind mit irdiſchen Glücksgütern nicht geſegnet“, ſagte ich, „deßhalb ſteuert mein Mann zu den patriotiſchen Zwecken das Beſte bei, was er hat, nämlich ſeinen fleckenloſen und unbeſcholtenen Namen, welcher einen guten Klang hat in beiden Hemiſphären, und welcher mehr Beiträge fließen macht, als alle“ — —

Doch was ſoll ich Dir unſere Unterredung weiter erzählen. Du ſcheinſt doch keinen Werth darauf zu legen. Ich ſchlage mich für Dich; und Du, ſtatt mir Dank zu wiſſen, grunzeſt dazu. Gut, ich will auch dazu ſchweigen. Schweige ich ja doch zu Vielem. Aber, beim Frühſtück, das war denn doch zu arg. Ich legte Dir die Zeitung zum zweiten Male hin. Das Pontus-Telegramm obenauf. Wäre es ein Wolf, es hätte Dich gefreſſen. Aber nein, nichts Pontus; der große Politiker, welcher ſeiner Verſicherung nach ehedem ganz Rußland mittels eines Strohhalmes in ein Mauſeloch gejagt hat, er überſieht den Pontus und Alles. Er hat beſſere Dinge zu thun. Er ſucht Aufrufe, unter welchen, mitten unter fünfzig andern bekannten und unbekannten Unterſchriften, welche unnöthiger Weiſe den Raum verſchlingen, auch ſein theurer Name prangt. Oh, Comité-Koller!

Als ich Dich, natürlich in der ſchonendſten Weiſe, wie ſolche einer, ihrer Pflichten ſtets eingedenken, liebenden Gatten eigenthümlich iſt, aufmerkſam machen und Dich fragen wollte, ob Du vielleicht auch eine Notiz ſuchteſt über die Rede, die Du vorgeſtern in dem „Verein zur Beſeitigung der verfaſſungsloſen Nothzuſtände in dem Fürſtenthum Ratzeburg“ gehalten haſt, als ich Dich weiter fragen wollte, was Dich denn um Gottes willen dieſes unbekannte Fürſtenthum angehe, und ob es nicht beſſer ſei, falls Du überhaupt noch ein Atom von Aufmerkſamkeit übrig haben ſollteſt, daſſelbe Deiner angetrauten Gattin zu ſchenken, anſtatt wildfremden Ländern, — da erhobſt Du Dich, kleideteſt Dich eilig an und gingſt mit der Behauptung, Du müßteſt in die Sitzung. Das war vor zehn Uhr. Ich aber wußte natürlich, daß die Sitzung erſt um zwölf anfing. Zum Mittagseſſen kamſt Du nicht. Dann, erſchienſt Du um 5½ Uhr Nachmittags, um mir zu ſagen, Du habeſt mit Deiner Fraction ſpeiſen müſſen, um ihr in dieſen ſchwierigen Zeiten, Muth und Vertrauen einzuflößen, nun aber

ſeieſt Du müde, wie ein Hund, und müſſeſt eine kleine Sieſta halten. Aus dieſer „kleinen Sieſta“ wurde ein ſchnarchender Schlaf von anderthalb Stunden; und dann gingſt Du wieder in die Fraction. Um zwölf Uhr kehrſt Du aus derſelben, oder Gott weiß woher ſonſt, zurück. Heimtückiſcher Weiſe benutzeſt Du die Augenblicke des erſten und kräftigſten Schlafes, der mich von meinem Kummer erlöſt hatte, um Dich auszukleiden und zu Bette zu legen; und nun, da ich mit Dir reden will, ſtellſt Du dich, als ob Du ſchon ſchlieſeſt; und ich kann nichts aus Dir herauskriegen, als einiges Grunzen.

Bratenriecher, ich frage Dich, wann ſoll ich nun mit Dir reden? Wenn Du wachſt, biſt Du nicht zu Hauſe. Wenn Du zu Hauſe biſt, ſchläfſt Du.

Das heißt, Du ſtellſt Dich ſo, als ob Du ſchlieſeſt. Ich aber getröſte mich meiner Zweifel; ich ſage: Nur Zweierlei iſt möglich: Entweder Du ſchläfſt, oder Du ſchläfſt nicht.

Angenommen, Du ſchläfſt wirklich, (obgleich ich das Deinem verſchlagenen Charakter nicht zutraue, den ich nun ſchon ſeit funfzehn Jahren ſtudire), — dann hätte freilich alles Obige auch eben ſo gut ungeſprochen bleiben können. Aber auf keinen Fall ſchadet es was. Ich habe wenigſtens wieder einmal mein Herz erleichtert.

Schläfſt Du aber nicht, ſo iſt es eine gerechte Strafe für Deine ſchändliche Heuchelei, daß ich Dir einmal die Wahrheit geſagt habe. Die Wahrheit? Nein, nicht die Wahrheit, ſondern nur einen gelinden und entfernten Vorgeſchmack derſelben. Denn, ach, mein gutes und gefühlvolles Herz, das obwohl ſchon tauſendmal getäuſcht, ſich immer von Neuem betrügen läßt, hat wieder Cenſur geübt an den Erzeugniſſen meines Verſtandes, der gewohnt iſt, Herz und Nieren der Männer zu prüfen. Das nächſte Mal wird es kräftiger kommen. Gute Nacht, Bratenriecher! — (Ende der erſten Predigt).

Das freiwillige Bildungsweſen Deutſchlands in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande.

Es war unſer Schickſal, das neue deutſche Reich zu bauen, wie einſt die Iſraeliten unter Nehemia Jeruſalem bauten, das Schwert in der einen, die Mauerkelle in der andern Hand; aber in dem Augenblick, wo wir das Nothdach durch ein dauerndes erſetzt haben, wo wir die Krone auf dem Giebel errichten, ziemt uns zu unterſuchen, ob die innere Einrichtung des Gebäudes von der Art iſt, wie ſie den Zwecken unſerer Friedensarbeit und unſerer geſammten Cultur entſpricht. Gewiß ſind tauſend Bedürfniſſe zu decken; es ſei

uns hier vergönnt, vor der Hand eins ins Auge zu fassen: das freiwillige Bildungswesen Deutschlands.

Man kann von der Einseitigkeit der Ansichten Buckle's und der Manchesterschule über den Krieg völlig frei sein — was für den Preußen übrigens ebenso leicht, wie für den Engländer schwer ist, — man kann sich sogar zu der idealen Auffassung Heinrich von Treitschke's über das letzte Mittel der Politik bekennen, aber man wird doch zugeben müssen, daß der Rückschlag, welcher selbst nach einem so glücklich geführten Kriege, wie der jetzige, unausbleiblich erfolgen muß, nicht anders als eine Zeit lang lähmend auf die Interessen der allgemeinen Bildung wirken kann. Man bedenke die Stockung, die unsere Fabrikthätigkeit, unser Land- und Seehandel, unsere Rhederei erlitten; den Kampf auf Leben und Tod, den der Eintritt Lothringens und des Elsasses vielen Fabrikzweigen bereiten wird, die zahlreichen Gefallenen, denen im Laufe der nächsten Jahre fast ebensoviel an den Folgen der Wunden und Strapazen Dahinsiechende folgen werden, und erwäge den Umstand, daß von dieser Million deutscher Krieger wenigstens die Hälfte, die der Reserve und Landwehr angehören, Erhalter von Familien sind, welche zum Theil Jahre gebrauchen werden, um in denjenigen ökonomischen Zustand zurückzukehren, in dem sie sich vor dem Kriege befanden.

Die erste Tugend des Patriotismus ist, sich die vaterländischen Verhältnisse in ihrer wahren, ungeschminkten Gestalt vor Augen zu halten! Verhehlen wir uns also nicht, die nächste Folge des Krieges wird eine gewaltige wirthschaftliche Anspannung sein, um das Verlorene wieder einzubringen, um unsere Stellung auf dem Weltmarkte zu behaupten, womöglich zu erweitern; aber diese Periode wird zugleich ein Zeitraum der politischen Erschlaffung und der Lähmung des Sinnes für geistigen Fortschritt sein. Zum Erschrecken fast, wenn dergleichen dem politischen Denker ziemte, haben das die Wahlen zum preußischen Landtage im November 1870 dargethan: nach der Verkündigung der Unfehlbarkeitslehre, nach dem Sturze des Kirchenstaates tritt die ultramontane Partei zahlreicher als je in geschlossener Phalanx in den preußischen Landtag! Die Zeitabschnitte nach dem Freiheitskriegen, nach der Revolution von 1848, ja selbst nach dem kurzen Kriege von 1866 weisen die gleichen Erscheinungen auf. Nach 1815 und 1848, wo die deutsche Nation nichts anderes als jetzt erstrebt hatte und, erschöpft, sich ihren wirthschaftlichen Sorgen überließ, beuteten die freiheitsfeindlichen Elemente diesen Zeitraum geistiger Lethargie rücksichtslos aus; und gelang uns etwa nach den Siegen von 66 eine Bewegung hervorzurufen, die tief genug gewesen wäre, um den wankenden Bau unseres verkümmerten Unterrichtsministeriums zu erschüttern? Hat dasselbe Ministerium nicht die Eingriffe des Kölner Erzbischofs in die Lehrfreiheit der Hochschule zu Bonn geduldet, in demselben Augenblicke, wo der

preußische Staatsanzeiger uns belehrte, daß das Vordringen der 2. Armee gegen die Loire deshalb so langsam von Statten gegangen sei, weil fanatische Priester, an ihrer Spitze der Erzbischof von Orleans, das Volk zur Wuth gegen uns aufgestachelt hätten? Die Hand des preußischen Cultusministers bietet dem Volke, welches geistiges Brot verlangt, längst einen Stein. Es ist die Aufgabe derjenigen, welche bisher das dankbare Feld des freiwilligen deutschen Bildungswesens bebaut haben, darüber zu wachen, daß in den kommenden Tagen der Gleichgiltigkeit, Mattigkeit und scheinbaren Lähmung diese edle Pflanze deutscher Cultur nicht verkümmere, sondern, sorgfältig gepflegt, sich in kommenden besseren Tagen zu noch ungeahnter Größe entfalte.

Es wird für den künftigen Fortsetzer Buckle's, der die Geschichte der deutschen Civilisation in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schreiben wird, immer eine merkwürdige Thatsache sein, daß die preußische Regierung, welche unter allen Regierungen der Welt zuerst den Unterrichtszwang eingeführt hatte, sich fast zwei Jahrzehnte lang theils ablehnend, theils gleichgiltig gegen das freiwillige Bildungswesen verhielt. Und doch verlangte dies nichts von ihr als Duldung. Diese Thatsache wäre unerklärbar, wenn man nicht im Auge behielte, daß während dieses Zeitraums in Preußen fast ununterbrochen Ministerien am Ruder waren, denen der Begriff Bildung gleichbedeutend mit Liberalismus war, welchen sie bekämpften. Das unterdrückte politische Leben suchte und fand in diesem Zeitabschnitt einen Ausweg und eine Freistätte in den deutschen Bildungsvereinen. Diese merkwürdige Erscheinung gipfelte in der wunderlichen Schillerfeier zu Berlin im Jahre 1859, die sich geradezu zu einer politischen Demonstration gestaltete. Man machte aus dem Dichter einen Heros der Freiheit, um diese überhaupt preisen zu dürfen und um das schüchterne Ministerium der neuen Aera auf seinem schwankenden und dornenvollen Wege zu ermuthigen. Diese Auffassung erklärt auch zur Genüge, weshalb dem Bildungswesen von Seiten der conservativen und kirchlichen Partei nie die geringste Förderung zu Theil wurde. Da diese Parteien während dieses ganzen Zeitraumes von 48—66 die herrschenden waren, so erklärt sich ferner, weshalb das freiwillige Bildungswesen in Preußen nur in großen Städten verhältnißmäßig gedieh. Diese hatten einen Ueberfluß an unabhängigen gelehrten Kräften, welche Idealismus genug besaßen, sich der Sache der Volksbildung freiwillig und unentgeltlich anzunehmen. In kleineren Städten und auf dem Lande fehlten diese. Die vorhandenen Lehrer und Beamten, die sich hier der Sache annehmen können, lebten näher unter den Augen ihrer Vorgesetzten und sahen an den Mienen derselben, wie wenig Anerkennung für ihre Betheiligung an Volksbildungs-Vereinen in Aussicht stand. Eine Anzahl dieser Vereine schloß, um die Theilnahme von Lehrern zu ermöglichen, die ihnen als Lehrkräfte unentbehrlich waren, grundsätz-

lich Politik und Religion von ihren Verhandlungen aus; aber dennoch blieben sie in den Augen der Regierenden verpönt, und nicht wenige abhängige Männer, die im edlen Eifer für Volksbildung solchen Vereinen ihre Thätigkeit in Mußestunden widmeten, erfuhren amtliche Zurechtweisungen und Zurücksetzungen.

Dennoch ward diese Zeit des Kampfes die eigentliche Blüthezeit der Vereine dieser Art. Es gibt deren in Provinzialstädten wie z. B. Elberfeld, Hildesheim u. a. m., welche in diesen Jahren aus eigenen Mitteln gute Volksbibliotheken von 4—6000 Bänden geschaffen haben. Was Berlin nach dieser Seite unter der Theilnahme seines hochsinnigen, politisch reifen und thätigen Gelehrtenstandes für die Gründung von zahlreichen und erlesenen Volksbibliotheken gethan hat, ist musterhaft und ganz außerordentlich.

Mit dem Jahre 1866 läßt die Scheelsucht der Regierungen gegen diese Vereine, die ohne sie und zum Theil trotz ihrer geworden waren, etwas nach. Es lag dies in der damals alle Parteien durchziehenden versöhnlichen Stimmung und in der von Feind und Freund ausgesprochenen Erkenntniß, was ein gebildetes Volk und also auch ein gebildetes Heer werth sei. Die Redensart vom preußischen Schulmeister, der den östreichischen geschlagen habe, wurde, obwohl amtlich berichtigt, dennoch ein volksthümliches Schlagwort, das man sich nach oben hin um so mehr gefallen lassen konnte, je mehr die liberale Partei gegen das Volksschulwesen der Regulative Sturm lief. Diesem Hochgefühle setzte die pariser Industrieausstellung des Jahres 1867 einen starken Dämpfer auf. Man erkannte mit Beschämung, wie die deutsche Industrie, bei aller ihrer Tüchtigkeit und Großartigkeit im Einzelnen, dennoch im Ganzen in den Künsten des Geschmacks hinter anderen Nationen zurück war. Jetzt verstummten die Anklagen, jetzt hörte das Achselzucken über die Vereine auf, die sich des Jünglings angenommen hatten, der nach der kümmerlichen Volksschule ein Mehr an Wissen und Können verlangt hatte. So entstanden, freilich nicht auf Veranlassung des Unterrichts-, sondern des Handelsministers, jene neuen, höchst vortrefflich eingerichteten und sofort überflutheten gewerblichen Zeichenschulen, welche den freiwilligen Bildungsvereinen grade denjenigen Zweig ihrer Thätigkeit abnahmen, dem sie nach ihrer engen Anlage und bei den mangelnden Mitteln bisher in der Regel am wenigsten hatten gerecht werden können.

Während das Mißtrauen der Regierungen gegen die Bildungsvereine schwand, erwachte im Schoße derselben ein neuer gefährlicherer Gegner. Das Jahr 66 hatte das allgemeine Stimmrecht und damit die Entfesselung der socialistischen Agitation gebracht. Die Führer dieser Bewegung schrieben die Feindschaft gegen die Bildung auf ihre Fahne. Wo bliebe auch in einem gebildeten Volke noch Boden für die phantastischen Capriolen socialistischer

Demagogen? Im Wupperthale war es, wo inmitten einer geistig unnachteten Arbeiterbevölkerung Herr Schweitzer das Wort gesprochen hat: „Bildung? Was thu' ich mit Bildung! Ein Beefsteak ist mir lieber." Es sind die in die socialistische Sprache übersetzten Gedanken Falstaff's über die Ehre. In den industriellen Bezirken wirkte diese Bewegung auf die Bildungsvereine wahrhaft zersetzend. Ein Theil der Arbeiter trat aus; ein zurückbleibender trug die Spaltung in den Verein selbst hinein und suchte jede Gelegenheit, um in das socialistische Fahrwasser einzulenken; Unbefriedigung trat ein bei denen, die nach wirklicher geistiger Nahrung anstatt nach unfruchtbaren Theorien verlangten, endlich wurden oft diejenigen besitzenden Mitglieder, welche aus Liebe zar Sache die größten Opfer an Geld und Zeit gebracht hatten mit Mißtrauen angesehen und ihnen ihr uneigennütziges Bemühen verleidet.*)

Die socialistische Agitation hat unserer Meinung nach dem freiwilligen Bildungswesen eine tiefere Wunde beigebracht, als irgend etwas Anderes; sie hat dem Volke die Wissenschaft selbst, die sich ihren Träumereien und ehrgeizigen Plänen gegenüber nicht zu Magddiensten verstehen wollte, verächtlich gemacht, sie hat den Bildungsvereinen gerade die unterste Schicht ihrer Theilnehmer entzogen, die der Pflege und Förderung am bedürftigsten waren. Denn von allen Einwürfen, die wir gegen die Thätigkeit dieser Vereine gehört haben und die nur allzu oft der Mattherzigkeit, geistiger Trägheit und Furcht entsprangen, schien uns bis jetzt nur der eine wahrhaft gewichtig, daß sie nicht bis in diejenigen Schichten der armen, gedrückten, unwissenden Bevölkerung hinabzudringen vermöchten, für deren Befreiung, Aufklärung und Erhebung sie eigentlich bestimmt sind. Hier ist das Palladium, tief im Staube und Schlamm, um das es den Kampf gilt mit Herrn Schweitzer und Genossen, und wir glauben die deutsche Wissenschaft, die Menschen- und Bürgerliebe darf getrost in diesen Kampf eintreten!

Welches sind denn nun die Ziele und Zwecke, welche sich das freiwillige Bildungswesen in Deutschland, bei aller Verschiedenheit der einzelnen Vereine im Allgemeinen gesteckt hat? Wenn man die Hunderte von Satzungen derselben durchgeht, so treten fünf Punkte heraus, welche fast alle mit einander gemein haben. 1) Die Verbreitung allgemeiner geistiger und sittlicher Bildung bei den Mitgliedern; 2) Gelegenheit zur Ausbildung in einzelnen wissen-

*) So sehr die banausische Polemik des Herrn Schweitzer gegen das freiwillige Bildungswesen auch sein sociales System charakterisirt, dessen wirksamstes Ueberredungsmittel der Knüttel ist, so wird doch Seiten der sogenannten „Volkspartei", die in den Namen ihrer „Führer" Bebel und Liebknecht jene herostratische Berühmtheit erlangt hat, noch frivoler mit dem ihrerseits vorgefundenen Bildungswesen umgesprungen. Diese Partei benutzte die Firma der alten ehrbaren Bildungsvereine, um diese Kreise zur slavischen Bewunderung ihrer undeutschen Buhlkünste mit dem internationalen Jacobinismus abzurichten, und manche gute deutsche Stadt gibt auch noch, aus alter Gewohnheit, Geld für diese „Bildungsvereine" der Volkspartei her.
D. Red.

ſchaftlichen oder techniſchen Lehrfächern; 3) Herſtellung von Volksbibliotheken; 4) die Veranſtaltung von geſelligen Vergnügungen und Unterhaltungen; 5) die Vermittelung der perſönlichen Berührung zwiſchen den verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft.

In großartigem Maße ſind einzelne dieſer Zwecke an manchem Orte bereits erreicht worden. Außer den oben erwähnten Bibliotheken haben gewiſſe Vereine aus eignen Mitteln ihrer Mitglieder ausgedehnte Gebäude für die Zwecke der Lehre und der Unterhaltung eröffnet. Der Haushalt der verſchiedenen Vereine, wie er in den jährlichen Rechenſchaftsberichten erſcheint, ſchwankt zwiſchen dem Budget der Dorfſchule und reicher Gymnaſien. Dabei muß rühmend anerkannt werden, daß alle dieſe Einrichtungen auf geſunderen wirthſchaftlichen Grundlagen ruhen, als jene glänzenden Arbeitercaſinos gewiſſer elſäſſiſcher Städte, welche durchweg allein durch Schenkungen der Fabrikanten entſtanden ſind. Ehre freilich den Fabrikanten, die auf ſo edle und menſchenfreundliche Weiſe ihre Mittel verwandten, aber noch mehr Ehre den deutſchen Arbeitern, die auch in dieſem Stücke an der Selbſthilfe feſthielten und wo ſie fremde Capitalien aufnahmen, für dieſe Sicherheit und Zinſen boten. Es iſt erfreulich zu ſehen, daß auch die Einrichtungen dieſer Art dem Bereiche des unſicheren Wohlthätigkeitsſinnes enthoben und immer mehr auf das wohlverſtandene und ſichere Intereſſe aller Betheiligten begründet werden.

Zu einer Kritik der Leiſtungen des deutſchen freiwilligen Bildungsweſens iſt die Zeit noch nicht gekommen; wir betrachten es bis jetzt nur als einen Keim, der, nachdem er die ſchlimmſten Zeiten ſeiner Entwickelung glücklich überſtanden hat, ſich erſt in den kommenden Friedenstagen zu einem fruchttragenden Baume entfalten ſoll. In dieſer guten Hoffnung wollen wir auf einen Mangel aufmerkſam machen, der in nächſter Zeit nothwendig beſeitigt werden muß.

In früheren Jahren, wo die Wogen des politiſchen Lebens weniger hoch gingen, ſchenkte die Localpreſſe dem freiwilligen Bildungsweſen nicht geringe Aufmerkſamkeit. Ihre Berichte über die Thätigkeit einzelner Vereine ſpornten in Nachbarorten zur Nacheiferung und ſtreuten auf dieſe Weiſe den Samen weiter aus. Dies hat in den letzten Jahren mehr und mehr nachgelaſſen, auch war es für diejenigen, denen die Sache der freiwilligen Volksbildung am Herzen lag, unmöglich, aus ſolchen einzelnen localen Berichten ein Bild von der allgemeinen Lage der Sache und von dem Fortgange dieſer Bewegung zu gewinnen. Dazu fehlte es den Vereinen untereinander an jeglichem Zuſammenhang und Verkehr, ſie hatten nur hin und wieder aus zufälligen Berührungen Fühlung mit einander. An regelmäßiger Mittheilung ihrer Thätigkeit, an einem Austauſch der gemachten Erfahrungen, an Sammlung ſtatiſtiſchen Materials fehlte es vollkommen. In der Rheinprovinz und Weſtfalen ſind

wiederholt Verbandtage der einzelnen Vereine gehalten worden, auf denen dieser Mangel zur Sprache kam. In letzter Zeit sind vom Mittelrhein nach Berlin, wo dies Bedürfniß auch längst empfunden worden ist, Anfragen gelangt, ob man nicht mit der Gründung eines Organs vorgehen wolle, welches einen Mittelpunkt für die gesammten Interessen des freiwilligen deutschen Bildungswesens böte. Und allerdings ist dasselbe soweit erstarkt, daß dieser Schritt in die Oeffentlichkeit für das weitere Gedeihen der Sache unverzüglich geboten ist. Nicht zu unterschätzen ist dabei die nationale Seite des Unternehmens. Denn ein solches Blatt, richtig geleitet, konnte ein Band werden, welches auch die in den fremden Erdtheilen ansässigen Deutschen, die in der letzten Zeit ihre Anhänglichkeit an das Mutterland so thatkräftig bewährt haben, in festem Zusammenhange mit der deutschen Cultur hielte, und ihnen auch dort Einrichtungen herstellen helfen, durch welche sie sich an deutscher Bildung und Wissenschaft nähren könnten. Es vermöchte ein Culturblatt zu werden, das soweit als die deutsche Zunge reicht, segensreich wirken müßte.

Man hat uns oft in früheren Jahren auseinandergesetzt, welch' ein Segen für die deutsche Bildung in der politischen Zerrissenheit Deutschlands läge; wir haben sie überwunden, wir wissen, daß der hauptsächlichste Fluch der Kleinstaaterei die verkümmerte Volksseele war, es kommt jetzt darauf an, sie zu erheben und für das neue Leben geschickt und frisch zu machen. Der große Friedrich verordnete in seinem General-Landschul-Reglement, das dem Hubertsburger Frieden auf dem Fuße folgte, daß der Schulmeister sonntäglich mit allen unverheiratheten Personen des Dorfes eine Wiederholungsstunde in der Schule halten solle (§ 6.). Was würde dieser Fürst nach dem Pariser Frieden im Jahre 1871 für Vorkehrungen im Interesse der öffentlichen Volksbildung treffen? —

Berlin. Franz Leibing.

Die mosaicirte Marienstatue zu Marienburg und deren Restauration.

In der äußern Mauernische des polygonen Ostabschlusses der Marienkirche im Ordenshaupthause Marienburg in Preußen steht eine kolossale Statue der Maria mit dem Christuskinde, durch Krone und Scepter als Himmelskönigin bezeichnet, der Schutzheiligen des Deutschen Ordens, des nach ihr benannten Ordenshauses und speciell der schönen Kirche in demselben. Dieselbe ist etwa 25 Fuß hoch, also wohl die größte Statue des ganzen Mittelal-

ters. Sie wurde nach den meisterhaften, auf genauster Kenntniß und kritischer Vergleichung der Kunstformen beruhenden Untersuchungen F. v. Quast's (Preußische Provincial-Blätter 1851, Bd. XI., Seite 69 und 117) auf Befehl des Hochmeisters Dietrich von Altenburg (1335—41) zuerst in bemaltem Stuck ausgeführt.

Da dieses Material für das rauhe Klima Preußens sich nicht haltbar gezeigt haben mag, benutzte der ruhmreiche Hochmeister Winrich v. Kniprode (1351—80), unter dessen milder, dreißigjähriger Regierung das Ordensland Preußen auf der höchsten Stufe der Macht und des Glanzes stand, welcher das Ordenshaupthaus bedeutend erweitert, unter Anderem auch den großen Remter, den schönsten Profanbau des ganzen Mittelalters, erbaut hat, die Anwesenheit einiger, wahrscheinlich durch den Bischof Johannes v. Pomesanien nach Marienwerder berufener italienischer Mosaikarbeiter,*) um durch dieselben diese Marienstatue ganz und gar mit Mosaik aus farbigen Glaspasten überziehen zu lassen, wodurch dieselbe vor den Einflüssen der Witterung geschützt wurde. — Ob mosaicirte Statuen in jener Zeit sonst noch vorhanden waren, ist uns unbekannt.**) Gegenwärtig kennen wir keine zweite, so daß das berühmte Marienburger Bildwerk in vieler Beziehung ein Unicum und das bedeutendste der drei aus dem Mittelalter in Deutschland uns erhaltenen Mosaikwerke ist.

Die Statue***) ist nicht ganz vollrund, sondern mit ihrem hinteren Theile mit der Mauer der nach vorn sich erweiternden Nische verbunden. Die auf einem niedrigen Postamente ruhig dastehende Madonna hält in ihrem linken Arm das Christuskind. Der Nische entsprechend ist die ganze Gestalt architektonisch behandelt und demnach für die Höhe, welche sieben Kopflängen (von $3\frac{1}{2}$ Fuß) beträgt, etwas zu schmal. Das Gewand der Madonna ist golden; darüber ist sie mit einem faltenreichen, rothen, blaugefütterten Mantel bekleidet, auf dem sich ein Muster mit goldenen Vögeln befindet. Um das Haupt hat sie einen weißen Schleier gewunden. Die Krone ist mit großen, Edelsteine nachahmenden Glasstücken geschmückt. Das sieben Fuß hohe,

*) Vielleicht hat auch der Hochmeister selbst, durch Vermittelung des Bischof Johannes v. Pomesanien, diese Künstler berufen. Näheres darüber siehe in meinem Aufsatz im „Organ für christliche Kunst" 1865 Nr. 6.

**) Eine alte Tradition berichtet, daß auch der Westgiebel des Doms zu Frauenburg, welcher um die angegebene Zeit fertig wurde, mit einer ähnlichen Statue geschmückt gewesen sei, und gewisse, jetzt verwischte Andeutungen (siehe F. v. Quast Denkmale der Baukunst in Preußen Seite 28) scheinen dieselbe zu bestätigen. F. v. Quast hat daher auf Taf. XV. seines schönen Werkes eine Madonna in den Giebel gezeichnet. Der jetzige Bischof von Ermland beabsichtigt eine mosaicirte Statue, ähnlich der Marienburger, an der bezeichneten Stelle neu ausführen zu lassen.

***) Vergl. auch A. Witt, Marienburg Seite 110. Eine gute photographische Abbildung der Statue hat Fademrecht in Marienburg gefertigt.

sitzende, ebenfalls gekrönte Christuskind hat ein rothes, mit goldenen Blumen geschmücktes Kleid. In der Linken hält es die Weltkugel.

Das Mosaik besteht aus cubischen Email-Pasten, (d. i. undurchsichtiges Glas) von meist ½ Zoll Seite, jedoch, je dem Bedürfnisse entsprechend, oft auch kleiner und von anderer Form, in wenigen Fällen auch größer. Die einzelnen Pasten verjüngen sich nach hinten pyramidal, um dem sie fest haltenden Cement mehr Raum zu lassen. Sie sind meist durch und durch von homogener Masse und undurchsichtig. Nur die goldenen haben auf schwarzem oder rothem Glase einen feinen Ueberzug von echtem Golde, welches durch eine feine Schicht farblosen, durchsichtigen Glases vor schädlichen Einflüssen geschützt wird. Diese Pasten sind durchaus ähnlich denjenigen, welche im Mittelalter in Italien für die Mosaiken in den Tribunen der Basiliken benutzt wurden, und höchst wahrscheinlich gleichen Ursprungs wie jene. Die Mauernische, in welcher die Statue steht, ist ebenfalls mit Mosaik überzogen und zwar im Hintergrunde golden, an den Seiten blau mit goldenen Sternen. Der nach außen hin abfallende Bogen der Nische ist mit gelben und dunkelgrünen Fliesen von glasirtem Thon bedeckt.

Der in seinen Farben harmonisch zusammenwirkende Mosaik-Ueberzug der Statue, welcher durch Künstler ausgeführt wurde, die sonst nur Bilder auf ebener Fläche anfertigen, welche also mit den Gesetzen der Plastik nicht vertraut waren, hat veranlaßt, daß die vorher wahrscheinlich bessere Statue in einzelnen Theilen ihre guten Verhältnisse verloren hat. Namentlich erscheint der rechte Arm zu kurz, die rechte Hand sehr ungeschickt, während andere Theile, besonders der Faltenwurf, sehr vortrefflich sind. In ihrer architektonischen Gesammtwirkung aber macht diese Madonnen-Statue, schon durch ihre Größe und ihren zauberhaften Farbenschimmer, auf jeden Unbefangenen einen gewaltigen, überwältigenden Eindruck. Besonders großartig ist ihre Wirkung, wenn sie von der Morgensonne beschienen, oder von dem milden Licht des Mondes beleuchtet wird.

Alte Beschreibungen derselben besitzen wir nicht. Doch gibt es eine hübsche Erzählung, welche der Chronist Johann v. Positge berichtet*) (Lindenblatt's Jahrbücher, herausgegeben von Voigt u. Schubert, Seite 229, und Scriptores Rerum Prussicarum Bd. III. S. 321) und den Beweis von dem Ansehen liefert, in welchem die Statue in alter Zeit bei dem Volke stand. Während der Belagerung Marienburgs durch die Polen im Jahre 1410 nämlich hatte ein Büchsenschütze sein Feuerrohr auf die Madonna gerichtet und „wolde schissin czu dem huse hegin. Unser Libin Frouwin bilde

*) Abweichend wird die Begebenheit von dem wenig glaubwürdigen Simon Grunau erzählt. Vergl. J. Voigt, Geschichte Marienburgs, Seite 275.

hinder dem koee.“ Der Schuß blieb ohne Wirkung; der Schütze aber erblindete vor Aller Augen.

Während der langen Jahrhunderte, da Marienburg unter der Herrschaft der Polen zu leiden hatte und schmachvoll verwüstet wurde, wurde das Madonnenbild nicht nur gänzlich vernachlässigt, sondern gelegentlich auch wohl absichtlich verstümmelt. Als endlich durch die unermüdliche Thätigkeit des Oberpräsidenten v. Schön (seit 1817) die Marienburg aus tiefstem Verfall und unwürdiger Schändung zu neuem Glanz sich erhob, wurde auch der Madonna eine würdige Restauration zu Theil. Schön ließ durch Vermittelung des Staatsrath Niebuhr, preußischen Gesandten in Rom, 6500 Stück Pasten aus Rom kommen (sie kosteten 196 Thlr.), andere 9200 Stück, nach specieller Angabe des damaligen Bauconducteur A. Gersdorff, in der Glashütte des Regierungsrath Metzger zu Zechlin bei Rheinsberg (für den Preis von 465 Thlr. 16⅔ Sgr.) anfertigen und mit denselben im Sommer 1823 durch Alexander Gregori, einen Arbeiter aus der päpstlichen Mosaikfabrik zu Rom (der für diese Arbeit 600 Thlr. erhielt), das kolossale Marienbild wiederherstellen. Die, außer dem Gerüst, gegen 1200 Thlr. betragenden Kosten der Restauration wurden durch freiwillige Beiträge der katholischen Geistlichkeit, besonders des Bischofs von Ermland, Fürsten von Hohenzollern, gedeckt. Doch hat diese Restauration — man war mit der Arbeit des Gregori von Anfang an nicht zufrieden — sich nicht bewährt. Das Bindemittel war nicht haltbar. In Folge dessen fielen nach und nach einzelne Glaspasten aus und es entstanden dadurch an dem Bilde unangenehme Flecken.

Der gerechtfertigte Wunsch einer abermaligen, bessern Restauration trat mit besonderer Lebhaftigkeit hervor, als Dr. Salviati in Venedig, ein geistvoller, energisch thätiger Mann von deutscher Bildung, die alte Kunst des Mosaiks zu neuem Leben erweckt hatte. Durch den Anblick der herrlichen Mosaiken in der altehrwürdigen Kirche des heiligen Marcus zu Venedig und den bis dahin tiefen Verfall, der in Venedig einst in hoher Blüthe stehenden Glasfabrikation zum Nachdenken angeregt, gründete er, voll Begeisterung für den Ruhm seiner Vaterstadt, unter großen Opfern, im Verein mit einigen andern geschickten Männern im Jahre 1859 in Venedig eine Mosaikfabrik, restaurirte zuerst in trefflicher Weise die Mosaiken in San Marco, erregte durch seine neuen Arbeiten auf verschiedenen Ausstellungen Aufsehen und führte dann zunächst in England mehrere große Werke aus*). Durch seine auf der Pariser Weltausstellung von 1867 ausgestellten Mosaiken und Gläser, welche den alten Venetianischen Arbeiten in jeder Beziehung gleichgestellt werden können**), zog er endlich die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich.

*) Siehe Dr. A. Salviati, Ueber Mosaiken (London 1865).

**) Vergl. Jacob Falke, Moderne Kunst-Industrie, Seite 73 ff.

Nachdem Baurath Gersdorff in Marienburg eine Restauration der Marienstatue beantragt hatte, veranlaßte der Geheime Oberbaurath Salzenberg in Berlin Salviati zu einer Reise nach Marienburg. Derselbe besichtigte die Statue im April 1868 und übernahm die Restauration derselben um den Preis von 1100 Thlrn. Im Sommer 1869 sendete er sodann einen seiner besten Arbeiter, Angelo Gagliardotti, welcher früher u. A. im Mausoleum des Prinz-Gemahl Albert von England zu Windsor, in St. Paul zu London und im Innern der neuen großen Oper zu Paris gearbeitet hatte, nach Marienburg. woselbst derselbe, nachdem ihm ein festes Gerüst erbaut worden war, Mitte Juli 1869 seine Arbeit in Angriff nahm. Bei Beginn der Arbeit fand sich (wie bei fast allen Restaurations-Arbeiten), daß viel mehr zu thun sei, als wie man Anfangs vermuthet hatte. Die Glaspasten waren an vielen Stellen lose und fielen bei der geringsten Berührung herab. Ja, sogar die ganze Krone der Madonna und das Postament derselben fielen zusammen und mußten ganz neu gefertigt werden. Mit Rücksicht auf diese Mehrarbeiten wurden dem Dr. Salviati noch weitere 300 Thlr. bewilligt, so daß die ganze Restauration, einschließlich Gerüst und andere Nebenausgaben, einen Kostenaufwand von gegen 2000 Thlr. verursacht hat.

Der Mosaicist Gagliardotti führte seine Arbeit in sehr sorgfältiger Weise aus. Das Material in runden Kuchen und quadratischen Platten von 3 bis 5 Zoll Durchmesser kam aus Venedig. Mit einem Hammer wurden dieselben in kleinere Stücke, je nachdem dieselben nothwendig, zertheilt, die etwa hinderlichen Ecken und Kanten abgekniffen und die Stoßflächen durch Schleifen auf einer eisernen Scheibe geplättet. Da diese Manipulationen auf dem Gerüst sehr schwer auszuführen sind, fertigte Gagliardotti Papierschablonen der schadhaften Stellen, klebte auf dieselben die Pasten in umgekehrter Lage auf und setzte die so gewonnenen Stücke dann an den betreffenden Stellen mit einem aus Kalk, carrarischem Marmor und etwas Ziegelmehl bereiteten Mörtel ein. Nachdem die Schablonen abgelöst waren, wurden die Fugen in sorgfältigster Weise verstrichen.

Da Gagliardotti seine Arbeit im Herbst 1869, der rauhen Witterung wegen, nicht überwältigen konnte, verpackte er die Statue sorgfältig in Stroh — um den noch frischen Cement vor dem Frieren zu schützen — und vollendete sie im Sommer 1870*). Jetzt schaut die großartige, berühmte Statue wieder in alter Pracht und Herrlichkeit über die weiten gesegneten Fluren des Marienburgers Werders.

R. Bergau.

---

*) Inzwischen hat Gagliardotti noch ein großes Madonnenbild am Dom zu Erfurt ausgeführt. Vergl. Stegmann's Kunst und Gewerbe, Bd. IV. Seite 229—30.

Ein Rückblick auf Bayern.

Wir Alle, die wir den deutschen Namen tragen, treten diesmal mit einem Ernst an die Jahreswende, die ohne Beispiel in der Vergangenheit ist. Mehr als die übrigen Staaten indessen hat Bayern Grund hiezu. Seine Traditionen werden am tiefsten berührt, seine Zukunft erlebt die größte Neuerung, sein Fall ist, wenn man so sagen darf, noch singulärer, als der der übrigen Staaten. Die Gegensätze, die sich für uns in diesem Jahr zusammendrängen, sind so weit gespannt, als ob Decennien zwischen ihnen lägen, die Antithese, die die Weltgeschichte uns auferlegt, ist so schlagend, als sollte sie selbst den stumpfesten Sinn zur Erkenntniß führen. Von dem Höhepunkt des Particularismus stürzten wir uns in den deutschen Krieg, über die stärksten Sondergelüste hinweg kommen wir mitten ins deutsche Reich, aus der bittersten Uneinigkeit in die Einheit. Es verlohnt sich in diesem Augenblicke wohl der Mühe, einen kurzen Rückblick auf diese lehrreiche Vergangenheit zu werfen, und dann erst sei unser Blick der Zukunft zugewendet.

Wir beginnen mit der Bemerkung, die wir oben vorausgeschickt — es war der Höhepunkt des Particularismus, auf dem wir uns bei dem Beginne des Jahres und vor dem Beginne des Krieges befanden.

Die Kammerauflösung, die der vergeblichen Präsidentenwahl gefolgt war, hate nicht das erwartete Ergebniß. Sie lieferte die Majorität in die Hände einer Partei, die den Muth besaß, sich die „patriotische" zu nennen, und die Mittel, alles das in Scene zu setzen, was diesem Namen widersprach. Obwohl sich ihre Macht nur auf ein Uebergewicht von 6—7 Stimmen stützte, so ward dieselbe doch in der rücksichtslosesten Weise ausgenützt. So wurde Herr v. Weis zum Präsidenten und Dr. Jörg zum ersten Secretair ernannt; auch die Ausschüsse waren in den Händen derselben Partei und bei ihrer Wahl lag nicht die Tauglichkeit, sondern nur die Farbe, nur die Intensität der Parteirichtung zu Grunde. Den ersten Anlaß zum Kampfe bot die Adreßdebatte; sie wurde mit einer Erbitterung geführt, die alle parlamentarischen Schranken niederriß. Wenn man bisweilen die Klage vernahm, daß das ultramontane Wesen mehr und mehr in ein revolutionäres Gepräge und in chauvinistische Tendenzen verfalle, so erhielt dieser Satz in der Adreßdebatte seine volle Bestätigung. Wir können auf ihren Verlauf an dieser Stelle nicht eingehen, ihr Ende aber war, daß das Mißtrauensvotum gegen das Ministerium evident ward und daß Fürst Hohenlohe und Herr v. Hörmann von ihrem Amte zurücktraten. Trotz der vielbetonten Solidarität war die Unterstützung, die sie von Seite der übrigen Minister fanden, doch eine äußerst ge-

ringe, dieſelben theilten den beliebten Satz, daß ſich ein kluger Feldherr ſchont, und vermieden es, ſich allzuſehr zu exponiren.

Der Schlag, den die liberalen Elemente durch dieſe Breſche im Cabinet erfuhren, wog ſchwer. Hohenlohe war zwar kein Mann, der mit eiſernem Finger brach, was ſich nicht biegen wollte und keine Natur, die zündet, die niederwirft und erobert. Nicht durch den impetus, ſondern durch die Mäßigung, die in ſeinem Weſen lag, war er von ſo unendlicher Bedeutung; eine ſtille ernſtblickende Gediegenheit, die niemals auf Koſten des Hörers ſpielt, gab ihm den Eindruck hoher Zuverläſſigkeit. Was wohlthätig an ihm hervortrat, das war der Mangel aller ſpecifiſch advocatiſchen Eigenſchaften und der Mangel jener diplomatiſirenden Weiſe, wie ſie an Beuſt ſo gefährlich iſt. Er hatte Geltung, ohne ſich geltend zu machen. Vom Ariſtokraten waren nur die poſitiven Seiten in ſeinem Weſen vertreten; denn nie erhob ſich ſeine Vornehmheit zur Excluſivität, niemals ſank ſie in jene leichte Nachläſſigkeit herab, die den Angeredeten verletzen könnte. Eine ſtrenge allſeitige Aufmerkſamkeit war ein Grundzug ſeines Charakters, und wenn man bisweilen mehr Entſchiedenheit gewünſcht hätte, ſo überſah man oft, daß ſich dieſelbe nur hinter der rückſichtsvollſten Form verbarg.

Wir führen dieſe perſönlichen Eigenſchaften aus, weil ſie in dem gegebenen Falle politiſche Eigenſchaften waren, weil unter den ſubtilen Verhältniſſen, in denen ſich Bayern befand, die Perſönlichkeit ſeines Leiters von weitgehender Bedeutung war.

Für dieſe Bedeutung fehlte freilich der neuen Kammermehrheit ſelbſt das Verſtändniß; der Cynismus, mit dem ſeine Verfolger (man kann kaum ſagen, ſeine Gegner) ihn angriffen, fiel von ſeiner eigenen Würde in entwürdigender Weiſe ab.

Mit Hörmann verlor das Miniſterium die rechte Hand, denn er ſtellte gewiſſermaßen die Kraft der Regierung nach innen dar. Ebenſo ſtämmig und mächtig wie ſeine äußere Erſcheinung tritt uns ſein Charakter entgegen, wenn auch die Erregung der Zeit bisweilen in ſeiner Stimme und ſeinen Mienen zittert. Die Energie, die ſich in ihm verkörpert, hat eine Wärme, und wenn ihre Stunde kommt, eine Leidenſchaft, die uns mitten ins Herz greift. Obwohl in der engen Schule der bayriſchen Verwaltung herangebildet, war doch ſein Auge ſtets auf einen weiteren Horizont und auf einen höheren Geſichtspunkt gerichtet; nur den ſtillen Fleiß, jene Pflichttreue, die ins Kleine geht, und eine ungeheure Arbeitskraft nahm er aus den Amtsſtuben an den Miniſtertiſch herüber. Jene Atmoſphäre aber, in der ſich der Beamte zum Bureaukraten verdichtet, war ihm verhaßt und deshalb haßte ihn jene Partei, die im Klerus und in der Bureaukratie ihre Wurzeln findet. Die größte Anfeindung erfuhr ſeine Abänderung der Wahl-

kreiſe, nach Auflöſung der Kammer. Noch heute zählt er zu den Zierden der bayriſchen Volksvertretung.

Der Verlauf der Sitzungen blieb dem Anfange treu. Kaum hatte die Berathung über das Budget begonnen, ſo trat der Nachtheil in das volle Licht, daß man nur die Haudegen der Partei in die Ausſchüſſe gewählt hatte, anſtatt dieſelben mit fachkundigen Kräften zu beſetzen. Das Referat, welches der geiſtliche Profeſſor Greil über unſere Finanzzuſtände gab, die Vorſchläge, die der Militärcurat Lucas über das Bauweſen entwickelte, waren von einer ſo primitiven und dennoch ſüffiſanten Art, daß ſelbſt die eigenen Genoſſen bisweilen ihre Verlegenheit verriethen. Unvermerkt ging jeder parlamentariſche Ton verloren, man verbitterte ſich in Perſönlichkeiten; mit einem Worte, die bayriſche Kammer bot ein Bild, auf das unſere Feinde mit Genugthuung blicken konnten.

Wer bis dahin noch nicht wußte, auf welcher Seite des Hauſes Intelligenz und parlamentariſcher Takt zu ſuchen war, der konnte es in dieſen Tagen finden, wenn er die beiden Parteien verglich, zwiſchen denen es kaum mehr eine dritte gab.

Neben dieſem provocatoriſchen Auftreten, das ſtets vom Majoritätsgefühle gebläht war, machte ſich ein Clubterrorismus breit, wie man ihn in Bayern gleichfalls noch niemals erfahren hatte. An eine ſachliche Förderung war unter dieſen Umſtänden nicht zu denken, und ſo trat man denn, da Niemand ein Ende der Budgetdebatten abſah, ein Proviſorium an, in dem wir uns noch heute befinden.

Noch ſchlimmer geſtaltete ſich der Conflict, als der Miltär-Etat zur Berathung kam. Hier führte Kolb, ein Mitglied der deutſchen Volkspartei, das Referat; ſeine Anträge decimirten die Regimenter mehr, als es ein Treffen that, ja ſie ſtellten die Erfüllung der Norddeutſchen Bündnißverträge geradezu in Frage.

Die Reform, welche Kolb verſuchte, ſollte der Nagel an dieſem Sarge ſein, in dem die bayriſche Selbſtändigkeit nach Anſicht der Patrioten begraben lag, und triumphirend waren ſie der Ueberzeugung, diesmal ſei wohl der Nagel auf den Kopf getroffen.

Allein die Geſchichte hatte es indeſſen beſſer mit uns gemeint. Während die ſtürmiſchen Verhandlungen im Gange waren, während der Kriegsminiſter ſeine Entlaſſung und Herr von Weis ſein Portefeuille bereits für ſicher hielten, kam die Erklärung des Krieges.

Ich bin nicht im Stande, Ihnen das Fieber zu ſchildern, das dieſe Stunde in unſeren Herzen entzündete: Sein oder Nichtſein war nun die Frage.

Die ultramontanen Blätter riethen offen zum Bunde mit Frankreich, die Particulariſten riethen zur Neutralität, und die Vernunft, ich möchte ſagen der Inſtinct, rieth zur — Treue.

Unterdeſſen war der König von ſeinem Landſitz in die Stadt zurückgekehrt, das Volk wogte in Maſſen durch die Straßen und belagerte den Sitzungsſaal, wo die Kammer debattirte. Dr. Jörg, dem das Referat oblag, war gegen die Vereinigung mit dem übrigen Deutſchland, die Majorität dachte in ſeinem Sinne und doch brannten die Minuten, doch war jede Stunde ſchon koſtbar und gefährlich.

Die Aufregung erreichte einen Grad, der ſich in Acten der Lynchjuſtiz und in ſo draſtiſchen Aeußerungen geltend machte, daß der Präſident die Räumung des Vorhofes durch bewaffnete Mannſchaft androhte. Todesangſt lag es auf allen Geſichtern. Ein Gerücht, daß die Franzoſen bereits

den Rhein überschritten, griff rasch um sich — die innerste Lebensfrage stand auf dem Spiel.

Endlich kam die ersehnte Nachricht — es war 10 Uhr Nachts geworden — daß die Kammer den casus foederis anerkannt und sich mit knapper Majorität für die Betheiligung am Kriege entschieden habe. Ein tausendfältiges Hurrah zitterte in den Lüften, man zog vor die Residenz des Königs, dessen Entschiedenheit für die Entscheidung vieles beigetragen und vor das Palais des Gesandten des Norddeutschen Bundes, unter dessen Fahnen wir in dieser Stunde getreten waren. Der Mann, dem man am meisten für dies Ergebniß zu danken hatte, war Dr. Martin Schleich; er war der einzige von allen Patrioten, der mit Entschiedenheit die nationale Sache vertrat und seine Gesinnungsgenossen dadurch eroberte; die „47", welche ihm widerstanden, werden noch heute mit dieser Ziffer charakterisirt. Nach der Abstimmung folgte die Bewilligung der nothwendigsten Credite und unmittelbar darauf die Vertagung der Kammer.

Wir übergehen an dieser Stelle die kriegerischen Thaten, von denen die nächsten Monate erfüllt waren, da sie der Weltgeschichte angehören und nichts specifisch bayrisches an sich tragen. Die Truppe selber war es ja, die jedes particulare Lob, jede gesonderte Stellung auf das Entschiedenste abwies, die uns das erste Beispiel eines großartigen Gemeinsinnes gab. Der Ruhm und die Wunden gehörten ihnen allen, es gab nur einen Namen, nur eine Ehre — die Ehre Deutschlands.

Wir Andern aber, die wir daheimgeblieben, sahen erhobenen Herzens und stumm vor Staunen dem großen Schauspiel zu, wie die Weltgeschichte vor unsern Augen zum Weltgerichte ward. Wenn auch der Enthusiasmus nicht eben im Charakter unseres Stammes liegt, wenn auch die Ueberzeugungen sich in dem conservativen Geiste des Landvolks nur langsam umsetzen, so drang doch die übermächtige Gewalt der neuen Lehre tief in alle Gemüther. Es war gleichsam eine zweite weltbewegende Reformation. Und wenn wir auch nicht sofort ihre Früchte sehen (die nur in gebildeten Geistern schnell reifen), so ist doch der Keim zur Umgestaltung tief und nothwendig gelegt und wird zur Entwicklung führen, wie die Empfängniß zur Geburt.

Wer freilich am wenigsten davon empfand, das war nicht das Volk, sondern die Volksvertretung. Das war die patriotische Partei der Kammer, die, statt den empfänglichen und (wenigstens relativ) beweglichen Volksgeist zu repräsentiren, einen knöchernen petrefacten Charakter zeigt.

Wie bekannt, wurden die Kammern für den 10. December einberufen, um über die Verträge abzustimmen, um das politische Ergebniß unserer großen Mühen und Siege gewissermaßen zu quittiren.

Die Art, wie man diese Aufgaben entgegennimmt, legt den sterilen Charakter des Particularismus in vollster Weise klar. Allerdings hatten 31 Mitglieder der patriotischen Partei bereits im Herbst eine Resolution unterschrieben, die dem nationalen Gedanken erfreuliche Zugeständnisse macht, allein in der Wahl des Ausschusses, der über die Verträge referiren soll, finden wir nicht diese, sondern nur die dunkelsten Elemente vertreten. Zum Referenten wurde abermals Jörg gewählt, derselbe Jörg, der vor dem Kriege gegen die Verbündung mit dem übrigen Deutschland referirte; der damals die Seele der antinationalen Bewegung war. Man kann sich fragen, ob diese Wahl nach Allem, was geschehen, blos eine Taktlosigkeit, oder ob sie ein Armuthszeugniß ist, für die Partei, die selbst in *solchen* Zeiten nichts gelernt und nichts vergessen hat!

Das Bestreben Jörg's, die Entscheidung zu verzögern, ist offenkundig, und

es steht fest, daß sie in diesem Jahre nicht mehr zu erwarten ist. Wie peinlich eine solche Ungewißheit auf allen Gemüthern und auf dem gemeinen Wohle lastet, brauchen wir nicht zu versichern, umsomehr, da zur Stunde alle Anhaltpunkte für den Ausgang fehlen und eine Vermuthung die andere überstürzt.

Es wäre gleich gewagt, wenn man in diesem Augenblick die Annahme oder die Verwerfung in Aussicht stellen wollte; sicher ist nur, daß das Ministerium bei seiner Pflicht und der König bei seinem Wort beharren wird.

Selbst wenn indessen die Verträge verworfen würden, selbst wenn die „patriotische" Partei sich dessen nicht schämte, ihr Vaterland vor ganz Europa bloszustellen und ihren Namen für allezeit ins Gegentheil zu verkehren, so würde sie doch den Gang der Ereignisse nur für kurze Zeit verzögern. Denn, wer einem so mächtigen Rad in die Speichen greift, der wird von den Rädern zertrümmert werden.

Daß die Zukunft dem deutschen Gedanken gehört, ist jedem Denkenden, ja fast dem Gedankenlosen klar, wenn er die 40 Millionen neben 4 stellt. Für uns ist nur die Wahl gegeben, ob wir den Segen des Gemeingefühls theilen, oder den raschen Rückschlag erdulden wollen, den jeder Widerstand auf unser Selbstgefühl üben muß. Allein, wenn auch die patriotische Partei den letzteren vermessenen Weg betreten wollte, so würde sich doch das Volk die Wahl auf die Dauer nicht nehmen lassen, es würde selbst zu der Entscheidung greifen, die man ihm weggenommen.

Man darf den Umschwung, der sich in Bayern vollzieht, nicht verkennen, weil er langsam und in der Stille stattfindet. Wir überschätzen ihn nicht in seinem gegenwärtigen Stadium, aber wir können ungescheut behaupten, daß er in der Zukunft die größten Dimensionen vor sich hat. Schon jetzt hat fast der gesammte gebildete Mittelstand, der doch eigentlich der Träger des activen Staatslebens ist, den nationalen Gedanken acceptirt; die ganze jüngere Generation, die in der Bewegung der Zeit und frei von den Vorurtheilen der Vergangenheit heranwuchs, ist unter diese Fahne getreten. Für das Landvolk wird die Rückkehr der Soldaten entscheidend sein. Was die Hinterlist und der speculative Drang des Klerus dort in der Stille gesät, wird nicht mehr zur Ernte gelangen, sobald die eigenen Söhne und Enkel aus eigener Erfahrung die Phantasieen vom „Nordischen Vandalenstaat" beseitigen. Nur diese können in der ersten Tonart und in ergiebiger Weise die Wahrheit verbreiten und das Einverständniß im Frieden fördern, das sie auf blutigem Felde gefunden haben.

Unter diesen Umständen ist unmöglich, daß die Richtung, welche gegenwärtig die Majorität besitzt, sie ferner behalte, und selbst wenn die Kammern die Verträge verwerfen, das Volk wird den Einigungsgedanken annehmen, der in ihnen liegt.

Mit dieser Zuversicht treten wir über die Schwelle eines Jahres, das zu den ernstesten und größten der Geschichte zählt.

Weihnachten 1870. —ℓ

Mit **Nr. 1** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal**, welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im Dezember 1870.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Hans Blum.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Pariſer Indiscretionen.

II.

Wenn aber Victor Noir dem Publicum ſeine fünfzig Centimesſtücke aus der Taſche lockte, ſo war er doch nur ein elender Stümper gegen andere Charlatane ähnlicher Art, die ſich freilich nicht blos auf die Ausnutzung des Pariſer Asphalts beſchränkten, ſondern in kosmopolitiſcher Weiſe ihre Wünſchelruthe ſpielen ließen, um beſonders auf dem Territorium der hohen Politik Schätze zu heben. Einer der vollkommenſten Typen dieſer Stegreifritter war Herr Pierre Baragnon, der langjährige Chefredacteur des Journal de Constantinople, der im Orient gelernt hatte, die Theorie des Backſchiſch in ein geordnetes Syſtem zu bringen und in allen Tonarten zu ſingen oder, wie der Franzoſe ſich klaſſiſch ausdrückt, ſingen zu machen (faire chanter). Solch ein Maître Chanteur auf hochpolitiſchem Felde war alſo der nach Paris zurückgekehrte Mann aus Konſtantinopel, der bald in die Redaction der „Preſſe“ eintrat, nachdem Mirès dies Blatt übernommen. Mirès und Baragnon waren wie geſchaffen, einander zu verſtehen, und ſo war es ganz natürlich, daß der Letztere ſofort vom großen Finanzkünſtler für die Specialität der „Canards“ engagirt wurde. Das ihm zugefallene Rollenfach füllte der alſo Berufene mit größter Virtuoſität aus und es gab gegen den 15. oder 1. jedes Monats keine noch ſo hirnverbrannte diplomatiſche und extradiplomatiſche Combination, die nicht von Ehren-Baragnon zu Nutz und Frommen der Börſenſpeculation in mehr oder minder ſtaatsweiſer Einkleidung in der „Preſſe“ veröffentlicht worden wäre. Noch während Herr Baragnon dieſes edlen und nicht gewinnloſen Waidwerkes pflog, kam er in die Kreiſe der ſpeciell hannöverſchen und heſſen-kaſſelſchen Patrioten und da er damals gleichzeitig eine antibonapartiſtiſche Anſicht zur Schau trug, mithin Parteien diente, welche nur bei einem Umſchwunge der Dinge etwas zu gewinnen hatten, ſo kam es bald, daß ſeine kühnen politiſchen Erfindungen nicht mehr die Börſe allein zur Bouſſole hatten, ſondern für einen politiſch-beſtimmten Plan eigens berechnet waren: den Krieg zwiſchen Frankreich und Preußen.

Wie es der Ehrenmann nun angeſtellt, für die unterſchiedlichen Publicationen, die er zu dieſem Zwecke ins Leben rief, ſich die nöthigen Mittel zu

verſchaffen, dürfte wohl ewig in der Nacht der Zeiten verborgen bleiben. Genug, daß er gleichzeitig in Brüſſel, Dresden und Nîmes, wo er ſich gern mit dem Gelde des Kurfürſten von Heſſen zum franzöſiſchen Deputirten hätte wählen laſſen wollen, wenn er überhaupt im Stande geweſen wäre, eine andere als ſeine eigene Stimme auf ſich zu vereinigen, daß er, ſage ich, in allen dieſen Städten je ein ſogenanntes „Bulletin international“ ins Leben rief, das an Kühnheit der Enten und Unverfrorenheit der politiſchen Combinationen, ſowie nebenbei an Preußenhaß, Alles übertraf, was jemals unter einen Preßſchwengel gekommen. In Deutſchland, wo man den Mann nicht kannte, beging man leider den Fehler, Herrn Baragnon und ſeine grotesken Elucubcationen ernſt zu nehmen, und, indem man ihn und ſein Bulletin durch berliner Officiöſe angreifen und bekämpfen ließ, verlieh man dieſen Organen und ihrem fadenſcheinigen Inhalt eine Wichtigkeit, welche ſie bis dahin lediglich in den blöden Augen der Capitalverleiher, nicht einmal in denjenigen der eigenen Redacteure beſaßen. Wer ſpäter einmal eine Geſchichte des journaliſtiſchen Humbug im 19. Jahrhundert wird ſchreiben wollen, muß dieſen Girardin in Weſtentaſchenformat und ſeine Bulletins mit Aufmerkſamkeit verfolgen, da ſchwerlich irgendwo ſich die Geldſchneiderei in ſo cyniſcher Form auf das politiſche Gebiet gewagt haben mag, wie eben hier.

Freilich beſaß die franzöſiſche Preſſe noch zwei Exemplare ähnlichen Calibers, aber beide waren Nichtfranzoſen: Ich denke an die Herren Debranz de Saldepenna, den famoſen Redacteur des Mémorial diplomatique, einen gebornen Dalmatiner, und Herrn Gregory Ganesco, von der Frankfurter Europe, ſeligen Andenkens, der es als moldau-wallachiſcher Chef des jung-republikaniſchen Europa bis zum Generalrath des Cantons von Montmorency bei Paris und zum Unter-Leib-Journaliſten Rouher's gebracht hatte, deſſen Leibfederheld bekanntlich von jeher Erneſt Dréolle geweſen war.

Wie der ſtaatsgelehrte Gründer des Mémorial zu ſeinem wohlklingenden Titel gekommen, darüber erzählen ſich die pariſer Salons eine Geſchichte, die pikanter, als etymologiſch begründet iſt. Als Hofliterat des nachmaligen Kaiſers Maximilian war Herrn Debranz vom Erzherzoge Max, während ſeiner Statthalterſchaft im lombardo-venetianiſchen Königreich, die eiſerne Krone und ſomit die Ritterwürde verliehen worden. Die Wiener Staatscanzlei, welche das betreffende Diplom nur höchſt widerwillig ausfüllte, weil es einem Manne von der Feder galt, hatte dem neuen Chevalier auch einen neuen Titel zu verleihen, und ſo fand ſie, des Unmuthes voll, kein anderes Wort als „salda penna“, welches Leute, die des Italieniſchen unkundig ſind, ironiſch mit „bezahlte Feder“ überſetzen, während es ſchlechterdings in der Sprache Taſſo's „saldata“ oder ähnlich heißen müßte. Sicher iſt, daß man ſchlechterdings die Hiſtorie ſo erzählt, und da man in Paris in ſolchen

Dingen nie Herz und Nieren prüft, glaubt man in Herrn Debranz nur eine „bezahlte Feder“ erblicken zu müſſen, und das trotz der eben gerügten etymologiſchen Unmöglichkeit. Aber im Mémorial wurden doch und gleichzeitig öſtreichiſche, türkiſche, rumäniſche, päpſtliche, italieniſche und braſilianiſche Intereſſen nebeneinander vertreten — ein dialectiſches Kinderſpiel, wenn man an die Vielſeitigkeit denkt, deren ſich Herr Ganesco, der Moldo-Wallache par excellence, in ſeiner Europe, ſeinem Nain jaune und ſchließlich ſeinem Parlament erfreute.

Anfänglich, wie geſagt, hielt ſich Herr Ganesco für den Chef des jungrepublikaniſchen Europa, was ihn nicht abhielt, im Jahre 1863, während des Frankfurter Fürſtentages, gemeinſchaftlich für Kaiſer Franz-Joſeph, den Herzog von Koburg und ſo und ſo viel kleinere deutſche Fürſtlichkeiten zu ſchwärmen, welche die Ehre, im Blatte dieſes Mannes durch beſondere Artikel gefeiert zu werden, durch beſondere — wie ſoll ich ſagen — Inſertionsgebühren oder Honorarzuſchüſſe? — erſtehen mußten. Der junge Republikaner, der zu ſeiner Zeit in Paris namentlich die fine fleur der Hugoanbeter zu Mitarbeitern hatte, deren Antibonapartismus ihn aber nicht abhielt, mit Drouyn de L'huys, damaligem Miniſter des Aeußern, in ein commerzielles Verhältniß zu treten, bekam außerdem noch gewiſſe Polizei- und Regierungscorreſpondenzen, deren Autor Niemand Anderes war, als jener Marie Eſendier, ſpäter einer der Redacteure der France, den Herzog Gramont ganz zuletzt zu ſeinem Preßagenten beſtellte.

Aber Herr Gregory, der von jeher viel Geld brauchte — wurde er doch einſt öffentlich einer Hemdenrechnung wegen im Betrage von 3500 Franken gemahnt — verkaufte die Europe*), als die dortigen Manipulationen bei dem ausgeſchürften Publicum nicht mehr zogen, und aus dem Jung-europäiſchen Republikaner wurde der Erfinder des Jungtürkenthums, dem Allah-Allah und Muſtapha Fazyl Paſcha, der enterbte Bruder des Vicekönigs von Aegypten, allein rechtmäßiger Prophet war. Als Jungtürke bezog Herr Ganesco einen auf 4 Jahre garantirten Secretärgehalt von je 60,000 Franken, den er, einfach gegen eine Abſchlagsſumme, an einen Lyoner Wucherer verkaufte, als es ſich darum handelte, die nöthigen Summen aufzubringen, um ſeinen Wahlkreis in Montmorency, der ihn erſt in den Generalrath wählte und ihn dann nicht in die Kammer brachte, allſonntäglich mit einem Gloria, d. i. einer Taſſe Café mit obligatem Cognac, zu bewirthen. Denn Herr Ganesco war vom ſittlichen Ernſt ſeiner Stellung durchdrungen und nichts hätte ihn dazu bringen können, ſeinen Wählern das „Kalb“ des Deputirten Rogniat ſchlachten, oder die ſchmackhaften „Raſtels“ des Abgeordneten Rouxin für ſie

*) Ja nicht zu verwechſeln mit der „Europa“ im Verlage des Herrn Ernſt Keil, die ungeheuer liberal iſt, und von keinem Ganesco redigirt wird.

anrichten zu lassen. Nein, seine politische Ehrlichkeit und seine Börse gestatteten ihm nicht, über eine Tasse Café, (mit Cognac) hinauszugehen, und der Urwähler, dem das noch nicht genügte, bekam einen derben Händedruck und eine Rede mit in den Kauf, welche ihm ein octroi- und steuerfreies, ja selbst polizeiloses Elysium in bestimmteste Aussicht stellte, sobald erst Herr Ganesco Mitglied des gesetzgebenden Körpers sein würde.

In jene Zeit fällt auch seine Verbindung mit Rouher, der einen von Scrupeln ziemlich freien und sonst anstelligen Mann eben brauchte, um seinen intimen Feind, den Präsidenten des gesetzgebenden Körpers, Schneider, an dessen verwundbarster Stelle, in den Eisenwerken des Creuzot, zu fassen. Herr Ganesco hatte just das „Parlament" mit ägyptisch-türkisch-russischem Gelde (eine höchst achtbare und einheitliche Trinität) ins Leben gerufen, als die Strikes in Creuzot ausbrachen, und natürlich das „Parlament" für die Socialisten und ihre Führer mit Feuer und Flamme gegen das große Capital und seine officiellen Vertreter eintrat. Rouher, der damals Schneidern seine politische Thätigkeit verleiden und diesen als seinen gefährlichsten Gegner außerhalb Paris beschäftigen wollte, ließ Tag für Tag mehre Tausend Exemplare des plötzlich socialistisch gewordenen Ganesco'schen „Parlament" in jenem Fabrikdistricte vertheilen; nur war er schlau genug, den Hals hierzu nicht selbst herzugeben, sondern die Herren Pereire mit dem Beutel eintreten zu lassen, da diese einen Act der Privatrache an Schneider auszuüben hatten, welcher sie bekanntlich, den Pouger-Guertier'schen Keulenschlägen gegenüber, in der Kammer ohne den sonst landesüblichen, präsidentiellen Schutz gelassen hatte.

Neben diesen Intriguen gingen noch hundert andere her, deren Aufzählung für jetzt zu weit führen würde; — aber das Kleeblatt Baragnon — Debranz — Ganesco — gehört zu den Namen, die wie an einem Pegel den niedrigsten Punkt der öffentlichen Moral während des zweiten Kaiserreichs für Mit- und Nachwelt markiren.

Goethe und das Elsaß.

II.

(Schluß.)

In der heiter gestimmten Gegenwart übersah Goethe die ernsteren Erinnerungen an die Vergangenheit des Landes nicht; auch für die geschichtlichen Gestaltungen zeigt hier der Dichter des Egmont einen offenen Blick.

Einſt hatte dieſes ſchöne Rheinthal den Römern gehört, die ihre Caſtelle von Bregenz bis nach Xanten abwärts gebaut hatten; Straßburg ſelbſt war in jener Zeit eine römiſche Feſtung. Manches Erinnerungszeichen an jene längſtentſchwundene Herrlichkeit wurde im Muſeum zu Straßburg aufbewahrt. — Ueberreſte römiſcher Bauten ſtiegen dem Dichter vielfach auf. Wenn er von Bitſch her durchs wilde Bärenthal gewandert war und nach Niederbronn kam, ſo umſpülte ihn in dieſem von den Römern angelegten Badeort der Geiſt des Alterthums, deſſen ehrwürdige Trümmer in Reſten von Basreliefs und Inſchriften, Säulenknäufen und Schäften ihm aus Bauernhöfen, zwiſchen wirthſchaftlichem Wuſt und Geräthe, gar wunderſam entgegenleuchteten. In der Nähe ſah er ein verfallenes mitteralterliches Schloß, die Waſenburg, auf römiſche Reſte gebaut. An der großen Felsmaſſe, die den Grund der einen Seite ausmacht, bemerkte er eine gut erhaltene Inſchrift, die dem Mercur ein dankbares Gelübde abſtattet. Auch im Oberelſaß traf er auf dem Ottilienberge das Grundgemäuer eines römiſchen Caſtells, aber die ehrwürdige Ruine umſchwebt geheimnißvoll die chriſtliche Legende.

An die Stelle der Römer führte die große Völkerbewegung im Anfang des Mittelalters die Allemannen; Verwandte der Elſäſſer wohnten über dem Rhein nach Süden und Oſten fort, von Aar und Lech eingegrenzt. Sie alle gehörten dem deutſchen Reiche an.

Das großartigſte Denkmal dieſer herrlichen Zeit war natürlich zu Goethe's Tagen, wie jetzt, der impoſante und doch harmoniſch gegliederte Bau Erwin's von Steinbach, aufgerichtet an alter deutſcher Stätte, in echt deutſcher Zeit und von einem Meiſter, deſſen Namen deutſchen Klang und Urſprung hatte, eine ewige Mahnung, in die Wolken hineinragend, überall ſichtbar.

Jetzt war das deutſche Land zum großen Theil franzöſiſch, franzöſiſch geworden durch Tücke und Verrath, eine unerfreuliche Gegenwart, über die man ſich gern durch Erinnerung an die beſſere Vergangenheit tröſtete.

Zu beiden Seiten des Rheins Nichts, was hätte befriedigen können. In Deutſchland jene wunderſam verzwickte Reichsverfaſſung, von der Goethe's Tiſchgeſellſchaft nichts Löbliches zu ſagen wußte, ein barockes Syſtem von lauter geſetzlichen Mißbräuchen. Und doch ſtand ſie immer noch höher als die damalige franzöſiſche Verfaſſung, von der der Dichter bemerkt, daß ſie ſich in lauter geſetzloſen Mißbräuchen verwirrte, deren Regierung ihre Energie nur am falſchen Orte ſehen ließ und geſtatten mußte, daß ſchon ganz offen eine gänzliche Veränderung der Dinge prophezeit wurde. So unbefangen es geſchehen war, es kam Goethe wie eine ſchaurige Andeutung der Zukunft vor, daß man in dem Salon auf der Rheininſel, in welchem die junge Königin Marie Antoinette von ihren deutſchen Begleitern den franzöſiſchen Abgeſandten entgegengeführt ward, Bilder von der Geſchichte des Jaſon, der

Medea und Creusa, eines Beispiels der unglücklichsten Heirath, zum Schmuck ausgestellt hatte. Kaum ein Vierteljahrhundert später — und das Haupt der schönen lebenslustigen Königin fiel unter dem Henkerbeil.

Wohin sollte sich das halbfranzösirte Elsaß, das „elsässische Halbfrankreich" mit seiner Neigung wenden?

Deutsch und französisch fluthete in diesem Lande bunt durcheinander; am wundersamsten nahmen sich die Landfetzen aus, welche, wie die Grafschaft Hanau-Lichtenberg mit der Hauptstadt Buchsweiler, einem deutschen Fürsten gehörten unter französischer Hoheit. Solche Zustände mußten so oder so zu Ende gehen. Die meiste Hoffnung durfte aber wohl Frankreich haben auf völlige Assimilation des Landes.

Konnte sich doch alles Ueberrheinische seit geraumer Zeit der erdrückenden Einwirkung der französischen Hauptstadt nicht entziehen; Straßburg ebenso wenig wie die pfälzische Hauptstadt Zweibrücken: Alles, besonders Kleidung und Betragen der Einwohner, vorzüglich der Frauen und Mädchen, deutete auf ein Verhältniß in die Ferne und machte den Bezug auf Paris anschaulich.

Aber die Umwandlung in französische Art war überall noch im Fluß und Werden. In Straßburg veranschaulichte die Lage der Dinge schon das Aeußere der Stadt. Die Reste der deutschen Zeit waren im Verschwinden; der mittelalterliche Zustand der Häuser und Straßen ging allmählich in Formen über, die modernem Pariser Geschmack genehm waren; freilich den Straßburger Münster konnte man nicht moderniſiren; dieser starre Riese blieb ein ewiges Denkmal dessen, was gewesen. Sonst aber arbeitete man systematisch an der Verjüngung der Stadt: durch einen Pariser Baumeister war ein Plan entworfen, nach welchem die winkligen engen Gassen, die eingebogenen Straßenseiten, die alterthümlichen Häuser, Schritt für Schritt beseitigt und eine nach der Schnur geregelte, ansehnliche schöne Stadt gegründet werden sollte. Jeder Neubau mußte sich auf den Idealplan einlassen; so sollten die Straßen allmählich gerade werden, an die Stelle der mittelalterlichen, windschiefen elegante Häuser nach Pariser Geschmack mit reich ausgestatteten Läden treten. Da dieser Plan aber erst mit der Zeit der Vollendung entgegenwachsen sollte, so schwankte die Stadt indessen „zwischen Form und Unform"; unentschieden stand das Bauwerk alter deutscher Zeit neben den neuen Anlagen der Franzosen; die Stadt war unfertig, wie die ganzen Zustände; es konnte Alles noch hierhin und dorthin sich neigen.

Dieselbe nicht zu Ende gekommene Einwirkung der französischen Hauptstadt ist auch an der Kleidung sichtbar. Im Allgemeinen war die Tracht auf dem Lande deutsch, in den Städten französisch, ohne daß dieser Unterschied völlig durchgreifend war. Denn auch die Bürgermädchen aus den mittleren Klassen trugen sich größtentheils deutsch; und es gab selbst wohlhabende und

vornehme Häuser, deren Töchter nicht von deutscher Art lassen mochten; sie trugen ihr ungepudertes Haar in Zöpfe geflochten und mit einer großen Nadel festgesteckt; die Kleider knapp, eng anliegend; das runde Röckchen war mit einer Falbel versehen und reichte nur bis an die Knöchel; jede Schleppe daran wäre ein Mißstand gewesen. So tragen sich auch die Sesenheimer Pfarrerstöchter. Friederiken steht diese Tracht reizend; sie hat sich niemals anders gedacht und glaubt überall so recht zu sein; ihre Schwester Olivia aber kann die ländliche Tracht unter ihren städtischen Verwandten kaum ertragen; sie kam sich in derselben geradezu mägdehaft vor.

Dies Gefühl, als ob die deutsche Kleidung nur für die niedrigen Stände sei, hatten leider auch Viele in Straßburg. So kam, daß die französische Partei von Jahr zu Jahr immer mehr Proselyten machte.

Auch die Männer unterwarfen sich theilweise der von Paris aus bestimmten Mode. Selbst Goethe folgt dem französischen Friseur und trägt, da sein natürlicher Haarwuchs vorläufig unmodern war, zeitweilig eine Tour. Auf der Straße fand man schicklich, in Schuhen und Strümpfen, den Hut unter dem Arme, einherzugehn.

Aber Elsaß war immer noch nicht lange genug mit Frankreich verbunden, als daß nicht noch in den Herzen Vieler die Anhänglichkeit an das alte Vaterland, an deutsche Sitte und Gewohnheit lebendig geblieben wäre. Denn „wenn der Ueberwundene die Hälfte seines Daseins nothgedrungen verliert, so rechnet er sichs zur Schmach, die andere Hälfte freiwillig aufzugeben. Er hält daher an Allem fest, was ihm die vergangene Zeit zurückrufen und die Hoffnung der Wiederkehr einer glücklichen Epoche wach erhalten kann." Diese Stimmung wurde in Straßburg genährt durch die vielen Deutschen, die fortdauernd aus echtdeutschem Lande in die Stadt kamen, sei es der Universität oder des Besuchs von Anverwandten oder der Geschäfte wegen. Namentlich die Landleute trugen mit Stolz ihre deutsche Gesinnung zur Schau. Aus diesen Elementen recrutirten sich fortwährend die franzosenfeindlichen Kreise der Stadt, die sich, untereinander eng verbunden, in gewisser Absonderung hielten.

Auch die Goethe'sche Tischgesellschaft war durchaus deutsch. Der Präsident derselben, Actuarius Dr. Salzmann, drückte sich zwar im Französischen mit vieler Leichtigkeit und Eleganz aus, war aber dem Streben und der That nach ein vollkommener Deutscher. Goethe's Freund Lersa, dem im Götz von Berlichingen ein so ehrenvolles Denkmal gesetzt ist, war eigentlich das Muster eines deutschen Jünglings. Deutscher Geist ist noch überall lebendig. Aber wer weiß, wie lange er noch dem französischen Einfluß wird Widerstand leisten können, wenn nicht ein neuer frischer Impuls die erlahmende Kraft belebt.

Alle die, welche an deutscher Weise mit Zähigkeit festhielten, und die

„Hoffnung der Wiederkehr einer glücklichen Epoche nährten", richteten, gleichsam ahnend, ihre Blicke nach Norden, von wo Friedrich, „der Polarstern herleuchtete, um den sich Deutschland, Europa, ja die Welt zu drehen schien." Schon hatte er den Franzosen Roßbach bereitet; und seitdem begann tief unter der Asche jahrhundertlanger Erniedrigung das noch nicht ganz erstickte Fünkchen deutschen Nationalgefühls zu glühen.

Es schlug zunächst in der Literatur in helle Flammen auf.

Der große König, auf den die politische Hoffnung der Nation gerichtet war, hing freilich noch stark an der von den Franzosen genährten abergläubischen Vorstellung, als seien nur die Franzosen fähig, Gedanken und Gefühle geschmackvoll, fein und treffend auszudrücken; als sei der Deutsche nun einmal ein Halbwilder, ein täppischer Riese, mehr geeignet Bären zu ziehen, als Künste und Wissenschaften zu pflegen. — Und ein großer Theil der Nation sah in der Nachahmung der Literatur des siècle de Louis XIV. noch das einzige Heil. Alles, was von jenseits des Rheins kommt, fand man schön, reizend, allerliebst, göttlich; nicht im geringsten zweifelten diese Leute an der Superiorität, welche dieses liebenswürdige Volk in allem, was gut und schön und erhaben und anständig ist, von dem Schicksal zu seinem Antheil erhalten hat.

Aber Lessing hatte Friedrichs des Großen politische That durch ein literarisches Roßbach ergänzt; französische Windbeutelei war in Riccant wirksam an den Pranger gestellt; zugleich hatte der Dichter und Kritiker gezeigt, wie gewandt und glatt sich die „plump, deutsch Sprach" gebrauchen lasse. In der Hamburger Dramaturgie waren Corneille und Voltaire als falsche Aristoteliker, als kalte, steife, blos rhetorische Dichter, die von dem höchsten Zwecke der Tragödie keinen Begriff hätten, hingestellt worden. Herder hatte in seinem ersten Fragmente gezeigt, wie ungeeignet die französische Sprache überhaupt für Poesie sei. Man stand mitten in der Auflehnung gegen den Druck französischer Literatur und Sprache. Das aufstrebende junge Geschlecht ward von dem nationalen Schwunge mächtig fortgerissen.

Es mußte sich die Folge davon auch in Straßburg äußern; sie mußte sichtbar werden, vor Allem in der Renitenz, deutsche Sprache gegen die Zumuthung, der französischen zu Liebe zu weichen.

Nichts charakterisirt eine Nation in ihrer Eigenart mehr, als ihre Sprache; an keiner Sache haftet eine unterworfene Nation länger. Kleidung und äußere Lebensformen hatten die Franzosen in den elsässischen Städten nach Pariser Vorbild ummodeln können; an der Sprache scheiterte bis jetzt alles Bemühen.

Auch Goethe, der doch dem Französischen so zugethan war, daß er sich sogar für die Vollendung seiner Studien eine französische Akademie ausge-

ſucht hatte, erfuhr in Straßburg einen eigenthümlich abſtoßenden Eindruck von der fremden Sprache und Literatur. Er wollte ſich im Franzöſiſchen vervollkommnen; die Verſuche, die er machte, hatten zur Wirkung, daß er ſich auf ſein deutſches Weſen um ſo gründlicher beſann, daß er deutſche Sprache und Art um ſo inniger ſchätzen lernte. Ein ähnliche Erfahrung machte in derſelben Zeit Herder in Paris.

Die Franzoſen, ſo bemerkte Goethe bald, ſind gegen Fremde, die ihre Sprache ſich aneignen wollen, auf eine eigenthümliche, dem Deutſchen unverſtändliche und auf die Dauer läſtige Art nachſichtig und höflich. Nie werden ſie Jemand wegen eines Fehlers tadeln oder gar auslachen: bei Leibe nicht, ein Franzoſe kennt Lebensart. Aber ganz von der vollkommenen Eleganz ihrer Sprache eingenommen, beleidigt jeder Mißgriff des Fremden empfindlich ihr Ohr. Um ihn nun allmählich auf das Richtige zu lenken, antworten ſie ſachlich nicht auf das eben Geſagte, ſondern bekräftigen es gleichſam höflich, umſchreiben es noch einmal und bedienen ſich dabei des Ausdrucks, den man unkundig oder ungeſchickt verfehlt hat. Man macht bei dieſer Methode freilich allmählich Fortſchritte in der Wahl der richtigen Worte und Wendungen, in der feinen Pariſer Ausſprache; aber das ewige Corrigiren der Form und die Nichtberückſichtigung des Inhalts wird auf die Dauer Demjenigen läſtig, der in deutſcher Weiſe auf den Gedanken ſelbſt das Meiſte giebt; zumal wenn man erfährt, daß ausländiſche Rauhheit und Unbeholfenheit ganz zu überwinden, eigentlich unmöglich ſei; der vollkommene Pariſer Schliff ſei nun einmal für einen Fremden ein unerreichbares Ideal. Ueberhaupt ſprachen ſie allen Ausländern, aber beſonders den Deutſchen, kurzweg allen Geſchmack ab; eine Phraſe, die den Refrain eines jeden Urtheils bildete.

Goethe erzählt, wie er durch die franzöſiſche Ueberſchätzung der Form an der Sprache und durch den ganz eigenen feinen Hochmuth hinter der Maske der Höflichkeit und Dienſtwilligkeit mit der Zeit immer mehr zurückgeſtoßen ſei. Auch Leſſing hatte in der Hamburger Dramaturgie über dieſelben franzöſiſchen Unarten ſeine urdeutſche Abneigung ausgeſprochen.

Goethe ſah, daß man wohl geduldet, aber nie in den Schoß der allein ſprachſeligen Kirche aufgenommen werde; er gab es auf, den Franzoſen durch die Sache genug zu thun, da ſie allzu eng an die äußeren Formen und Bedingungen ſich klammern unter welchen Alles erſcheinen ſoll. Als er einmal ein ſelbſtverfertigtes kleines franzöſiſches Gedicht einem Franzoſen vorlas, kritiſirte dieſer Sprache und Versmaß ſo unbarmherzig, daß ihm zu einem zweiten Verſuch alle Luſt verging. Es verging ihm auch die Luſt zu mündlichem Gebrauch der franzöſiſchen Sprache. Er ergab ſich von nun ab mit allem Ernſte und aller Liebe der vaterländiſchen Rede.

Auch von der Verehrung franzöſiſcher Literaturwerke wurde er in Straßburg geheilt. Er ward hier angeweht von dem friſchen, anregenden Hauch des neuen deutſchen Geiſtesfrühlings. Rings ſchlug das erſtorbene Leben in neue Blätter aus. In ihm ſelbſt drängte mächtig und gährend das neu erwachte Leben; die Säfte ſtiegen empor; bald mußten die Blüthen prangen.

Gegenüber dieſem treibenden Frühlingswehen und ſtrebenden Schöpfungsdrang kam ihm, wie Leſſing die franzöſiſche Tragödie, ſo die ganze franzöſiſche Literatur ſo kalt und öde vor. Er ſuchte Nahrung für ſein jugendliches Gefühl; Herz und Gemüth fanden ſich unbefriedigt; Alles war vornehm und glatt, greiſenhaft und abgeſtorben; vor Allem die Schriften Voltaire's und das système de la nature. —

Dagegen in Deutſchland überall friſches Streben und Werdeluſt. Es lag etwas wie Ahnung einer großen Zukunft in der Luft. Konnte man es dem Jüngling, der dieſe Zukunft heraufzuführen vor Allen berufen war, verdenken, wenn er verſtimmt und ungläubig der abſterbenden Größe der untergehenden Sonne den Rücken kehrte und das Auge nach Oſten wandte, wo ſchon glühendroth die neue Morgenröthe den Horizont übergoß.

Der anderthalbjährige Aufenthalt in Straßburg hatte einen unerwarteten Erfolg, einen andern als er beabſichtigt hatte. Er war an der Grenze von Frankreich alles franzöſiſchen Weſens bar und ledig geworden. „Ihre Lebensweiſe fanden wir zu beſtimmt und zu vornehm, ihre Dichtung kalt, ihre Kritik vernichtend, ihre Philoſophie abſtrus und doch unzulänglich.“

Er kehrte, von Herder angeregt, als der Führer der deutſchen Literaturbewegung zurück, aus welcher endlich Iphigenie und Fauſt und all' die großen Werke, die der Stolz unſer Aller ſind, hervorgehen ſollten.

Unſre Literatur gab uns von Neuem das Bewußtſein, daß wir ein Volk ſeien. Und als der große Despot mit grauſamer Gewalt unſere Eigenart niedertrat, — da waren wir nicht mehr die Deutſchen von 1681. Wir fühlten uns alle eines Stammes und Bluts und ſetzten Alles an unſere Ehre.

Und nun iſt der Staat, auf den ſchon der Goethe'ſche Kreis in Straßburg vor 100 Jahren ſeine politiſche Hoffnung richtete, mitten in der blutigen Arbeit, von den „nie genug bewunderten Franzoſen“ die letzte Schuld einzutreiben.

E. Laas.

Aus der deutschen Hauptstadt.

Unsere Berliner Geschäftswelt hat gar keine Ursache, auf die Franzosen böse zu sein. Es ist ein öffentliches Geheimniß für unsere Weltstadt, daß Berlin in jeder Beziehung sowohl augenblicklich als nachwirkend durch diesen Krieg gewinnt. Die vielen aus Frankreich, namentlich aus Paris durch Herrn Chevreau und dessen Nachfolger vertriebenen Deutschen haben sich größtentheils nach Berlin gewandt, wo sie ihre Arbeitskraft und nicht selten wohl auch ihr Capital in fruchtbringender Weise anzulegen begonnen haben. Ferner sind seit der nun bald einen Monat lang dauernden Absperrung von Paris ganz massenhaft von allen Weltenden Bestellungen nach Berlin ergangen, die sonst in Paris effectuirt wurden. Berlin ist heute überwiegend Industriestadt, und da unsere Arbeiterbevölkerung durch die vielen Aufträge, welche an Fabrikanten ergehen, reichlich in Nahrung gesetzt wird, ist die Physiognomie unserer Stadt trotz des Krieges eine durchaus freundliche. Wohlgenährtheit spiegelt sich vergleichsweise mehr als während anderer Winter im Gesicht unserer von der socialdemokratischen Agitation bearbeiteten Arbeiter, und das Unglück der Landwehrfrauen scheint in Berlin selbst noch immer erträglich. Wenn es nun unserer Industrie gelingt, das durch die Umstände gewonnene Terrain zu behaupten, so wird auch der Absatz des Zollvereins, d. h. des deutschen Reichs, eingerechnet Luxemburg, nach Frankreich ein stärkerer werden als bisher, ganz abgesehen von der zu starkem Verkehr zwischen den beiden Ländern nothwendig hindrängenden Annexion der elsässer Fabrikdistricte.

Ja Luxemburg! Sein von Allen gewünschter Anschluß an Deutschland bildet vorzugsweise den Gesprächsgegenstand unserer Berliner, wenn sie hohe Politik treiben. Vom Bombardement der Stadt Paris zu reden erscheint dagegen fossil, in die Steinzeit oder Rennthierperiode gehörig. Nächst dem Luxemburger Neutralitätsbruch treten dann in den Vordergrund für unsere Kannegießer die Verhältnisse zu Oestreich, von welchen man seit der Pontusfrage spricht. Von Rivalität mit Wien, das jetzt nicht mehr die Eine Kaiserstadt ist, kann man bei unseren Berlinern keine Spur finden. Die beiden Städte üben ja fast gar keine Concurrenz gegeneinander. Die Metropole der Intelligenz namentlich ist niemals eifersüchtig auf die Capitale des Vergnügens gewesen, da man sich beruhigt fühlt in der allgemein gekannten Thatsache, daß an Einwohnerzahl und Bedeutung der Industrie, Berlin der Donaustadt schon lange den Rang abgelaufen hatte.

Sehr viel Werth auf seine künftige Würde als Kaiserresidenz legt Berlin

keineswegs. Alle Fremden, die im Laufe der letzten Wochen die Hauptstadt berührten, wunderten sich, daß die Kaiserproclamirung und die Bündnißverträge zur deutschen Verfassung von der Stadt, die aus diesen Neugestaltungen den größten Vortheil zieht, kühl bis ans Herz hinan aufgenommen wurde. Freilich, Berlin ist fortschrittlich und die Blätter sowie die Abgeordneten der Fortschrittspartei hatten sich ja gegen das neue Reich in seiner jetzigen Form ausgesprochen. Und der Berliner läßt sich wohl von seiner Zeitung oder von den „Männern des Volks" imponiren, aber niemals von der Regierung.

Das ist aber nicht schlimm gemeint. Wie sehr die radicalen Strömungen in Berlin zurückgewichen sind, erkennt man daraus, daß in demjenigen Wahlkreise Berlins, der bisher als der politisch „vorgeschrittenste" galt, an Stelle des zur Wiederwahl vorgeschlagenen Jacoby ein angestellter Prediger in den preußischen Landtag gewählt werden konnte, ein Diener des Worts an Stelle eines spinozistischen Socialisten. Wer weiß aber, ob es so gekommen wäre, wenn Jacoby's unfreiwilliges Martyrium in Lötzen fortgedauert hätte. Der Berliner ist der beste Mensch von der Welt, auch gegen die Regierung, wenn er nur durch deren Eingreifen nicht „unnütze Behelligung" erfährt. Der Berliner will nicht, wie der Pariser, mit eiserner Faust im Sammethandschuh angefaßt sein, sondern er will sich gar nicht anfassen lassen, und je mehr unsere Regierung diesen Zug des norddeutschen Wesens anerkennt, dadurch, daß sie die bureaukratischen Regeln der Bevormundung immer mehr in den Hintergrund treten läßt, desto weniger wird sie den Radicalismus zu fürchten haben, der nur als Correlat zu der gleichfalls importirten Centralisation aus Frankreich eingeführt war. Diesem Kriege wird es vor allem zu danken sein, wenn von Berlin aus und in Berlin das deutsche Leben anfangen wird, sich seine eigenen Bahnen zu brechen.

Wie sehr erfreulich im Allgemeinen unser Parteileben sich schon jetzt unter den kriegerischen Eindrücken gestaltet hat, zeigte auch die bisherige Stimmung des Abgeordnetenhauses. Die Socialdemokraten und ihr eigenthümlicher Genosse im Neinsagen, Herr Ewald, die bei dem Gesetz über die neue Hundertmillionenanleihe und bei der endgiltigen Entscheidung über die deutsche Verfassung durch ihre acht Stimmen den Einklang der anderen parlamentarischen Fractionen störten, fehlen im preußischen Abgeordnetenhause. Die Fortschrittspartei aber, welche mit ihren zweiunddreißig Voten sich im Norddeutschen Reichstag gegen die Genehmigung des norddeutsch-bayrischen Verfassungsvertrages erklärt hatte, scheint innerhalb der Repräsentation des preußischen Staates eine gewisse Mäßigung beobachten zu wollen. Natürlich, wegen den bevorstehenden Reichstagswahlen; denn die alten Parlamentarier haben hinreichende Nerven für die Wahrnehmung, daß ihr negi-

rendes Auftreten im letzten Reichstag bei vielen Wählern, selbst hier n Berlin, am sichersten Standorte der Partei, unangenehmen Eindruc hinterlassen hat. Ist ja doch der hohe Grad von unpolitischem Verhalten welcher darin lag, den bayrischen Vertrag ablehnen zu wollen, auch dem ödesten Auge klar, jetzt, nachdem die Mehrheit der zweiten Kammer in München sich so sehr zweideutig zu den Vereinbarungen von Versailles gestellt hat. So sucht denn die Fortschrittspartei jene im öffentlichen Bewußtse erlittene capitis deminutio jetzt dadurch zu repariren, daß sie theils mit dem Abgeordneten Löwe in der Sitzung vom 21. Dec. sich bereit erklärt , die einzelnen Etatsposten zu bewilligen, auch ohne daß ihren Ansprüchen Genüge geleistet wird, theils durch den Abgeordneten Richter für die gemein gewünschte Abschaffung der Zeitungssteuer sich ausdrücklich erkläre. Freilich hat sich die Thätigkeit des preußischen Landtages bis jetzt in wenigen Plenarsitzungen geäußert. Nach der Eröffnung am 14. December fand am 16. December die Wiederwahl des bisherigen Bureaus statt, wobei die ausnahmslose Einstimmigkeit mit der Forckenbeck auf den Präsidentenstuhl erhoben wurde, überraschte. Der Finanzminister überreichte an demselben Tage das trotz des Krieges ohne Deficit, vielmehr mit namhaften Ueberschüssen abschließende Budget in der Höhe von 178 Millionen, und andere staatswirthschaftliche Gesetze, namentlich ein Indemnitätsgesuch für die unter v. d. Heydt zu anderen als den gesetzlich bewilligten Zwecken verausgabten Summen der preußischen Eisenbahnanleihe von 1867. Nachdem die Commissionen sich mit ihren Anstrengungen möglichst beeilt, fand am 21. Dec. die erste Budgetdebatte statt. Die allgemeinen Ausgaben für Kronfideicommiß und Landtag, sowie der Etat des Staatsministeriums und der Ministerien für Handel, Justiz und Landwirthschaft wurden bewilligt, nachdem in der Generaldebatte Herr Camphausen sich bereit erklärt, nach Eintritt friedlicher Zustände die Mängel unserer Finanzverfassung zu beseitigen, „welche uns das Unglück erkennen gelehrt", und in der Specialdiscussion Herr Leonhardt unter Heiterkeit des Hauses auf einige ihm hingeworfene Fragen befriedigende Aufschlüsse gegeben. Mit Erstaunen bemerkte man die Ungenirtheit, mit welcher beide Minister über ihre Vorgänger sich äußerten; das war gar nicht bureaukratisch! Wie gesagt, es tritt allmählich, aber doch endlich, der bureaukratische Sinn in unserem Staatsgeist immer weiter zurück. Wie auffallend war z. B., daß nicht Herr von Mühler, sondern Eulenburg den Landtag auf speciellem Allerhöchsten Befehl eröffnet hat! Nach den bisher geltenden Satzungen mußte in Abwesenheit des Ministerpräsidenten und des der Anciennetät nach ersten Ministers von Roon, Herr von Mühler als der zweitälteste Ressortminister dieser Ehre theilhaftig werden! Ausdrücklich ist der Herr übergangen worden, und mehr als einen Schluß hat hieraus die öffentliche Meinung unserer Re-

ſidenz ziehen wollen, welche durch verſchiedene Vorkommniſſe letzter Zeit, wie namentlich durch dem Joachim'ſchen Fall, ſtark gegen den Cultusminiſter eingenommen iſt.

Ob in Wahrheit in jenem Uebergehen (welches, wenn es einem Offizier widerführe, herkömmlich zur Folge haben müßte, daß die betreffende Perſönlichkeit um ihren Abſchied nachſucht) die Schatten künftiger Ereigniſſe zu ſehen ſind, muß die nächſte Erfahrung lehren. Der Etat des Unterrichtsminiſteriums iſt noch nicht zur Berathung gekommen, und man iſt geſpannt auf den Ausgang der betreffenden Debatten, die wohl die intereſſanteſten der Seſſion ſein werden. Bei der eigenthümlichen Coincidenz der im Landtag ſitzenden und für den Reichstag zu wählenden Perſönlichkeiten läßt ſich erwarten, daß mancher Landbote, der Vertreter des deutſchen Volks werden will, im Ringelſtechen nach dem Mühler'ſchen Mohrenkopf den Preis zu gewinnen ſuchen wird. Wer aber bei uns Deputirter iſt, möchte es meiſt gern für immer und in jedem Falle bleiben, lieber als die Abgeordneten in einem andern Lande. Es liegt einmal im Charakterzug unſeres Volkes, daß jede, auch nur mit einer gewiſſen Dauer ausgeübte öffentliche Thätigkeit ſofort als Amt aufgefaßt wird. Bei Aemtern aber ſoll nach kerndeutſcher Auffaſſung Immobilität beſtehen oder von den Beamten zu erreichen geſucht werden. Viel Gutes und viel Schattenſeiten unſrer öffentlichen Dinge hängen mit dieſer Vorſtellung zuſammen.

Uebrigens iſt im gegenwärtigen preußiſchen Landtage wohl die Hälfte der Mitglieder neu gewählt, namentlich die katholiſche Fraction, welche bis in die Conflictszeit hinein im Landtage geblüht hatte und dann auf einmal verſchwunden war, iſt — Dank der Anſtrengungen unſerer Ultramontanen — mit neun Namen wieder aufgelebt. Was dieſelbe in einem Staat will, der ſeinen Katholiken ein größeres Maß von rechtlicher und factiſcher Freiheit gewährt, als ſeinen Proteſtanten, iſt nicht recht klar; es müßte denn die katholiſche Demokratie ſein, welche der geiſtliche Rath Müller als das Ziel des deutſchen Ultramontanismus neuerdings in einer Verſammlung ſeiner Berliner Getreuen aufgeſtellt hat. Das ſcheint aber auch nicht der Fall zu ſein, denn Herr Müller ſelbſt iſt nicht gewählt, und ein großer Theil derjenigen Abgeordneten, welche in katholiſchen Wahlkreiſen des Rheinlands gewählt ſind, hat ſich im Gegentheil der freiconſervativen Richtung angeſchloſſen. Dieſe Fraction, welche von der officiellen Wahlſtatiſtik auf nur 36 Mitglieder angeſetzt war, hat durch Zutritt verſchiedener Neugewählter die Zahl von 59 Mitgliedern erreicht. Unter den Neuzugetretenen befindet ſich auch der aus dem Reichstag bekannte Dr. Friedenthal, einer der im October nach Verſailles berufenen „Parlamentsulanen", und der Anführer der Grundbeſitzerpartei, Herr Elsner von Gronow. Ob für den neuen Reichstag eine

ebenmäßige Verstärkung dieser ursprünglich aus gemäßigt conservativen und altliberalen Elementen zusammengewachsenen Partei und der Nationalliberalen zu erwarten ist, steht dahin, läßt sich aber bei dem für Mittelparteien günstigen Zuge der Reform, der in unser deutsches öffentliches Leben gekommen ist, wohl erwarten.

Auch unsere conservativen Elemente tragen dem Geiste der Zeit Rechnung. Nachdem sie sich im Laufe der Jahre 1867—69 allmählich, aber schwer, an das früher von ihnen verpönte Wort National gewöhnt haben, ergreifen sie seit zwei Monaten in der Kreuzzeitung und in parlamentarischer Rede die Idee des Staatenhauses aus der verwunschenen Reichsverfassung von 1849. Sogar im Herrenhause konnte man bei Gelegenheit der Berathung über die an Kaiser Wilhelm nach Versailles zu entsendende Adresse von unseren Ultratories Lanzen für das Staatenhaus brechen sehen. Mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung beginnen jetzt auch die Männer, die sich bisher unterzeichneten: „Allerdings kein Freund von Constitution", für Erweiterung und Befestigung parlamentarischer Institutionen in Deutschland zu agitiren.

d/l

Albert Oppermann's letztes Werk.

Von Karl Braun.

I.

Albert Oppermann's, des unermüdlichen Rechtsfreundes und Abgeordneten, des Publicisten und Historikers, des Novellisten und Pamphletisten*) letztes Werk ist ein weit angelegter culturhistorischer Roman, genannt „Hundert Jahre", weil es in der That während des ganzen letztabgelaufenen Jahrhunderts, von 1770—1870, spielt.

Ehe wir die großen Romane von Karl Gutzkow, Berthold Auerbach und Gustav Freytag hatten, zehrten wir in Deutschland von dem Abfall der französischen Tafel. Wer kennt bei uns noch „den Grafen von Monte Christo," oder „die drei Musketiere der Königin" von Alexander Dumas, dem Vater? Jeder, der nicht von Haus aus oder vermöge seiner Stellung darauf angewiesen ist, sich um französische Literatur speciell zu kümmern, darf heut

*) Ueber Oppermann's Leben und Wirken siehe C. Braun, Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei. Neue Folge (Berlin, Kortkampf 1870), Bd. II. S. 281—294.

.. Tage, ohne ſich ſchämen zu müſſen — Gott ſei Dank! — frank und frei geſtehen, daß er weder das eine noch das andere dieſer unſterblichen Werke geleſen hat. Vor 25 Jahren war das anders. Da war, bevor ihm die Geheimniſſe von Paris den Rang abliefen, der Graf von Monte Chriſto in Jedermanns, und noch mehr in jeder Frau Händen. Jeder „Gebildete“ (und Verbildete) mußte ihn geleſen haben. Man überſetzte ihn um die Wette. Eine Ueberſetzung abſcheulicher, als die andere. Vor Allem: kleiner Druck, ſtumpfe Lettern, graues Papier. Die deutſche Jugend opferte das Licht ihrer Augen, um dieſen Chimboraſſo von Zweideutigkeiten, Nachtſeiten, Geſchmackloſigkeiten, Tollheiten, Unwahrſcheinlichkeiten, Unmöglichkeiten zu verſchlingen. Auch fiel es keinem guten Deutſchen damals auf, daß dieſer franzöſiſche Roman ganz endlos lang ſei. In Frankreich war man dahinter gekommen. Es hatte nämlich damals eine franzöſiſche Birch-Pfeiffer den „Grafen von Monte Chriſto“ dramatiſirt. Das Stück ſpielte fünf Abende hinter einander. Der Pariſer Charivari, der damals ſo recht in ſeiner Blüthe ſtand, brachte zwei Bilder, das Eine: „Wie Einer in den Grafen von Monte Chriſto hinein geht“, das Andere: „Wie derſelbe wieder herauskommt.“ Jener war ein junger Fant à quatre épingles, lockenduftend, leichtfüßig, das Monocle im Auge, den Hut auf dem linken Ohr. Dieſer war ein ſchlotteriger, kahlhäuptiger, ſchwerfüßiger Alter, der in Pelz gehüllt ſich am Stabe nach Haus ſchleppt. In Deutſchland dagegen erinnere ich mich wohl einer Anzahl von Converſationen über den Grafen von „Monte Chriſto“, aber ich glaube nie die Bemerkung gehört zu haben, daß er zu lang ſei.

Ich bin in der Chronologie der Romane nicht ſattelfeſt, führe auch über dergleichen nicht Buch, ſondern ſchreibe aus dem Gedächtniß. Ich glaube jedoch, der erſte deutſche Roman von anſehnlicher Leibeslänge waren die neunbändigen „Ritter vom Geiſt“ von Karl Gutzkow. Die Länge des „Grafen von Monte Chriſto“ hatte man, weil ſie franzöſiſchen Urſprungs war, ohne Murren entgegen genommen. Von den 9 Bänden der deutſchen „Ritter vom Geiſte“ (die übrigens in der neueſten, ſorgfältig überarbeiteten fünften Auflage — Berlin, Janke, 1870 — auf 4 zuſammen geſchmolzen ſind) murrte man; und der Dichter des Romans, der ſein Publicum kennt, hatte ſich vorgeſehen. In der Vorrede nämlich erläuterte er ſein Princip. Er nannte ſeine neue künſtleriſche Form den „Roman des Nebeneinander.“ Er ſetzte ſich in bewußtem Gegenſatz zu den franzöſiſchen Romanen von Eugen Sue und Alexander Dumas Vater, — zu dem „Grafen von Monte Chriſto“, den „Geheimniſſen von Paris“ und dem „ewigen Juden“, — zu jenen Feuilleton-Bandwürmern, die bruchſtückweiſe, täglich ein Fragment, abgehen und ſich ewig erneuern, indem ſie irgend ein ſpannendes oder das Ohr reizendes Moment hinterlaſſen, welches den Uebergang vermittelt zwiſchen den

endlos aufeinander folgenden Bildern und Scenen. „Das ist der Roman des Nacheinander", sagte Karl Gutzkow (ob ich wörtlich richtig citire, weiß ich nicht, aber für richtige Wiedergabe des Sinnes stehe ich ein), „das sind die chronologisch an einander gereihten Scenen mit ihrer klassischen Unglaubwürdigkeit, diese herrlichen, farbenreichen Gebilde, — aber doch nur Gebilde des Falschen, Unmöglichen, willkührlich Vorausgesetzten; ich biete Euch statt dessen einen Roman, nicht minder reich an Scenen und Bildern, aber es ist der Roman des Nebeneinander, der die Zwischenglieder zwischen den entscheidenden Momenten nicht mechanisch, sondern organisch ausfüllt; so daß die Willkühr der Erfindung durch den lebendigen Organismus des Ganzen ersetzt wird; Ihr werdet nicht mehr einen einzelnen Abschnitt des Lebens, Ihr werdet den ganzen Kreis der modernen Weltanschauung mit einem Schlage überblicken."

Man kann wohl darüber streiten, ob das Princip Gutzkow's künstlerisch richtig ist. Das wird man aber zugeben müssen, daß er der Verwirklichung dieses Princips in seinen beiden großen Romanen, den „Rittern vom Geiste" und dem „Zauberer von Rom" sehr nahe gekommen ist, dort auf politisch-socialem, hier auf kirchlich-religiösem Gebiet. Ich benutze die Gelegenheit, um hier öffentlich den Wunsch auszusprechen, daß uns eine ebenso billige und sorgfältig überarbeitete neue Ausgabe, wie die oben erwähnte der „Ritter vom Geiste", auch von dem „Zauberer von Rom" geboten werde. Der Stoff des letzteren wird gegenwärtig praktisch wichtig und interessant. Man kann sagen, daß Gutzkow mit dem einen Roman ebensogut kirchliche Erscheinungen des Jahres 1870 anticipirt hat, wie mit dem anderen politische des Jahres 1866. Dieses gleichsam divinatorische Vorgreifen beweist, wie enge es mit den Strömungen der Gegenwart, namentlich mit den tiefer gehenden, zusammenhängt.

Albert Oppermann nun hat Letzteres mit ihm gemein. Auch ihm ist der Wogenschlag der Zeit stets mitten durch das nun gebrochene Herz gegangen. Aber er hat eine Eigenthümlichkeit, welche das ersetzt, was ihm an dichterischer Gestaltungskraft und Universalität abgeht. Bei Oppermann ist die Beschränkung das, was ihn groß macht. Er ist der ächte Sohn der niedersächsischen Erde, und durch tausend Jahre mit ihr verbunden. Es ist vor Allem sein niedersächsischer Volksstamm, sein Kurstaat Hannover (der später unter der prätentiösen Flagge des „Königreiches" dem Ende aller Dinge, d. h. dem Untergange, zusteuerte), seine Vaterstadt Göttingen und die Nachbarstadt Kassel, seine Adoptivstadt Nienburg, und die hannoversche Grafschaft Hoya, wo er zu Hause ist; zu Hause nicht nur in der Gegenwart, sondern auch in der Vergangenheit der letzten 3—4 Generationen. Ursprünglich wollte er, wie er mir in den letzten Tagen seines Lebens anver-

traute, seinen Roman betiteln: „Bis an das Ende aller welfischen Dinge," oder „Wie es war und wie es geworden." Die letztere Bezeichnung entspricht eigentlich am besten der wirklichen Natur dieses großen culturhistorischen Tableaus von säcularer Bedeutung. Es ist das streng historische Moment der einander folgenden Ereignisse, verbunden mit der Schilderung der Culturzustände einer jeden Generation durch alle Schichten der dortigen Gesellschaft. Es ist ein Versuch, das „Nacheinander" mit dem „Nebeneinander" zu verbinden, durch den Kitt pragmatischer Darstellung. Sehen wir, wie dieser Versuch gelungen.

Die Construction des Oppermann'schen Romans ist folgende: Er führt uns um das Jahr 1770 nach Haustedt, einem kurfürstlich hannoverschen Landstädtchen an der unteren Weser, das wohl mit Hoya, dem früheren Wohnsitze des Verfassers, einige Verwandtschaft hat. Er öffnet uns das Schloß der Gräfin, die Rittersitze des landsässigen Adels, die Häuser der Beamten und Bürger, und den Rathskeller, welcher nämlich den Mittelpunkt des Orts und geistig den Centralpunkt der Gesellschaft bildet und dirigirt wird von Herrn Krummeier, nach dessen Tode aber von dem Oberkellner Harry Knickmeyer, welcher die schielende Nichte und Universalerbin des Wirthes geheirathet hat und von den Stammgästen mit einer etwas weitschweifigen Vertraulichkeit der „Unterweser-Oberseelöwe" genannt wird. Dazu kommen denn noch Landgeistliche, sowie Bauern von den umliegenden Meierhöfen, welche letztern sich einer eigenthümlichen verwickelten Rechtsordnung erfreuen, und dadurch öfters Stoffe zur Schürzung des Knotens liefern. Eine Bäuerin, die Frau Dummeier, wird Amme bei der Gräfin, und es ist interessant zu beobachten, in welch' grundverschiedener, derb realistischer Weise Oppermann, im Vergleich zu Berthold Auerbach, das Problem der Verpflanzung einer solchen Frau in vornehme Kreise, ihrer halben Acclimatisation hier, ihrer Entfremdung dort, und die sich daraus ergebenden Conflicte und Leiden behandelt. Der niedersächsische Bauer Dummeier ist etwas handfester gerathen als der Tyroler oder Oberbayer Hansi.

Dies ist der Stock der Gesellschaft, welche der Verfasser durch drei Generationen, durch neun Bände und durch ein ganzes Jahrhundert hindurch — vor der Sündfluth, während der Sündfluth, nach der Sündfluth, unter der Fremdherrschaft und im Welfenreiche, ferner auch in den benachbarten Territorien, an den Ufern der Werra und Fulda, am Fuße des Meißner, in der Hansastadt Wien, in dem Olmütz des Bischofs, in dem Wien des Congresses, in dem Neapel der Lady Hamilton und ihres Seehelden Nelson, in dem Kopenhagen der Königin Mathilde und des Doctors Strümsen, in dem Nordafrika der Barbaresken, in dem Washington Jefferson's und dem Newyork Baring's — sich bewegen läßt.

Die Mannigfaltigkeit und Buntheit, welche durch diesen Reichthum an Schauplätzen und Zeiten der Handlung bedingt ist, wird noch vermehrt durch die Liebhaberei des Verfassers, die Personen zu häufen, namentlich auch die Nebenpersonen stets massenhaft auftreten zu lassen. Die letztgenannte Neigung wächst, je weiter der Roman vorschreitet und sich unserer jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart nähert. Jede interessante Persönlichkeit, welche mit dem Verfasser in Berührung gekommen ist, jeder wunderliche Kauz, jedes Original, die ihm einmal über den Weg gelaufen sind, hat er eingefangen wie einen Schmetterling, ihn an die Nadel gespießt, ihn hübsch auseinandergefaltet und in den weiten Räumen seines Romans zur Schau gestellt. Dies ist namentlich der Fall für die letzten 40 Jahre, während deren der Verfasser selbst auf der Bühne des deutschen Lebens einhergeschritten; hier nennt er die Leute auch stets bei ihren wirklichen Namen, er gibt Porträts, Photographien und Silhouetten von Zeitgenossen.

Diese Beschaffenheit des Werks macht es selbst einem aufmerksamen Leser manchmal ein wenig schwer, den Faden der Geschichte in der Hand zu behalten, namentlich wenn man nicht den ganzen Roman auf einmal, sondern, wie das bei einem solchen Umfange und bei dem successiven Erscheinen nicht anders möglich ist, nur mit Unterbrechungen liest. Es geht einem da, wie so manchmal im praktischen Leben. Da kommt Jemand und prätendirt, ein alter Bekannter zu sein. Man erinnert sich auch seiner, aber man „kann im Augenblick doch nicht recht darauf kommen, wo man ihn hinthun soll." Oder es kommt gar wie in einer alten gemüthlichen Posse, die ich vor vielen Jahren in dem Wiener Vorstadttheater sah. Der Herr Graf zeigt auf einen Dritten und fragt seinen eigenen Diener: „Staberl, sieht dieser Herr dem Dingsda nicht sehr ähnlich? Und Staberl antwortet:

„Wen Ihro Gnaden meint, weiß ich zwar nicht;
„Doch hat er ein sehr ähnliches Gesicht!"

Erkennt man auch die Person wieder, so muß man sich doch mit einiger Anstrengung auf die Voraussetzungen besinnen, unter welchen man sie früher kennen zu lernen die Ehre hatte, und welche doch maßgebend sind und sein müssen für ihr neues Auftreten. Die sich aus den weitverzweigten, mannigfaltigen und ihrem zeitlichen Umfange nach colossalen Handlungen ergebenden Schwierigkeiten werden noch vermehrt durch das Aufeinanderfolgen so vieler Generationen, welche sich ehelich und äußerlich kreuzen, so daß die Aufstellung eines Stammbaumes oft ebenso erwünscht als schwierig sein würde.

Dadurch, daß der Kurstaat Hannover von dem König von England beherrscht wurde, nahm derselbe damals an den europäischen und außereuropäischen Verwickelungen in höherem Grade, als ein gewöhnliches deutsches Terri-

torium, Antheil, wenngleich nur leidenden Antheil. Dieser Umstand gab dem Verfasser Gelegenheit, die handelnden Personen, welche fast alle dem niedersächsischen Boden entsprossen sind, von da nicht nur nach den übrigen deutschen Ländern und Gauen hinüber zu führen, sondern auch weit über die Grenzen Deutschlands hinaus zu verpflanzen. Ich weiß nicht, ob ich dies die Stärke oder die Schwäche des Werkes nennen soll, wäre aber für meine Person geneigt, eher das letztere zu thun, und zwar aus folgenden Gründen:

Wenn uns der Verfasser nach Neapel, Florenz und Raya; nach New-York, Washington und Pittsburg; nach Tunis, Tripolis und Zuwan führt: so wird sich mancher stoffhungrige Leser dieser bunten Mannigfaltigkeit des Werkes erfreuen, aber der künstlerische und historische Werth des letzteren leidet darunter; der künstlerische, weil die Einheit der Handlung zu sehr beeinträchtigt wird; der historische, weil das sittengeschichtliche Moment, offenbar das bedeutsamste in dem Roman, dadurch öfters auf längere Zeit ganz zurücktritt.

Für Amerika hatte Oppermann eine ganz besondere Veranlassung; er war nämlich durch die Familie des Doctor Justus Erich Bollmann, eines Hannoveraners, der ein wechselvolles Leben in Oestreich, England, Frankreich und Nordamerika geführt und von dem uns schon Varnhagen von Ense ein Lebensbild in seinen „Denkwürdigkeiten" (Band I.) gegeben hat, in den Besitz der Briefe gelangt, welche derselbe am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts an seinen Vater geschrieben hat. Es ist wahr, diese Briefe sind für uns sehr interessant und lehrreich, sowohl in Betreff der damaligen politischen und socialen Zustände der jung aufstrebenden Union, als auch in Betreff des Verhältnisses und der Wechselwirkungen zwischen ihr und dem altersschwachen, von tausend Krankheiten und Schmerzen damals heimgesuchten Europa. Aber es fehlt doch immer etwas an Fleisch und Blut. Es ist mehr Studium als Dichtung. Wir würden es, apart servirt, besser goutiren, als eingekocht in dieses Chaos von Roman.

In Süditalien, das ich aus eigener Anschauung kenne, ist der Verfasser nicht stets genau orientirt, und obgleich ich hinsichtlich Tunis, Tripolis und Zuwan ein Gleiches nicht von mir versichern kann, so zweifle ich doch kaum daran, daß der Dichter seiner Phantasie in Bezug auf Land und Leute mehr freies Spiel gestattet hat, als es in einem so ernsthaften culturhistorischen Werke zulässig sein dürfte.

Ich maße mir nicht an, Kunstrichter zu sein, und mich interessirt der Inhalt mehr als die Form. Ich muß aber gestehen, ich freue mich allemal, wenn der Verfasser seinen Pegasus aus dem afrikanischen „Paradiese von Zuwan" und den Barbaresken von Pittsburg oder von Raya wieder zurücklenkt auf den norddeutschen, auf den niedersächsischen Boden, den er kennt

wie kein Zweiter, den er liebt wie kein Zweiter, und den er deshalb auch ſchildert wie kein Zweiter. Hier ſind die ſtarken Wurzeln ſeiner Kraft.

Ich habe bisher beinahe mehr von den Mängeln und Schwächen des Werks als von den Vorzügen und Tugenden deſſelben geſprochen, und dadurch vielleicht dem Leſer ein falſches Bild gegeben; denn die Vorzüge überwiegen unendlich die Mängel. Sprechen wir nun, um den Fehler wieder gut zu machen, von den Vorzügen.

(Schluß folgt.)

Holland in Noth.

I.

Haarlem, 18. December 1870.

Daß wir hier täglich darüber nachdenken, was aus unſerm kleinen Staate nach den Begebenheiten und Erfahrungen der letzten Monate werden ſoll, iſt einleuchtend. Aber die Antwort auf dieſe Frage iſt nicht ſo einfach. Daß unſer bisheriger Zuſtand nicht bleiben *kann*, iſt ſelbſtredend. Die Gegenſätze zwiſchen den Nationalitäten ſind einerſeits bedeutend verſchärft, die verſchiedenen Charaktere der Völker haben ſich deutlicher gezeichnet und geſchieden, andere fühlen ſich wieder mehr zu einander angezogen.

Betrachten wir unſer Verhältniß zum Ausland, oder wenden wir unſere Augen auf unſere inneren Angelegenheiten, dann ergreift uns Mißbehagen, und Unzufriedenheit mit der Gegenwart. Wir fühlen, daß etwas *Anderes* aus uns werden muß, als wir jetzt ſind. Wir können unſer „beſchauliches Stillleben" (wie Prof. Buys es nennt) nicht fortſetzen, ohne in die Gefahr zu kommen, in den Todesſchlaf zu fallen. Aber woher die Kraft zu einem neuen Leben nehmen? Wie ſoll der Entſchluß geboren werden und zur That heranreifen, um mit der Vergangenheit mit einem Male zu brechen? Daß dieſe Frage ſehr berechtigt iſt, obgleich wir nicht im Stande ſind, ſie genügend zu beantworten, wird bei einer nähern Beleuchtung der hieſigen Zuſtände erklärlich. Denn trotz des Mißbehagens, das wir empfinden, iſt der größte Theil der Nation doch noch weit davon entfernt, ihre Lage zu begreifen. Man will ſich nicht geſtehen, daß faſt Alles bei uns an Schlaffheit und Halbheit leidet, die jeden energiſchen Fortſchritt hemmt.

Man denkt, daß die Dinge ſich von ſelbſt entwickeln werden, — auf

welche Weiſe und in welcher Richtung, darüber fehlt der klare Begriff. Man weiß nicht, was, wohinaus man will; wir haben kein Ziel, dem wir nachſtreben. Das Schlimmſte iſt, daß man glaubt, es ſei nirgendwo beſſer, als bei uns. Dieſe Selbſtüberhebung iſt die Carricatur des begründeten Selbſtgefühls, das unſere Vorfahren aus ihren eignen Thaten ſchöpften.

Man möchte wohl gerne wie bisher in Ruhe und Frieden weiter leben; Jeder für ſich ſelbſt ſo viel, und für Andere ſo wenig, wie möglich, ſorgen; ſeine Freiheit, die ihm in ſeinem vortrefflichen Vaterlande beſcheert iſt, genießen, und unſern lieben Herrgott für Andere ſorgen laſſen. Der Gemeinſinn fehlt den Holländern. Man verlangt von Andern, von der Regierung Alles, kritiſirt ohne Nachſicht, was ſo ganz ohne eigene Mühe noch zu Stande kommt, weiß aber ſelbſt nichts beſſer zu machen. Nach dem Spruche: l'union fait la force, errichtet man unzählige Vereine zu gemeinnützigen Zwecken nicht um in denſelben ſelbſtthätig zu wirken, ſondern um ſich durch einen Geldbeitrag von jeder weiteren Verpflichtung zum Handeln loszukaufen. Wenn dann ſchwere Zeiten eintreten, ſo wie jetzt eben der Fall iſt, und die ganze Nation zu ſelbſteigener Thätigkeit gerufen wird, dann iſt überall Unſchlüſſigkeit, Zerfahrenheit, Unfähigkeit.

Man ſollte glauben, ein Volk, welches ſo lange in freier Selbſtbeſtimmung gelebt hat, deſſen Staatsformen noch mancher andern Nation zum Beiſpiel dienen können, müßte durch den Gebrauch ſeiner Freiheit zu einem tüchtigen, regen Leben herangewachſen ſein. Aber einestheils wird von dieſer Freiheit ſehr häufig ein ganz verkehrter Gebrauch gemacht, anderentheils iſt die Auffaſſung und Idee derſelben ein faſt dogmatiſcher Glaube geworden, ein Schema, in welches Alles paſſen muß. Wir Holländer ſind einmal ein liberales Volk; Alles, was anderswo nicht ſo iſt, wie bei uns, iſt nicht liberal. Der Liberalismus iſt indeß nur Form, kein wirkliches Leben. Unſere Staatseinrichtung iſt keine Errungenſchaft des Volkes, ſondern freiwillige Gabe Anderer; denn es iſt unmöglich in der Organiſation unſerer frühern Republik die Keime zu unſerer jetzigen Staatsform, dem modernen Conſtitutionalismus, zu finden. Dieſer iſt importirt und hat nur einige alte Formen nicht ganz vernichtet, aber zu Anachronismen gemacht, weil ſie ſich unter den neuen Zuſtänden nicht entwickeln können.

Als die Niederlande von der Napoleoniſchen Herrſchaft durch die Verbündeten befreit wurden, war die Republik todt und begraben, die Nation kraft- und willenlos. Die Erlöſung vom franzöſiſchen Joch war wie über Nacht gekommen, und Gott weiß, was aus dem Lande geworden wäre, hätten nicht einige wenige Männer, an deren Spitze der Graf van Hogendorp ſtand, den Muth gehabt, im Namen des Prinzen von Oranien eine proviſoriſche Regierung zu conſtituiren. Er rief den

nachmaligen König Wilhelm I. ins Land, unter der Bedingung dem Lande eine Verfassung zu verleihen. Diese blieb, nach einer Veränderung im Jahre 1815, bis zum Jahre 1848 in Kraft. Diese Verfassung war nichts weniger als liberal, aber die Niederländer befanden sich wohl dabei, nur Belgien war mit dem geringen Maß der Freiheit nicht zufrieden. Ein Bedürfniß in liberaler Richtung gab sich in Holland nicht kund, und noch im Jahre 1844 wurde in den Generalstaaten ein Antrag des Herrn Thorbecke auf Verfassungsrevision mit großer Majorität verworfen. Bei den immer höher gehenden Wogen der politischen Bewegung im Auslande, die aber in unserem Lande, wie die Wellen an flachem Meeresstrande verliefen, sah sich König Wilhelm II. zu Ende des Jahres 1847 veranlaßt, jetzt selbst eine Revision zu beantragen. So entstand unter den Bewegungen, die im Jahre 1848 draußen stattfanden, unsere jetzige Constitution, die das Volk dankbar annahm als ein Geschenk, dessen Bedürfniß ihm erst noch erwachsen mußte. Es wurde dabei mehr dem allgemeinen Zeitgeist als dem Geiste des Volkes Rechnung getragen.

Darum ist auch unsere Staatseinrichtung so lange Form geblieben, in die man sich hineingewöhnen muß. Wäre dieselbe durch Kampf einer widerstrebenden Macht abgerungen worden, dann wäre die Volkskraft dadurch erstarkt. Jetzt hat diese nie Gelegenheit zur Ausübung gehabt, und man könnte die Holländer füglich verzogene Kinder nennen, die ihre politischen Wünsche erfüllt sahen, ehe sie sich äußern konnten, die aber zu eigenem Handeln untauglich gemacht wurden.

Wir haben schon früher in diesen Blättern auf die Mängel hiesiger Zustände hingewiesen und dabei die Hoffnung ausgesprochen, eine bessere geistige Entwicklung würde die Volkskraft wieder beleben. Diese Erwartung war insoweit berechtigt, als unsere neu-eingerichteten Schulen die Grundlage zu einer tüchtigen Bildung legen sollen. Aber auch diese Hoffnung scheint nach den bisherigen Erfahrungen zu schwinden. Wohl hat man deutsche Schulen zum Vorbild genommen, und steckt die Ziele selbst noch höher als diese; aber es fehlen die Mittel, um den Zweck zu erreichen; keine genügenden, paedagogisch entwickelten Lehrkräfte, keine Fürsorge, um dieselben heranzubilden, keine weitern Hilfsmittel in guten Schulbüchern — kurz, der ganze lebendige Apparat ist mangelhaft. Eine unmethodische, geistlose Abrichtung füllt die Köpfe unserer Jugend mit Oberflächlichkeit und Halbheit, welche den äußern Schein wissenschaftlicher Bildung geben kann, aber aller Gründlichkeit entbehrt. Man fürchtet sich vor der Zucht des Geistes. Unter der Sucht, allen Unterricht in angenehme Form zu kleiden, alle Pedanterie zu vermeiden, wuchert dilettantisches Halbwissen.

Nur jahrelange Erfahrung kann hierin Besserung bringen, falls man

überhaupt den Uebelstand anerkennen will. So lange die öffentlichen Berichte über unsere Schulen dem Volke nur den Begriff ihrer Vortrefflichkeit predigen, wird es wohl nicht anders werden.

Selbstredend ist, daß unsere Schule in einem engen Verhältniß zu unserer wirthschaftlichen und industriellen Entwicklung steht. Die niedere Bevölkerung der Städte sowohl, als die ländlichen Arbeiter, sind so verkommen, wie in wenigen andern Gegenden. Guter Unterricht ist bei der geringen geistigen Lebhaftigkeit der Holländer doppelt nöthig. Bei kärglichem Lohne und schlechter Nahrung ist unsere Arbeiterklasse physisch und geistig schwach; sie kämpft für eine armselige Existenz und hat Muth und Fähigkeit zu intellectueller Beschäftigung verloren. Die Industrie klagt über wenig verwendbare Arbeitskräfte, während sie der freien Concurrenz von außen die Spitze bieten muß und die meisten Abzugswege durch hohe Eingangszölle bei unsern Nachbarn versperrt sind. Zu einem gedeihlichen Wachsthum kann sie nicht kommen, während der Handel durch unser verderbliches Colonialsystem demoralisirt ist.

Bei diesem Mangel an gehörigen Existenzmitteln für die untern Klassen muß die Mildthätigkeit helfen, die denn auch wohl nirgends in der Welt so großartig ist, als bei uns. Und dennoch ist, bei dem großen Lob, welsches man den Holländern wegen ihrer Wohlthätigkeit spenden muß, dieser eine große Schattenseite nicht abzusprechen. Sie lähmt die Energie noch mehr und macht den thätigen Arbeiter langsam zum Proletarier. Die Armenpflege ist bei uns eine Lebensfrage, deren Lösung große Schwierigkeiten bietet. Wäre Handel und Wandel lebhafter und gesunder, dann könnte man den Pauperismus mit Erfolg bekämpfen. Die niedere Klasse stemmt sich zum Theil gegen jede Entwicklung; sie sagt: Was hilft uns eine höhere Bildung, wir bekommen dadurch nicht mehr Arbeit und keinen besseren Lohn: weshalb sollen wir uns denn die Mühe geben, etwas zu lernen? Kann man nun auch einer solchen Anschauungsweise nicht beipflichten, so bleibt allerdings wahr, daß Mangel an lohnender Arbeit das Haupthinderniß bei der Entwicklung unserer Arbeiterbevölkerung bildet.

Nach zehnjähriger Arbeit hat eine von der Regierung ernannte Commission einen Rapport über ihre Untersuchungen über den Zustand der in Fabriken arbeitenden Kinder zu Stande gebracht. Nach hiesiger Gewohnheit hat diese Enquête ungebührlich lange gedauert, aber sie hat genügend den traurigen Zustand dieser Kinder nicht allein, sondern der Fabrikarbeiter und Landbevölkerung bewiesen. Der Zweck aber der Untersuchung, das Wünschenswerthe, um auch hier, wie in England, eine factory-act zu erlassen, ist indessen wieder bei Seite geschoben; man hat es wieder beim Alten gelassen, man hat sich nicht zum Handeln entschließen können. Man entschuldigt seine Lässigkeit damit, daß eine factory- oder working-childern-act die persönlich

Freiheit beeinträchtigte: So dient unsere Freiheit zur Abwehr jeder Verbesserung.

Aber es wäre Unrecht, unsere wirthschaftliche Schwäche allein der arbeitenden Klasse zur Schuld zu legen; auch bei der besitzenden Klasse findet man gleichartige Erscheinungen. In derselben herrscht noch viel Abneigung gegen guten, zeitgemäßen Unterricht. Der Handel bleibt in seinem alten Gange und sucht keine neuen Abnehmer. Unsere Verbindungen mit Amerika, Australien, China sind fast Null, und was noch von unsern Erzeugnissen nach diesen Ländern ausgeführt wird, geschieht größtentheils für deutsche Rechnung. Dagegen speculirt man lieber an der Börse und legt seine Capitalien in fremden Staatspapieren an.

Daß die Holländer von ihrem Zustand keinen klaren Begriff haben oder haben wollen, zeigt sich daraus, daß alljährlich in der Thronrede dem Volke unser Fortschritt verkündet wird, und daß Alles bei uns pour le mieux dans le meilleur des mondes ist. Man fürchtet sich, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen und glaubt lieber der officiellen Lüge, als den Ergebnissen eigener Anschauung.

Nur Landbau und Viehzucht blühen durch den Export nach England. Der angesessene Bauer ist in letzter Zeit zu großem Wohlstand gelangt und der Preis der Ländereien steigt fortwährend. Der englische Arbeiter nährt sich vom Vieh unserer Weiden, während unsere Arbeiter höchstens die Schlachtabfälle, die von drüben wieder hierhergebracht werden, zu verzehren bekommen. Vor einigen Jahren rühmte ein officieller Rapport die vermehrte Einfuhr solcher Abfälle als einen Fortschritt. Solcher Ergebnisse muß man sich noch freuen! —

Sind wir nun in politischer und wirthschaftlicher Beziehung seit frühern Jahrhunderten stark zurückgegangen, so sind die geistigen Fähigkeiten der Nordniederländer in Betreff literarischer Erzeugnisse zu keiner Zeit glänzend gewesen. Mit der Zeit, wo eine eigentliche holländische Literatur beginnt, tritt auch eine Masseneinwanderung protestantischer Flüchtlinge ein, welche Kunstsinn, Gewerbfleiß und feinere Sitten einführten. Unsere ganze Literatur ist Uebersetzung und Nachbildung fremder Vorbilder. Nur einzelne wenige Schriften sind echt nationale Erzeugnisse, die dem poesielosen, praktischen und theilweise rohen Volkscharakter entsprungen sind. Eine eigentliche Volksliteratur besteht nicht. Die bombastische Poesie Bilderdyk's, des bedeutendsten unserer Schriftsteller der letzten Zeit, ist nur den Gelehrten bekannt. Die Schaubühne ist im tiefsten Verfall und eine Literatur für dieselbe besteht gegenwärtig nicht.

Wie unsere literarischen Erzeugnisse wenig Charakteristisches bieten — will man nicht eine gewisse Breite dafür ansehen — so verliert auch unsre

Sprache langsam ihre Spracheigenthümlichkeit. Fremde Einflüsse machen sich je länger, desto mehr überall geltend, und die Klagen über unholländischen Stil unserer Schriftsteller nehmen immer mehr zu. Selbst unsere gebildeten Klassen können selten einen fehlerfreien holländischen Brief schreiben. Auf diese Weise wird die Sprache wohl langsam als Culturſprache aussterben, und es bleibt nichts als ein niederdeutscher Dialect übrig. Ohne eigene Sprache kann aber kein Volk bestehen, oder es müßte andere, sehr tüchtige Elemente für seine Selbständigkeit besitzen. —

Wie die mit Bäumen bepflanzten Canäle unserer Städte oberflächlich das Bild eines ruhigen, gemüthlichen Lebens darstellen, so ist unser ganzes Volksleben. Aber aus den stagnirenden Gewässern unserer Grachten steigen ungesunde Dünste auf — unter der äußeren Hülle unserer Ruhe birgt sich unsere Krankheit. —

(Schluß folgt).

Die Gardinen-Predigten der Frau Doctor Bratenriecher.

II.

Zweite Predigt.

Handelt von dem deutschen Reiche, der Politik und der Kochkunst.

Aha, dieses Mal sollst Du mir nicht entwischen. Du bist wach und ich bin wach. Mit der Verstellung, als ob Du schon schliefest, ist es also diesmal nichts.

Sage mir doch um Gotteswillen, Bratenriecher, was habt Ihr diesmal im Reichstage gemacht? Zuerst habt Ihr gesagt, dieser Reichstag habe sich selbst seine Wahlperioden um so und so viel Monate vorgeschuht, ohne seine Wähler zu fragen. Das sei Unrecht; das gelte nichts. In Euern Augen sei dieser Reichstag todt und begraben. Er könne überhaupt nichts mehr und am Allerwenigsten eine neue Verfassung machen.

War es nicht so? So habt Ihr gesagt? Gut, das lasse ich mir gefallen! Aber was habt Ihr gethan? Ihr habt dem todten Manne selbst geholfen, Schulden machen, eine Verfassung machen, eine Adresse machen, ein deutsches Reich machen und einen deutschen Kaiser machen; und wenn Euch nicht das Loos, das manchmal klüger ist, als die Menschen, davor bewahrt hätte, dann wäret Ihr auch mit nach Versailles gezogen, um die Krone mit

zu überreichen, Ihr Erzdemokraten Ihr! Der Reichstag ist todt. Aber die Todten reiten schnelle, sagt Bürger's Lenore.

Zuerst sagt Ihr, der Reichstag ist todt; und dann geht Ihr diesem todten Manne mit einer ganzen Reihe von Anträgen unter die Augen, mit einem endlosen Wunschzettel von allen Rechten und Freiheiten, einem Zettel, wie ihn kleine Kinder für ihren Geburtstag oder für Weihnachten aufschreiben. Dann wollt Ihr schon wieder papierne Grundrechte haben! Ei, habt Ihr sie denn nicht schon in Euerer preußischen Verfassung seit mehr als zwanzig Jahren, ohne daß sie in die Wirklichkeit übergeführt worden sind? Steht denn nicht seit 21 Jahren in der preußischen Verfassung die Civilehe? Hälst Du nicht schon seit fünfzehn Jahren alljährlich einige Reden über die Civilehe? Und was hast Du damit fertig gebracht? Gar nichts. Und jetzt willst Du die papierne Civilehe auch noch als Grundrecht in die Bundesverfassung schreiben? Wozu? Damit sie auch im Bunde in den nächsten zwanzig Jahren noch nicht eingeführt wird? Damit Du auch im Reichstag noch fünfzehn Jahre alljährlich darüber immer die nämlichen Reden halten kannst, die Nichts helfen? Nun, ich sollte doch denken, das könntest Du billiger haben! Statt immer die nämlichen Grundrechte von Neuem auf ein neues Stück Papier zu schreiben, sorgt doch endlich einmal dafür, daß die alten, die Ihr ja schon längst habt, verwirklicht werden, und daß man sich in Zukunft einfach kann beim Oberbürgermeister trauen lassen, statt irgendwo sonst Knallschoten zu riskiren. Sonst sieht das Ganze ja aus wie Spiegelfechterei. Nicht reden, nicht schreiben, — handeln, das ist heut zu Tag die Parole.

Die Regierung war schon so oft in Verlegenheiten, wo sie Euch nöthig hatte. Wenn Ihr Das benützt, und Ihr gesagt hättet: „Gut, wir wollen Dir helfen, aber erst einmal her mit der Civilehe", — wir hätten sie längst. Aber dazu seid Ihr viel zu unbeholfen. Das ist Euch zu praktisch, zu nationalliberal, oder wie Ihr das sonst nennt. Ihr zieht die großen Worte vor, womit man nichts ausrichtet. Einen Erfolg verschmäht Ihr. Das wäre ja „Schacher". Behüte!

Die Klerikalen, der Reichensperger und der Mallinckrodt, die zeigen Euch die Zunge, wenn Ihr von der Civilehe redet. Sie sagen Euch einfach: „Ja, das geben wir zu, das ist ein Grundrecht, das steht in der Verfassung, aber es gefällt uns nicht, und deshalb wird nichts daraus. Denn das ist ja der Unterschied zwischen Grundrecht und Gesetz, daß das Gesetz gilt, und das Grundrecht nicht." Und das laßt Ihr Euch gefallen und seid dabei noch gut Freund mit diesen Leuten, und zieht oft an einem Strang mit diesen Ultramontanen, welche sich denn auch jetzt gern noch die „Verfassungstreuen" nennen, so recht Euch zum Spott und zum Hohne. Aber Ihr merkt nichts. Sie haben Euch Euere Wahlsitze in den westlichen Provinzen abge-

nommen. Je mehr Euer Häuflein zuſammenſchmilzt, deſto zahlreicher wird die ſchwarze Brigade. Aber was kümmert Euch das? Ihr ſitzt an Euerm alten Hexenkeſſel und ſagt die nämlichen Sprüche her, wie vor fünfzehn Jahren, und kocht Grundrechte, die Niemand genießen will, Ihr alten . . . Männer!

Bratenriecher, Du ſollteſt Dir einen anderen Namen geben, Du haſt den Braten noch niemals gerochen!

— Was ſagſt Du? „Die Ideale" ſagſt Du? „Man muß dem Volk ſtets die idealen Ziele vor Augen halten?" Meinetwegen. Ich habe gar nichts dagegen. Aber gleichzeitig darf man es doch nicht in den Sumpf oder in die Patſche führen in einem Augenblicke, wo Alles darauf ankommt, daß man den richtigen Weg wählt.

— Alſo den Reichstag habt Ihr für todt und begraben, oder für incompetent erklärt, gleichzeitig aber ein volles Dutzend Anträge bei ihm eingebracht. Ihr verlangt alſo, daß der Todte arbeitet. Der incompetente Reichstag ſollte nach Euerm Antrage beſchließen, daß ein anderer Reichstag zuſammentrete und eine neue Verfaſſung mache. So habt Ihr verlangt. Aber kann denn ein incompetenter Reichstag überhaupt etwas beſchließen? Und wenn der alte incompetente Reichstag einen neuen macht, iſt dann der neue nicht auch incompetent? Wenn Vater und Mutter Kameele ſind, kann denn das Kind ein Löwe ſein? Und dann mit Eurer verfaſſunggebenden Nationalverſammlung von Achtundvierzig! Haben wir das denn nicht erlebt, daß dabei gar nichts herauskommt? — Ich war damals zwar noch ſehr jung, Bratenriecher. — Was haben denn alle Euren langen Reden in der Paulskirche geholfen? Ein einzelner Füſilier vor Paris iſt mir lieber, als die ganze Paulskirche mit all ihren Gagagagern. Habt Ihr doch Euer Leben lang nichts gethan, als über die „Gothaer" räſonnirt und jetzt macht Ihr es grad ſo. Vorne getrommelt, und hinten keine Soldaten. Wer immer auf Anno 48 zurück will, iſt auch ein Reactionär.

Wenn Ihr behaupten wolltet, der Reichstag ſei nicht berechtigt zu der Verfaſſung, dann mußtet Ihr es machen, wie der alte Baron Hilgers, der ihm einfach ſchrieb: „Ich komme nicht mehr". Aber Ihr ſchreibt ab und kommt dann doch. Das begreife, wer kann! Ihr glaubt nicht mehr an Euern Auftrag, Eure Miſſion, und wollt doch Wunder verrichten?

Eine ganze Woche lang verunreinigt Ihr den Brei, und dann eßt Ihr ihn doch; und Ihr ſtimmt für die Adreſſe, für den Kaiſer, für das Reich und für die ganze Paſtete! Iſt da Muſik drin? Bei der Echternacher Sprungproceſſion ſpringt man drei Schritte vor und zwei zurück. Ihr aber ſpringt drei vor und einen zurück. Sage mir doch endlich einmal, wie ſoll man ſich ein ſolches Verfahren erklären? Ich bin begierig!

— „Ihr habt das Volk durch die Debatte aufklären wollen", ſagſt Du?

Kann man durch Verwirrung aufklären? frage ich. Ich will Dir sagen, wie ich mir denke, daß Ihr zu Eurem buntscheckigen und sonderbaren Verfahren gekommen seid. Von Eurem Wähler wollte der Eine Incompetenz-Erklärung, der Andere Grundrechte; der Eine, daß Etwas, der Andere, daß Nichts zu Stande komme, — der Eine einen möglichst raschen Abschluß, der Andere Aufschub und eine constituirende Versammlung oder sonst so etwas romantisches Paulskirchliches, — der Eine wollte lieber die „ganze Freiheit", als das „ganze Deutschland" und der Andere umgekehrt lieber das ganze Deutschland, als die ganze Freiheit, die man ja überhaupt nicht über Nacht und im Traume beschеert kriegt.

Euere Wähler also konnten nicht einig werden. Ihr auch nicht. Aber Ihr wollt nun einmal unter allen Umständen stets sowohl den Wünschen Eurer Wähler entsprechen, als auch als geschlossene Partei auftreten. Was war da zu machen? Ihr mußtet alle diese widersprechenden Dinge auf einmal beantragen. Ihr wußtet ja, schaden thut's doch nicht, Ihr seid ja immer in der Minorität. Und so habt Ihr es denn gemacht, wie jener Mann, der nicht blos mit den Händen, sondern mit den beiden ganzen Vorderarmen auf dem Clavier herumtrommelte und dabei sagte: „Kinder, jetzt spiele ich alle Melodien auf einmal."

— Du lachst?

— Sage selbst: Ist es nicht so? Und was würdest Du thun, wenn ich einmal in unsrer Küche gerade so verfahren wollte? Wenn ich sagen wollte: „Von unsern Gästen ißt der Eine gerne süß und der Andre sauer; der Eine gerne Fleisch und der Andre gerne Fisch; der Eine trinkt gerne Bier, der Andre gerne Wein, und der Dritte gerne Liqueur; und weil ich nun nicht für Jeden extra kochen kann, so schütte ich Alles, Süß und Sauer, Wein und Bier und Liqueur und Fisch und Fleisch und Alles, was mir in die Hand kommt, in einen Pott und koche es zusammen. Was liegt mir daran?"

Was würdest Du, verwöhnter Mensch, auf welchen Rücksichten genommen werden, die sich eigentlich gar nicht rechtfertigen lassen, für den sich eine edle und geistreiche Frau, die wahrlich zu etwas Besserem geboren ist, zur Köchin herabwürdigt, was würdest Du sagen zu einer solchen Kochkunst, die ein getreues Ebenbild der Politik wäre, die Ihr treibt?

— „Küche und Politik sind zwei verschiedene Dinge", sagst Du? Ja, Bratenriecher, diesmal hast Du wirklich den Braten gerochen. Diesmal hast Du Recht, nämlich wenn Du nicht von der Politik an und für sich, sondern von Eurer Politik sprichst, — von der Politik, wie Ihr sie treibt, Ihr Berliner Pflastertreter!

— „Wie ich das meine", fragst Du? Nun, das ist doch einfach. Kann

ich in meiner Küche mich in die Minorität ſchaffen, um mich aller Pflichten und aller Verantwortlichkeit zu entladen? Kann ich in meiner Küche die weiteſt gehenden Anträge ſtellen in der ſicheren Erwartung, daß ich doch damit durchfalle. Kann ich verrückte Dinge vorſchlagen, in der Gewißheit, daß nicht ich es bin, dem die Ausführung obliegt? Kann ich ſchlechte Sachen kochen in der Erwartung, daß nicht ich, ſondern andere Leute ſie eſſen müſſen? Antworte mir! Du ſchweigſt? Nun dann werde ich für Dich ſelbſt antworten.

— Nein, Bratenriecher, das kann ich nicht! Und darin liegt der Unterſchied. In der Küche liegt der Knüppel beim Hund, die Pflicht beim Recht, der Vollzug beim Beſchluß, der Beſchluß beim Antrag, die Verantwortlichkeit bei Allem. Was ich koche, das muß ich eſſen, ich ſelbſt. Koch' ich ſchlecht, dann eſſe ich ſchlecht. Ich frage Dich weiter:

Kann ich ſagen: „Ich hätt's gerne beſſer gemacht, aber ich bin in der Minorität, warte doch in Geduld bis ich in die Majorität komme; freilich kann das ein wenig lange dauern; vielleicht ſo ein zwanzig Jährchen und auch noch was drüber; allein was liegt dran? zwanzig Jahre haſt Du ja ſchon gewartet; und wenn Du noch einmal zwanzig Jahre warteſt: dann haſt Du allerdings wahrſcheinlich keine Zähne mehr, wenn das gute Eſſen kommt, aber Du kannſt es dann doch wenigſtens riechen!“ Kann ich das ſagen?

Bratenriecher! Kann ich ſagen: „Ja, ich möchte wohl gut kochen, aber meine Köchin und mein Küchenmädchen leiden's nicht. Die Zwei haben die Mehrheit gegen mich. Sie ſind das ſouveräne Volk, ſie ſind die Urwähler. Sie haben einen ſchlechten Geſchmack, das iſt wahr; und wenn ich koche, wie dieſe Zwei wollen, dann werden wir ſchlecht leben, ich und der Staat; (unter dem Staat verſtehe ich Dich, Bratenriecher; ich hoffe, Du wirſt nicht unempfänglich ſein für das Compliment, das ich Dir damit mache). Aber, was machen? Eigentlich zwar bin ich der Führer, und die zwei Dienſtboten ſollten ſich von mir führen laſſen. Früher war es auch ſo. Allein das war doch die reine Reaction! Heut zu Tage iſt es anders. Heute muß ſich der Führer führen laſſen von den Geführten. Heut zu Tage muß ich kochen, wie meine Dienſtboten wollen. Denn ſie ſind das ſouveräne Volk. Das Eſſen iſt ſchlecht, das gebe ich zu; aber es iſt hölliſch demokratiſch. Das Volk will es, und deshalb mußt Du's hinunter ſchlucken.“ Ich frage Dich zum dritten Male: Kann ich Das ſagen?

Wenn ich Dir ſo käme, Bratenriecher, was würdeſt Du ſagen? Gib mir Antwort. Ich beſtehe auf einer Antwort. Bratenriecher, antworte mir!

Du ſchweigſt? Du ſtellſt Dich, als wenn Du ſchon ſchliefſt? Vogel Strauß, der den Kopf in den Buſch ſteckt und glaubt, dann ſieht ihn Nie-

mand! Alte abgenutzte Methode. Keine Widerrede; keine Vertheidigung, blos Flucht. Auch gut. Ich behaupte das Feld. Ich bin Sieger. Gute Nacht, Besiegter. — (Schluß der zweiten Predigt).

Vom badischen Landtage.

Gar oft sind die badischen Landboten von Karlsruhe heimgekehrt mit einer reichen Fülle werthvoller Gesetze, niemals aber ist ihnen beschieden gewesen, ihren Auftraggebern eine Weihnachtsgabe, wie heuer, mitzubringen. Nicht ihr Verdienst freilich, noch das der badischen Regierung ist es, daß uns die ungeahnten Ereignisse dieses herrlichen Jahres „Kaiser und Reich" in den Schooß warfen; daß aber je eine einzige Sitzung in den beiden Kammern genügte, das deutsche Einigungswerk, soviel an Baden lag, zum Abschluß zu bringen, das ist allerdings die Frucht der jahrelangen Haltung der gesetzgebenden Factoren dieses Landes. Was bedurfte es noch der Debatte, wenn man längst zum bedingungslosen Eintritt in den Nordbund bereit war?

Was bedarf es dann aber überhaupt noch einer Schilderung dieses Landtages? wird der Leser fragen. Aber er wolle bedenken: nicht ganz so einfach, wie man sich im übrigen Deutschland gewöhnlich vorstellt, liegen in Baden die Verhältnisse. Lange schon waren hier die nationalen Bestrebungen eng verflochten mit dem harten Kampfe, in welchem die Staatsgewalt und die liberale Partei den Anmaßungen des Ultramontanismus gegenüberstehen. Natürlich also, daß die Entscheidung der nationalen Frage zugleich ein helles Streiflicht auf die zukünftige Gestaltung dieses Kampfes werfen mußte. Andrerseits sind es die Erklärungen der Regierung über die Genesis der Versailler Verträge, welche eine allgemeine Bedeutung haben. Von den letzteren zuerst!

Kein allzu großes Gewicht wird man der Eröffnung beimessen, daß die badische Regierung, im Interesse einer besseren Sicherung der süddeutschen Grenze, die erste Anregung zur Wiedererwerbung des Elsasses gab. Daß *sie*, als die meistbetheiligte, diesen Schritt that, liegt in der Natur der Sache. Indeß, wir denken, auch ohne solche Anregung würde Graf Bismarck zugegriffen haben, und kein Vernünftiger würde ihn darum eines specifisch-preußischen Egoismus beschuldigen. Von Interesse jedoch ist die bestimmte Mittheilung, daß das neuerworbene Gebiet nicht direct an Preußen annectirt, sondern deutsches Reichsland werden soll — eine, offen gestanden, etwas nebelhafte Perspective. — Wichtiger war die Erklärung des Staatsministers, daß

auch die Angelegenheit der politiſchen Einigung Deutſchlands von Baden in Fluß gebracht ward. Auch das freilich war bei der bekannten Haltung von Fürſt und Volk zu erwarten. Ueber dieſe Erwartungen hinaus aber ging es, daß von Baden nicht der bloße Eintritt der ſüddeutſchen Staaten in den bisherigen Nordbund, ſondern zugleich eine weſentliche Stärkung der Centralgewalt in militäriſcher und diplomatiſcher Beziehung vorgeſchlagen ward. Einen beſſeren Beweis der Wahrhaftigkeit und zugleich der Freiwilligkeit ihrer nationalen Geſinnung konnte die badiſche Regierung nicht liefern. Daß ihre Vorſchläge in allen Punkten, wo die bayriſchen und würtembergiſchen Einflüſſe von entſcheidendem Gewicht waren, ſcheitern mußten, iſt nur allzu begreiflich; um ſo höher aber wird es anzuſchlagen ſein, wenn ſie ſich durch den ſchwellenden Strom particulariſtiſcher Velleitäten, der ſich in Verſailles breit machte, nicht wankend machen ließ, ſondern ihr urſprüngliches Programm, wenigſtens ſoweit Baden in Frage kam, möglichſt zur Ausführung, zu bringen ſuchte. Die Militärconvention, derzufolge das badiſche Contingent einfach in die preußiſche Armee aufgeht, gibt Zeugniß davon — ein Zeugniß, das nicht allein die Regierung, ſondern auch — und zwar in erſter Linie — den Fürſten ehrt. Den überſchwänglichen Lobpreiſungen gegenüber, mit welchen im verfloſſenen Jahre der Patriotismus ſo manchen deutſchen Landesvaters in ziemlich unmotivirter Weiſe gefeiert worden, iſt es ein wohlthuendes Bewußtſein, daß die reiche und warme Anerkennung, welche dem Großherzog von Baden in der Adreſſe des Landtags gezollt wird, in der That nichts enthält, als die blanke Wahrheit. Wäre es den übrigen ſüddeutſchen Fürſten auch nur in ähnlicher Weiſe gelungen, ihr dynaſtiſches Selbſtgefühl zu beugen unter den nationalen Gedanken, es wäre uns erſpart geblieben, das wieder erſtandene deutſche Reich in der Geſtalt eines verrenkten und verſchränkten Leibes, die bleiernen Feſſeln der bayriſchen und ſchwäbiſchen Clauſeln an Händen und Füßen, begrüßen zu müſſen.

Doch laſſen wir unnütze Klagen! So wie ſie waren, mußten die Verträge angenommen werden, jede Aenderung war ausgeſchloſſen. Für die nationale Partei in Baden konnte die Frage nur die ſein, ob die Verſailler Abmachungen die bisherige Verfaſſung des Norddeutſchen Bundes nicht etwa in ihrem Lebenskerne afficiren würden. Von dieſem Geſichtspunkte aus behandelten die Berichterſtatter in beiden Häuſern ihren Gegenſtand. Hier wie dort half man ſich über die ſchweren Bedenken hinweg mit dem Troſte, daß das jetzt Erreichte immer noch viel mehr ſei, als man noch vor ſechs Monaten habe erwarten können. Die Regierung befand ſich dabei in der Lage, noch nachträglich eine kleine Herzenserleichterung verſchaffen zu können durch die Mittheilung, daß es den Bemühungen Badens und Heſſens noch im letzten Augenblicke gelungen ſei, dem vielberufenen, ausſchließlich aus Bayern, Sachſen und Würtemberg

gebildeten Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten die gefürchtete Spitze abzubrechen. Durch eine protocollarische Festsetzung, welche dem nächsten Reichstage zur Zustimmung vorgelegt werden wird, ist nämlich bestimmt worden, daß in jenen Ausschuß, außer den Genannten, noch zwei weitere durch Wahl zu ernennende Stimmen eintreten sollen, wodurch die Möglichkeit, ihn zum Tummelplatz etwaiger Intriguen der drei mittelstaatlichen Königreiche zu machen, von vornherein wesentlich beeinträchtigt, wenn nicht ganz abgeschnitten wird.

Mit einiger Spannung durfte man in der 2. Kammer dem Verhalten der Ultramontanen, oder, wie sie sich in einer Anwandlung von jesuitischem Humor getauft haben, der „katholischen Volkspartei" entgegensehen. Hat es doch auf dem vorigen Landtage eine gewisse Berühmtheit erlangt, jenes schwarze „Festungsviereck", das in Tagen besonderer Gefahr sich sogar zu einem Fünfeck erweiterte, wenn nämlich der Mannheimer Oberhofgerichtsrath Roßhirt einmal mit voller Rüstung pro aris eintrat, während er sich für gewöhnlich seinen Gesinnungsgenossen gegenüber mit der Rolle des fünften Rades am Wagen begnügte. Man muß sie gesehen haben, die gewaltigen Streiter, um zu begreifen, daß ihre Stimme unvergleichlich schwerer in die Wagschale fallen muß, als die von vier gewöhnlichen Sterblichen. Da ist Lindau, der Mann von robuster Lunge und „fescher Ueberzeugung", theils Heidelberger Krämer, theils geborener Volksmann, deß Bildniß zahllose Schnupftabaksdosen und baumwollene Sacktücher über den Erdball tragen; da ist Bissing, ein gelehrter Mann von üppiger Fülle der Formen, unbeschäftigter Privatdocent an der Universität Heidelberg und Redacteur des „Pfälzer Boten", in der Weltstadt Baden-Baden angestaunt ob seiner philosophischen Weisheit, dem übrigen Lande bekannt durch die durchgeistigte Feinheit seines Witzes, womit er z. B. auf dem vorigen Landtage den Nationalen rieth, lieber an die Ueberbrückung des übelriechenden „Landgrabens" beim Karlsruher Ständehause, als an die des Mains zu denken, im Uebrigen auch in Berlin durch seine beim Zollparlament wider die badische Regierung erhobene Anklage nicht ohne eine gewisse heitere Berühmtheit; da ist ferner der Decan Lender, Anno 49 Freischärler, heute wohlbestallter Diener des Herrn, vor neun Monaten Anhänger der freisinnigsten Väter des Concils, heute ergebenster Anbeter des unfehlbaren Papstes, ein würdiger Herr, in dessen Seele himmlische Einfalt friedlich zusammenwohnt mit irdischer Schlauheit; da ist endlich der Konstanzer Kreisgerichtsrath Baumstark, Convertit und Schwärmer für das Land der Kastanien, ein düsterer Mann, auf dessen breiter Stirn die frommen Schauer sich widerspiegeln, an denen seine Seele sich tagtäglich berauscht im Weihrauchdufte der alleinseligmachenden Kirche. Sie Alle waren seither die geschworenen Feinde der Einigung Deutschlands unter Preußens

Führung, was Wunder, wenn man begierig war, wie sie heute ihre alten Principien vertheidigen würden? Etwas dergleichen hatte Baumstark vor 2—3 Monaten in einer Broschüre versucht. Der wunderliche Mann unterfing sich damals nachzuweisen, daß die bisherigen Ereignisse der von seiner Partei verfolgten deutschen Politik „in allen wesentlichen Beziehungen ebenso sehr Recht gegeben haben, als die Bestrebungen und Behauptungen der nationalliberalen Partei durch eben die bisherigen Ereignisse zurückgewiesen und widerlegt worden seien." Nun, die Qualität der Ereignisse hatte sich seitdem durchaus nicht verändert; mit Recht durfte man also jetzt eine Wiederholung, resp. Erweiterung der gleichen Beweisführung erwarten. Statt dessen, was geschah? Herr Baumstark gab Namens seiner Partei rund und nett die Erklärung ab, daß ihre deutsche Politik „principiell besiegt" sei, und daß ihnen als ehrlichen deutschen Bürgern nichts übrig bleibe, als das deutsche Reich in der nun allein noch möglichen Form zu acceptiren. In Parenthese bemerkt: Roßhirt ging noch weiter; er trennte sich von der Bevormundung seiner Freunde, und hielt auf eigene Faust eine Rede, wie ein Nationaler vom reinsten Wasser.

Der Engel des Friedens zog durch den Ständesaal, als Baumstark das neue Evangelium in sonorem Baß verkündete. Ein lange nicht mehr gekanntes Gefühl der Versöhnung beschlich die Herzen der Hörer. Die nationale Mehrheit hatte die Besiegten in der Hand, es stand ihr frei, sie vor den Augen des Landes zu züchtigen für die Sünden der Vergangenheit. Aber nicht umsonst hielt ihr Baumstark sein „noblesse oblige" entgegen; sie verschmähte das vae victis, die schwarzen Herren kamen mit leidlich heiler Haut davon. Und das allein war der Zweck ihrer Friedfertigkeit. Sobald der Landtag vorüber war, gaben sie in ihren Blättern eine nochmalige Begründung ihrer Zustimmung zu den Verträgen, und diesmal in wesentlich anderem Tone. Sie haben — so erklären sie — ihre Zustimmung gegeben, „weil es von jetzt an die Aufgabe der katholischen Volkspartei Badens sein muß, ihre dem Volke zur Genüge bekannten und durch die Abstimmung vom 16. d. M. in keiner Weise erschütterten Grundsätze in treuem Anschluß an die große katholische Partei Gesammtdeutschlands mit allen gesetzlichen Mitteln innerhalb der Formen der neuen Reichsverfassung zu vertheidigen und ihrer Verwirklichung entgegenzuführen."

Da haben wir's. Die Bekämpfung des modernen Staates, die den Römlingen in den Einzelstaaten nicht gelingen wollte, wird fortan nicht mehr gegen die provinzialen Centren, sondern gegen den kaum geborenen Mittelpunkt unsres gesammten Staatslebens, gegen die Reichsgewalt, gerichtet sein. Ueberraschen konnte diese Eröffnung freilich Niemanden. An Vorboten derselben hatte es nicht gefehlt. Nachdem bei den letzten preußischen Landtags-

wahlen die Klerikalen in Rheinland und Westphalen den unerwarteten Wahlsieg davongetragen, sprang z. B. das Organ des Herrn Bissing mit Einem Satz aus dem Förderalismus in den Unitarismus hinüber und begann sofort die bisherigen Nationalen als die zukünftigen Particularisten zu verhöhnen. Daß der ehrenwerthe Herr Abgeordnete diesen Standpunkt nicht auch in der Kammer offen und laut bekannte, wird seinen guten Grund in dem bereits angedeuteten Strategem haben, der Gegenpartei so wenig wie möglich Anlaß zu einem heftigen Strauß zu bieten, der, wie die Dinge lagen, für das Ansehen der Ultramontanen bei ihren Getreuen sehr gefährlich hätte ausfallen können. Schade nur, daß ihr anhänglichster Gesinnungsgenosse in der 1. Kammer, Graf Leiningen-Billigheim, sich über diese Rücksicht hinwegsetzte, und die Versicherung seines Mangels an Interesse für die Fortexistenz des badischen Staates sogar durch einen Ausfall auf die Dynastie bekräftigen zu müssen glaubte, wofür er dann selbstverständlich den Ordnungsruf erntete. Da sind die schwarzen Herren in der 2. Kammer freilich bessere Politiker. Indeß, eine Klippe schob sich ihnen doch in den Weg, an der sie nicht vorübersegeln konnten, ohne Farbe zu bekennen: die Adresse an den Großherzog. Sie stimmten gegen dieselbe, hüteten sich aber, dies Votum auch nur mit Einem Worte zu begründen. War auch nicht nöthig. Wenn man den Verträgen zugestimmt hatte, so konnte die Verwerfung der Adresse nur die Eine Bedeutung haben: der Staat Baden mitsammt seiner Dynastie ist für uns nicht mehr vorhanden. — In der That, ein lustiges Schauspiel: die Particularisten von ehedem in Zukunft die entschiedenen Unitarier! Doch könnte es nichts schaden, wenn die deutschen Staatsmänner diese Erscheinung auch zum Gegenstand ernsteren Nachdenkens machen wollten.

Mit ungetrübtem Ergötzen dagegen darf man das Walten der badischen sog. Demokratie betrachten. Was dieselbe eigentlich will, wer vermag es zu ergründen? Alle vernünftigen demokratischen Elemente sind in Baden mit der nationalliberalen Partei verschmolzen, die z. B. im letzten Winter eine Gemeindeordnung geschaffen hat, so demokratisch, wie kaum eine in der Welt. Lediglich jenes kleine Häuflein windiger Phrasenhelden, deren Weisheit jeder Frage des praktischen Lebens gegenüber sich zur absoluten Negation verflüchtigt, ist es, was in Baden unter dem Namen der Demokratie figurirt. Ihre bisherige Bedeutung im Lande verdankt sie dem Bündniß mit dem Schwarzrock. Nun dieser aber fortan mit den conservativen Freunden des Herrn von Mühler besser zu fahren meint, wird ihr kaum etwas Anderes übrig bleiben, als sich in ihre Toga zu hüllen und in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle geräuschlos zu verenden. Nur Eine Oase ist ihr in dieser „verpreußten" Wüste geblieben. In einer etwas seltsamen Laune hat die Weltgeschichte auf dem Boden der ehemaligen Hofstadt der pfälzischen Wittelsbacher, freilich erst

nachdem sich eine dicke Schicht von orientalischem Humus darübergezogen, den Freiheitsbaum emporsprießen lassen; aber er sieht eher aus wie eine verkrüppelte und kümmerlich hinsiechende Ceder des Libanons, denn wie eine lebenskräftige deutsche Eiche.

So das Fundament der badischen Demokratie. Und: qualis grex, talis rex — wenn es erlaubt ist, das alte Sprichwort in echt demokratischer Weise umzukehren. Zwei Mann hoch sitzen ihre Anhänger in der 2. Kammer. Der Eine, v. Feder, erklärte seine früheren Bedenken gegen den Anschluß an den Nordbund für beseitigt, glaubte sogar an einer freiheitlichen Entwicklung des neuen Reiches nicht verzweifeln zu sollen, gab den Verfassungsverträgen seine Zustimmung, enthielt sich aber der Abstimmung über die Militärconvention, weil es mit derselben noch keine Eile habe. Der Andere, Kayser, sagte gar nichts, und stimmte bei den Verfassungsverträgen mit Ja, bei der Militärconvention mit Nein, was ihn jedoch nicht hinderte, der Adresse an den Großherzog, welche demselben für seine, bei der Convention doch wohl am meisten bewiesene, nationale Gesinnung dankt, wieder mit einem kräftigen Ja beizutreten. — Doch auch in die 1. Kammer, sogar in die Region der Standesherren, reichen die Spuren der Partei. Graf Berlichingen scheint die demokratische Ader und den derben Witz seines reichsritterlichen Ahnherrn für ein Erbstück zu halten, das von dem pietätvollen Enkel nach Kräften benutzt werden muß. So durfte es denn auch diesmal nicht anders sein. Zudem mochte er es nöthig genug haben, sich den definitiven Verzicht auf den unter Oesterreichs Aegide zu errichtenden Südbund durch ein paar nicht zur Sache gehörige Seitenhiebe zu versüßen. Im Uebrigen konnte er seiner Gewohnheit gemäß nicht enden, ohne etwas Apartes für sich zu haben, und so schloß er denn als enragirter Verfechter der vollständigen Annexion an Preußen.

Und damit wären wir wieder an dem Punkte, der für die Zukunft zum Losungsworte aller Unzufriedenen in Baden werden zu sollen scheint. Die nationalliberale Partei wird diesem Manöver gegenüber einen sehr einfachen Stand haben. Die Frage: ob Bundesstaat, ob Einheitsstaat? läßt sich heute nicht mehr theoretisch entscheiden; ihre Lösung wird abhängen von der Probe, die das jetzt Geschaffene zu bestehen haben wird, und über deren Ergebniß wird sich erst nach einer Reihe von Jahren ein Urtheil fällen lassen. Mittlerweile kann der praktische Politiker sich die Ziele seiner Arbeit nur innerhalb der Grenzen des Bundesstaats vorzeichnen, was für Baden bedeutet: einerseits, Kräftigung der Centralgewalt und liberale Gesetzgebung in allen naturgemäß gemeinsamen Angelegenheiten; andererseits Erhaltung und Weiterbildung seiner freiheitlichen Zustände im Innern. Daß namentlich in ersterer Beziehung viel zu thun bleibt, darüber geben wir uns keiner Täuschung hin. Kein Verständiger in Süddeutschland, der bisher um die natio-

nale Einigung mit sehnsüchtigem Verlangen, wie um eine Braut, geworben, wird erwartet haben, daß er mit der Erreichung derselben direct in einen Himmel voller Seligkeit eintreten werde. Vielmehr erinnern wir uns an des Dichters Wort: „Mit dem Gürtel (vulgo Mainlinie), mit dem Schleier, reißt der schöne Wahn entzwei," setzen aber von Herzen den andern Vers hinzu: „Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben!" Und diese ernste, nüchterne Liebe wird gewiß eine recht gesegnete Ehe begründen. —r—.

Die deutsche Krankenpflege im Tabakspital zu Nanzig.*)

„Entfernen Sie das Gesindel, welches hier mit Binden am Arm umher läuft!" rief mir ein Mitglied des französischen Nanziger „International" zitternd vor Wuth entgegen, indem er seine Medaille von der Brust riß, auf der das Abzeichen der Genfer Convention prangte, und erklärte: „es sei eine Schande für jeden anständigen Mann, dieses ferner zu tragen."

Nicht ohne Mühe gelang mir, den empörten Herrn zu beruhigen über das herbeigeströmte Hülfsheer deutscher Krankenpfleger, das allerdings Leute der verschiedensten Bildungsstufen in seinen Reihen zählte. Selbst die unterrichtete Klasse der Bevölkerung in Lothringen hatte nur einen dunklen Begriff vom freiwilligen Pflegeramt; sogar die Mitglieder der „Commission Internationale" faßten, wie man an den Straßenecken lesen konnte, ihre Pflichten höchst einseitig auf. Kein Wunder war darum, wenn das unwissende Volk die Binden-Männer für eine absonderliche Art von Combattanten hielt, die anzufeinden Jeder ein Recht hatte, ohne zu der Achtung verpflichtet zu sein, die er dem Soldaten in Uniform schuldig ist. — Francs-tireurs, die auf Verwundete schossen, welche nach dem Tabakspital in Nanzig gebracht wurden, trugen das rothe Kreuz an Mütze und Brust, wenn auch nicht in weißem Felde.

Schwer war unter solchen Umständen für Freiwillige ein Lazareth zu gründen, abgesehen von der mühseligen Stellung, die der geduldete Privat-Arzt dem commandirten Feldarzt gegenüber einnimmt. Der Erstere muß Schritt für Schritt im Felde das Terrain erobern, auf dem er für das Wohl der armen Opfer zu arbeiten hoffen darf. Alles kommt auf seinen persönlichen Tact, seine Energie, sein Talent an.

Der erste Eisenbahnzug, welcher von Deutschland her durch die Vogesen drang, brachte nach Nanzig unter Anderen eine kleine Expedition von jungen

*) Wir geben den nachstehenden Bericht eines Augenzeugen, ohne an der schlichten Darstellung desselben uns Aenderungen zu gestatten.

Aerzten und Krankenpflegern, geleitet von Dr. Heine, Professor der Chirurgie in Innsbruck. Ohne zu wissen wo zunächst ihre Hilfe erwünscht oder nothwendig sein dürfte, hatten sie die Heimath verlassen, und kamen nach langsamer, mühevoller, nicht gefahrloser Reise in die Hauptstadt von Lothringen.

Einige der jüngeren Aerzte reisten mit Heine's Erlaubniß weiter, in der Richtung von Metz, um genaue Erkundigungen einzuziehen, — denn soeben waren die Schlachten von Vionville, Gravelotte u. s. w. geschlagen, — während Dr. Heine selbst zurückblieb und mit der ihm eigenen Geschicklichkeit den Weg ebnete, auf dem für Alle ein Feld der Thätigkeit sich finden sollte.

Die Franzosen hatten ein im Ausbau begriffenes, zur Tabaksfabrik bestimmtes Gebäude bereits als Lazareth nothdürftig eingerichtet. In zwei Sälen lagen Verwundete unter der Behandlung von Simonin, Professor der Chirurgie an der Ecole de médecine von Nanzig, ein Verwandter des Marschalls Le Boeuf, wie man uns pflichtschuldigst glaubte erklären zu müssen. Die materielle Pflege besorgten französische Schwestern, die nicht im Hause wohnten und die Nachtwachen den Infirmiers überließen. Als Oekonom stand ihnen der Hausmeister oder Director der künftigen Tabakfabrik zur Seite, welcher in dem stattlichen Hause wohnt, das die Fronte des großen Baues bildet. Zwei große Flügel schließen einen geräumigen Hof ein, der durch ein Maschinenhaus in der Mitte in zwei Abtheilungen getrennt wird: in diesem Haus befand sich die nothdürftig eingerichtete Küche. Der linke, noch unbewohnte Flügel enthielt 5 große Säle und eine Anzahl kleiner Zimmer; das Erdgeschoß, unausgebaut, ließ uns keine andere Wahl, als im rechten Flügel zu ebener Erde unsere Kisten auszupacken. Auf einen Wink Heine's wurden dieselben unmittelbar nach Besichtigung des Gebäudes vom Bahnhof herbeigeholt, und in einer weiten, großen, mit Asphalt gepflasterten Halle entwickelte sich ein Leben voll rastloser Thätigkeit. Wie der Squatter im Urwald sich langsam ein Heimwesen gründet, so hier in Mitte der Civilisation wir. Eine ausgehängte Thür auf einer leeren Kiste liegend, diente als Speisetisch und diesem Luxus entsprach der Rest der bescheidenen Einrichtung. Alle Bestrebungen liefen ohne Nebenrücksicht nur auf den einen Hauptzweck hinaus: die Behandlung und Pflege der Verwundeten, welche die Schlachtfelder von Toul, Gravelotte und später Sedan in reichlicher Zahl lieferten, und zwar immer die schwersten Fälle, da nur halbwegs transportable weiter gebracht wurden.

Als ob eine unsichtbare Hand von vornherein jede Einrichtung geleitet habe, sah sich Jeder ohne große Berathung in eine ihm vorgezeichnete Bahn gelenkt, nahm seinen Posten als selbstverständlich an und arbeitete gewissenhaft fort. Der ruhige Beobachter konnte indessen sehen, wie ein scharfes Auge das Thun des Einzelnen genau überwachte. Unbedingter Gehorsam unter

Heine's Anordnungen, gewissenhafter Rapport an ihn über Alles, was sich zutrug, war als oberstes Gesetz angenommen, und wurde streng durchgeführt. Heine schnitt alle überflüssigen Worte ab, that jede Arbeit selbst, die ein Anderer nicht schnell begriff oder der sich irgend ein College zu entziehen anschickte. Um 6½ Uhr versammelten sich die Aerzte beim Frühstück in der obenerwähnten Halle, die mit der Zeit einen wohnlichen Charakter annahm. Nachdem ein Arzt infolge der primitiven Einrichtung dieses Speisesaals an der Lungenentzündung lebensgefährlich erkrankt, ein Anderer eine Halsentzündung davongetragen hatte, kamen Bretter und Decken unter den Eßtisch, der endlich aus langen Dielen bestand, die auf Holzböcken ruhend mit Leinwand und Wachstuch bekleidet wurden. Ein Segeltuch hielt vom Eingang her den Zug ab, und ein Kochheerd die Speisen warm. Um 7 Uhr eilten die Aerzte auf ihre Abtheilungen, wo sie, da wir nur sehr schwer Verwundete hatten, die Verbände selbst anlegten. Um 11 Uhr erhielten die Pfleglinge das sogenannte Déjeuner, daß sich vom deutschen Mittagsessen in nichts unterschied, als daß die Suppe schlechter war, als man sie in Spitalküchen findet. Die Fleischbrühe, künstlich gefärbt, wechselte in ihren Zuthaten ab mit Brod und Nudeln. Letztere aus Wasser und Mehl bestehend, schmeckten wie Mehlpappe, und es dauerte mehrere Tage, bis unserer deutschen Pflegerin gelang, kräftigendere Nahrung einzuführen. Um 1 Uhr setzten sich die Aerzte und das Hilfspersonal zu Tisch. Unsere Pflegerin, welche mit der Expedition aus Deutschland gekommen war, behandelte das gesammte Personal als ein im Dienst der Menschheit stehendes Material und jeden Einzelnen nach der Bedeutung, die er als Werkzeug für's große Ganze einnahm. Dafür mußte sie sich die Zurechtweisung von Seiten unseres wachsamen Oberhauptes gefallen lassen. Heine bestand auf strenger Gleichberechtigung. Damit unsern Aerzten, die einen mühevollen Dienst hatten, nichts entzogen wurde, machte unsere Pflegerin erfolgreiche Anstrengungen, unseren Zustand im Allgemeinen zu verbessern, und wir lebten wie eine Familie, Leid und Freud' brüderlich mit einander theilend. — Nach Tisch folgten wir Heine in das Operationszimmer, dahin, wo der Chirurg allein im Dienst der Wissenschaft steht. Hier entfaltet sich seine Bedeutung als Mensch in edelster Weise, da er hier im reinsten Sinne des Wortes Mensch sein muß, wenn er nicht fühllos werden soll. Dort, wo ein scharfer Blick, rasches Urtheilsvermögen, kühne Thatkraft und eine sichere feine Hand nothwendige Bedingungen des Gelingens sind, wo es um Leben und Tod sich handelt, habe ich oft mir eine Bildnerhand herbeigewünscht, um die entscheidenden Momente der ärztlichen Kunst zu erfassen und sie der Mit- und Nachwelt zu überliefern. Sind die ersten Schauer des Grauens und des herzbrechenden Mitleidens überwunden, so hebt man sich empor, gestützt auf

das Vertrauen, welches die Wissenschaft einflößt, wenn man sie im Dienste der Menschheit so segenbringend wirken sieht, wie es hier vor unseren Augen geschah. Wie viele zerschmetterte Glieder wurden erhalten, die bereits zur Amputation verurtheilt waren! wie viele Opfer dem schon nahenden Tode entrissen! Wird dann der Geheilte entlassen, so kennt er den Mann kaum, welchem er die Erhaltung seines Gliedes, seines Lebens zu danken hat. Der Retter aber findet seinen Lohn in sich selbst, in der Treue und Begeisterung für seine Wissenschaft, die selbst dem Tod Trotz bietet.

Vom Operationszimmer eilten die Aerzte aufs Neue in ihre Säle zum Verbinden, und kamen gegen 8 Uhr in der Halle zusammen, wo sie den Abend in gemüthlicher Unterhaltung zubrachten. Da unser Vaterland Söhne aus allen Landestheilen hierher gesendet hatte, da selbst Holland und Ungarn, Oesterreich, Livland und die Schweiz vertreten waren, so fehlte es nicht an Mannichfaltigkeit der Unterhaltung, durch die ein anregender Humor sich zog.

Frühzeitig ging indessen die Gesellschaft auseinander, die Wache den diensthabenden Herren überlassend, welche allnächtlich die Säle beaufsichtigten, den Schwerleidenden Trost zusprachen, und Hülfe brachten, wo der Beistand der barmherzigen Schwestern und Wärter nicht ausreichte, oder diese sich Vernachlässigungen zu Schulden kommen ließen. (Schluß folgt.)

Besprechungen.

Für Straßburg's Kinder, eine Weihnachtsbescheerung von Deutschlands Dichtern. Franz Lipperheide's Verlag, Berlin.

Straßburg's Kindern haben deutsche Dichter eine Sammlung patriotischer Lieder zur Christbescheerung gewidmet, die in schöner Form uns all die Gedanken und Gefühle wiederklingen lassen, die von den gewaltigen Gewittertagen des Juli bis zum Spätjahr in Freud und Leid durch das deutsche Herz gezogen sind. So mag auch der Dichter singen:

„Durch mich nicht ist das Lied entstanden;
Mein Volk hat mein Gedicht gemacht."

Was ein ganzes Volk in der großen, heiligen Zeit durchgelebt und durchempfunden, das bieten Männer, die von jeher die Fahne des deutschen Geistes hochgetragen, in Liedern. Macht das schon die Sammlung, welche unter anderen bedeutenden Namen die eines Bodenstedt, Gottschall, Lingg, Meißner, Rodenberg, Simrock, Träger in sich vereint, höchst beachtenswerth, so wird sie es doppelt durch ihre Bestimmung: den Kindern der blutig zurückerkauften deutschen Stadt eine Weihnachtsfreude zu bereiten.

Ist auch Weihnachten vorüber, so wollen doch die Grenzboten nicht versäumen, die Gedichte ihren Lesern auch heute noch recht warm zu empfehlen. —

Heimathgrüße aus Amerika. New-York. E Steiger.

Das kleine Heft bringt in hübscher Ausstattung Zeitgedichte von deutsch-amerikanischen Dichtern. Die Sammlung ist einer der vielen schönen Beweise, welche die deutschen Brüder über'm Meer seit Ausbruch des Krieges Deutschland gegeben: daß sie die Unsern geblieben sind auch in ferner neuer Heimath.

Die Heimathgrüße aus Amerika werden zum Besten der Invaliden und Hinterlassenen deutscher Krieger verkauft, und schon deshalb bestens empfohlen. J.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Das neue Strafgesetzbuch für Deutschland.

Fast unbemerkt von der großen Mehrzahl der Deutschen inmitten der kriegerischen Gegenwart, ist mit dem Neuen Jahre ein Gesetz in Kraft getreten für das Gebiet des bisherigen Norddeutschen Bundes, welches, als es im Werden begriffen war, die öffentliche Meinung reichlich in so hohem Grade beschäftigte, als jetzt die neueste Siegesdepesche oder die jüngste Note in einer der ringsum brennenden Fragen: das Deutsche Strafgesetzbuch. Heute denken die Wenigsten daran, daß sie vor kaum dreiviertel Jahren den wahren Werth eines Abgeordneten, ja eines Menschen überhaupt, danach bemaßen, ob er für oder gegen die Todesstrafe stimmte, gleichviel was sonst von dieser Abstimmung abhing. In der That, eine unendlich ereigniß- und folgenreiche Zeit liegt zwischen dem Monat Mai 1870, wo der Norddeutsche Reichstag das damals nur für Norddeutschland bestimmte Strafgesetzbuch zum Abschluß brachte, und der Gegenwart. So kann heute um Vieles unbefangener über jenes Gesetz geurtheilt werden, als damals. Und da das bisher nur Norddeutsche Strafgesetz längstens zu Ende dieses Jahres Anwendung finden wird in allen zum Deutschen Reiche verbündeten Staaten, so ist eine nochmalige Würdigung des Gesetzes in diesen Blättern wohl gerechtfertigt.

Das eine vor Allem haben ihm auch die Gegner nachgerühmt, daß es der deutschen Rechtseinheit eine breite Gasse bahne. Das war schon anerkannt, als es nur für dreißig Millionen Norddeutsche Geltung haben sollte; wieviel mehr nun, da es auch für ganz Süddeutschland und für keine viel geringere Zahl von Quadratmeilen gemeines deutsches Recht schaffen soll, als weiland die peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karl's V. Dem Verfasser liegen Briefe vor von den mit Recht gefeiertsten Criminalisten Deutschlands, die geschrieben sind, als der Streit um den politischen und wissenschaftlichen Werth des neuen Gesetzes, namentlich mit Rücksicht auf die beschlossene Beibehaltung der Todesstrafe, noch große Spalten der Tageszeitungen füllte. Aber auch diese Männer, die vor allen Anderen berufen waren, nach dem Maße der strengen wissenschaftlichen Doctrin zu messen, und daher in der

Anordnung und Ausführung des Stoffes manches zu tadeln fanden, erklären den Fortschritt, den das Gesetz in der Rechtseinheit begründet, zu wichtig, als daß sie es hätten scheitern lassen können, wenn sie über dasselbe abzustimmen berufen gewesen wären. Das ist keine gelehrte Liebhaberei etwa, noch weniger eine Phrase. Die Wahrheit vielmehr ist, daß auch die Carolina niemals eine völlige Rechtseinheit in Deutschland zu Wege gebracht hat, daß neben des heil. Röm. Reichs Halsgerichtsordnung immer noch das jeweilige Particularrecht Geltung und Ansehen besaß, und über Freiheit, Ehre und Leben der Deutschen so kraus und mannigfaltig judicirt wurde, wie zuvor. Solange die deutsche Wissenschaft überall in Deutschland durch die Urtel der Facultäten selbst Einfluß hatte auf die Anwendung des Reichsstrafrechts und diesen hohen Einfluß gebrauchte im Sinne einer menschlichen Anwendung oder Nichtanwendung der harten Strafen und Rechtsbegriffe der Carolina, mochte der Zustand leidlich befunden werden. Aber seitdem jeder größere Particularstaat in Deutschland sich je nach seiner Artung und nach der Zeit der Entstehung ein besonderes Strafgesetzbuch gegeben hatte, war die Ungleichheit der Deutschen vor dem Gesetz in Strafsachen um so peinlicher, je lebhafter das Nationalgefühl bei uns erstarkte. Und als die Norddeutsche Bundesverfassung ins Leben trat, ward Strafrecht und Strafproceß zur Bundessache erklärt; einer der ersten und wichtigsten Zusatzanträge, den die Nationalen zu §. 4 der Verfassung im constituirenden Reichstage durchsetzten.

Vornehmlich der rastlosen Arbeit der Männer, die nach Berlin berufen wurden, um den Entwurf eines Norddeutschen Strafgesetzbuchs auszuarbeiten, verdanken wir, daß schon im Frühjahr 1870 die Gesetzesvorlage dem Reichstage zugehen konnte. Immerhin mögen die internationalen Demagogen nach dem unmuthigen Wort Heinrich Heine's nun spotten über das „Nationalzuchthaus" und die „gemeinsame Peitsche", wenn sie von der neuen Strafrechtseinheit der Deutschen reden. Das Gesetz selbst spricht ja wider sie. Die „Zuchthausstrafe" des neuen deutschen Strafrechts, obwohl sie nur bei Verbrechen erkannt wird, die einer ehrlosen Gesinnung entspringen, ist doch wesentlich milder, als das Zuchthaus von Heine's Tagen; der Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte nämlich auch bei dem gemeinsten Verbrechen nur auf Zeit zulässig. Und die „gemeinsame Peitsche", wenn sie jemals in Deutschland existirt hätte, gehört fortan dem Gebiete der mecklenburgischen Sage an.

Ueberhaupt steht das Strafgesetz des neuen Reichs außerordentlich hoch über jedem der bisherigen Particularrechte in Nord und Süd. Allgemein nämlich war anerkannt, daß das preußische Strafgesetzbuch von 1851 von keinem andern in Deutschland übertroffen sei, sowohl in wissenschaftlicher, als n criminalpolitischer Hinsicht. Nun überragt aber schon der Entwurf, den

die Bundesregierungen nach den Vorarbeiten der Redactionscommission dem Reichstag vorlegten, das preußische Gesetz in sehr wichtigen Bestimmungen. Wir führen nur die hervorragendsten auf. Die Todesstrafe war von vierzehn auf vier Fälle herabgesetzt, die Zuchthausstrafe von zwanzig auf fünfzehn, die Festungshaft von zwanzig auf zehn Jahre im Maximalmaß; das Mindestmaß der Zuchthausstrafe dagegen auf die Hälfte (von zwei Jahren auf ein Jahr) ermäßigt. das höchste Maß der Einzelhaft auf sechs Jahre; daneben das sogenannte Beurlaubungssystem eingeführt. Die Ehrenstrafen infolge gemeiner Verbrechen sollten, wie bereits erwähnt, nur auf Zeit (bei Zuchthaus höchstens auf zehn, bei Gefängniß höchstens auf fünf Jahre) erkannt werden dürfen, und obendrein hatte im einzelnen Falle der Richter die Entscheidung darüber, ob neben der gesetzlichen Hauptstrafe der Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte eintreten solle oder nicht. Dieselbe Beschränkung galt hinsichtlich der Stellung des Verbrechers unter Polizeiaufsicht; diese Aufsicht selbst war weniger demüthigend als vordem. Der Versuch sollte bei Vergehen nur dann strafbar sein, wenn er ausdrücklich für strafbar erklärt ist, und stets milder geahndet werden, als das vollendete Verbrechen. Nur noch Mitthäter, Anstifter und Gehilfen wurden vom Entwurf als Theilnehmer strafbarer Handlungen angesehen. Der Rückfall wurde nur bei den aus gemeinster Gesinnung entsprungenen Eigenthumsvergehen u. s. w. (wie bei Raub, Hehlerei, Unterschlagung ꝛc.) als Strafschärfungsgrund festgesetzt, im Uebrigen aber fiel der Rückfall als allgemeiner Strafschärfungsgrund weg. Dagegen war hinfort auch gegen erkannte Strafen die Verjährung zulässig, und eine Gesammtstrafe bei Concurrenz strafbarer Handlungen. Der Kreis der Strafmilderungs-, der Strafausschließungsgründe, der Antragsvergehen und der mildernden Umstände war erheblich erweitert, in einer großen Anzahl von Fällen das geringste Maß der Strafe durchaus ins freie Ermessen des Richters gestellt, also die Strafminima des preußischen Strafrechts beseitigt.

Auf dieser humanen, der hohen Cultur des deutschen Volkes durchaus würdigen Bahn, welche der Entwurf des norddeutschen Strafgesetzbuchs schon einhielt, haben nun die Verhandlungen des Reichstags eine mächtige Strecke weiter geführt. Die Verbesserungen, welche der Reichstag in wochen-, ja monatelangen Berathungen in den Entwurf einführte, sind so zahlreich, so bedeutend und von so grundsätzlicher Wichtigkeit, daß hier eine Aufzählung der Hunderte von angenommenen und verworfenen Amendements selbstverständlich nicht versucht werden kann. Ja, kaum die Gruppirung der wesentlichsten Verbesserungen, die der Reichstag durchsetzte, ist möglich, ohne bemerkenswerthe Aenderungen zu übergehen. So mag hier, ohne Anspruch auf Vollständigkeit, welche doch nur die bogenlange Abhandlung einer Fachschrift

gewähren könnte, ein Ueberblick über den Antheil des Reichstags an der jetzigen Faſſung des Geſetzes nur in flüchtigen Umriſſen verſucht werden. Am leichteſten iſt dieſe parlamentariſche Arbeit vom criminalpolitiſchen und vom rein politiſchen Standpunkte aus zu überblicken. In erſterer Hinſicht hat der Reichstag bei einer großen Anzahl von Vergehen das Strafmaß des Entwurfs gemildert, die Annahme mildernder Umſtände zugelaſſen, häufig die Strafmaxima beſeitigt, das höchſte Maß der Einzelhaft ohne Einwilligung des Gefangenen von ſechs auf drei Jahre beſchränkt, die Todesſtrafen von den vier Fällen des Entwurfs auf das Verbrechen des Mordes und des Mordverſuchs gegen das Reichsoberhaupt und den Landesfürſten reducirt, bei einer ſehr großen Anzahl von Vergehen neben der entehrenden Zuchthausſtrafe Gefängniß zugelaſſen, endlich bei den meiſten Paragraphen Faſſungen gewählt, welche den Sinn des Entwurfs ſchärfer und klarer ausdrücken. An dieſer — wir möchten ſagen wiſſenſchaftlichen, humanen und redactionellen Arbeit hatten alle Parteien des Parlaments einen nahezu gleich großen Antheil; ſie erfreuten ſich dabei der vorurtheilsloſen Unterſtützung der Regierungsvertreter, namentlich des Präſidenten Dr. Friedberg. Nicht ſelten ſogar iſt die Faſſung des geſchickteſten und annehmbarſten Verbeſſerungsvorſchlags vom Regierungstiſche ausgegangen. Die andere große Gruppe von Veränderungen, welche der Reichstag beſchloß, betraf die politiſchen Fragen, die in ſolcher Anzahl und Wichtigkeit noch in keinem der früheren norddeutſchen Geſetze ſich zuſammengedrängt hatten. Hier war der Kampf der Parteien im Parlamente, und dieſer gegen die Regierung, bei weitem härter und ſchwieriger, als über die criminalpolitiſchen Verbeſſerungsanträge. Dafür ſind aber auch die auf dieſem Gebiete erfochtenen Siege der liberalen Mittelparteien gegen die Staatsdoctrin der äußerſten Rechten, die Willkür der militäriſchen Gewalten, die Vorurtheile der deutſchen Büreaukratie von der größten Tragweite. Gegen die Redefreiheit der Einzellandtage, die in einem der erſten Paragraphen faſt ſpielend in das Geſetz aufgenommen wurde, hatten noch vor vier Jahren in Preußen die höchſten Regierungs- und Juſtizbehörden ſich in den leidenſchaftlichſten Streit eingelaſſen, der je in der Conflictszeit entbrannt war. Und als dann der preußiſche Miniſterpräſident den alten Hader über die Redefreiheit des Abgeordnetenhauſes durch ein neues Specialgeſetz beilegen wollte, hatte das Herrenhaus in der unzweideutigſten Weiſe zu Beginn des Jahres 1869 ſich dagegen aufgelehnt. Hier, im Reichstag, ward die Redefreiheit der Einzellandtage mit ungeheurer Mehrheit beſchloſſen. Ebenſo vergeblich hatte man bis dahin in Preußen und Sachſen, in Mecklenburg und Heſſen, kurz faſt überall im Norddeutſchen Bunde geſtrebt, der bureaukratiſchen, polizeilichen und militäriſchen Willkür die richtige Grenze zu ziehen. Hier, bei den Strafbeſtimmungen über Widerſtand und Widerſetzlichkeit gegen die Or-

gane der Staatsgewalt u. ſ. w. ward die correcte Formel gefunden. Hinfort war der Widerſtand gegen unrechtmäßige Handlungen der Beamten, Militärperſonen u. ſ. w. ſtraflos. Aber den wichtigſten Fortſchritt in Betreff aller ſogenannten „politiſchen Vergehen" bezeichnete die Annahme des Lasker'ſchen Antrags, wonach überall da, wo das Geſetz die Wahl läßt zwiſchen Feſtungshaft und Zuchthausſtrafe, die letztere nur dann erkannt werden darf, wenn die ehrloſe Geſinnung des Thäters ausdrücklich feſtgeſtellt iſt. Da nun weiter dem Reichstag gelang, bei faſt allen politiſchen Vergehen, außer dem gemeinen ſchweren Landesverrath und dieſem in moraliſcher Hinſicht gleichſtehenden Verbrechen, die Alternative von Feſtungshaft neben der Zuchthausſtrafdrohung ins Geſetz einzuführen, ſo darf wohl behauptet werden, daß die Beſtimmungen des deutſchen Strafgeſetzbuchs über politiſche Vergehen zu den liberalſten und mildeſten der ganzen Welt gehören. Nie wieder wird, wenn uns jemals eine Reaction wie diejenige der fünfziger Jahre beſchieden ſein könnte, möglich ſein, an der Hand dieſes Geſetzes, den politiſch-mißliebigen Mann in die entehrende Unfreiheit des Zuchthauſes zu ſtürzen.

Die freimüthigen Organe großer Culturvölker, die uns in trüben Tagen Vorbilder geweſen ſind für die einheitliche Geſtaltung des Staates, wie für die unantaſtbare Freiheit der Bürger haben ihren Landsleuten offen verkündet, daß Deutſchland an ſeinem Strafgeſetzbuch ein Palladium des Rechts und der Freiheit gewonnen habe, wie es jenen vorgeſchrittenen Nationen ſelbſt noch mangle. Die Nordamerikaniſche Union, ſelbſt die Schweiz, entbehrt noch heute der Einheit des Strafrechts; England mindeſtens einer, modernen Anſchauungen genügenden Codification. Mit Verwunderung ſind jene Nationen daher jenen Wochen der Berathung des Parlaments gefolgt, als das große wichtige Geſetz an der von den Regierungen geforderten Beibehaltung der Todesſtrafe ſcheitern zu wollen ſchien. Sie nannten das mit harten Worten einen Streich von Abderiten, ſie erklärten die Herabſetzung der Diebſtahlsſtrafen allein ſchon für eine viel wichtigere praktiſche Errungenſchaft, als die Beibehaltung oder Aufhebung der Todesſtrafe, zumal wenn die Todesſtrafe in Zeiten öffentlicher Unruhen, im Belagerungszuſtand und im Kriege daneben ungeſchmälert fortbeſtand. Sie zeigten indeſſen auch in dieſen Urtheilen die Anſchauungen des Fremden. Der deutſche Mann iſt von jungen Jahren an ſo ſehr gewöhnt, die Frage der Todesſtrafe als Gewiſſensfrage zu behandeln, daß wir keinen der Abgeordneten ſchelten, die um ihrer ſittlichen Ueberzeugung willen, bereit waren, an der Todesſtrafe das Geſetz ſcheitern zu laſſen.

Aber weit verderblicher, als das Scheitern des Geſetzes ſelbſt, hätten wir den Schaden gehalten, der noch in letzter Stunde der Rechtseinheit drohte durch den Antrag, daß in den Bundesſtaaten, wo die Todesſtrafe einmal abgeſchafft war, ſie aufgehoben bleiben ſollte. Es war die verlockendſte und

verderblichſte Maske, in welcher jemals der Particularismus vor das Parlament getreten war; ſo verführeriſch, daß ſie die Majorität des Parlamentes ebenſo wie die Vertreter der Regierung vollkommen berückt hatte — bis plötzlich der Kanzler ſelbſt von Varzin gen Berlin aufbrach, mit ſeinem klaren Blick das Trugbild durchſchaute, und mit ſeinem entſcheidenden Wort die größte Gefahr, die dem Geſetz drohen konnte, energiſch zurückwies.

Mit der kleinſten Majorität, die jemals ein wichtiges Geſetz in Norddeutſchland gefunden, ward dieſes uns aus dem Kampf der Parteien gerettet. Wenn es geſcheitert wäre, — dürfen wir wohl heute fragen — welches Strafrecht würde uns das künftige deutſche Parlament beſcheeren, das ungeboren im Schoß der Zukunft ſchlummert, von dem kein Sterblicher vorauszuſagen vermag, ob die Liberalen die Majorität haben werden, von dem aber gewiß iſt, daß zu vorübergehenden Bündniſſen leicht die Männer des Rückſchritts aus dem Norden ſtreitbare Freunde finden werden an den Dunkelmännern des Südens?

Freuen wir uns daher des Gewonnenen und hoffen wir, daß recht bald eine Deutſche Strafgerichts- und Strafproceßordnung uns die einheitliche Auslegung unſres Strafgeſetzes ſichert.

—o—

Albert Oppermann's letztes Werk.

Von Karl Braun.

II.

(Schluß).

Es kann nicht meine Abſicht ſein, den Plan der Handlung bis ins Einzelne zu verfolgen, von jener Zeit an, wo das Kurfürſtenthum Hannover par distance regiert wurde durch einen geiſtig blinden König, und zwar in einer Art, daß damals ein Anwalt an ſeine Clientin ſchreibt: „Den Plan einer Immediat-Eingabe an den König geben Sie nur gänzlich auf; denn erſtens iſt bei namhafter Strafe verboten, Seine Majeſtät mit Immediat-Eingaben zu beläſtigen; zweitens leidet aber Seine Majeſtät dermalen an Irrſinn; drittens geht jedes Immediatgeſuch an das Geheimrathscollegium in Hannover, und dort würde Ihres, welches die Intereſſen des Grafen S. verletzt, wahrſcheinlich zurückgehalten werden; endlich viertens aber, wenn es auch glücklich nach London zurückkäme, ſo würde faſt mit apodictiſcher Gewißheit an-

zunehmen sein, daß es in der dortigen „Deutschen Kanzlei" liegen bleibt", — von jener Zeit an bis zu dem Anfange des Endes aller welfischen Dinge, wo das „Mittelreich" durch einen leiblich blinden König regiert wird, welcher die von seinem Vater gebrochene Verfassung aufs Neue bricht, um eine Kassentrennung zu bewirken, welche die Finanzen des Hofes in nichtswürdiger Weise auf Kosten des Landes verbessert vermittelst der berüchtigt gewordenen „Domanialausscheidung" eines Königs, der allerlei seltsame Katechismus- und Gesangbuchs-Experimente macht, und am Ende das Opfer einer Selbstüberhebung wird, welche sich selbst zum Mittelpunkt der Welt setzt, ohne nur entfernt die Entschlossenheit zu haben, auch die nur allergewöhnlichsten Mittel vorzubereiten, welche zur Erstrebung der gestellten Ziele erforderlich gewesen sein würden.

Das Jahr 1866 hat dem Königreich Hannover, dem Kurfürstenthum Hessen und dem Herzogthum Nassau ein Ende gemacht. Sechzig Jahre vorher (in der Zeit, mit der sich Band III des Oppermann'schen Romans beschäftigt), gingen die Kurfürstenthümer Hannover und Hessen unter (letzteres hatte sich erst kürzlich aus einer Landgrafschaft in ein Kurfürstenthum verwandelt), und das Herzogthum Nassau auf. Die Fürsten von Nassau hatten Napoleon I. die Schleppe getragen und wurden zum Dank für den Verrath am deutschen Reich zusammengeschweißt zu einem neu gebackenen „Herzogthum" das man vergrößerte und abrundete, auf Kosten anderer gleichberechtigter Reichsfürsten, die man zur Strafe dafür, daß sie zu Kaiser und Reich gehalten, mediatisirte. Frankfurt am Main wurde damals zu einem „Großherzogthum" unter dem Fürstbischof von Dalberg erhoben; und die stolzen Republikaner der freien Reichsstadt beugten sich in Demuth vor ihrem neuen Fürsten und dessen Oberherrn, dem Kaiser der Franzosen. Interessante Nachrichten darüber liefern uns die kürzlich publcirten Briefe des großen Geographen Karl Ritter*). Die französische Kaiserin, Josephine von Frankreich, kommt Ende 1806 nach Frankfurt und wird von den Bürgern mit Jubel empfangen. Karl Ritter (Band I. S. 153) schreibt: „Ich bin erstaunt, mit welcher Schnelligkeit sich unser Reichsbürgersinn in den französischen Hofton umgewandelt hat; wie bald diejenigen, welche vorher alles mit Bitterkeit durchhechelt hatten, was in Bezug auf diese Personen stand, nun alles überaus liebenswürdig, geistreich, voll Anstand und Würde fanden. Jeder hatte sich in den steifsten Gesellschaften vortrefflich amüsirt, wenn ihm nur ein gnädiger Blick zugeworfen wurde. — Der Bürgergeist entweicht immer mehr aus unsern Mauern, welcher mir Achtung für eine große Klasse der Ein-

*) Karl Ritter, Ein Lebensbild, nach seinem handschriftlichen Nachlasse dargestellt von G. Kramer, Director der Franke'schen Stiftungen zu Halle. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. Erster Theil mit Ritter's Bildniß, 1864. Zweiter Theil, 1870.

wohner abzwang. Ich sehe aber, daß er nicht Folge des Charakters, sondern Folge der Verhältnisse war."

Endlich, am 8. August 1807, kommt der große Kriegsgott, Napoleon I., selbst nach Frankfurt am Main, um seinen Knecht, das Geschöpf seiner Laune, den Großherzog von Frankfurt, zu besuchen. Und Karl Ritter, gewiß ein unverdächtiger Zeuge schildert (Band I, Seite 481 ff.) den Eingang, wie folgt:

„Es hieß, Napoleon der Kaiser kommt! Heute Abend! Sogleich wurde alles bereitet, ein Triumphbogen gebaut, Illuminationen angesagt; die ganze Stadt steckte sich in Uniform, die ganze Heerstraße wurde mit Bürgermilitär geschmückt. Der Fürst (Freiherr von Dalberg, von Napoleon's Gnaden Großherzog von Frankfurt am Main, welches sich Fulda, Aschaffenburg, Hanau u. s. w. annectirt hatte) fuhr selbst bis an die Grenze auf das Zollhaus, um seinen Gebieter zu empfangen; aber siehe da, er kam nicht! Nachts um 12 Uhr ging der Zug auseinander und ward um 5 Uhr wiederbestellt. In größter Herzensangst, als käme ein fürchterlicher Racheengel angezogen, fuhr ihm der Fürst wieder entgegen und harrte wieder vergeblich von der Frühe bis in die Nacht. Die fürchterlichste Hitze quälte die armen Bürger auf dem heißen Pflaster: überall Lärm, Müßiggang, Plage, Puppenparade, Angst, Freudenmusik, Mißmuth, vergebliches Hoffen, und selbst der Fürst hatte zitternd vor Angst kein Mittel gefunden, sich bestimmte Nachricht über die Ankunft des Kaisers zu verschaffen. Dieser jammervolle Zustand dauerte volle vier Tage zum Aerger aller rechtlich Gesinnten. Da hörte man plötzlich das Signal der Ankunft, alles trat unter die Waffen, alles flog an die Fenster und auf die Balcone, die Straßen waren voll von einer gaffenden Menge; da erhob sich eine Staubwolke, sie rollte immer näher; da traten 8 Pferde wie im Dämmerlicht heraus, und eine schwarze Kutsche flog wie das Bild einer ombre chinoise an der Menge vorüber, die kaum sah, ob jemand darin saß oder nicht. Die ganze Geschichte dauerte wenige Minuten; durch den Triumphbogen, den er vielleicht nicht einmal ansah, jagte der Kaiser in das Schloß seines Vasallen, des Fürsten."

So Karl Ritter. Es liegt gewiß nicht ferne, eine Parallele zu ziehen zwischen diesem Verhalten von 1806 und 1807 gegenüber dem Kaiser von Frankreich und dem von 1866 und 1867 gegenüber dem Oberhaupte von Deutschland. Ich will jedoch dieser Versuchung ausweichen und habe obige Zeugnisse nur angeführt, um neue Belege dafür zu liefern, daß Oppermann die volle historische Wahrheit für sich hat, wenn er uns in den neuesten Bänden seines Romans erzählt, wie elend damals sich die „Stützen des Throns" in Kurhannover und Kurhessen benahmen, und wie sie, die Legitimisten, nach Kassel, wo der französische Emporkömmling und

weiland Commis in Baltimore, Jérôme I., König von Westphalen, sein „lustigk“ Regiment aufgeschlagen hatte, „zu Hofe dienen gingen“.

Auch die beiden Kurstaaten spielten später eine seltsame Rolle. Der Kurfürst-Großvater konnte 1806 so wenig zu einer Entschließung kommen, wie der Kurfürst-Enkel im Jahre 1866. Bald zeigte er Lust, mit Preußen wider die Franzosen zu marschiren, bald wieder auf Kosten des ersteren mit den letzteren Frieden zu machen. Das Ende vom Liede war, daß Napoleon I. durch Depossedirung der zweideutigen Haltung ein Ende machte. Der Kurfürst-Großvater floh, nachdem er seine Schätze, die er durch den Verkauf seiner Unterthanen nach Amerika erworben hatte, bei dem Hause Rothschild in Frankfurt geborgen, nach Prag. Von dort aus eröffnete er dem Freiherrn von Dörnberg für seinen beabsichtigten Aufstand, bei Rothschild einen Credit von 3000 Thalern, instruirte jedoch, vorsichtiger Weise, das genannte Bankhaus, „nur im Falle des Gelingens des Aufstandes zu zahlen“. Der Aufstand mißlang, und Rothschild zahlte nicht. Dörnberg rettete mit Noth das nackte Leben und erhielt vom Kurfürsten in Prag, wohin er geflüchtet war, einen östreichischen Einhundertguldenschein.

Was den Kurstaat Hannover anlangt, so „acquiescirte“ für denselben England dem Baseler Frieden und duldete, daß Preußen das Land besetzte, um es gegen englische Waaren abzuschließen. Man wußte das im Voraus. Der Friede von Amiens schaffte auf kurze Zeit Abhilfe. Dann wurde wieder der deutsche Kurstaat dem englischen Handelsinteresse geopfert. Die „Hannover'schen Getreuen“ schrieen: „Lieber französisch als preußisch“: Ihr Wille geschah. Preußen hatte für die Besetzung täglich 6000 Thaler ausgegeben und nichts aus dem Lande bezogen. Nun besetzten es die Franzosen uud wirthschafteten es vollständig ab. Statt täglich 6000 Thaler auszugeben, holte der Franzose täglich das Doppelte.

Der Grundadel verarmte durch die Franzosen. Die Gräfin Melusine von Wildhausen, Oppermann's Heldin in Bd. 1—5., wird während der Krisis, in welche sie, auch eine der „Stützen des Thrones“, ihre Heimath hat stürzen helfen, nur von einem Gefühle bewegt. Sie hat bei dem Commissionsrath Crelinger Geld borgen müssen; und, im Vertrauen hierauf, hat die Frau des besagten Crelinger gewagt, eines Abends im Hoftheater zu Hannover in den ersten Rang zu gehen und sich in derselben Loge, in welcher Gräfin Wildhausen Excellenz thronte, niederzulassen, wenn auch viel, viel weiter hinten. Dieses entsetzliche Attentat, das Eindringen einer Bürgerlichen, einer Jüdin, in die Loge einer Gräfin, einer Excellenz, — das war es, was die Herzen bewegte und die Zungen beschäftigte in der guten Stadt Hannover, zur Zeit als der Kurstaat zu Grunde ging. Und als nun die Herrlichkeit in Hannover zu Ende war, da ging die Gräfin Melusine, weil sie sich in ihrem Land-

ſitze Heuſtedt ennuyirte und das ausgeſogene Land wenig Geld abwarf, nach Kaſſel zu Jérôme's. Sie, die ſich der intimſten Beziehungen zur Dynaſtie der Könige von England, ihrer Erziehung bei der Prinzeſſin von Wales, der höchſten Gunſt des Königs Georg III. rühmte, wurde Hofdame in dem Palaſte eines der kleinen Satrapen des Todfeindes ihrer bisherigen Gönner. Die Bilder aus der Zeit der Fremdherrſchaft, aus dem tiefſten Verfall Deutſchlands, wo namentlich auch die edeln alten Geſchlechter aus den Ländern, welche Napoleon zum Ausbau ſeines Königreichs Weſtfalen vernutzt hatte, die Parole: „Lieber Franzöſiſch als Deutſch" ausgaben, ſind bei Oppermann mit ergreifender Wahrheit und Sachkenntniß gemalt.

Heutzutage können wir dieſe Bilder leichteren Herzens betrachten als ehedem. Heute tragen wir Alle das troſtreiche Gefühl im Herzen: Sie iſt geſühnt, die Schmach jener Zeiten; und wer verſucht, ſie wieder heraufzubeſchwören, iſt dem Untergange verfallen.

Aber wir dürfen die Lehren nicht vergeſſen, welche jene von Oppermann in ſcharf realiſtiſchen Zügen wiedergegebenen Ereigniſſe uns bieten, und die ich hier kurz zuſammenfaſſen will.

Es war die verkommene Kleinſtaaterei in Deutſchland, welche während der letzten drei Jahrhunderte ſtets dem feindlichen Auslande verrätheriſch die Schlüſſel der deutſchen Burgen in die Hände ſpielte, von dem Verrath der drei Bisthümer Metz, Tull und Verdun bis auf unſere Tage. Und ſtets war es Preußen, das, neben dem alten „deutſchen Reich" als der Keim des neuen Deutſchland emporgewachſen, ſich von der Corruption des Alten freigehalten, in Kampf und Entbehrung, in ſpartaniſcher Zucht und Sitte geſtählt hatte, und das, wenn die Fremdherrſchaft in Deutſchland um ſich gegriffen, zur rechten Zeit auf dem Platze erſchien, um ſie, bevor ſie Zeit gehabt hatte, ſich feſtzuſetzen, wieder hinauszuwerfen.

So verjagte der große Kurfürſt die Schweden und Friedrich der Große die Franzoſen. So hat Preußen 1813 das Joch und 1870 den Einfluß, das „préstige", die „prépondérance légitime" der Franzoſen gebrochen, weil ſie ſich erfrechten, Deutſchland Geſetze vorſchreiben zu wollen.

Zum Dank dafür werden Herr Moriz Mohl in Würtemberg und andere edle Particulariſten und Volksvereinler nicht müde, zu verſichern, die Preußen ſeien eigentlich keine wirklichen Deutſchen, ſondern Slaven, das „reine" Deutſchland ſei nur im Südweſten zu finden, und dieſer reindeutſchen Bevölkerung dürfe man nicht zumuthen, die Militärlaſt, welche Preußen für Deutſchland trägt, mitzutragen. Ach, wir armen „Rein-Deutſchen"! Was wäre aus uns geworden ohne das tapfere preußiſche Schwert! Und wäre es nicht ein Zeichen äußerſter Verkommenheit, wenn dieſes „reine" Deutſchland erklärte, es ſei zu ſchwach, dieſelben Wehrkräfte auszubilden, wie jene „Halb-

ſlaven"; und außer Stande, ſich ſelbſt zu vertheidigen, bedürfe es des Schutzes der letzteren gegen das Ausland, ohne ſelbſt ein Gleiches zu leiſten?

Die Moral von der Geſchichte, ich meine von der deutſchen Geſchichte während der letzten Jahrhunderte iſt einfach die:

Preußen war bisher der einzige Hort Deutſchlands. Nur ſein Schwert wußte uns gegen die Fremdherrſchaft zu ſchützen, welche letztere ſtets provocirt wurde durch die Zwietracht, die Ohnmacht und die Zerſplitterung der deutſchen Kleinſtaaterei.

Was die Zukunft anlangt, ſo gibt es kein anderes Mittel, die Unabhängigkeit und Unverſehrtheit Deutſchlands und den Frieden Europas ſicher zu ſtellen, als die folgerichtig durchgeführte Einheit Deutſchlands unter preußiſcher Führung. Jedes Land, das ſich dem widerſetzt, reißt eine Schiene in unſerem Harniſch auf und macht eine Lücke in unſerer Rüſtung, durch welche der feindliche Speer eindringt.

Nur eine Vereinigung Aller zu gleichen Rechten und Laſten kann die letzteren mindern. Was wir Alle gleichmäßig tragen; trägt ſich leicht. Eine ungleich vertheilte Laſt wird doppelt ſchwer empfunden. Wer ſich weigert, dem Vaterlande gegenüber eine Pflicht zu erfüllen, der fordert den Feind heraus, von unſerer Zwietracht Gebrauch zu machen und ihm das Zehnfache der Laſt aufzuerlegen, welche er ſich weigert, für das gemeinſame Intereſſe Deutſchlands zu tragen.

Wer den Particulariſmus predigt, predigt den Rheinbund und die Fremdherrſchaft, auch dann, wenn er ſich dieſes Zuſammenhangs nicht bewußt iſt.

Das Jahr 1870 hat uns Alle groß und ſtark geſehn in nationaler Gemeinſchaft. Dieſe Größe ſchafft Neider und Feinde. Wer ſich von der Gemeinſchaft losſagt, der gibt ſich den Feinden zur Beute. Denn man kann nicht ungeſtraft groß ſein, wenn man in dem nächſten Augenblicke wieder unendlich klein iſt. In Bayern und Würtemberg ſcheinen immer noch Parteimänner zu exiſtiren, welche, Epigonen der Rheinbundszeit, dieſe Wahrheit noch nicht begriffen haben. Sie werden durch Schaden klug werden; und ſicherlich iſt die Bevölkerung dieſer Länder, das deutſche Volk im Süden, energiſch genug, ſich nicht in dieſen Schaden mitzuverwickeln, ſondern ſich loszuſagen von der veralteten Politik von Leuten, welche ihre Zeit nicht begriffen haben.

Ich habe vielleicht zu lange verweilt bei den Zeiten der Fremdherrſchaft, während deren der Carnevalkönig Hieronymus von Weſtphalen, „immer luſchtigk" Hof hielt in Kaſſel auf jenem benachbarten Schloſſe, welches damals „Napoleonshöhe", früher Weißenſtein hieß, und jetzt den Namen „Wilhelmshöhe" führt.

Hier, wo der Oheim seine Orgien feierte, haust jetzt der Neffe als Gefangener. Derselbe französische Kaiser, dessen bewaffneten Beistand der letzte Kurfürst von Hessen wider den König von Preußen, den Vertreter der deutschen Einheit, 1866 angerufen hatte, ist 1870, als er sich anschickte, unsere nationale Einheit zu bekämpfen, demselben Repräsentanten der Einheit erlegen. Beide Gegner unserer nationalen Entwickelung, der einheimische Rebelle und der auswärtige Feind, haben nun aufgehört zu regieren, beide blos deshalb, weil sie sich unserer Wiedergeburt widersetzten. Beide wollten dem Rade der Zeit in die Speichen greifen; beide sind zermalmt worden. Merke sich das Jeder, den's angeht!

Und wie die Weltgeschichte es ähnlich, wie Shakespeare, liebt, selbst in ihre erhabensten Tragödien zuweilen eine humoristische Scene einzufügen, so ereignete sich im October 1870 Folgendes:

Während der depossedirte Kurfürst in Horsowitz und der gefangene Kaiser auf Wilhelmshöhe über den Wechsel der Geschicke nachdenkt, fällt es den eingeschlossenen Parisern ein, „lediglich für Basseldang" (eine deutsch-französische Redensart, die ich kürzlich im Elsaß hörte, deutsch: blos zum Zeitvertreib, französisch: seulement pour passer le temps), vielleicht auch, um ein kräftiges Zeugniß ihrer Unversöhnlichkeit gegenüber dem depossedirten Kaiser abzulegen, das schöne Schloß Saint-Cloud zusammenzuschießen. Unser deutsches Heer, der Feind, sucht der Barbarei, welche der Franzose hier wie anderwärts an seinem eigenen Lande verübt, nach Kräften zu steuern. Er löscht den Brand, so lange es möglich ist, mit eigener Lebensgefahr, und dann als es nicht mehr möglich ist, sucht er wenigstens an fahrender Habe zu retten was zu retten ist. Unter dem Geretteten befindet sich nun auch u. A. ein eigenhändiges Schreiben Seiner Königlichen Hoheit des letzten Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen an Seine Majestät Napoleon III., durch Gottes Gnaden und des französischen Volkes Willen Kaiser der Franzosen, datirt vom Juli 1866, worin der letzte Sprosse des Hauses Brabant französische Hilfe nachsucht gegen die von Preußen getragenen deutschen Einheitsbestrebungen, sowie der Protest des Kurfürsten, in rothem Maroquin gebunden. Denn nur der Haß gegen Preußen, nicht Vorliebe für das Haus Habsburg-Lothringen war es, was den Kurfürsten 1866 vermochte, auf die Seite Oestreichs zu treten. Dieser kurfürstliche Brief nebst Denkschrift ist geeignet, den wenigen Leuten in weiland Kurhessen, welche noch mit dem Jahr 1866 schmollen, vorausgesetzt, daß sie ehrliche Deutsche sind, die letzten sentimentalen Velleitäten zu vertreiben. Indessen haben die tapferen hessischen Regimenter in Frankreich schon das Nöthige gethan, um die Schmach jenes Briefes und Protestes zu sühnen.

Der Oppermann'sche Roman, der uns im vierten Bande die französische Fremdherrschaft in Deutschland schildert, führt uns im fünften in den Be-

freiungskrieg und auf den Wiener Congreß, im sechsten nach Hannover und Göttingen, wo wir die Zeit der Restauration, der Karlsbader Beschlüsse und der Demagogenfängerei (welcher in der deutschen Rechtsgeschichte nur die Hexenprocesse würdig an die Seite gestellt werden können), dann die Julirevolution und die tragikomische „Göttinger Revolution" und endlich das hundertjährige Universitätsjubiläum erleben; der sechste Band schildert uns die Zeit vor Achtundvierzig, den Verfassungsbruch des Königs Ernst August, die erbitterten, aufreibenden und resultatlosen Kämpfe dagegen; der siebente und achte erzählt den Aufschwung, die Hoffnungen, die Täuschungen von Achtundvierzig in Berlin, in Frankfurt und in Hannover, dessen politische Capacitäten, wie namentlich der geistreiche Cyniker und Preußenfeind Detmold, uns sehr anschaulich geschildert werden; endlich der neunte und letzte Band hat zum Gegenstand „das jähe Ende welfischer und den Anfang neuer Dinge", er bringt sehr interessante Enthüllungen über das „Schwindeljahr" und den „Gaunerbund" in Hannover und ist in der That mehr Geschichts- und Memoirenwerk, als Roman. Neben diesen deutschen Geschichten laufen immer die amerikanischen parallel. Letztere schließen mit der Vollendung der, einen Welttheil überbrückenden und die Atlantis mit dem stillen Ocean verbindenden Pacific-Bahn, welche am 10. Mai 1869 in Washington, unter Kanonendonner und Entfaltung des Sternenbanners gefeiert wird.

Ich wiederhole: Als Kunstwerk hat der Roman große Schwächen. Er occupirt zu viel Zeit und zu viel Raum, er verbraucht zu viel Personen und zu viel Dinge, um eine einheitliche Idee siegreich über all diese Massen von Material zum Durchbruch zu bringen. Ja, es wird uns manchmal beinahe etwas wirr, wenn wir diese Reihen von Generationen rastlos an uns vorüberrauschen sehen und hören.

Aber auf der anderen Seite bietet uns dieser Roman in Hülle und Fülle das, was wir in den meisten anderen vermissen, nämlich die sorgfältigsten und erfolgreichsten Detailstudien, deren Mangel die glänzendste Schreibart und die fruchtbarste Phantasie nie zu ersetzen vermögen. Wir haben hier ein mit niederländischem Realismus gemaltes Bild, — ein ehrliches und treues Spiegelbild unserer Vergangenheit, aus welchem Jeder, der lernen *will*, auch lernen *kann* für die Zukunft.

Man kennt die farbenreichen Gemälde, welche uns Jean Paul in seinem „Titan" vom Lago maggiore und den borromäischen Inseln gibt und die man so sehr bewundert hat. Es ist wahr, sie sind reizend. Aber es ist zugleich auch reizend, daß sie nicht wahr sind.

Oppermann's culturhistoristische Tableaux sind das directe Gegentheil. Sie sind etwas trocken und hart gemalt, aber sie sind wahr; und das ist eine

Eigenſchaft, auf welche man glücklicher Weiſe in neuerer Zeit etwas mehr Gewicht zu legen ſcheint, als früher.

Die Feldpoſt.

Neben der genialen Armeeführung iſt es, wie auch von unſeren Feinden anerkannt wird, der von Preußen ausgegangene vorzügliche Organismus des Deutſchen Heerweſens, welcher unſeren Waffen die großen Erfolge verſchafft hat. Das Communicationsſyſtem, in der preußiſchen Armee zuerſt durch Friedrich's des Großen unabläſſige Sorge zu höherer Ausbildung gebracht, nimmt dabei eine der erſten Stellen ein. Gleichwie die Kriegsleiſtungen des eben vergangenen Jahres diejenigen der früheren Zeiten überragen, ſo laſſen auch die Organiſationen, welche in dem Rieſenleibe der Armee die Lebensſtrömung und Nervenſpannung unterhalten müſſen, alle früheren Leiſtungen auf dieſem Gebiete weit hinter ſich. Wir wollen verſuchen, dem Leſer einen näheren Einblick in einen wichtigen Theil dieſer Organiſationen: in das Getriebe der Feldpoſt zu eröffnen. Die Feldpoſt! Gewiß in Millionen von Gemüthern erweckt dies Wort, das ſchon in ſeiner Zuſammenſetzung den ehernen Kriegsklang mit dem freundlicheren Ausdruck der Friedensarbeit vereinigt, eine tiefere Theilnahme. Wie Vielen hat die Feldpoſt den unendlichen Troſt der ſicheren Nachricht geſpendet, wie viel Liebeszeichen hat ſie den Truppen aus der fernen Heimath überbracht! Die Gefechtsbeſchreibungen, die Siegesberichte in den Zeitungen, die Erzählungen vom Bivak, von den Feldwachen und vom gefahrvollen Vorpoſten- oder Patrouillendienſt, — es ſind Feldpoſtbriefe. Ja ſelbſt die letzte traurige Gewißheit über das Schickſal eines treuen Herzens, immer noch eine wehmüthige Beruhigung nach ſo viel quälender Angſt — muß die Feldpoſt den Zurückgebliebenen bringen. Was knüpft ſich nicht im Gemüthsleben Alles an einen Brief aus dem Felde oder aus der Heimath! — Und dieſer Briefe gehen täglich über 400,000 durch unſre Feldpoſt — als ebenſoviele ſichtbare Zeichen des innigen Bandes, das Armee und Vaterland umſchlingt. Welche unermeßliche Wohlthat unſerer Civiliſation, wenn man ſich die früheren Zeiten vergegenwärtigt, wo man mittelſt der Pfeile communicirte — welche mit daran befeſtigten Briefen in einen belagerten Platz abgeſchoſſen — den Belagerten Kunde überbrachten, oder wo man ſich mit Feuerzeichen half, durch welche z. B. Agamemnon die Einnahme von Troja nach Mykene meldete. Denn der Schiffscatalog der Ilias erwähnt keiner griechiſchen Feldpoſt, wes-

halb denn auch Penelope bei dem Mangel an Nachrichten von Odyſſeus den Freiern gegenüber in arge Bedrängniß gerieth — nicht zum Schaden freilich des romantiſchen Elements der Homeriſchen Epopeen. Die griechiſchen Tragiker würden eines echt dramatiſchen Stoffes entbehrt haben, wenn Klytemnäſtra, durch treffliche Poſteinrichtungen unterſtützt, mit ihrem fernen Gemahl in Verbindung geblieben wäre und ihm dabei die Treue bewahrt hätte.

Herodot und Xenophon rühmen die Perſiſchen Reitpoſten, welche eine regelmäßige Verbindung zwiſchen der Armee und der Hauptſtadt herſtellten. Dieſe Reiter — Angaroi — ritten Tag und Nacht ohne Rückſicht auf Jahreszeit und Witterung, ſo daß ihre Geſchwindigkeit mit dem Fluge der Kraniche verglichen wird. Dagegen war das lacedämoniſche Hilfscorps unter Xenophon's Führung von der heimathlichen griechiſchen Erde völlig abgeſchnitten. In den griechiſchen Kriegen konnten bei der geringen territorialen Ausdehnung der peloponneſiſchen Halbinſel die Hemerodromen (Schnellläufer) zur Uebermittelung von Botſchaften mit Nutzen verwendet werden. Der Athenienſer Phidippides, welcher nach der Schlacht von Marathon nach Sparta entſandt wurde, um Hilfe gegen die Perſer zu erbitten, legte die Strecke von 28½ Meilen in zwei Tagen zurück. Hamilcar Barkas mußte ſelbſt große Geldſendungen, deren ſeine Freunde in Karthago zur Beruhigung der Plebs bedurften, auf gefahrvollen Wegen durch Boten von Spanien übers Meer ſenden. Hannibal war ohne regelmäßige Verbindung mit dem ihm wenig günſtig geſinnten Karthago. Auch die großen Kriegsmeiſter, die Römer, hatten nur kümmerliche Armeecommunicationen; doch empfing Cäſar die Senatusconſulte aus Rom in Gallien — auf demſelben Boden, wo jetzt unſere Heere kämpfen — durch Boten des Senats; auch wurden den letzteren bei ihrer Rückkehr nach Rom Briefe mitgegeben, welche den Römern von den wunderbaren Völkern Galliens (den Sueſſionen, Atrebaten, Kelten) berichteten. Zeitungen gab es damals in Rom nicht; wichtige Kriegsnachrichten wurden an öffentlichen Orten mit dem Griffel angeſchrieben; erſt ſpäter kamen die acta diurna auf. Zu Auguſtus Zeiten finden wir bei den Römern bereits Reitpoſten, durch welche Briefe von Tiberius aus Aſien in 20 Tagen, Nachrichten von den Legionen in Pannonien in 5 Tagen nach Rom gelangten. Hadrian (117—138) vervollkommnete die römiſche Staatspoſt, den cursus publicus, erheblich. An der Heerſtraße waren in der Entfernung von Tagereiſen Stationen (mansiones) und Relais (mutationes) errichtet, bei welchen Pferde oder Mauleſel bereitſtanden. Selbſt leichte Fahrzeuge (rhedae, carri) zum Transport von Perſonen waren vorhanden. Die Bagage wurde auf Packwagen (cursus clabulares) durch Ochſen befördert, die Stationsaufſeher (Poſtmeiſter) waren Soldaten. Das Ganze war Staatsanſtalt. Es handelte ſich eben im Alterthume

fast ausschließlich um die Bedürfnisse der Könige und Heerführer. Die große Masse der Soldaten stand in sehr losem Zusammenhange mit der Heimath; die Kunst des Schreibens war wenig bekannt. Welch ein mächtiger Schritt in der menschlichen Entwicklung ist es nicht von dem Thierfell, auf welchem Tarquinius die Verträge zwischen Rom und Gabii „schreiben" ließ, oder von den altitalischen Holztafeln bis zu der Correspondenzkarte der Neuzeit!

Im Mittelalter ziehen zuerst die Einrichtungen der Kreuzfahrer zum Transport von Nachrichten unsere Aufmerksamkeit auf sich. Die einzelnen Heerführer hatten zwischen den von ihnen besetzten Punkten Kleinasiens Tauben-Briefposten errichtet, welche einen regelmäßigen Austausch von Mittheilungen bewirkten. Im Orient war schon damals — wie noch jetzt — die Verwendung von Tauben zur Beförderung von Botschaften sehr beliebt. Zwischen Ofen und Stambul bestand während der Occupation Ungarns durch die Türken eine regelmäßige Verbindung durch Brieftauben; — wie denn jetzt auch Paris durch jene freundliche Gefährtin Noah's, wenn nicht das Oelblatt des Friedens, so doch Nachrichten von der Außenwelt empfängt. Die Römerzüge der deutschen Kaiser bieten wenig Anklänge an Feldeinrichtungen dar, die Verbindung über die Alpenpässe war zu schwierig. In England wurde zuerst von Eduard IV. (1481) während des schottischen Krieges eine — übrigens nur für Staatszwecke — bestimmte Reitpost, also eine Art Feldpost, errichtet. In Frankreich war es Ludwig IX., welcher 1464 zuerst Posten schuf.

Mit dem bedeutsamen Aufschwunge, welchen die Entwickelung des Menschengeschlechts im Anfange des 16. Jahrhunderts nahm, sehen wir auch in Deutschland Posteinrichtungen von größerer Bedeutung entstehen; aus den zerstreuten Botenanstalten bildeten sich im Laufe der Zeit regelmäßig coursirende Posten, welche auch für Kriegszwecke nutzbar gemacht wurden. Wallenstein's Dragoner-Reitposten gingen von Wien bis Stralsund. Der große Kurfürst — welchem der preußische Staat recht eigentlich die Begründung guter Posteinrichtungen verdankt — rief im Jahre 1646 ebenfalls eine Dragoner-(Trabanten-)Post ins Leben, welche Depeschen von Berlin bis Osnabrück an die mit den Friedensunterhandlungen beauftragten Gesandten beförderte.

Doch waren förmliche Feldposten im modernen Sinne in den Kriegen jener Zeit nicht vorhanden.

Das erste preußische Feldpostamt wurde im vorpommerschen Kriege (1716) eingerichtet; dasselbe hatte der Armee zu folgen und durch reitende Postillone die Verbindung mit dem nächsten Postorte der Heimath zu unterhalten. König Friedrich Wilhelm I. mit seinem scharfen Einblick in die

Praxis interessirte sich für diese Einrichtung ganz besonders. Im siebenjährigen Kriege bildeten sich bereits die Fundamente unseres gegenwärtigen Feldpostdienstes aus. Jedem Armeecorps wurde damals ein Feldpostamt zugetheilt; für die zu den einzelnen Armeecorps gehörigen Brigaden wurden besondere Feldpostexpeditionen abgezweigt. Die Feldpostämter hatten zum Theil auch die Administration des Landespostwesens in den occupirten Gebieten (z. B. Sachsen) zu übernehmen. Ein originelles Beispiel naturalistischer Feldposteinrichtungen aus jener Zeit liefert folgender Befehl aus dem Hauptquartier des Herzogs Ferdinand von Braunschweig in Krosdorff vom 31. Dezember 1759:

„Des Herzogs Durchlaucht haben mir befohlen, Ew. Wohlgeboren zu schreiben, daß Sie eine Schildwache an den Ort placiren möchten, wo die Brücke (über die Lahn) gestanden. Der Major von Schlieffen erhält Ordre, ein Gleiches von seiner Seite zu thun. Dieses dient dazu, daß die Briefe, so zwischen des Herzogs Durchlaucht und dem General Wutginau oder dem Major von Schlieffen gewechselt werden, geschwinder an Ort und Stelle kommen können und nicht nöthig haben, die Brücke von Wolfshausen zu passiren. Die gegenseitigen Schildwachen werfen sich die Briefe einander über die Lahne zu. Sie müssen an solche einen Stein binden, den Brief aber vorher allemal wohl einwickeln, damit, wenn solcher bei dem jetzigen schlimmen Wetter im Dreck fallen sollte, derselbe nicht mouilliret werden möge. Ew. Wohlgeboren werden zu denen Schildwachen, die vor ihre Mühe bezahlet werden sollen, adroite Leute aussuchen, damit nicht etwa durch ungeschickte Leute die Briefe ins Wasser geworfen werden möchten. Sobald auf solche Art ein Brief von der einen Seite der Lahne zur anderen gebracht oder vielmehr geworfen wird, muß selbiger von Rüttershausen ab allemal sofort durch einen Expressen anhero gesendet werden."

Beim Ausbruche des bayrischen Erbfolgekrieges (1778) wurde ebenfalls ein zahlreiches Feldpostdienstcorps organisirt; auch hatte man eine Instruction für den Feldpostdienst herausgegeben, welche indessen nicht erprobt werden konnte, weil der Krieg bald zu Ende war.

In dem unglücklichen Kriege von 1806 stand das preußische Feldpostwesen unter der Leitung des Feldpostmeisters Buchner, welcher — unter der Oberaufsicht des verdienstvollen Generalpostmeisters von Seegebarth — auch im Jahre 1813 die Feldpostanstalten organisirte. Der Gesammtpersonaletat für dieselben belief sich damals auf 3 Feldpostmeister, 27 Secretäre, 4 Briefträger, 79 Postillone. Außerdem waren 193 Pferde und 27 Wagen in Verwendung. Jedes Armeecorps hatte sein Feldpostamt, jede Brigade (damals 5—6 beim Armeecorps) ihre Feldpostexpedition. Das Ressortverhältniß war damals nicht recht klar; die Feldpostanstalten standen in Bezug auf Aus-

rüſtung und äußeren Dienſt unter den militäriſchen Autoritäten — dem Kriegscommiſſär —, während das Perſonal von der Poſtbehörde ausgewählt wurde. Aus der mangelhaften Abgrenzung der Befugniſſe beider Verwaltungen ergaben ſich vielfache Uebelſtände und Streitigkeiten. Unterm 4. September 1813 ſchreibt das Generalpoſtamt in Berlin: „daß es zum Behufe der zwiſchen dem Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden und der Hauptarmee einzurichtenden Courierpoſt kein Geld habe.“ Der Feldpoſtmeiſter Podlech klagt aus dem Hauptquartier in Luckau: „weder Pferde und Poſtillons, noch Briefträger ſind da — Alles, gar das Geld fehlt.“ Die „Poſtofficianten“ hatten keine Nachrichten darüber, welche Regimenter, Bataillone ꝛc. ſich bei einer jeden Brigade befanden. Auch ſollen die Friedenspoſtämter (d. h. die im Inlande befindlichen) „nicht gehörig eingegriffen haben.“ Der Generalmajor von Lottum z. B. hatte nur eine 2 mal wöchentlich courſirende Poſt über Nimptſch nach Strehlen zur Dispoſition. Die Ausrüſtung der Feldpoſtanſtalten für das Tauenzien'ſche Corps dauerte ungemein lange. Schließlich erſchien eine Kabinetsordre Friedrich Wilhelm's III., welche ſich ſehr ungnädig über das Feldpoſtweſen ausſprach. Daſſelbe wurde nunmehr in Bezug auf die geſammte Technik des Betriebes und in Hinſicht auf Perſonalverhältniſſe ausſchließlich dem Generalpoſtamte zugewieſen, während die Ausrüſtung, der äußere Organismus und die Geldverpflegung dem Reſſort des Kriegsdepartements verbleiben. — ein Verhältniß, welches im Weſentlichen noch jetzt beſteht.

Jemehr die Neuzeit die Entwickelung der Individualität begünſtigt und der Perſönlichkeit das Gepräge tieferen Gehalts gegeben hat, um ſo mehr iſt das Bedürfniß des Einzelnen nach geiſtigem Verkehr ohne Rückſicht auf räumliche Entfernungen geſtiegen. Vollends der Deutſche mit ſeiner Innerlichkeit, ſeiner Liebe zur Heimath und ſeinem reichen Familienleben bedarf auch im Kriege — fern vom Vaterlande — fortdauernd reger Vermittelung aller dieſer Beziehungen durch das Medium der Briefe. In demſelben Maße, wie dieſes Bedürfniß ſich vermehrt hat, haben auch die Anforderungen an die Leiſtungen der Feldpoſt ſich geſteigert und nachgerade einen Umfang angenommen, der recht eigentlich die Signatur der Jetztzeit ausprägt. In der langen Friedenszeit von 1815 ab bot ſich wenig Gelegenheit, die Organiſation des preußiſchen Feldpoſtweſens gegenüber den durch die mächtige Entwickelung des Culturlebens — namentlich durch die großen Verkehrsadern der Neuzeit, die Eiſenbahnen, — geſteigerten Bedürfniſſen zu erproben. In den Jahren 1849/50 fand nur eine theilweiſe Mobilmachung der preußiſchen Feldpoſt ſtatt. Nach der Inſtruction vom 1. Mai 1854 ſollte die letztere auf vollem Kriegsfuß aus einem Feldoberpoſtmeiſter, 9 Feldpoſtmeiſtern, 3 Feldoberpoſtſecretären, 63 Feldpoſtſecretären, 54 Feldpoſtexpedienten, 46 Feld-

briefträgern, 46 Feldpoſtſchaffnern, 228 Poſtillonen und 207 Trainſoldaten beſtehen. Die Mobilmachung im Jahre 1859 nahm keine bedeutenden Dimenſionen an; doch wurden die gewonnenen Erfahrungen zum Erlaß einer neuen Dienſtordnung für die Feldpoſtanſtalten benutzt, welche vom 21. Mai 1862 datirt, und zuerſt bei den kriegeriſchen Operationen gegen Dänemark (1864) in Wirkſamkeit trat.

Von hervorragender Bedeutung für die Entwickelung des Feldpoſtweſens war der Krieg von 1866 gegen Oeſtreich und Süddeutſchland. Die Leiſtungen der Feldpoſt in dieſen Feldzügen ſind ſehr bedeutend geweſen und haben allgemeine Anerkennung gefunden. In dem jetzigen Kriege ſollte jedoch der Feldpoſt eine Aufgabe zufallen, wie ſie größer und umfaſſender bisher nicht dageweſen war. Am 16. Juli 1870 ward die Mobilmachung des Norddeutſchen Bundesheeres angeordnet und bald darauf eilten die deutſchen Armeen in langen unabſehbaren Colonnen an den Rhein. Am 25. Juli Abends waren auch die Feldpoſtanſtalten: nämlich das Feldoberpoſtamt, 3 Armeepoſtämter für die verſchiedenen Armeen, die Feldpoſtämter für das Gardecorps und 12 Provinzialarmeecorps nebſt den Feldpoſtexpeditionen für die einzelnen Diviſionen, zuſammen 71 Feldpoſtanſtalten mit einem Perſonal von über 1000 Köpfen und mit vielen Hundert Wagen und Pferden in Bereitſchaft.

Die Schnelligkeit der Marſchbewegungen, die rapide Entfaltung impoſanter Heeresmaſſen und die Entſchloſſenheit der deutſchen Führer hielt den Feind bekanntlich vom Betreten des deutſchen Bodens ab; und ſo begann die Wirkſamkeit der Feldpoſtanſtalten unmittelbar mit der Ueberſchreitung der deutſch-franzöſiſchen Grenzen. In den früheren Kriegen hatten die Feldpoſtanſtalten für Herſtellung zweckmäßiger Poſtverbindungen zwiſchen der Armee und der Heimath allein zu ſorgen.

Nach den im Jahre 1866 gemachten Erfahrungen ſind gleich beim Beginn dieſes Feldzuges im Anſchluſſe an die militäriſchen Etappen-Einrichtungen zur Unterhaltung eines geordneten Syſtems von Poſtverbindungen für jede Armee beſondere Beamte (Etappen-Poſtdirectoren) in Wirkſamkeit getreten. Dieſe Organe haben regelmäßige Poſtcourſe zu errichten, welche eine ununterbrochene Verbindung bis zur letzten Grenzſtation des Vaterlandes herſtellen. Um dieſe Verbindung zu ſichern, müſſen an der Etappenſtraße *ſtabile Feldpoſtanſtalten* (Feldpoſtrelais) errichtet werden, welche ihrerſeits die geſchloſſenen Briefſäcke aus der Heimath den *mobilen* Feldpoſtanſtalten zuzuführen ſowie die Correſpondenzbeutel aus dem Felde nach der Heimath zu leiten haben. Welch ein großartiges Coursnetz dieſe Verbindungen bilden, erhellt beiſpielsweiſe daraus, daß allein für jedes Armeecorps mit ſeinen Feldpoſtanſtalten 4 verſchiedene Seitencourſe von der Spitze der Etappe — dem am weiteſten vorgeſchobenen Relais — ausgehen, wonach für 14 Armeecorps

gegen 60 Postcourse unterhalten werden müssen. Die Transporte bewegen sich zum Theil auf den alten vom modernen Verkehr verlassenen Kunststraßen, zum Theil auf den von der vortrefflich organisirten Feld-Eisenbahnverwaltung wiederhergestellten oder neugebauten Eisenbahnen, oft auch auf einsamen Waldpfaden oder durch gefahrvolle Defiléen in den schneebedeckten Vogesen. Nicht selten sind die Feldpostbegleiter Angriffen von feindlichen Banden ausgesetzt; belauert von einer erbitterten Bevölkerung, auf unbekannten Wegen, allen Unbilden der Witterung preisgegeben, haben sie gleich wohl ihre Aufgabe treulich erfüllt.

Nach den Etappen-Poststraßen zu laufen aus dem Inlande von der weiten Peripherie gleich Radien die Post- und Eisenbahncourse. Die Bewältigung der colossalen Correspondenzmassen wurde durch Einrichtung bestimmter Central-Arbeitsplätze — Post-Sammelstellen — ermöglicht, bei welcher die Briefe aus all den zahlreichen Canälen und Adern zusammenströmen. Diese Sammelstellen sind zu großartigen Depôts mit einem zum Theil sehr bedeutenden Apparat an Personal und Betriebsmitteln ausgebildet; es existiren deren jetzt fünf: in Berlin, Leipzig, Frankfurt am Main, Köln und Saarbrücken. In Frankfurt ist die Sammelstelle im Sommertheater etablirt und an die Stelle von heiteren Rhythmen der Offenbach'schen Muse sind dort die Klänge der Namen von Armeen, Corps und Divisionen getreten. Auf eine einzige solcher Sammelstellen flutet täglich die Masse von 50—80,000 Briefen ein — in die Berliner oft 200,000 Briefe; und doch wird aus dem scheinbaren Gewirr bald Regel und Ordnung hergestellt. Das Mittel dafür bietet sich in einem mehr als 60 Seiten umfassenden compendiösen Handbuche — Feldpost-Uebersicht genannt —, welches die gesammte Armeeeintheilung nach Corps, Divisionen u. s. w. und die genauen Angaben darüber enthält, zu welcher Division u. s. w. ein jeder Truppentheil gehört. Nach dieser Uebersicht, zu welcher täglich Berichtigungsnachweisungen erscheinen, vollzieht sich in emsiger, rastloser Arbeit das Sortiren der Briefmassen, und zur bestimmten Stunde gehen mit wohlgeordnetem Inhalte zahlreiche Briefsäcke auf die Eisenbahnrouten zur Armee ab. Man denke sich, daß mehr als 1 Million Menschen — wie in den Zeiten der Völkerwanderung — ihren Wohnsitz verlassen hat. Fast alle schreiben sie Briefe, viele täglich, und ebenso empfangen sie Briefe. Fortwährend wechseln sie die Standorte; es jagen sich Dislocirungen, Marschbewegungen, Abcommandirungen zu allen möglichen Zwecken, zum Escorte-, Besatzungs-, Belagerungs-, Etappen- u. s. w Dienste; der Riesenkörper einer solchen Armee, wie die deutsche in Frankreich, flutet in unaufhörlicher Bewegung hin und her. Diesen Bewegungen muß die Post mit gespannter Aufmerksamkeit folgen, sie muß mit eingehender Präcision danach ihre Anordnungen treffen, — welche auf weit entlegenen Ge-

bieten zu vollziehen ſind; ſie darf nie im Zweifel darüber ſein, ob die Briefe für all jene tauſend Müller und Schultze bei einer Escadron, Compagnie, Munitions- oder Feldbäckerei-Colonne da oder dorthin zu leiten ſind; ſie muß den Standort jeder Truppe unter all den Nanteuil's, Clermont's, Villeneuve's, Château's oder wie die zahlloſen gleichnamigen Orte in dem ſchönen Frankreich ſonſt heißen mögen, ſicher herausfinden — ein wahres Problem für den Laien! Und wenn nun die gefüllten Briefſäcke aus der Heimath ankommen, beginnt im Felde die Arbeit der mobilen Feldpoſtanſtalten. Die freundlichen Zimmer der heimathlichen Poſtämter fehlen, an Stelle der bequemen Briefſächer müſſen oft Cigarrenkiſten, ſtatt der Sortirtiſche bloße Bretter oder die Fußböden (bisweilen auch Billards) benutzt werden. Heute wird in einer Kirche unter Heiligenbildern, morgen in der Kegelbahn oder in einer Scheune gearbeitet, oft unter mißtrauiſcher Beobachtung von Seiten feindlich geſinnter Hausbewohner. Manche Nacht muß am Lagerfeuer im Bivak oder bei ſtrömendem Regen auf dem Marſche zugebracht werden. Wenn der Donner der Schlacht dröhnt, eilen flüchtige Boten der Feldpoſt durch die Reihen; es gilt vielleicht die letzten Liebeszeichen zur Beförderung nach der Heimath einzuſammeln. Manche Feldpoſtcorreſpondenzkarte ſchreibt der Feldpoſtbeamte für den ſterbenden Kriegsmann; — als letztes Vermächtniß der Treue eilen ſie zur Heimath. Wie viele Correſpondenzkarten werden auf dem Rücken des Kameraden — oft auf Feldwacht oder Vorpoſten — geſchrieben! Auf dem Schlachtfelde bei Sedan bekam die Feldpoſt Tauſende ſolcher Karten mit der Siegesnachricht und beförderte ſie nach Hauſe. Die Armee hat von dieſen Correſpondenzkarten — die in ihrer die Kürze bedingenden Gedrängtheit gegenüber der althergebrachten Vielſchreiberei eine wahrhafte Wohlthat ſind — wohl an 12 Millionen ins Feld mitgenommen; ſie finden ſich in jedem Torniſter vor.

Den geſammten Organismus der Feldpoſt leitet das General-Poſtamt des Norddeutſchen Bundes — wohl bald des Deutſchen Reiches. Bei dieſer Behörde concentriren ſich — ähnlich wie beim Großen Generalſtabe der Armee die Kriegsoperationen — alle auf das Feldpoſtweſen bezüglichen Geſchäfte, welche einen enormen Umfang haben. Dort wird das ganze Perſonal der Feldpoſt ausgewählt und auf beſtimmte Punkte entſendet, dort das geſammte Poſttransportweſen für die Armee organiſirt; es werden die Bedingungen für Verſendung der Feldpoſtbriefe und für die ſonſtigen Sendungen nach dem Felde feſtgeſtellt; das weitverzweigte Getriebe des techniſchen Feldpoſtdienſtes erhält hier ſeine Normen. Es macht ſich ſchwerlich Jemand einen Begriff von den Aufgaben, welche die Leitung eines ſolchen Organismus mit ſich bringt. Unausgeſetzt laufen telegraphiſche und ſchriftliche — täglich nach Hunderten zählende — Rapporte der einzelnen Feldpoſtanſtalten ein. Der

Wechsel der Standorte, die täglichen Verschiebungen, Dislocirungen, die Postverbindungen, die Verkehrsverhältnisse, die Unfälle — das ganze Relief der Operationen prägt sich in den Berichten aus. Unverzüglich muß die Leitung des Briefverkehrs für die Armeen, Corps, Divisionen, bis auf die einzelnen Proviant- und Munitionscolonnen herab, bestimmt geregelt; der Gang und das zweckmäßige Ineinandergreifen der Posttransporte müssen geprüft, die Marschrouten und Etappenstraßen auf Karten skizzirt und verfolgt; überhaupt müssen alle Anordnungen getroffen werden, welche das großartige Uhrwerk im Gange zu erhalten geeignet sind. Welche colossalen Dimensionen der Feldpostbetrieb in Frankreich angenommen hat, werden die nachfolgenden Zahlen veranschaulichen.

Beim Ausbruche des Krieges hatte die Post von ihrem Personal etwa 6000 Köpfe abzugeben, von welchen 4000 zur Dienstleistung unter der Fahne und 2000 zum Feldpostdienste bestimmt sind. Seitdem ist noch ein bedeutendes Personal nachgeschoben. Außer den eigentlichen mobilen Feldpostanstalten — gegenwärtig für die 14 Armeecorps und die sonstigen getrennt operirenden Truppenkörper — 75 an der Zahl — sind noch etwa 100 stabile Feldrelais in Wirksamkeit. Das Coursnetz begreift einen Raum von über 3200 Quadratmeilen, von Belfort an der schweizerischen Grenze, Straßburg und Metz bis Amiens, Rouen und le Havre nördlich und bis Dijon, Auxerre und Tours südlich. Die großen Straßenzüge von Straßburg über Nanzig bis Lagny — wenige Meilen vor Paris — und von Saarbrücken bis Nanzig, ferner von Epernay über Reims, Soissons bis Dammartin, endlich die Routen Metz-Diedenhofen — später über Montmedy nach Sedan — werden von preußischen Feldeisenbahn-Postbüreaux befahren, auf anderen kleineren Eisenbahnrouten (Blainville-Epinal und Blesme-Châtillon-Troyes) begleiten Feldpostschaffner die Posttransporte. Außerdem ist eine große Anzahl Pferdeposten angelegt worden. Unter diesen war besonders bemerkenswerth die — später durch Benutzung der Eisenbahn entbehrlich gewordene — Courierpost nach dem großen Hauptquartier des Königs von Preußen von Rémilly bis Meaux (später bis Versailles), welche diese weite Strecke in 60 Stunden zurücklegte. Gegenwärtig zweigen sich die Landpostcourse nördlich und südlich von der Hauptader des Verkehrs zur Armee — der Eisenbahn Nanzig-Lagny — ab und gewähren den operirenden Truppen eine vortreffliche tägliche Postverbindung von und nach der Heimath.

Außer den Feldpostanstalten sind bereits zahlreiche Postanstalten in Elsaß und in Deutsch-Lothringen, wo die Organisation des Landespostdienstes mitten unter den Kriegsoperationen aufgenommen wurde, und in den occupirten französischen Gebietstheilen errichtet. Die Leitung des Betriebes bei diesen

Landespostanstalten ist den in Straßburg, Metz und Reims errichteten Oberpostdirectionen übertragen worden.

Ein hohes Interesse erweckte namentlich der von dem General-Postamte ins Leben gerufene Beförderungsdienst für Privatpäckereien. Die Post bewährt sich auch hier als eine Freundin des Volks; denn sie besorgt neben den Dienstsachen auch die Privatsendungen, während die anderen Communicationsmittel hauptsächlich nur für Militairdienstzwecke arbeiten. Die französische Feldpost, ebenso die englische und italienische würden diesen Dienst umsoweniger haben übernehmen können, als sie schon im Frieden kein Packettransportwesen besitzen. Wie mangelhaft und unzureichend die französische Feldpost eingerichtet war, mag übrigens an dieser Stelle Erwähnung finden. Die ganze französische Feldpost für eine so bedeutende Heeresmacht, wie die von Napoleon aufgestellte, bestand aus 74 Beamten; französische Gefangene klagten bitter darüber, daß sie gar keine Briefe empfangen hätten; an vielen Orten fand die preußische Feldpost zurückgelassene Säcke mit französischen Feldpostbriefen vor. Packete zu befördern lag ursprünglich nicht in dem Organisationsplane der preußischen Feldpost; sie hat vor Allem die Aufgabe, den Briefverkehr zu vermitteln. Allein in richtiger Erkenntniß des Bedürfnisses übernahm sie auch die Beförderung von Sachen in Briefen; — daher die Ueberschüttung der Feldposten mit allen möglichen Dingen: Lebensmitteln, Flüssigkeiten, Bekleidungsgegenständen in bunter Mannigfaltigkeit (z. B. Kinderhäubchen), welche in Briefen, Pappcartons oder Blechbüchsen ihren Weg nach Frankreich nahmen, wo hunderte von Wagenladungen auf weiten Strecken transportirt werden mußten. Als diese Ueberfluthung riesige Dimensionen annahm, wurde die Packetbeförderuug eingerichtet. Mit Extrazügen wurden 1,271,553 Päckereien für Soldaten während eines Zeitraums von 8 Wochen nach Frankreich transportirt. Zur Fortschaffung dieser Massen dienten 83,000 Säcke, 600 Waggons und viele Hunderte von Pferdefahrzeugen. In Remilly, Metz, Nanteuil a. Marne, später Lagny, Corbeil, Dammartin und zuletzt Orleans wurden große Feldpost-Päckereidepôts errichtet; das Material zu den Holzbaracken, Schuppen ꝛc. ist zum Theil bis aus Mannheim an Ort und Stelle hingeschafft; wenn Noth war, sind selbst in Kirchen Packete aufgestapelt worden. Zum großen Theil haben die Truppen noch am Weihnachtstage die letzten Packete in Empfang genommen; nach dem 1. Januar 1871 soll der Packetdienst, welcher wegen des Weihnachtsverkehrs im Inlande geruht hat, wieder aufgenommen werden, namentlich soll der Transport von Ausrüstungsgegenständen für Offiziere und Militairbeamte im Januar beginnen.

Die Verkehrsstatistik der Feldpost bis Ende December liefert enorme Zahlen. Nach zuverlässigen Ermittelungen nämlich sind in dem Zeitraum vom 16. Juli bis 31. December 1870 an Feldpostsendungen befördert worden:

Gewöhnliche Briefe und Correspondenzkarten von der Heimath nach der Armee und umgekehrt, sowie im Verkehr der Truppentheile untereinander . . .	67,600,000 Stück
Zeitungen	1,536,210 Exemplare
Gelder in Militair-Dienstangelegenheiten	40,424,800 Thlr.
Gelder in Privatangelegenheiten der Militairs ꝛc. .	13,046,800 Thlr.
Packete in Militair-Dienstangelegenheiten	57,460 Stück
Packete in Privat-Angelegenheiten der Militairs ꝛc.	1,219,533 Stück

(Die Packetbeförderung hat 55 Tage bestanden. Zur Verpackung der Sendungen sind 81,922 Packetsäcke, zu ihrer Fortschaffung 559 Eisenbahn-Waggons und viele Hunderte von Pferde-Fahrzeugen erforderlich gewesen).

Kaum wird glaublich erscheinen, und doch haben wir darüber die zuverlässigsten Nachrichten, in welchen riesigen Verhältnissen der Feldpostverkehr des gegenwärtigen Krieges sich demjenigen von 1866 gegenüber bewegt. Damals wurden täglich 25—30,000 Briefe zur Armee in Böhmen und Mähren ꝛc. befördert, jetzt über 200,000 täglich. Während der 4 Wochen vom 28. Juni bis 25. Juli 1866 transportirte die Post 38,000 Packete zur Armee. In den 4 Wochen vom 15. October bis 12. November 1870 sind über sechsmalhunderttausend Privatpäckereien mit der Feldpost zur Armee befördert worden, ungerechnet die vielen Millionen von 8 und 15 Loth schweren Feldpostbriefe, welche eigentlich auch Packete sind.

Wer sich die großen Entfernungen, die Schwierigkeit des Transports im feindlichen Gebiete, unter einer Bevölkerung, welche den Racenkrieg, das Schlachten, auf ihr Panier geschrieben hat, und die zu bewegenden Massen vergegenwärtigt, wird die Großartigkeit dieser Leistungen zu würdigen wissen. Möge es der Post bald vergönnt sein, ausschließlich jenen großen Friedensarbeiten sich hinzugeben, welche ebenso den Nationalwohlstand befördern, wie sie ein mächtiger Hebel der Geistescultur sind.

G. Tybusch.

Pariser Indiscretionen.

III.

War das Industrieritterwesen schon sehr ausgebildet auf politischem Gebiete, so wucherte es in noch viel üppigerer Fülle in allen Kreisen, welche sich an die Finanz- und Börsenwelt anlehnten. Von kleineren Kunstgriffen mag ich gar nicht sprechen, wie von dem genialen Einfall jenes Coulissiers,

der im Sommer 1868, mitten im tiefsten Frieden, plötzlich am Morgen des 15. Juli die algerischen Truppen auf der urgeschwind mobilisirten Mittelmeertransportflotte nach Frankreich überführen und in den Spalten des Gaulois vor den erstarrten Augen der Haussiers defiliren ließ, oder von jenem anderen Künstler, der den „Moniteur universel" dazu gebrauchte, urbi et orbi anzuzeigen, die preußische Landwehr sei einberufen, um nach Bayern zu rücken, dessen Kammer die Schutz- und Trutzbündnisse aus dem Jahr 1866 nicht ratificiren wolle. Dergleichen Späße kosteten dem Autor vielleicht „6- bis 8000 Franken Einrückungsgebühr" in den Text der Zeitung, drückten die Course in gewünschter Weise, und trugen dem gewiegten Sämann mithin hundert- und tausendfältige Frucht.

Aber, wie gesagt, dergleichen Dinge waren und sind nur armselige Buschkleppereien, neben der wirklichen finanziellen Reclame, welche die wahrste und eigentlichste Milchkuh der Pariser Journalistik ist. Nicht, als ob der sogenannte Börsen- und Finanzreporter, deren jedes Pariser Blatt mindestens einen besitzt, dazu berufen wäre, das Fett von der goldenen Suppe abzuschöpfen, die nur den Eigenthümern, Directoren, Geranten und zuweilen auch Chefredacteuren der einzelnen Blätter servirt wird. Die armen Teufel von täglichen Berichterstattern haben sich lediglich mit den Brosamen zu begnügen, die von der großen Herren Tische fallen. Man wirft ihnen ein oder das andere Tausendfrancbillet hin, um daran wie an einem Knochen zu nagen, indeß die wahren Matadore, die wirklichen Beherrscher der öffentlichen Meinung, die Zehn- und Zwanzigtausende, oft noch mehr, gemüthlich einstecken. Denn so skeptisch dies Pariser und französische Volk auch in religiösen oder politischen Fragen sein mag, in Geldsachen scheint bei ihm erst die Gemüthlichkeit anzufangen. So oft es daher auch schon für seine beispiellose Leichtgläubigkeit auf das härteste bestraft worden ist, so oft fällt es auch immer wieder in die Schlingen, die ihm, mit allerdings ebenso beispielloser Geschicklichkeit, gelegt werden. Der Ruin Hunderttausender durch den Credit Mobilier, die mexikanischen und tunesischen Anleihen, die Société immobilière und wie alle die einst so prächtig gleißenden Unternehmungen heißen mögen, hält neue Hunderttausende niemals ab, auch ihre Capitalien in den gähnenden Schlund der Speculation zu werfen, wenn derselbe nur mit einer zierlichen Decke von Dividenden, Procenten, Gewinnen und dergleichen anmuthenden Rippfächelchen verbrämt erschien.

Die Sucht, schnell reich zu werden, muß eben Alles erklären.

Die große Unwissenheit des gemeinen französischen Mannes in Bezug auf Alles, was irgendwie mit der Geographie zusammenhängt, erleichtert den Unternehmern, die natürlich dabei dick, fett und steinreich werden, die Arbeit ungemein. Je unbekannter ein Land, je fremdklingender ein Name, je un-

verständlicher ein Unternehmen oder ein Prospectus, auf desto günstigere Aussichten darf er zählen.

Natürlich ist der „Vertrieb" solcher finanzieller Geschäfte in ein gehöriges System gebracht, und jede ägyptische, türkische, spanische, ungarische, peruanische oder sonst transcontinentale Anleihe hat nur nöthig, sich gewissermaßen dem geschicktesten „Entrepreneur en publicité" in Accord zu geben, und die Geschichte läuft wie auf Rollen, und das tausend Mal getäuschte Publicum merkt nicht, daß man es zum tausendersten Male hinters Licht führt. Ja, was schlimmer ist, es scheint keine Ahnung davon zu haben, daß diese Täuschung ein wie das andere Mal nach demselben Recept in Scene gesetzt wird, bis das Ganze im Trauerspiel des allgemeinen Bankerotts endet.

Ich kenne solch einen Accordarbeiter im Weinberge der Publicität, der darin selbst vom armen Schlucker zum halben Millionär geworden — denn das Metier nährt seinen Mann. Mein Held ist bei allen großen Finanzgesellschaften wohlgelitten, und hat die besondere Specialität, ausländische Anleihen in Frankreich . . . . populär zu machen. Mag es sich nun um eine türkische oder peruanische, eine italienische oder ungarische Unternehmnng handeln; der Mann ist in allen Sätteln gerecht.

Gilt es, ein derartiges Unternehmen zu vertreiben, so setzt sich natürlich die betreffende Geldmacht mit diesem Manne zunächst in Verbindung. Oft kommt es denjenigen, welche das Geschäft selbst patroniren, gar nicht so sehr darauf an, einen vollen Succeß zu erhalten, da sie nicht selten Aussicht haben, später, wenn dem Auftraggeber das Messer noch mehr an der Kehle steht, von demselben für sich noch besondere und bessere Bedingungen zu erlangen, mit denen sie dann auf eigene Rechnung und im Privatverkehr manipuliren. Es ist also klar, daß unser Entrepreneur es in der Hand hat, ganze, halbe und Viertels-Erfolge und selbst blos sogenannte succès d'estime zu arrangiren. Es kommt immer nur darauf an, welche Summen man ihm für seine Wirksamkeit zur Verfügung stellt. Es gibt Unternehmungen, die schon für 300, bis 400,000 Franken sehr hübsch und mit gutem Erfolge durch die Presse lancirt werden können; aber an andere Geschäfte wiederum darf man sich nicht wagen, wenn man nicht mindestens eine Million zur Verfügung hat, über deren Verwendung im Einzelnen natürlich jegliche Rechnungslegung ein Ding ist, welches die geschlechtsfreundliche Delicatesse von vornherein verbietet. Aber Eines muß man den Entrepeneurs im Großen und Ganzen nachrühmen, sie sind nur bei wirklich schlechten Geschäften in ihren Preisforderungen exorbitant; bei guten oder halb guten Capitalsanlagen stellen sie weniger hohe Forderungen. Deshalb sind ihnen auch, in guter Logik, die Ersteren stets die angenehmsten.

Ist der Entrepreneur mit dem Autor des Geschäfts handelseins gewor-

den, dann beginnt die Arbeit des Mannes, der gewöhnlich aus allerlei ihm zur Verfügung gestellten Material ein Broschürchen zusammenklaubt oder von irgend einem armen Teufel zusammenklauben läßt, das an brillanter Zahlengruppirung dem verwegensten Finanzminister nicht zur Schande gereichen würde. Wenn dann Alles vorbereitet worden, so entbietet der große Unbekannte, der natürlich stets in den Wolken thront, den einzelnen Journalen seinen Gruß und es wird zunächst mit dem Annoncen-Regisseur und dann auch mit dem Director jeglichen Blattes ein Abkommen getroffen, einmal über den Tarif der Insertionen, der für Finanzannoncen durchaus beweglich ist, und ferner über den Preis, zu welchem die Redaction geneigt wäre, der in Rede stehenden Unternehmung ihre mehr oder minder warme Unterstützung zu widmen. Oft auch werden die Annoncen nur einem Blatte zum höchsten Tarife zugewandt, damit es ein Interesse habe, das Geschäft nicht anzugreifen, oft auch richtet sich der zu zahlende Preis danach, ob die Redaction *selbst* für die einzurückenden Artikel sorgt (in diesem Falle ist der große Unbekannte nur Inspirateur), oder ob der Entrepreneur dieselben gleich fix uud fertig zur Aufnahme einsendet, in welchem Falle er sich selbstverständlich ein entsprechendes Autorhonorar zuzuweisen in der Lage ist.

Nun beginnen die Trompetenstöße, die Trommelwirbel und Tamtamschläge, gerade wie auf einer Messe, wenn es gilt, das hochverehrliche Publicum zum Anblick eines seidenhaarigen Albino, oder eines fetten Schweines, oder irgend einer Miß Pastrana heranzulocken.

Spielt das Geschäft in Peru und sind Guanoinseln als Pfand ausgeschrieben, so erfolgt eine ethnographische Beschreibung des alten Goldlandes in einer Weise, daß der Leser unwillkürlich die Finger danach schleckt, und dem Statistiker kommt es nicht darauf an, allen vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Guano mit in Rechnung zu bringen, mag er auch noch so lange Zeit schon verkauft und verbraucht, schon anderweit verpfändet oder überhaupt von den liebenswürdigen Vögeln noch gar nicht fabricirt sein.

Handelt es sich um eine Eisenbahn im fernen Westen, so werden alle die uncultivirten Länderstrecken mit hochtönendsten Namen als Hypotheken und sichere Grundlagen hingestellt, die mit dem Gelde der Subscribenten erst gekauft und erstanden werden sollen.

Gilt es, den egyptischen Rhedern unter die Arme zu greifen, so verpfändet man ohne Bedenken weite Zuckerrohrplantagen und ihre bis ins Detail ausgerechneten Erträgnisse, die erst mit dem Gelde der Darleiher — so Allah und Ismaïl Pascha — wollen — ins Leben zu rufen sind; und so weiter in infinitum, aber immer mit Grazie.

Nachdem diese und ähnliche Zustände einmal gegeben, war eine weitere

Ausbildung in der Weise nur zu natürlich, daß sich Männer und Speculanten fanden, welche Blätter besonders gründeten, um sich mit Hilfe dieser finanziellen Sporteln zu bereichern. Ich spreche hier nicht von den Hochstaplern, wie Girardin, Gibiat und Genty, die ihre drei Journale, die Liberté, den Constitutionnel und die France zu einer Finanzliga zusammenthaten und gemeinsam das Eigenthum der ersten Finanzwochenschrift Frankreichs, der „Semaine financière", für eine Million erwarben, um diese Goldmine mit allen Kniffen und Künsten auszubeuten. Diese Herren spielten in das Gebiet der Politik über; sie hatten Senatoren und Botschafter zu stillen Compagnons, und wenn es galt, einige Millionen in ihre Taschen zu locken, kam es ihnen auf einen kleinen Krieg, eine Schürung der orientalischen Frage und dergleichen nicht im Geringsten an. Sie verfuhren im großen Stil und haben sich, ganz wie Franz Moor, nie mit Lappalien abgegeben.

Aber die kleineren Leute, die nicht ganz leer ausgehen wollten, mußten zu weniger heroischen Mitteln ihre Zuflucht nehmen, um auf einen grünen Zweig zu kommen. Unter ihnen war Herr Paradis, der Gründer des „Moniteur des Tirages", zweifelsohne der Geschickteste. Bis zum Tage seiner Erleuchtung war er ein bescheidener Börsenreporter des Constitutionnel gewesen; nicht schlimmer und nicht besser, wie Andere seines Zeichens auch. Da plötzlich verlor er seine Stellung, und er ging hin und gründete ein Ziehungslistenblatt, mit welchem er eine billige und populäre Wochen-Börsenzeitung verband, im Gegensatz zu den mehr aristokratischen Finanzwochenblättern, die meist nur für die sogenannte Haute Banque geschrieben waren. Herr Paradis hatte den richtigen Gedanken, daß zu einer Zeit, da die Rente plebejisch wurde, auch ein populär gehaltenes Börsenjournal zum längst gefühlten Bedürfniß geworden, und flugs basirte er seine Speculation auf die Geldbeutel der kleinen Leute. Da Verstand nun schon von jeher nur bei Wenigen zu finden war, so mußte eine Operation, welche sich auf die Massen stützte, natürlich eine höchst glückliche sein, sobald es sich darum handelte, diese Massen auszubeuten.

Anfänglich beschränkte er sich, um Vertrauen zu erwecken, auf seine Verloosungslisten gezogener Staatspapiere, denen er einen kleinen raisonnirenden Text beifügte. Da sein Abonnementspreis billig war, und er überdies ein Inseratensystem mit „langem Athemzuge" in allen gelesenen Zeitungen unterhielt, so schaffte er sich schnell genug Clienten in den Kreisen der kleinen Capitalisten, die bei ihm ihr Blatt bestellten, sich bald von ihm Raths erholten über vorzunehmende Capitalanlagen ꝛc. und die ihn schließlich gar bald zu ihrem Agenten, Commissionair und Banquier in Paris bestellten. Nun war der große Moment gekommen. Der „Moniteur des Tirages" war ein vielarmiges Bankhaus geworden, und empfahl er bisher die Unternehmungen Anderer, wenn diese bei ihm in das nöthige goldglänzende Licht gestellt waren, so gelangte er

bald dahin, nur eigene Geschäfte in Scene zu setzen und diese Operationen seinen Lesern anzupreisen als die wahren Milchkühe der fetten Dividenden und sicheren Capitalsverdoppelung. Bald schwoll der Umsatz des Hauses dergestalt an, daß 87 Buchhalter und Commis nicht genügten, um die täglich einlaufenden Börsen- und Bankordres auszuführen, und als Herr Paradis fühlte, daß der Moment gekommen, in welchem seine Schöpfung ihre höchste Blüthe erreicht, als er gerade seine armen, genasführten Leser mit irgend einem amerikanischen Schwindelpapier beglückt und sich dabei tüchtig bereichert hatte, da zeigte er endlich jenen wahren Geschmack und jenes ästhetische Feingefühl, das den Pereires und Mirès so sehr abgegangen — er zog sich noch rechtzeitig zurück, brachte die gewonnenen Millionen in Sicherheit, verkaufte Zeitung, Kundschaft und Bankhaus an eine große Actiengesellschaft für einen immensen Preis und verschwand so vom Schauplatz, ehe noch die getäuschten Capitalisten gewahr geworden, daß man ihnen meist ihre Dividenden vom Capital gezahlt, wenn sie überhaupt deren jemals erhalten hatten.

Während der „Moniteur des Tirages" auf diese Weise Fortuna und Furore machte, gab es andere begabte Leute, denen ein so glänzendes Geschäft Schlaf, Ruhe und Besinnung raubte. Es fand sich ein zweiter Volksbeglücker, der die „Epargne" gründete, und der, um dem großen Troß mehr Vertrauen einzuflößen, für vieles Geld einen Ehrenmann fand, welcher die Decoration als Ritter der Ehrenlegion besaß und der nun, ohne ein Wort vom Finanzwesen zu verstehen, als Aushängeschild vor die Boutique gehangen wurde. Der betriebsame Herausgeber hatte gut gerechnet. Das rothe Bändchen im Knopfloch, das † hinter dem Namen des angeblichen Chefredacteurs, lockte die Leute, wie ein päpstliches Attest bei der Revalenta arabica, und die „Epargne", noch billiger als jener paradistische „Moniteur", zählte bald ihre Abnehmer nach Zwanzig- und Dreißigtausenden.

Als man aber erst inne wurde, daß die Menge der vorhandenen kleinen Capitalbesitzer und Rentiers überhaupt zwei solcher Vampyrblätter aushalten könne, da wurde alsbald der Markt von einer ganzen Sturmfluth ähnlicher Journale überschüttet, die sich einander den Rang abliefen in Vertrauen erweckenden Titeln und lobpreisenden Ankündigungen und die, wie die famose „Union des Actionnairs", oder der „Phare du Capitaliste" oder der „Guide du Rentier" u. s. f., nicht nur einen höchst billigen Abonnementspreis hatten, sondern sogar Jedwedem ein, zwei und drei Monate gratis ins Haus geschickt wurden, der die Gefälligkeit oder Unvorsichtigkeit gehabt hatte, seine Adresse zu verrathen.

Zum Schluß nahm das Tohu-Wabohu dermaßen überhand, daß eine Controle über diese, wie Pilze aus Moorboden emporschießenden Organe, Niemandem mehr möglich war. Nicht allen dieser kleineren Köter gelang

sich ein Publicum zu machen, nicht jedem dieser Blätter glückte, durch eine Angriffsdrohung eine Betheiligung bei größeren Emissionen herauszupressen; und dennoch waren sie im Stande, ihren Mann zu ernähren und ihm eine oft relativ glänzende Stellung zu verschaffen. Der Schlüssel zum Geheimniß lag in den Inseraten. Erhielt man keine Betheiligung, so erbettelte man wenigstens das stets reich bezahlte Inserat der neuen Anleihe oder Actienausgabe, an denen es ja in keiner Woche mangelte. Außerdem aber waren die großen Eisenbahngesellschaften dieser gesammten Afterpresse von vornherein tributpflichtig. Jede dieser Bahn-Compagnien hatte soviel Werg am Rocken, so viel zu vertuschen und zart zu behandeln, daß jede Stimme, welche die allgemeine Harmonie hätte stören können, sorgsam ferngehalten werden mußte. Es kam außerdem, bei der allgemeinen Höhe der Betriebskosten, so wenig auf diesen kleinen journalistischen Preßfonds und seine Vermehrung um einige Tausend Franken an, daß man ohne Weiteres bei den Bahnverwaltungen die Rechnungen für Inserate, betreffend die Compagnie, von Seiten der beliebigsten Finanzjournale präsentiren konnte, und jedesmal sicher war, die Zahlung nicht einen Moment beanstandet zu sehen. So konnte es kommen, daß neulich noch, kurz vor Ausbruch dieses Krieges, an der Kasse der Ostbahn auf dem Straßburger Bahnhofe kurz nacheinander drei Rechnungen verschiedener Börsenzeitungen eingereicht und bezahlt wurden, bei denen eine zufällige Vergleichung der Belegsblätter ergab, daß der Text in allen dreien genau Wort für Wort derselbe war, daß man nur den Titel geändert und die ganze Publication lediglich unternommen hatte, um vom Ertrage der Annoncen, die mithin blos einer imaginären Verbreitung genossen, ruhig und in Frieden leben und zehren zu können. Et nunc erudimini.

Holland in Noth.

II.

Betrachten wir nun den Einfluß, welchen der Krieg auf uns ausgeübt hat, so kann man vorläufig nur sagen, daß das Gefühl unserer Hilflosigkeit recht deutlich hervorgetreten ist. Unsere Neutralität war uns von der Natur angewiesen. Alles vereinigte sich im Verlangen nach derselben, trotz der sich Anfangs aussprechenden verschiedensten Meinungen und Sympathien. Man wußte nicht recht, wem man die letzteren zutragen sollte, man fürchtete sich selbst durch das Aussprechen seiner Meinung die Neutralität des Staates

in Gefahr zu bringen, und betheuerte laut seine Gesinnungslosigkeit. So wie aber die Siege der deutschen Waffen und die Enthüllungen über die Entwürfe Benedetti's kamen, schöpfte man Muth. Mit der Erkenntniß des physischen und moralischen Uebergewichts der Deutschen kam auch das Bewußtsein der Stammverwandtschaft zurück. Nur unser Hof scheint sehr stark zu dem der Tuilerien hingeneigt zu haben, aber die Strömungen in den höchsten Regionen haben glücklicherweise sehr wenig Einfluß auf den Gang unserer Geschäfte.

Man sprach offen seine Freude über die deutschen Siege aus, und die Hoffnung, daß alles Uebergewicht Frankreichs gebrochen würde. Dennoch blieben französische Sympathien auch im Volke bestehen. Das Organ der conservativen Partei, das Tageblatt vom Haag und die ultramontanen Blätter können ihre Abneigung gegen Deutschland nicht verhehlen. Aber auch nach der Katastrophe von Sedan ist eine Reaction gegen deutsche Zuneigung zu spüren. Man hat sich hier in das Vorurtheil hineingelebt, daß Kriege nur durch Regierungen geführt werden. Man glaubt lieber Versicherungen eines Favre, daß die französische Nation den Krieg nicht gewollt hat, als sich durch die Geschichte unseres Jahrhunderts belehren zu lassen. Deutschland führt deshalb seit der Gefangennahme Napoleon's Krieg gegen das unschuldige Frankreich. Nach Sedan hätte der Frieden geschlossen werden müssen; auf welche Weise? darüber ist man sich natürlich nicht klar. Es ist der nur zu natürliche Wunsch nach Frieden, der die Holländer ungerecht gegen die Deutschen macht. Dieses Verlangen und der Mangel an Erkenntniß der Natur des gegenwärtigen Krieges geben sich in der Constituirung eines „Friedensbundes" kund, der mit allerhand Hausmittelchen die Menschheit von dem schrecklichen Uebel des Krieges erlösen soll.

Solche unrichtige Vorstellungen sind einem größern, wenig gebildeten Publicum zu verzeihen, nicht aber einem Geschichtsforscher wie Herr Green van Prinsterer. Man würde vielleicht zu weit gehen, ihm absichtliche Fälschung der Geschichte — wogegen er selbst so sehr eifert — vorzuwerfen, aber man kann sich des Gedankens an eine solche nicht erwehren, wenn man ihn aus Citaten von Thiers, Guizot u. a. beweisen hört, daß die Franzosen ein friedfertiges Volk sind. Herr Green scheint die ministerielle Thätigkeit Thiers' in den 40er Jahren, seine und Favre's Reden im Jahre 66, vergessen, erscheint in einem Worte sein historisches Wissen verlernt zu haben.

Aber Herr Green ist zu viel Parteimann um ein vorurtheilsfreier Historiker zu sein. Der Führer der Antirevolutionären sieht in Napoleon sowohl als in dem Grafen Bismarck Revolutionäre nach Stahl'schen Begriffen. Das Nationalitätsprincip ist ihm ein Greuel; der Krieg gegen Dänemark, die Annexionen Hannovers und des Elsaß sind ihm Thaten der Revolution.

Trotz alledem ist Herr Green ehrlich genug, zu erkennen, daß auch die Niederländer im weiteren Sinne des Wortes Deutsche sind. Er findet einen innigen Anschluß an Deutschland, ein Schutz- und Trutzbündniß mit demselben sehr wünschenswerth. Was er damit meint, ein Defensiv-Bündniß oder eine Militär-Convention, sagt er nicht. Für ersteres würde Deutschland derzeit wohl danken, und durch die letztere wäre unsre Selbstständigkeit schon theilweise verloren. Würden die Holländer das wollen?

Aber selbst den Einsichtsvolleren, welche die Natur des gegenwärtigen Kampfes erkennen und den Deutschen in gewisser Hinsicht Recht widerfahren lassen, wie z. B. Prof. Tellegen in seiner Broschüre: „Deutschland und Niederland", bleiben noch immer die Bedürfnisse der deutschen Nation, die geheimen Triebfedern, welche das Volk bewegen, fremd. Freilich, es ist für den Ausländer eine ungemein schwierige Aufgabe, sich in die Kenntniß all der kleinen und großen Verhältnisse und der verschiedenartigen Getriebe, welche Ursache und Wirkung der deutschen Zersplitterung waren, hineinzuarbeiten. Man kann sich nicht damit versöhnen, daß die Einigung Deutschlands mit gewaltsamen Acten verbunden war, daß dabei nicht Alles so gleichmäßig parlamentarisch in gesetzmäßiger Form stattgefunden hat. Und wie dem Holländer die eigne Staatsform zum politischen Dogma geworden ist, so legt er diesen Maßstab selbstgenügsamer Vortrefflichkeit auch an Andere. Die Deutschen werden uns wohl am allerwenigsten verübeln, daß wir vorläufig unsere Staats-Einrichtung der ihrigen vorziehen; sie werden selbst erkennen, daß wir mehr Freiheit genießen; aber nur Beschränktheit kann behaupten, daß unser Parlamentarismus in Deutschland zum Ziele geführt hätte. Eine sich kräftig und neu entwickelnde Nation hat ganz andere Bedürfnisse als eine alte, fertige, wie wir, oder die Engländer.

Der Skepticismus der Holländer, ihr Mangel an Idealen beim Einzelnen sowohl als bei der Nation, hat sie zur Bemitleidung jener Persönlichkeiten gebracht, die im Streben nach höhern Zielen zu edler Aufopferung schreiten, weil sie sich dazu berufen fühlen. Prof. Tellegen z. B. nennt solche Leute Fanatiker. Muß nicht ein Volk, das alle Ideale principiell von sich abweist, nicht verdorren? Oder sollen wir unser Stillleben als ein solches betrachten?

Man würde sich täuschen, wenn man die Aufopferungsfähigkeit unseres Volkes in den Begebenheiten dieses Sommers suchen wollte, z. B. in dem pünktlichen Erscheinen der bei der Mobilisirung unserer Armee einberufenen Mannschaften. Die Leute erschienen bereitwillig, wenn auch nicht gerne, aber bezeichnend war die Ironie, mit welcher über die militären Maßregeln der Regierung gesprochen wurde. Es stellte sich denn auch nur zu bald heraus, daß für den Kriegszustand überall Alles mangelhaft organisirt war. Wären

wir wirklich in den Krieg hineingezogen worden, dann hätten wir eine traurige Rolle spielen müssen.

Die ganze sogenannte Vertheidigung unserer Neutralität kostet unserer Bourgeoisie nicht viel. Sie hat sich ja doch vom Kriegsdienst losgekauft, und die vier Millionen, welche dem Ministerium dafür bewilligt wurden, wird Indien wohl wieder tragen müssen: denn daß sie aus eignen Mitteln bezahlt werden, dazu ist vorläufig noch keine Aussicht. Und unsere untern Klassen, die als Einberufene Mangel leiden mußten, sind geduldig.

Aber das Schlimmste in unserm gegenwärtigen Zustand ist, daß unsere innern Angelegenheiten an einer fast an Auflösung grenzenden Verwirrung leiden. Gegen Mitte Septembers wurde die diesjährige Kammersitzung eröffnet. Das erste bedeutendere Gesetz, das zur Berathschlagung kam, war das Budget für Ostindien, welches von unserem gewöhnlichen Budget getrennt ist. Dasselbe wurde in der zweiten Kammer angenommen mit einem Amendement des Abgeordneten Mirandolle, welches die Belohnung für die Kaffee pflanzenden Bewohner der Preanger Regentschaften mit der für die anderen Residentien gleichstellte. Bei der Berathschlagung über diesen Punkt widersetzte der Minister de Waal und die Minorität sich diesem Amendement, weil den Bewohnern der Preanger Regentschaften die im übrigen Java erhobene Landrentensteuer erlassen sei. Es stellte sich aber heraus — was übrigens bekannt ist — daß die Regierung sowohl als das Publicum mit den indischen Zuständen nicht vollkommen bekannt sind. In der ersten Kammer wurde indessen das Budget verworfen, weil der Minister de Waal inzwischen seine Demission genommen hatte. Ein anderer Grund wurde wenigstens nicht angegeben; ob derselbe aber hinreichend ist, um ein von der zweiten Kammer angenommenes Gesetz zu verwerfen, ist mindestens zweifelhaft; durch ein solches Verfahren verurtheilt man die Person und nicht die Handlungen eines Ministers. Dadurch ist ganz unmöglich geworden, daß das Budget rechtzeitig in Indien bekannt wird, und mit dem 1. Januar 1871 tritt dort eine budgetlose Zeit ein. Hätte Herr de Waal, oder ein neuer Colonial-Minister, sofort ein Creditgesetz vor die Kammer gebracht, dann hätte dem Uebelstand einigermaßen abgeholfen werden können. Aber statt einen neuen Minister zu bekommen, sahen wir alsbald das ganze Ministerium abtreten. Vom Kriegsminister war dieser Schritt erklärlich, da ihm die bei der Mobilisirung ans Licht getretenen Mängel zur Last gelegt wurden. Was aber die anderen Minister bewegen konnte, in einer so schwierigen Zeit ihr Amt niederzulegen, ist Allen ein Räthsel. Wohl hat das Ministerium Fock-van Bosse in den zwei Jahren seiner Regierung sehr wenig zu Stande gebracht, aber es hatte die Majorität der Kammer für sich. Zwar ist ein Portefeuille bei uns ein sehr unangenehmer Besitz. Die Kritik in und außer der Kammer wird nicht allein scharf

— denn dazu hat Jeder das Recht — sondern sehr häufig in kleinlicher, beleidigender Weise geübt. Man schämt sich nicht, die Person eines Ministers zu verdächtigen und ihm unverdiente heftige Vorwürfe zu machen.

So sind wir nun seit zwei Monaten ohne eine eigentliche Regierung, denn es ist noch nicht gelungen ein neues Ministerium zu bilden. Allen Parteien ist dasselbe angeboten, keine hat es bis heute angenommen*). Die Conservativen sind in der Kammer zu schwach vertreten; die Liberalen, die seit dem Jahre 1848 unter der Führung Thorbecke's durchgängig die Majorität besaßen, sind in atomistische Fractionen zersplittert, von welchen jede einzelne lebensunfähig ist. Niemand hat die Kraft oder den Willen das Amt zu übernehmen. Männer, die im Stande wären, den Gang der Geschäfte fortzuführen, wollen ihre Stellung, ihren Namen und ihre Persönlichkeit nicht hergeben, um solche nicht in den kleinlichen Zänkereien der Kammern vernichtet zu sehen. Kaum wird der Name eines möglichen Minister-Candidaten genannt, so ist er den schamlosesten Angriffen ausgesetzt. Der Mißbrauch, den unsere Presse von ihrer Freiheit macht, wird nachgerade unerträglich.

Ein allgemeines Verlangen nach einem Manne, der die Zügel der Regierung mit kräftiger Hand ergreift, gibt sich kund. Die Niederländer haben das Glück gehabt, daß in schwierigen Zeiten, in entscheidenden Krisen sich tüchtige Männer an ihre Spitze gestellt und sie gerettet haben. Sollte das Volk auch solche Charaktere nicht mehr hervorbringen können? Bis jetzt ist der Retter noch nicht erschienen, und Niemand weiß, woher er kommen soll. Manche hoffen von Thorbecke noch etwas Gutes, aber ein Führer, der seine Partei nicht mehr zusammenzuhalten kann, wird wohl nichts Großes mehr leisten.

Und würde die Kraft eines einzelnen Mannes hinreichen, um ohne Mithilfe für ein ganzes Volk zu handeln, ja noch dazu dessen widerstrebende Elemente zu überwinden? In dem, was in den letzten Jahren bei uns geschehen ist, war kein leitender Gedanke, kein Plan, und was wir jetzt thun müssen, oder welchem Ziele man uns zuführen muß, ist ebenso im Dunkeln. Und doch weiß Jeder, daß es so nicht länger bleiben kann. Was soll aus unserer Zukunft werden?

Annexion, hört man hin und wieder mit einem Stoßseufzer äußern. Daß Manchem dieses Mittel, um zu einem vielleicht bessern Zustand zu kommen, unvermeidlich vorkommt, ist wohl erklärlich, aber traurig. Man spricht zwar leise davon, aber es ist doch schlimm genug, wenn ein Volk den Glauben an seine Zukunft verloren hat. Allerdings sind diese Stimmen noch vereinzelt — aber bleiben wir noch länger in unserem gegenwärtigen Zu-

*) Seit Abfassung des Artikels unseres Herrn Correspondenten hat sich in den jüngsten Tagen ein Ministerium Thorbecke gebildet. D. Red.

ſtand, dann kann nicht ausbleiben, daß das verhängnißvolle Wort lauter und immer häufiger ausgeſprochen wird. Daß das Gefühl der Hilfsloſigkeit ſich überall bemerkbar macht, zeigt nur zu deutlich der Rapport der Commiſſion der zweiten Kammer für die vorläufige Unterſuchung des Armeebudgets, worin es u. A. wörtlich heißt: „Könnte und wollte man auch ungeheure Summen für die Landesvertheidigung ausgeben, ſo würde ſolches doch nur hoffnungslos ſein, weil zweifelhaft wäre, ob auf dieſem Wege die Selbſtändigkeit unſerer Nation geſichert würde.“ Man gibt ſich ſelbſt in den Kammern lieber einer ſolchen Reſignation hin, als Hand ans Werk zu legen. Und Arbeit, dringende Arbeit iſt im Ueberfluß vorhanden, Arbeit die gethan werden muß. Unſer Militärweſen muß reorganiſirt werden, und unſer Steuerſyſtem gründlich verändert. Darüber iſt Niemand im Zweifel. Aber die Bourgoiſie will ihr Leben dem Vaterlande nicht opfern, was ſie nach dem einzig möglichen Syſtem, dem preußiſchen, doch thun müßte, und ebenſo wollen die Reichen die Steuerlaſt lieber auf die Aermeren ſchieben. Beide, Steuer- und Militärreorganiſation ſind unzertrennlich, denn ohne die erſtere können wir die letztere nicht bezahlen. „Wir Holländer ſind reich genug um die Koſten unſerer Selbſtändigkeit zu bezahlen!“ hört man rufen; aber es iſt gar nicht wahr, es iſt eine Lüge, mit der man das Volk ſchon zu lange betrogen hat. Haben wir doch ſchon ſeit langen Jahren die Koſten unſerer Haushaltung nicht beſtreiten können! Womit ſollen wir nun noch die erhöhten Bedürfniße decken?

Der demoraliſirende Einfluß unſerer Colonialwirthſchaft muß aufhören. Indien geht ſeinem Untergang entgegen und das morſche Gebäude ſelbſtſüchtiger, kurzſichtiger Handelspolitik droht einzuſtürzen und uns in ſeinem Fall unberechenbaren Schaden zuzufügen. Wer wird den drohenden Ausfall zahlen? Ihn zu tragen ſind die „reichen Holländer“ zu arm!

Rechtspflege und Geſetzgebung ſind mangelhaft; für jeden geordneten Staat iſt dringende Pflicht, dieſe in gutem Zuſtande zu erhalten.

Man ſpricht hier wohl viel über den Wunſch Deutſchlands uns zu annectiren: aber wer will die Erbſchaft unſerer ſterbenden Nation unter ſolchen Verhältniſſen antreten? Eine ungeheure Schuldenlaſt, jährliches Deficit, ausgeſogene Colonien, die eine ſchwere Bürde zu werden drohen, gelähmte Volksentwicklung und ein Volk, das an zuchtloſen Gebrauch der Freiheit gewöhnt iſt — das Alles ſind keine verlockenden Beſitzungen. Und doch iſt kein anderes Mittel um unſere Selbſtändigkeit noch ſo lange als möglich zu bewahren, als der nähere Anſchluß an Deutſchland.

Zuerſt muß uns wirthſchaftlich aufgeholfen werden. Unſerm Handel, unſerer Induſtrie müſſen neue Abzugscanäle eröffnet werden. Die Zollinie gegen Deutſchland muß verſchwinden und wir müſſen uns mit dem Zollver-

eine vereinigen. Wohl hat Deutſchland bis jetzt noch höhere Zölle als wir und wir würden eigentlich einen Rückſchritt thun; aber die Vortheile, die uns das größere Arbeitsfeld bringt, wiegen bedeutend ſchwerer, als die Höhe an Eingangszöllen, die wir im Zollverein wahrſcheinlich zahlen müßten.

Bei dem ſo bedeutend erweiterten Arbeitsfeld kann ſich unſere Energie wieder heben, aber auch der Einfluß, den deutſcher Unternehmungsgeiſt auf uns ausüben wird, muß uns ſehr zuträglich ſein. Mit einem Anſchluß an den Zollverein müßte ſelbſtredend unſer coloniales Monopolſyſtem aufhören; unter der Concurrenz müßte der Handel erſtarken, unter fremder Hilfe, fremder Initiative könnte auf unſerem Boden ſo Manches zur Hebung unſeres Wohlſtandes gethan werden, was zugleich im Intereſſe unſerer Nachbarn liegt.

Werden wir volkswirthſchaftlich gehoben, und dadurch unſere Steuerkraft erhöht, dann können wir bei einem rationellen Steuerſyſtem unſere Ausgaben ſelbſt beſtreiten und mit einiger Bereitwilligkeit auch für eine gute Landesvertheidigung ſorgen. Wir könnten dann einen Defenſivvertrag mit Deutſchland ſchließen, was augenblicklich eine Ungereimtheit wäre; denn unter den gegenwärtigen Umſtänden würde ein ſolcher Vertrag unſerm Bundesgenoſſen nur eine Schwäche bereiten.

Unſer Anſchluß an Deutſchland, der mehr und mehr eine Nothwendigkeit wird, muß langſam und freiwillig ſein, und zwar unter der Bedingung, daß uns die größtmögliche Selbſtändigkeit gelaſſen wird. Zwang würde das Ziel immer weiter hinausrücken. Wir gehören wirthſchaftlich und geiſtig zu Deutſchland, aber unſer früheres nationales Volksleben gibt uns dagegen Recht auf eine Sonderſtellung und Unabhängigkeit. Geht indeſſen unſer Daſein in ein bloßes Vegetiren über, — und wir ſind auf gutem Wege dazu — dann verlieren wir allen Grund eigenen Beſtehens.

Iſt unſere Schilderung einſeitig oder übertrieben? Man leſe unſere Zeitungen, Monatsſchriften und Broſchüren; überall findet man Klagen über die gegenwärtigen Zuſtände, entmuthigte Stimmung, Ermahnungen an das Volk und bittere Vorwürfe; und wiederum der Gegenſatz: hochtrabende Phraſen von eigner Vollkommenheit, Selbſtüberhebung, lügenhafte Vorſtellungen und Geringſchätzung Anderer. Man ſieht, die Tradition unſere Vorfahren kämpft gegen Ueberzeugung und Wirklichkeit.

Möge dieſe kurze Skizze diejenigen in Deutſchland, die vielleicht noch von Annexion der „reichen Niederlande und ihrer Colonien" träumen, zur Ueberzeugung bringen, daß der Beſitz unſeres Landes ſeine großen Schattenſeiten hat.

Die deutsche Krankenpflege im Tabakspital zu Danzig.

Schluß.

Hatte unser Professor Alles, was die ärztliche Behandlung und Pflege der Verwundeten betraf, mit wunderbarer Schnelligkeit vortrefflich in Stand gesetzt, so schleppte sich das Departement der Verpflegungsangelegenheiten oder von Küche und Keller in den ersten Wochen wie eine ewige Krankheit fort. Man konnte da manche drastische Scene beobachten. In der Halle beschäftigt, hörte ich einen Freudenschrei, sah nach der Richtung, woher er gekommen, und erblickte unsere Pflegerin, die sich unbemerkt glaubend, ein kleines graues Töpfchen mit unbeschreiblicher Rührung emporhielt. Man muß in Feindesland sein, von allem Verkehr abgeschnitten, Hunderte von hingeschlachteten Opfern darben sehen, und muß, glaube ich, auch ein Mutterherz haben, um die Empfindung zu verstehen, dessen Ausdruck ich sah. — Eine geöffnete Kiste stand vor ihr und ließ den Zusammenhang errathen. Vielleicht war es condensirte Milch in der kuharmen Zeit. Doch, zu sentimentalen Hingebungen blieb keine Zeit im Tabakspital. Eine Nonne eilte herbei und rief hastig: „Ets ham's in der Küchen 's Feuer ausgeh'n lassen; kann schon gar kein Leinsamenüberschlag mehr bekommen". Fort ging's mit Sturmeseile über den Hof, ich folgte, und hörte, wie das Küchenpersonal achselzuckend erklärte, es seien weder Kohlen noch Holz mehr da; das Feuer war erloschen, der Heerd kalt, das Essen nicht fertig, Wärter und Nonnen standen umher, die Einen wollten heißes Wasser, die Anderen Thee oder sonst was haben, wozu Feuer Grundbedingung blieb. „Habt Ihr ein menschliches Herz im Leib?" rief unsere Pflegerin und bot 10 Frs. für einen Korb Holz, worauf das Brennmaterial wie durch Zauberkraft herbeigebracht wurde. Neue Schwerverwundete kamen an, und während sie hinaufgetragen wurden, rückte eine große Anzahl Leichtverwundeter an, die durch Hunger mehr noch, als durch ihre Wunden entkräftet, mühsam sich in den Hof herein schleppten. Da wir in unserem Flügel nicht Raum genug hatten, traf Professor Heine die Anordnung, daß Simonin eine Anzahl unter seine Obhut nahm. Oft schon hatten wir Kranke, die irrthümlich in unser Spital gewiesen worden waren, mit Nahrung versehen, bevor wir sie weiter bringen ließen. Darüber sollten wir eines Tages die Vorwürfe des Hausmeisters hören, welcher zu diesem Zweck in die „Halle" kam, und theilweise unwahre Beschuldigungen sich erlaubte. Unsere Pflegerin wies ihn nach Gebühr zurecht; gab ihm zu erwägen, daß Tausende von seiner Nation in Deutschland verpflegt würden, und jeder ehrenwerthe Franzose so unwürdige Reden verdammen müsse. Ein höhnisches

Lächeln zuckte über die Lippen des Mannes bei der Erwähnung von „Tausenden". — Die Schlacht von Sedan und die Capitulation von Metz hatte sie noch nicht in Hunderttausende verwandelt.

Am künftigen Morgen stellte sich heraus, daß die armen Leute, welche den französischen Aerzten übergeben worden waren, weder einen neuen Verband, noch Speise und Trank erhalten hatten. Nun trat Heine mit voller Energie auf, vertrieb die Franzosen aus dem zweiten Stockwerk des rechten Flügels, Simonin nur zwei Säle im ersten Stock überlassend, von wo er alle deutschen Patienten abholen ließ, und wo er Simonin hinfort nur leichter Verwundete, oder bereits amputirte Franzosen überließ.

Die Johanniter hatten viel für unser Lazareth gethan; sie waren unermüdlich bemüht in Herbeischaffung von Allem, was zu erringen war, sei es aus ihrem Depôt, oder durch Requisitionen von der Mairie. Was dagegen am schwersten zu erlangen war, blieb Geld, um tausend nothwendige Haushaltungsbedürfnisse zu kaufen, die nur mit baarem Geld zu erlangen waren, wie Milch, Eier, Butter ꝛc. Unsere Pflegerin legte großen Werth auf Eier, sie hatte die Extradiäten zu besorgen, und fütterte die Schwerverwundeten so reichlich, als Privatmittel zuließen. Sie machte, wie ich zu beobachten oftmals Gelegenheit hatte, alle die Qualen durch, die einer Hausfrau auferlegt sind, welche viel geben soll und wenig hat. Aus Dankbarkeit wurde sie scherzweise „unsere Rabenmutter" genannt. Allmählich trat die Noth fühlbar heran, die Vorräthe an Wein, Weißzeug, Cigarren waren erschöpft. Unser Johanniter tröstete mit der Aussicht auf das Eintreffen eines Zuges mit Liebesgaben aus Stuttgart, den er herbeigerufen hatte; allein die Verkehrsstockungen ließen für uns Alles befürchten. Da erschienen eines Morgens zwei Abgesandte aus Würzburg; sie brachten eine Biersendung und hatten noch andere Vorräthe bei sich, die sie nach Kenntnißnahme von unserer Noth uns bereitwillig überließen. Keine Stunde verging fortan im Tabaklazareth, ohne daß der Würzburger dankbar gedacht wurde. Mit ihren Gaben zog Wohlstand in die bisher dürftige Halle ein. Doch noch mehr! Geschäftige, wohlmeinende Freunde hatten einen Brief, der unsere Noth schilderte, in der Indépendance Belge abdrucken lassen. Der Brief hatte einen großen Erfolg; nicht allein, daß er eine Sammlung veranlaßte; er bewog eine Dame, welche denselben in Baden-Baden las, nach Danzig zu eilen, und ihre Mittel dem Tabakspital anzubieten. Ihren Namen darf ich nicht nennen; sie trat mit kindlicher Einfachheit und anspruchslosester Bescheidenheit auf, brachte viele Stunden des Tages in den Sälen zu, und war unermüdlich, wo sie helfen konnte. Die erwähnten Stuttgarter Liebesgaben an Baron von Gall waren endlich auch eingetroffen und wir waren geborgen.

Inzwischen drohte ein anderer Uebelstand uns schwere Unannehmlichkeiten

zu bereiten. Es kam die Zeit, welche uns Professor Heine als unabweislich vorhergesagt hatte: die fatale Stunde, in der ein Stabsarzt mit oberherrlicher Gewalt eintritt, um das, was mühselig errichtet, liebevoll gepflegt und erhalten ward, mit eisernem Scepter zu beherrschen.

Abgesehen von jeder Persönlichkeit, welche der Zufall einer solchen Anstalt zuwerfen kann, liegt etwas Empörendes in dem Geschäftsgang selbst, was die Arbeitslust lähmt und die Hingebung zu entkräften angethan ist. Wie groß die Willkür bei solchen Anlässen Spielraum behält, bezeugt der Umstand, daß es Fälle gibt, in denen ein Stabsarzt sein Regiment sucht; er glaubt es nicht erreichen zu können, findet das Leben in einem geordneten Lazareth bequemer, er bleibt, macht sich den ihm manchmal weit überlegenen Civilärzten unangenehm, erhält später vielleicht einen Verweis von seinem General, weil er bei seinem Regiment nicht eintraf; damit ist aber weder dem Regiment noch dem Lazareth gedient. Daß ein ungewichster Stiefel eine größere Aufregung hervorrief, als eine unter einem großen Gypsverband eingetretene Blutung, habe ich mit eigenen Augen gesehen. — Wie sehr ein treues Zusammenhalten über Schwierigkeiten hinaushilft, erprobten wir in unserem Verhältniß zu Heine. Nur seine Befehle waren für uns maßgebend, mit ihm ging jede Arbeit rasch und leicht von statten. Es war bequem so, da er für Alle dachte, und jeder bei näherer Prüfung sich stets gestehen mußte, es sei gut, so wie er es angeordnet, es habe nicht besser ersonnen werden können.

Unsere Verwundeten waren zum größten Theil allmählich so weit gebracht worden, daß wir sie nach Deutschland evacuiren konnten. Es blieben noch etwa 70 Schwerverwundete, ohne die Abtheilung Simonin's. Professor Heine beschloß, diese unsere Pfleglinge selbst nach der Heimath zu bringen; ein Sanitätszug aus Württemberg sollte kommen; Alle warteten mit Sehnsucht darauf. — Warum er nicht kam, habe ich nie erfahren können. Heine entschloß sich endlich, von den Umständen gedrängt, selbst einen Zug zu improvisiren. Es war nichts zu haben, als eine Anzahl von Güter- und bedeckten Viehwagen; sie wurden von dem Bahnhof in den Vorhof des nahen Tabackspitales gezogen, wohin die Schienen liefen. „Antreten!“ hieß es. Unser Personal wurde zu den Waggons befohlen. Heine vertheilte die Räumlichkeiten. Jeder Arzt schrieb seinen Namen auf den ihm zugetheilten Wagen, und sofort ging's an die Arbeit.

Jeder Arzt übernahm die Sorge und Verantwortung für den ihm zugetheilten Raum. Siebenzig Bettstellen mit elastischem Rost, die Pfosten auf gepolsterte Kißchen, genagelt wurden angebracht, der Boden mit Kokosmatten belegt; Geschirr, Verbandzeug, Alles an Ort und Stelle gebracht; mit strenger Genauigkeit und möglichster Kürze Alles vollendet. Der Küchenwagen war nicht der schlechteste von allen in seiner Ausrüstung; wenn auch der Raum

ſelbſt, ein alter Viehwagen, Manches zu wünſchen übrig ließ. — Die Verwundeten wurden mit größter Vorſicht eingeladen, und jeder befand ſich bald in ſeinem Bette, von der ihm bekannten Pflegerin bedient, die ihr Amt fortſetzte, wie auch die Aerzte zur gewohnten Zeit die Verbände anlegten. Die Eſſenszeit wurde gleichfalls ſtreng feſtgehalten und warme Speiſen, wie im Lazareth verabreicht, ſomit den armen Leidenden der ſo ſchwierige Transport ſo viel wie möglich erleichtert. — Froh waren wir, als die Vogeſentunnel hinter uns lagen, denn man erzählte mit Grund viel von verübten Verbrechen und wir hatten nur ganz ſchwer Verwundete bei uns. — Wer ſchildert endlich unſere Empfindung, als wir am Rhein anlangten und den herrlichen, den lieben heimathlichen Strom unter uns ſahen. Die Mitglieder der vor zwei Monaten ausgerückten Expedition und die, welche ſich in Nanzig unter Heine's Befehl geſtellt hatten, ſprangen zum Rendezvous in den Küchenwagen. — —

Zweifelhaft war noch das Schickſal unſeres Vaterlandes, als dieſe kleine Schaar hinübergezogen war in Feindesland, ungewiß, ob ſie etwas zu leiſten im Stande ſei, oder ob ſie ſelbſt als Opfer fallen würde. Was war ſeit zwei Monaten geſchehen! Groß ſtand es da, unſer ſiegreiches Volk; wir hatten ein Vaterland, auf das wir ſtolz ſein durften. „Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein!“ ertönte aus Aller Munde. Dankbar gedachten wir der großen Führer, die unſer Heer zum Siege gelenkt, Dankbarkeit feſſelte uns aber auch im Kleinen an unſern Führer, deſſen ſeltene Eigenſchaften und hervorragende Leiſtungen uns allein das Gelingen unſerer Aufgabe ermöglichten. Wir ſollten noch die Freude erleben, daß unſere Pfleglinge auch in der Zukunft nicht darbten. Sie und die dürftigen Hinterbliebenen derjenigen, welche die Wiſſenſchaft vergeblich dem Tode abzuringen verſucht hatte, erhielten ein Geſchenk von 30,000 Fl. von der oben genannten jungen Dame, die durch den Zufall der Lectüre eines veröffentlichten Briefes herbeigelockt, zum Schutzgeiſt des Tabakſpitales geworden war.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Zur Geſchichte der Annexion Nizza's an Frankreich.

Ringsum zeigen ſich die Nationen, die unſerm gewaltigen Kampfe mit mehr oder weniger aufrichtiger Neutralität zuſchauen, bereit, deſſen Früchte ſich einzuheimſen. Italien vor allen konnte nicht Größeres, als es davongetragen, aus dieſem Kriege gewinnen, wenn all die deutſchen Siege von Weißenburg bis Sedan mit italieniſchem Blute erkauft worden wären. Schon 1866, da Italien uns nach Cuſtozza und der Niederlage der italiſchen Flotte ein ohnmächtiger Bundesgenoſſe geworden war, brachte es Venetien als Friedenspreis mit nach Hauſe. Nun, da wir, bis zur Zertrümmerung des Kaiſerreichs auf der Wahlſtatt von Sedan, von der bewaffneten Neutralität der transalpiniſchen Macht bedroht waren, und unſere Landeskinder noch heute an der Schweizergrenze den abenteuerlichen Horden des Generals Garibaldi im kleinen Krieg gegenüberſtehen, haben *unſere* Siege Italien die politiſche Hauptſtadt, die volle Einheit ermöglicht. Was Wunder, daß auch diejenigen Gebietstheile des weil. Königreichs Sardinien die Gunſt des Augenblicks nutzen, die vor nun elf Jahren den Preis zahlen mußten für die ſcheinbar ſo ſelbſtloſe Hilfe Frankreichs im Kriege von 1859? Savoyen und Nizza verlangen ihre Wiedervereinigung mit dem italieniſchen Geſammtſtaat. Aus Savoyen liegen erſt einzelne Kundgebungen vor, die vielleicht ebenſo ſehr der Abneigung dieſes Bergvolkes zuzuſchreiben ſind, ſich der Schreckensherrſchaft der Männer von Bordeaux zu fügen, als der Erinnerung an ihr halbitaliſches Blut uud das große Gemeinweſen jenſeits der Alpen. Aber ſehr entſchieden regt ſich das Verlangen nach Wiedervereinigung mit den alten Stammgenoſſen in Nizza. Das alte „Nizza-Comité", welches vor zehn Jahren dem Anſchluß an Frankreich widerſtrebte, iſt wieder aufgelebt, und agitirt in alter Weiſe; nach Art der Italiener in legitimer Verſchwörung. Eine ungewöhnlich umfangreiche und gründliche Denkſchrift dieſes Comité iſt uns durch einen Freund d. Bl. in handſchriftlicher deutſcher Ueberſetzung zugegangen. Wenn wir im Nachſtehenden mittheilen, was in dieſer Flugſchrift von allgemeinem und bleibendem hiſtoriſchen Intereſſe iſt, ſo ver-

wahren wir uns ausdrücklich dagegen, als ob diese Blätter sich schlechthin mit den Strebungen des Nizza-Comité identificiren, und an ihrem Theile etwa die Wiedervereinigung Nizzas mit Italien als Bedingung unsres künftigen Friedens mit Frankreich erhöben. Wir werden unsern Frieden diesmal — das erste Mal in der deutschen Geschichte — lediglich nach unserm Staats-Interesse schließen, nach dem was dem deutschen Reiche frommt oder nicht. Die Interessen Anderer werden dabei nur soweit Berücksichtigung finden können, als sie mit den unsrigen identisch sind. Ob Italien diese Erkenntniß bis zum Friedensschluß schon in so hohem Grade zur Staatsraison erhoben haben wird, als vor fünf Jahren, erscheint fraglich; mindestens gestattet der Kreuzzug Garibaldi's wider uns Barbaren, und die Ohnmacht der italienischen Regierung gegen dieses Treiben, einen ziemlich kräftigen Schluß auf die Gesinnungen der radicalen Italiener und die Stellung der Regierung zu dieser gefährlichen Minderheit ihrer Unterthanen. Man müßte denn annehmen, daß dem General Garibaldi und seinen Helden von der Regierung um deswillen kein Hinderniß in den Weg gelegt worden sei, weil die letztere die erfreuliche und gegründete Aussicht hatte, auf diese Weise, ohne allen eigenen Aufwand an heroischen Entschlüssen, die ganze Gesellschaft beim ersten Treffen gegen uns los zu werden. Diese Rechnung hätte dann die italienische Regierung freilich ohne Rücksicht auf den unausrottbaren Selbsterhaltungsbetrieb gemacht, welcher die Garibaldi'sche Rächerschaar beseelt.

Indessen, wie immer die italienische Politik und das Schicksal Nizzas durch den Frieden sich gestalten möge: auf die Dauer liegt das gute Einvernehmen des deutschen und italienischen Staates im wohlverstandenen beiderseitigen Interesse, trotz aller Velleitäten der italienischen Radicalen. Wie wir uns die völkerverknüpfende Straße tief durch den Schooß des Gotthard zu einander bahnen müssen, um uns in der Nacht der Bergeshöhlung die Hand zu reichen zu Schutz und Trutz unseres Handels und Verkehrs gegen dessen Ausbeutung durch die östlichen und westlichen Handelsvölker, so gebietet unser politisches Interesse uns Beiden gleich hohe Wachsamkeit gegen die künftigen politischen Pläne Frankreichs und seiner etwaigen Bundesgenossen. Italien wird nie vergessen, daß das italienische Elsaß und Lothringen Nizza und Savoyen heißt, Frankreich niemals die Rolle der Schutzmacht der weltlichen Herrschaft des Papstes aufgeben wollen — hat doch selbst Jules Favre mitten im belagerten Paris diese alte heillose französische Prätension für bessere Zeiten zurückgelegt. So kann die Frage der Rückerwerbung Nizzas und Savoyens durch Italien plötzlich praktische Gestalt gewinnen, und jederzeit ist von Interesse die Frage, wie diese Landestheile an Frankreich gekommen sind. Die Denkschrift des Nizza-Comité sagt darüber etwa das Folgende.

An der französischen Gesinnung der Bevölkerung Savoyens zweifelt die

Denkschrift nirgends. Dort sind die Sympathien für den Anschluß an Frankreich schon seit 1848 niemals verhehlt worden. Als die italienischen Heere unter Carlo Alberto siegreich durch die Lombardei und Venetien zogen, jubelten die Savoyarden dem französischen Heere zu, das die ländergierige französische Republik an der verlassenen Nordwestgrenze Piemonts zum Einfall nach Savoyen anhäufte, ja bewaffnete Kundgebungen für den Anschluß an Frankreich blieben in Savoyen nicht aus. Nur durch die Person des Herrschers hing das Stammland der Könige von Italien noch mit dem italienischen Staate zusammen. Daher fand auch die Annexion Savoyens an Frankreich im Jahr 1860 nur äußerst geringes Widerstreben in der Bevölkerung. Sitten, Zeitungen, selbst die Sprache der Savoyarden waren schon lange zuvor halb französisch gewesen.

Anders in der Grafschaft Nizza. Hier saß ein rein italienischer Stamm, der von 1830 bis 1848 selbst lieber die hausbackne Prosa des piemontesischen Regimentes ertrug, als den constitutionellen Freiheitsverlockungen der Franzosen Raum gab. Selbst die einzige Zeitung in französischer Sprache, welche damals in Nizza erschien, mit geheimen französischen Sympathien, konnte nicht anders Abonnenten werben, als durch die Versicherung: „nous sommes des Italiens de sang et de coeur.“ Das reizte den ehrwürdigen Grafen Terenzio Mamiani zu einem offenen Brief an die Zeitung, in dem er u. A. sagte: „Ihr versichert uns, daß Ihr Italiener von Blut und Herzen seid? und das sagt Ihr in fremder Sprache? Nimmermehr seid Ihr Italiener.“ Das Schicksal wollte freilich, daß derselbe Patriot im Jahr 1860 Mitglied des Ministeriums Cavour war, das dem italienischen Parlament die Abtretung Nizzas an Frankreich vorschlagen mußte. Er war es sogar, der damals die Interpellation Garibaldi's beantwortete. Ebensowenig vermochte die Februarrevolution von 1848 und die Errichtung der Republik in Frankreich die Nizzarden für Anschluß an Frankreich zu erwärmen. Im Gegentheil hat die Stadt und Grafschaft Nizza ihren redlichen Antheil zu den Kämpfern des italienischen Unabhängigkeitskrieges gestellt. Schon auf den Barricaden von Mailand fiel der Nizzarde Anfossi; über 600 Söhne der Stadt eilten unter die lombardischen Freiwilligenbataillone; an Heerführern stellte die Stadt den Helden von Goito, Lyons, den jüngeren Anfossi, und vor Allem Garibaldi. Erst als die Erfolge der italienischen Waffen im Niedergang begriffen waren, wagte sich das französische Organ in Nizza mit seinen stillen Neigungen hervor — aber sehr zur Unzeit auch jetzt noch. Es erweckte lebhafte italienische Gegendemonstrationen der Landwehr und Bevölkerung auf dem offenen Markte der Stadt, dann wurde das Schild der Zeitungsexpedition heruntergerissen, und „unter Jubelgeschrei verbrannt.“ Das Nizza-Comité bezeichnet diese etwas kindische Aeußerung des italienischen Nationalgefühls als „derbe Lection gegen die separa-

tistische Propaganda.“ Zahlreiche ähnliche Pronunciamentos im Theater und auf der Straße enthält unsere Denkschrift, die natürlich sämmtlich mit der Würde welthistorischer Ereignisse dem Leser vorgetragen werden. Größeren Werth legen wir auf die wiederholte warme Anerkennung, welche die nationale Gesinnung und Opferfähigkeit der Nizzarden im italienischen Parlamente fand, selbst aus dem Munde Cavour's.

Eine mächtige Förderung indessen erhielt die bis dahin kleine französische Partei Nizzas, als im Jahr 1851 die italienische Regierung, sowohl aus fiscalischen Gründen als um der Staatseinheit Willen, die Freihafenstellung der Stadt aufhob. Man konnte hier erleben, wieviel doch in diesem Italien von dem alten starren Municipalgeist bis auf unsere Tage gekommen war. Stellt doch selbst die vorliegende Denkschrift zum Schlusse die Alternative auf: entweder Rückkehr zum italienischen Gesammtstaat oder — „wenigstens“ ein selbständiger Freistaat Nizza! Das ganze niedere Volk der Stadt, angefeuert durch den Klerus, unterstützt durch die Hunderte fremder und heimathloser Elemente, denen die See das Vaterland ist, oder die hier des Genusses, der Heilung oder des Gewinnes halber ihre Tage hinbrachten, erhob sich zum Aufruhr. Wilde Massen zogen auf die Piazza d. S. Francesco und verlangten die Aufrechterhaltung ihrer uralten Freiheiten, die ihnen beschworen seien seit 1388, als die Grafschaft „aus freiem Willen“ sich unter das Haus von Savoyen fügte. Die Menge zwar wurde zerstreut, aber die Gemeindebehörden selbst ließen sich zu einem unziemlichen Protest wider die Regierung hinreißen, bezeichnend genug in französischer Sprache. Die fremde Sprache selbst war eine Drohung. Die Verhaftung der Petenten — die theilweise in tiefster Nacht erfolgte — war die Antwort von Turin. Damit war der kleine Putsch beseitigt und nicht minder der Freihafen. Aber nun kehrte auch ruhige Ueberlegung zurück. Die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung schämte sich bald ihrer spießbürgerlichen Gesinnung, in Erkenntniß ihrer Pflichten gegen das Gedeihen und die Einheit ihres großen Vaterlandes; so zwar, daß Camillo Cavour schon am 6. Mai 1851 im Parlament erklären konnte: „Die Bürger von Nizza werden in Bälde den Vortheil unserer freien Institutionen schätzen lernen und dann sich glücklich preisen, ein Theil unserer subalpinischen Familie zu sein.“ Aber die fremden Kaufleute und der Klerus — der zum ersten Male hier die starke Hand der nationalen Dynastie der Italiener empfunden hatte — bildeten von dieser Stunde ab den Kern der französischen Agitation in Nizza. Dazu gesellte sich der eigentlich französische Bestandtheil der Stadt, der in den zwanzig Jahren französischer Herrschaft vor dem Jahre 1815 hier sich gebildet, und seither durch Zuzug und Einwanderung sich wesentlich verstärkt hatte. Ihr gemeinsames Organ war das „Avenir de Nice“. Diesen, durch die Jesuitenschule der Ignorantelli und der

Paolotti, des Sacré Coeur und des Bon Pasteur wesentlich unterstützten französischen Sympathien gegenüber, gemahnte die italienische Partei ihre Anhänger, sich ihres größten Mitbürgers Garibaldi würdig zu zeigen, feierte sie 1853 mit Begeisterung das dreihundertjährige Gedächtniß der Abweisung der türkischen Belagerung durch den Heldenmuth der Caterina Segurana, und als vollends am 22. Januar 1857 König Victor Emanuel in die Stadt einzog, brauste ihm von der Ehrenpforte bis zu seinem Palast der einmüthige Ruf entgegen: „Es lebe der König von Italien!"

Sehr bald hatte Nizza Gelegenheit, seine italienische Gesinnung thatkräftig zu beweisen, und zu handeln. Es stellte im Kriege von 1859, außer den regulären Streitern, 240 Freiwillige, daneben Führer wie Ribotti und Garibaldi, welche die Alpenjäger und die „Jäger von Magra" organisirten. Auch nizzardisches Blut hat im heißen Sommer 1859 die wiedergewonnene Erde des Vaterlandes geröthet.

Aber noch weit härtere Opfer und Selbstverleugnung standen der Grafschaft bevor. Schon seit der Unterredung von Plombières zwischen Kaiser Napoleon und Graf Cavour war das dunkle Gerücht verbreitet, daß Savoyen und Nizza jene „idée" sei, „pour laquelle" die Heere Frankreichs über die Alpen in die Poebene niederstiegen. Das Gerücht, hundertmal wiederholt und widerlegt, nahm plötzlich bedrohliche Gestalt an, als nach dem unerwarteten Friedensschluß von Villafranca die gesammte französische Presse, die kaiserliche sowohl als die orleanistische, die legitimistische und oppositionelle, den alten Grundsatz der, nun hoffentlich für immer verflossenen, französischen Staatsweisheit predigten, daß jede Stärkung der französischen Nachbarn auch nothwendig eine Grenzberichtigung zu Gunsten Frankreichs im Gefolge haben müsse. Folglich müsse auch Italien Savoyen herausgeben. Man sprach bald auch von Nizza. Cavour war bekanntlich inzwischen, unmittelbar nach dem Friedensschluß, zurückgetreten, ein Ministerium Ratazzi-Lamarmora ihm nachgefolgt. Die Bevölkerung Nizzas regte sich aufs kräftigste, sobald die französischen Chauvinisten jene Annexionsartikel in Scene setzten. Die Gemeindebehörden erließen Adressen voll rührender Ergebenheit an den König, denen sich die gesammte Intelligenz, wissenschaftliche, Künstler- und Arbeitervereine, und das Offiziercorps anschlossen. Unter dem Eindruck dieser hochgehenden Bewegung wurden im Januar 1861 die Nizzaer Gemeindebehörden erneuert. Die Wahlen ergaben 35 von 40 Stadträthen, für die italienische Partei. Selbst die Gazette de Nice konnte nach dieser Abstimmung sich der Worte nicht enthalten: „la population a donné son verdict; elle l'a donné complet, décisif." In demselben Sinne fiel die Wahl der Provinzialräthe aus. Diese klaren Aussprüche der italienischen Gesinnung Nizzas, die verstärkt wurden durch die dortigen Parlamentswahlen, aus denen Garibaldi, Laurenti Ra-

bandi u. ſ. w. hervorgingen, machten auch in Turin tiefen Eindruck. Außer einem Briefe Cavours erwähnt die Denkſchrift des Nizza-Comité die Zeugniſſe mehrerer namhafter Zeitgenoſſen dafür, daß der Graf Cavour, der am 17. Januar 1860 wieder das Miniſterium übernommen hatte, durch die Ungeſchicklichkeit oder den Verrath ſeines diplomatiſchen Agenten gehindert worden ſei, Nizza zur rechten Zeit vor dem drohenden Schickſale der Annexion zu bewahren, was er entſchieden verſucht und beabſichtigt habe. Dies Zeugniß der Denkſchrift iſt um ſo unverdächtiger, als an zahlreichen anderen Stellen dieſelbe mit Härte und Kurzſichtigkeit über die Politik des größten italieniſchen Staatsmannes urtheilt. Aber durch weſſen Schuld immer dieſe geheimen Wege der diplomatiſchen Unterhandlung verlegt worden ſein mögen, gewiß iſt, daß Cavour ſich zu dem harten Entſchluß nur bequemt hat, um dem italieniſchen Einigungswerke größere Zugeſtändniſſe von Frankreich zu erkaufen, als er hier preisgab, und daß Frankreich auf dieſer Abtretung ſchlechthin beſtand. Man denke, was die franzöſiſchen Gegenleiſtungen anlangt, an die dauernde Einverleibung der mittelitalieniſchen Fürſtenthümer, welche der Zürcher Friede noch in Frage ſtellte, an die in demſelben Jahre erfolgte Annexion von Neapel und Sicilien. Vielleicht ſchon eine nahe Zukunft wird den Schleier dieſer Geheimniſſe völlig lüften. Und von dieſem Standpunkte der damaligen Machtverhältniſſe, aus der ſtaatsmänniſchen Erwägung, das Wünſchenswerthe dem Erreichbaren zu opfern, iſt das Verfahren des Grafen Cavour gegen Nizza untadelhaft geweſen, und muß vor dem ſtrengſten Italiener beſtehen. Auch das Nizza-Comité hätte vielleicht damals der italieniſchen Sache beſſer gedient, wenn es ſich in das Unvermeidliche gefügt, als wenn es ſeine Mitbürger bis unmittelbar vor der Abſtimmung zum Widerſtand gegen die Annexion, dann plötzlich zu der ſchwächlichſten allerpolitiſchen Demonſtrationen, zur Stimmenthaltung, angefeuert hätte. Aber andererſeits freilich hat ſich franzöſiſcher Uebermuth und franzöſiſche Brutalität gerade in der weitern Entwicklung der Annexion von Nizza ſo frech enthüllt, daß auch einem kaltblütigern Stamm als demjenigen, der in Nizza daheim war, die Scham und der Zorn das Blut in die Wangen jagen mußte. Und dieſes Verfahren des franzöſiſchen Gouvernements, welches in der widerlichen Haſt nach fremdem Eigen weder das Völkerrecht noch das Wort des fremden Königs, weder die eigene noch die fremde Ehre und Würde achtete, veranlaßt vornehmlich dieſe Blätter, an jene Thatſachen zu erinnern.

Selbſtverſtändlich begann das franzöſiſche Journal „Avenir de Nice“ die Reizung der italieniſchen Partei, oder vielmehr der legitimen Regierung, ſobald die Gerüchte von Annexion auftauchten. Am 10. Februar 1860, aus Anlaß einer italieniſchen Demonſtration, war ſeine Sprache ſchon ſo weit gediehen, daß man ihm in jedem andern Lande mit Erfolg den Proceß wegen

Hochverraths gemacht hätte. „En ce moment l'ordre public à Nice est menacé" rief es denuncirend, den Blick nach Paris gewendet. „Il appartient au gouvernement impérial (!) de voir s'il veut permettre à un gouvernement dont l'existence dépend de lui (!) de protéger ou tout au moins de tolérer plus longstems la propagande active qui se fait maintenant contre la France u. ſ. w." So konnte man nur in Frankreich ſelbſt ſprechen, und in der That hatte auch der Kaiſer Napoleon bei Eröffnung der Kammern am 1. Februar erklärt: „er habe für die Sicherheit des Kaiſerthums die franzöſiſche Seite (!) der Alpen reclamirt, weil die Verwandlung Nord-Italiens in einen mächtigen Staat dieſem alle Päſſe (?) der Alpen in die Hände gegeben habe". Fortan wurde dann auch das Haus des franzöſiſchen Conſuls in Nizza der offizielle Heerd der Annexionsbewegung und der Niedertretung des italieniſchen Ehr- und Schamgefühls, wodurch er als echter Franzoſe die Bürger der Stadt offenbar am beſten auf die ihnen zugedachte Würde des franzöſiſchen Bürgerrechts vorzubereiten und anzulernen glaubte. Am 14. Mai enthielt das „Avenir de Nice" ſchon die „ganz ſichere" Mittheilung über den Abſchluß des Annexions-Vertrags, kündigte das baldige Eintreffen franzöſiſcher Truppen an, und ſchloß mit der unverſchämten Zuverſicht, daß „der Behörde bis zum letzten Augenblick gelingen würde, die Ordnung gegen die Aufreizungen ihrer eigenen Anhänger aufrecht zu erhalten."

Die Gemeindebehörden beſchloſſen in dieſer Lage — vermuthlich mehr um die Wahrheit an der Quelle zu erfahren, als aus großer Hoffnung auf Erfolg — einen directen Bittgang zum König nach Turin. Durchaus würdevoll war die von der Junta gegen eine einzige Stimme beſchloſſene Adreſſe, wenn ſie ſagte: „Sire! hören Sie auf unſere Stimme, denn ſie wendet ſich an Sie im Namen der Geſchichte, die Nizza ſeit fünf Jahrhunderten mit Ihrem Geſchlechte gemein hat, im Namen der ſteten und unveränderlichen Treue, die es Ew. Majeſtät Vorgängern und Ew. Maj. ſelbſt unverbrüchlich bewieſen, endlich im Namen der Opfer und Leiden, die es für ſeine Treue ertrug. Unmöglich iſt, daß der Gedanke, ſich von ſo treuen und uralten Unterthanen zu trennen, nicht Ew. Maj. großmüthiges Herz erſchüttre. Sire, folgen Sie dieſem Gefühl und hinterlaſſen Sie Ihren Nachkommen dieſen Theil des ruhmvollen Erbes, das Sie von Ihren Ahnen erhielten." Weniger würdevoll verlangte die Adreſſe für den ſchlimmſten Fall die Neutraliſirung Nizzas. Am 17ten März 1860 verließ die Adreßdeputation unter dem jubelnden Zurufe Tauſender ihre Vaterſtadt, am 21ten wurde ſie bereits vom Grafen Cavour empfangen, mit Wärme und Freundlichkeit natürlich, aber auch mit ſchrankenloſer Offenheit über die Hoffnungsloſigkeit ihrer Bitten. Er ſprach ihnen von den „gebieteriſchen (impérieux) Beweggründen, welche den König bewogen hätten, den Forderungen (exigences) Frankreichs nachzugeben", und

„glaubte, daß bei dieser Sachlage eine Befriedigung der Wünsche der treuen Nizzarden nicht mehr in der Macht der Regierung liege; was aber die Neutralisirung der Grafschaft angehe, so glaube er kaum dazu die Zustimmung des Königs zu finden, der indessen davon unterrichtet werden solle." In der Begrüßung, welche unmittelbar darauf der König Victor Emanuel der Deputation angedeihen ließ, verdient vornehmlich die Zusicherung Erwähnung, „daß er zur Bedingung der Annexion gemacht habe: eine freie und vor jedem Druck sichere Abstimmung der Bevölkerung, und daß er dagegen protestiren werde, sobald die Stadt (von den Franzosen) militärisch besetzt oder die genannte Bedingung auf irgend eine andere Weise verletzt werde." Am 26ten März schon zeigte Cavour der Deputation an, daß der Abtretungsvertrag unterzeichnet worden sei. Dieser Vertrag war vom 24. März datirt und ist insofern merkwürdig, als der „König von Sardinien" „für sich und seine Nachkommen und Thronfolger" lediglich „zu Gunsten Sr. Maj. des Kaisers der Franzosen auf seine Rechte und Rechtstitel auf Savoyen und das Arrondissement von Nizza verzichtet", nicht zu Gunsten Frankreichs überhaupt. Wir überlassen den italienischen Kronjuristen, die nöthigen Consequenzen hieraus zu ziehen, wie dies ja auch schon aus Anlaß der Septemberconvention geschehen ist, die gleichfalls nur Napoleon als gegentheiligen Contrahenten anführte. Weiter aber enthält der Vertrag auch die vom König Victor Emanuel der Nizzaer Deputation zugesicherte Bedingung in voller Schärfe, wenn er fortfährt: „Ihre Majestäten sind übereingekommen (il est entendu entre leurs Majestés), daß diese Vereinigung (mit Frankreich) ausgeführt werden wird ohne allen Zwang auf den Willen der Bevölkerung, und daß der König von Sardinien und der Kaiser der Franzosen sobald als möglich ihre Ansichten austauschen werden über die besten Mittel, um den Ausdruck dieses Willens zu würdigen und festzustellen."

Eine seltsame Illustration zu diesem letzten Theile des Vertrages war, daß am 25. März die französische Fregatte La Foudre in der Rhede von Villafranca Anker warf, und noch dieselbe Nacht die etwa 300 Mann stark an Land gekommene französische Bemannung im Theater zu Nizza einen Scandal aufführte, der roher und rücksichtsloser gegen die schwergereizten Gefühle der Italiener nicht gedacht werden kann. Denn, als der Tumult im Theater durch die Mahnung an den Gehorsam gegen die Behörden vom Director zu beschwichtigen versucht wurde, schrie einer der Mitarbeiter des „Avenir de Nice": „Il n'y a plus d'autorité; ici nous sommes chez nous!". Bis zur Straßenschlacht und schweren Verletzungen steigerte sich nun der Tumult.

Tags darauf, den 26. März, erschien denn auch der Mann in Nizza, der schon seit Jahren mit den Großthaten der imperialistischen Polizei unzertrenn-

lich zu denken war, Herr Pietri, Senator und früherer Polizeiminiſter. Mit ihm liefen die zwei franzöſiſchen Corvetten „Le Descartes“ und „La Mayenne“ in der Rhede ein. Die Zahl der Beamten, Agenten und ſonſt nützlichen Franzoſen, die Herr Pietri mit ſich führte oder anzog, zählten nach Hunderten. Auch die ſchnurrigen Broſchüren, mit denen ſich der Bonapartismus in Frankreich in jeder ernſten Lage an den Köhlerglauben der biedern Landleute zu wenden gewohnt war, fehlten hier nicht. Ein „Geſpräch“ zwiſchen „Jean et le père Jacques“ mußte dem Ungläubigſten die Augen öffnen über die Segnungen der franzöſiſchen Herrſchaft. Wie im franzöſiſchen Luſtſpiel der Jüngling immer die incarnirte Tugend darſtellt gegenüber dem eingewurzelten Laſter des Vaters, ſo iſt Jean der Prophet des neuen goldenen Zeitalters gegenüber dem dummen père Jacques. Er ſagt: „Wir werden das Salz zu drei Sous haben und keine Militärpflicht, keine Zollämter, keine Paßplackerei, keine Wucherer, weniger Steuern, Straßen, Arbeit, Geld: vor Allem, wir werden zu einem großen Volke gehören. Es gibt nur Einen Gott, nur Ein Frankreich. Es lebe Frankreich. Es lebe der Kaiſer.“ Kirchen, Kanäle, Brücken, Eiſenbahnen verſprachen natürlich Herr Pietri und ſeine Leute außerdem mit jener franzöſiſchen Großmuth, die durch ihre primitiven geographiſchen Kenntniſſe des Landes ſo ſehr begünſtigt wurde. Den Pfarrern, Lehrern und Lehrerinnen ſagte man dreiſt ſogar dreifachen Gehalt zu. Es wäre gewiß zeitgemäß, wenn die Nizzarden im gegebenen Augenblick die Männer in Bordeaux an all dieſe ſchönen Verſprechungen erinnern wollten, namentlich an die Befreiung von der Militärpflicht. Außerdem hatte aber auch der kluge Jean gegen die ſtaatsrechtlichen Bedenken des dummen alten père Jacques eine überlegene Antwort: „Sieh mal“, ſagt er, „der König von Sardinien iſt es ja, der uns verläßt; wir haben ihm unſer Gut und Blut dahingegeben, daß er die Lombardei wieder erobern konnte, und nun hält er es immer mit den Lombarden. Er ſieht, daß er uns einmal nicht glücklich machen, über unſere Angelegenheiten nicht wachen kann, da ſagt er uns: Gute Leute, ich dank' Euch ſchön, aber geht nur hin, wohin Eure Intereſſen Euch führen.“ Selbſtverſtändlich erhielt Herr Pietri auch von dem franzöſiſchen Conſul detaillirte Berichte über die Zuſtände des Landes, die Bedürfniſſe der verſchiedenen Gemeinden, Liſten über die einflußreichen Perſönlichkeiten, die Gut- und Schlechtgeſinnten. Dazu liefen im Hôtel de France all die Hunderte zuſammen, die von der neuen Gnadenſonne erwärmende Strahlen erwarteten: Richter, Lehrer, Geiſtliche, Grundbeſitzer, Kaufleute, Speculanten. Alle zogen mit reichen Verheißungen nach Hauſe. Den italieniſchen Patrioten hielt man mit heuchleriſchem Schmerz die bittere Nothwendigkeit, die Größe des übrigen Italien vor Augen, der man ſich

opfern müſſe. In demſelben Sinne wirkte aufrichtig ein männlicher Brief Cavour's.

Unter Klagen und Wehgeſchrei des Volkes zogen Ende März die italieniſchen Truppen aus der Stadt. Kalt und ſtumm empfing die Bevölkerung am erſten April die neue franzöſiſche Garniſon. Ein blutiger Zuſammenſtoß mit dem Volke entweihte die erſte Nacht ihres Aufenthaltes. Das Organ der franzöſiſchen Partei nannte ſich fortan frohlockend „Meſſager de Nice", das Volk verfälſchte den Namen in „Menſoneghié" (Lügen). An Stelle der zurückberufenen ſardiniſchen Behörden trat eine proviſoriſche Junta. Ihre Thätigkeit beſtand vornehmlich darin, die Kriecherei vor dem Kaiſerreich in ein Syſtem zu bringen, und die „freie Abſtimmung" zu organiſiren. Zu dieſem Zwecke wurde vor Allem ein Wahlreglement erlaſſen, das allen ähnlichen Komödien mit Erfolg als Muſter empfohlen werden kann. Nach Art. 2 ſollte nur mit Nein und Ja geſtimmt werden dürfen, nach Art. 3 ſollten die Wahllocale am Sonntag den 15. und Montag den 16. April von 9 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags ununterbrochen geöffnet ſein. Nach Art. 4 ſollte jeder 21jährige unbeſcholtene, durch Geburt oder Abſtammung einheimiſche und mindeſtens ſechs Monate ortsangehörige Bürger ſtimmen dürfen. Vom ſechsmonatlichen Aufenthalt wurden diejenigen dispenſirt, die „als Nizzarden notoriſch bekannt, nach der Heimath zurückkehren und ſich in die Liſten aufnehmen laſſen würden". Dieſe Liſten ſollten indeſſen nur überhaupt drei Tage aufliegen, und über die Liſtenbildung, über Reclamationen, wie über die „Notorietät" der im gegebenen Fall nothwendigen menſchlichen Eigenſchaft, das nizzardiſche Bürgerrecht zu beſitzen, entſchied in erſter und letzter Inſtanz ein und derſelbe, von dem bonapartiſtiſchen Statthalter ernannte Ausſchuß. Derſelbe Ausſchuß prüfte dann auch die Gültigkeit und Anzahl der abgegebenen Stimmen inappellabel, und faßte das Abſtimmungsprotocoll ab. Daß das Militär, und zwar auch beurlaubte oder mit Militärpaß verſehene Soldaten, an der Abſtimmung theilnehmen dürfe, verordnete Art. 5 ausdrücklich. Damit man ja jeden einzelnen der Abſtimmenden perſönlich controliren könne, wurden die Abſtimmungsbezirke nach der Zahl der in die Liſten aufgenommenen Abſtimmungsberechtigten eingetheilt. Ueberall wo mindeſtens 500 und höchſtens 1000 Berechtigte waren, mußte ein beſonderer Bezirk gebildet werden (Art. 8)! Dazu beſetzte am Wahltage ſelbſt das franzöſiſche Militär alle Plätze der Stadt und in der Franziscanerkirche wurde ein feierliches Hochamt für „imperatorem nostrum Napoleonem III." abgehalten.

Das Ergebniß der Abſtimmung konnte nicht zweifelhaft ſein. In Nizza ſelbſt ſtimmten von 7918 Berechtigten 6810 mit Ja, 11 mit Nein, 25 Stimmen waren ungültig. In der ganzen Grafſchaft ſtimmten von 30,712 Be-

rechtigten und 25,933 Abstimmenden 25,743 für die Annexion, 160 mit Nein, 30 Stimmen waren ungültig. Am 29. Mai 1860 bestätigte die Deputirtenkammer Italiens die in Folge dieses Plebiscits perfecte Annexion Nizzas an Frankreich mit 223 gegen 36 Stimmen; 26 enthielten sich der Abstimmung.

Soweit die Denkschrift des Nizza-Comités. Ueber ihre praktische Bedeutung haben wir uns schon oben ausgesprochen. Die Achtung vor den Bestrebungen des Comité's würde bei allen Verständigen noch erheblich erhöht werden, wenn dasselbe sich entschließen könnte, der thörichten Alternative zu entsagen, welche es an die gütige Laune der Weltgeschichte stellt: Nizza nämlich entweder an Italien zurückzugeben oder zum selbständigen Freistaat zu machen. Man sollte meinen, das Schicksal habe nun schwer genug auf den ehrlichen Italienern Nizzas gelastet, um ihnen das carnevalistische Behagen an solch humoristischen Staatsgebilden für immer zu verleiden. Für ein republikanisches Seitenstück zum Fürstenthum Monaco hat das neunzehnte Jahrhundert schlechterdings keine Geburtsstätte.

Das Eine aber verfolgen auch wir Deutschen in dieser Denkschrift mit zorniger Theilnahme: die schamlose Verhöhnung aller Ehre der italienischen Nation, aller Vertragstreue, die Frankreich sich Italien gegenüber herausnahm. An zahlreichen Stellen der Darstellung drängt sich uns die Frage auf: „Aber konnte die italienische Regierung solche Demüthigung dulden? Warum schritt sie nicht unbarmherzig ein wider das landesverrätherische und völkerrechtswidrige Treiben auf ihrem Boden?" Die Antwort ist einfach. Jede Beschwerde bei Frankreich wäre nutzlos gewesen, jede Selbsthilfe hätte zu noch empfindlicherer Demüthigung geführt. Was mußte ein Mann wie Cavour unter solchen Verhältnissen leiden! Vielleicht ist die Erinnerung an diese Thatsachen kräftig genug, um die Italiener allmählich darüber aufzuklären, wo sie die Feinde, wo die Freunde ihrer Ehre und Größe zu suchen haben.

H. B.

Aus Elsaß Geistesleben.

Wahrhaft erschütternd klingen die Worte, mit denen Hegel den eben erschienenen zweiten — und letzten Band der Straßburger Städtechroniken einleitet — sie sind kurzgesagt die Todesanzeige all der reichen Schätze, die im Bombardement von Straßburg zu Grunde gegangen. Unwiederbringlich verloren ist uns so manche werthvolle Handschrift, verloren u. A. die lange Reihe von Originalhandschriften der Chroniken aus dem

14. bis ins 18. Jahrhundert, verloren unzählige Stadt-Rechtsbücher, Rathsprotocolle und werthvolle Sammlungen, an denen deutscher Fleiß durch Jahrhunderte gearbeitet hat! Dieser vorliegende Band, er ist die letzte neue aus Straßburger Archivalien geschöpfte Publication; daß er gerettet, macht ihn zu einer traurig und freudig zugleich stimmenden Erinnerung an das Entschwundene! — Aber mit nichten ist mit dem Archiv und der Bibliothek von Straßburg zugleich die Kunde von elsässischer Geschichte, die Kunde von elsässischem Geistesleben in Vergessenheit gesunken! — Noch ist genug in Schrift und Kunst geblieben, das von dem Werdegang des Elsaß Zeugniß gibt, daß es kundigen Männern wohl gelingen mag, uns die Geschichte des eigenthümlichen Geisteslebens, das in jenem Lande erstand, in frischer und plastischer Bestimmtheit darzustellen. Solche Kunst der Darstellung, einen sinnvollen Einblick in das Charakteristische der elsässischen Bildung und ihren Zusammenhang mit der allgemeinen deutschen, finden wir in erfreulichster Weise in der neuesten Erscheinung unserer historischen Literatur, in dem Buche der Wiener Universitätsprofessoren Ottokar Lorenz und Wilhelm Scherer: „Geschichte des Elsasses von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. Bilder aus dem politischen und geistigen Leben der deutschen Westmark. In zusammenhängender Erzählung. Berlin, Duncker 1871."

Es ist allerdings kein gelehrtes, kühl objectives Werk, keine streng einherschreitende Forschung mit zahlreichen Excursen und einem ungeheueren Ballaste von Citaten, wiewohl aus gründlichen Studien hervorgegangen, vielfach anregend und auch dem Fachmann Neues bietend. Sondern vor Allem ist es ein Werk für das große Publikum, aus freudiger Vaterlandsliebe hervorgegangen, und zu solcher erhebend. Es fesselt den Leser, und enthält viele Stellen voll dramatischer Bewegung.

Zweck und Streben des Buches ist, über die Bedeutung der elsässischen Cultur und ihre Einwirkung auf Deutschland aufzuklären, zu zeigen, was wir dem Elsaß verdanken. Wir sind überrascht bei diesem Umblicke! So sehr war in unserem Geiste die Erinnerung an die Zusammengehörigkeit dieses Landes und der übrigen deutschen verblaßt, daß unserm Gedächtniß der eminente Antheil des Elsaß am deutschen Geistesleben im Lauf der Zeiten verloren war. Nun wird an dem vorliegenden Werke das Vergessene wieder belebt. Wir begrüßen wieder wie ehedem in der Entwickelung der elsässischen Gesittung eine der bedeutendsten und ruhmvollsten Leistungen geistiger Arbeit unseres Volkes, den durchaus deutschen Zug in aller Entwicklung jenes Landes, das in religiöser, socialer, künstlerischer, pädagogischer Hinsicht vielfach anregend, ja bahnbrechend auf das übrige Deutschland eingewirkt hat. Vom Ursprunge deutscher Einwanderung an hat das Elsaß alemannische Sitte bewahrt bis auf unsere Tage: in dem alten Schwabentrotz, dem Eckigen und

Kernigen liegt ein Hauptgrund des zähen Festhaltens des elsässischen Landes am deutschen Wesen. Die deutsche Art des Elsaß fand kräftigen Schutz an den deutschen Kaisern und an einem frisch heraufstrebenden, bedächtigen und behäbigen Städtewesen. In erster Linie stand in dieser Richtung Straßburg, eines der ältesten Gemeinwesen des deutschen Reichs. Wie in den niederländischen und anderen deutschen Gemeinden entwickelt sich auch hier der Kampf zwischen Bürgern und Rittern, Bürgern und Bischof — daneben aber auch eine ungewöhnlich reiche Geistesarbeit. In dieser Hinsicht ist das Elsaß die offene Pforte, durch welche fremde Bildung nach Deutschland eindrang.

Und dort eben regte sich frühzeitig hohes literarisches Streben. 'Der Mönch Otfried hat schon vor tausend Jahren in Weißenburg sein Evangelium gedichtet, jenes ehrwürdige Denkmal des Ernstes, mit dem die Deutschen sich das Evangelium anzueignen strebten — und tiefen deutschen Gemüths! Vor Allem aber hat das Elsaß als größten Dichter seiner Zeit Gottfried von Straßburg hervorgebracht! Wird sein Name genannt, so denken wir an sein Liebesepos vom Tristan und Isolt, von dem unser Buch mit Recht sagt: „alles was von zarten Stimmungen und Gefühlen in der Zeit vorhanden war, was von den verschlungensten Wegen und Irrwegen der Empfindung in der tiefsten Brust verschlossen lag, das hat Gottfried wie in einen Strauß zusammengebunden. Sein Gedicht ist gleichsam ein Codex des männlichen und weiblichen Herzens. Und die ergreifende Tragik seiner Erzählung ist die Frucht jener auflösenden Seelenweichheit, in der jede feste Lebensführung dem Menschen entgleitet. Der Tristan ist die Tragödie der Schwäche, die aus der unbedingten Herrschaft des Gefühls entspringt." Aber bei alledem hat die reichere Bildung Gottfrieds Geist befreit von manchen Fesseln, in denen die mittelalterlichen Menschen seufzten .... Und „das literarische Symptom der wachsenden Kraft, des wachsenden Muthes, der wachsenden Sicherheit und Kühnheit der emporkommenden Bürgerschaft von Straßburg — ist Gottfried's Roman".

Allbekannt sind die mittelalterlichen Parteikämpfe in den Städten; auch Straßburg blieb nicht von ihnen verschont; doch sowohl die Schilderung derselben, wie die hochinteressante Charakteristik des damaligen Pauperismus mit seinen Judenverfolgungen würde hier zu weit führen. Dagegen sollen die bedeutenden Erfolge, die das Straßburger Bürgerthum in der Geschichtschreibung und im religiösen Leben errungen, nicht verschwiegen werden. An große Ereignisse knüpft sich auch hier die Geschichtschreibung — an den Sieg von 1262, den die Bürger über ihren Bischof erfochten, und die Erhebung ihres Landgrafen Rudolph von Habsburg zum deutschen Kaiser. Vorzugsweise die Dominicaner sind es, die, durch mancherlei Umstände gefördert, sich

um die Abfassung geschichtlicher Werke bemühen. Freilich, wie primitiv zu Anfang! Da macht ein Mönch z. B. Aufzeichnungen von Jahr zu Jahr, mit der Naivität eines jungen Mädchens, das ihr Tagebuch führt und ein neues Kleid, das sie bekommt, mit derselben Wichtigkeit einträgt, wie die Capitulation von Sedan. Wenn man sich den Inhalt einer Zeitung bunt durcheinander gewürfelt denkt, jetzt ein Stück Feuilleton, dann ein Stück Inland, jetzt ein Stück Tagesneuigkeiten, dann ein Stück Ausland, jetzt ein Stück Volkswirthschaftliches, dann ein Stück Meteorologisches; so bekommt man ungefähr ein Bild dieser sonderbaren Arbeit. Doch neben Solchen gab es auch Historiker von der Bedeutung eines Jakob Twinger von Königshofen, der weithin berühmt ward durch seine jenen Tagen vorauseilenden Werke, sein kerndeutsches und geschicktes Wesen. „Seine Arbeit war nicht blos Stadtchronik von Straßburg und Landeschronik vom Elsaß, sie war auch ein Abriß der Universalgeschichte von der Schöpfung bis auf die Gegenwart — mit durch sie ist die Erweiterung des geschichtlichen Bewußtseins auf den gesammten Inhalt der Weltbegebenheiten für einen großen Theil unseres Volkes von Straßburg ausgegangen, von Straßburg, das in dieser Weise einst zu einem Centrum unserer Historiographie geworden war. Aber daneben auch ein Centrum des deutschen Mysticismus! Wer kennt sie nicht die Eckard und Tauler, die Gottesfreunde mit ihren den Spener'schen Pietisten verwandten Anschauungen und ihrem verzückten, aus tiefreligiösem Sehnen hervorgehenden Gebahren?"

Besonders sorgfältig und lebendig sind die Partien über die elsässischen Kunstbestrebungen und Kunstwerke gearbeitet. So viel auch über den Straßburger Münster geschrieben worden ist, zu den feinsinnigsten Schilderungen gehört die vorliegende Darlegung, wie er geworden, die Schilderung dessen, was die geniale Begabung Erwin von Steinbach's geleistet und gewollt hat. Erwin hat Straßburg, die Hauptstadt des Ketzerthums, des Mysticismus, der Geschichtschreibung, auch zur Hauptstadt der Baukunst gemacht. — Der gewaltige Eindruck, den von Enea Sylvio bis Goethe und die Heutigen Jeder von jenem leider nicht nach seinem Plane vollendeten Denkmale empfangen, dieser Eindruck ist die Kunst des Planes Erwin's von Steinbach. Aber auch Anderes gibt Straßburgs Münster zu bedenken. „War es nicht der Ausdruck unserer tiefsten Erniedrigung" — fragen die Verfasser —, „daß wir den Schatz nicht mehr zu hüten vermochten? Und ist es nicht wieder der Ausdruck unserer neugeborenen nationalen Ehre, daß wir ihn zurückgewonnen haben? — Er liegt da, als ob sich einer jener alten Steinriesen hingelagert hätte, von denen die heidnischen Lieder wissen, und dem alten grauen bärtigen Mann ist ein schlankes, zierliches, lebensfrisches Kind auf die Schulter gestiegen, streckt sich hoch in die Höhe und guckt neugierig hinaus über Stadt

und Strom, Hain, Feld und Auen, über Wiesen und Bäche und das ganze unübersehbare reiche, blühende, grünende Land bis zu den fernen dunkeln Bergen, hier zu den Vogesen, dort zum Schwarzwald . . . Freust Du Dich auch, Du stolzes Riesenkind, daß Dein Blick, so weit er reicht, jetzt wieder nur auf deutschen Boden fällt? Gleichwie der Straßburger Münster aus tiefreligiösem Gefühle entstanden, sich zum Himmel erhob, ein Ausdruck ringenden und sehnenden Verlangens nach Oben, so war auch noch die Kunst des fünfzehnten Jahrhunderts von rein christlichem Geiste erfüllt. Das sehen wir z. B. an Martin Schongauer (1420—1499) „unbedingt der größte deutsche Künstler des fünfzehnten Jahrhunderts". Eine h. Jungfrau im Rosenhag ist sein Hauptwerk. „Frommes Entzücken spricht sich aber nur in den Mienen, nur in den Köpfen aus. Hier ist der Meister auf seinem Feld. Da hat er Schönheitsgefühl und Formensinn, alles, was zu den höchsten Leistungen befähigt; aber das Nackte, Beine, Arme, Hände sind mager, unschön, im Bewegten oft verzeichnet. Es ist, als ob er den Körper gering geachtet hätte, um ganz sich in die Darstellung der Seele zu versenken. Nur im Milden und Heiligen ist er zu Hause. Er war eine weiche Natur und den Charakter des Zerfließenden trägt alles, was er geschaffen." — Ganz anderen Charakteren begegnet man kurze Zeit später, in den Tagen der Vorreformation und Reformation. Hans Baldung Grien († 1545) schon ist ein Anderer! „Die feineren Bedürfnisse des Gemüthes sind verschwunden, die zartbesaiteten Seelen haben sich verloren. Ein Hünengeschlecht ist aufgetreten, das starke Kost brauchte. Ein Geschlecht, das die Geduld verlor und dreinschlug. Ein handelndes Geschlecht, das keine Zeit zu innerer Sammlung, zur Beschaulichkeit und zur Betrachtung findet. Man arbeitet für den Tag, nicht für die Ewigkeit." Demgemäß gestaltet sich auch die Literatur zu einer Tendenzliteratur für immer größere Kreise um, das Publikum ist ein zahlreiches, die Lesewelt hat sich erweitert, das Lesebedürfniß ist ungleich intensiver geworden, die Befriedigung desselben durch Gutenberg's geniale Erfindung — der vierundzwanzig Jahre in Straßburgs Mauern weilte — eine erleichterte, allgemeinere. Aber auch das Local, für das die Literatur wirkt, die Stände, die sie beeinflußt, sind andere geworden; war der aristokratische Salon „die sociale Voraussetzung der Literatur des 12. und 13. Jahrhunderts, so ist die des 15. und 16. die bürgerliche Kneipe", in der Spielleute und Flugblätter vor Allem mächtig wirken. Uebermüthige, kecke Weltmenschen erheben sich gegen das Bestehende, vorzüglich gegen den allgemein verachteten Klerus mit einem durchaus modernen Factor, mit der Macht des selbstbewußten, trotzig verwegenen Individualismus. Und inmitten in dieser „lustigen, frivolen, im Innersten aufgewühlten Gesellschaft", traten gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts drei redliche

ernste Männer, um ihr als Sittenprediger, Satiriker und Publicisten den Spiegel vorzuhalten: Geiler von Kaisersberg, Sebastian Brant und Jakob Wimpfeling! Aehnliche Charaktere von gleicher Strebeluſt, von gleichen Abſichten; ſie und der Individualismus fördern die Kritik, die Forſchung und damit die — Reformation. Capito, Zell und vor Allem Bucer, haben die letzteren in Straßburg durchgeführt, die beiden Sturm in großartiger Weiſe dazu beigetragen, ſowie zur Bildung des Volkes, zur Hebung des Schulweſens u. ſ. w. — es iſt einer der ſchönſten Abſchnitte des Buches von Lorenz und Scherer, in dem jener Männer Arbeit und Leben betrachtet und gewürdigt wird. Nach Allem, was über dieſe Zeit ſchon geſchrieben wurde, leſen wir hier doch vorzugsweiſe Neues, Anregendes, begegnen wir durchweg großen Geſichtspunkten. Ein Auszug iſt da völlig unmöglich — es ſind Bilder von einer Friſche und Wahrheit, die man eingehend betrachten muß, um vollen Genuß zu haben. — Und mit der Aufforderung für unſere Leſer ſich dieſen Genuß zu verſchaffen, mag dieſer kurze Bericht ſchließen. — Aus Oeſtreich, von öſtreichiſchen Männern, iſt das treffliche Buch ausgegangen, ein warmer Händedruck iſt es den wiedergewonnenen Brüdern entgegengebracht, — ein tröſtlicher Beweis, wie rein und werbeluſtig der deutſche Geiſt im Elſaß ſtets geweſen, ein Beweis aber auch, wie ſtark und mächtig er noch in den Deutſchöſtreichern lebt und webt. Ein vornehmes Weihnachtsgeſchenk für Deutſchlands Literatur iſt dies Buch, das uns Kunde gibt von dem Weſen und der Bedeutung jener uns ſo lange entfremdeten Lande, die durch Gottes Fügung und die herrliche Erhebung unſerer Volkskraft nun wieder unſer Eigen geworden und es bleiben werden fürderhin für alle Zeit!

A. H.

Wunde Stellen im franzöſiſchen Heer.

Von M. v. Eelking.

I.

Wenn die Franzoſen bis vor Kurzem in ihr Heer das höchſte Vertrauen ſetzten und es als das beſte und ſchlagfertigſte der Welt hielten, ſo war ihre Annahme wenigſtens in Jahrhunderten der Vergangenheit begründet. Dieſe Vergangenheit war, wenn auch harte und widerwärtige Schläge nicht ausgeſchloſſen blieben, für Land und Heer eine im

Allgemeinen ruhmreiche, denn durch Letzteres gelangte jenes zu der Machtstellung, die es zur Schädigung und Schmach der anderen europäischen Staaten, namentlich Deutschlands, so lange behauptete. Aus diesem Heere gingen so viele Feldherren und Führer hervor, welche die Mit- und Nachwelt bewunderte; sie verrichteten mit ihren Schaaren Thaten, die auch den Feind in Staunen setzten. Der höchste Ruhm dieses Frankenheeres culminirte mit dem ersten Napoleon, und wenn dieser auch jäh von seiner mühsam erklommenen Höhe herabgestürzt wurde und als Gefangener endete, so überlebten ihn doch seine und seines Heeres Thaten. Auch nach ihm, und zum Theil nach einer langen Friedenszeit, legte es Zeugniß von dem ab, was es zu leisten vermochte; es focht unter dem Neffen in zwei Welttheilen, unterwarf sich in dem einen ein mächtiges Gebiet und warf in überraschend kurzer Zeit die Armeen zweier großen europäischen Reiche zu Boden, von denen sich wenigstens die eine ihm als ebenbürtig an die Seite stellen konnte. Wohl wirkten dazu noch Verbündete mit, allein Frankreich hatte dabei doch die Hauptrolle übernommen. Wohl schlug die mexicanische Expedition total fehl, aber daran trug weniger die Armee die Schuld, als vielmehr die von vornherein begangenen politischen faux pas, sowie die Armeeleitung überhaupt.

Wenn die Institutionen eines solchen Heerwesens anderen Staaten als Muster galten und von diesen Manches aus jenen adoptirt wurde, so liegt das in der Natur der Sache. Auch Deutschland resp. Preußen machte dabei keine Ausnahme. Wie sich in jüngster Zeit die Aufmerksamkeit der Diplomatie vorzugsweise Frankreich zuwendete, so war das auch von Seiten der höheren Militärs der Fall. Wohl erkannten unbefangene Fachmänner, daß da nicht Alles Gold war, was äußerlich so blendend glänzte, daß im Innern des „schönen" Frankreichs und auch in seinem Heere Vieles „faul" war; aber von einer solchen Zersetzung der staatlichen und militärischen Zustände, wie sie kurz nach dem Ausbruche des gegenwärtigen Krieges so offen und schonungslos bloßgelegt wurden, hatte man doch nicht die entfernteste Ahnung.

Stehen auch beide in innigster Wechselwirkung, so fassen wir hier doch die letzteren zunächst vorzugsweise ins Auge.

Die französische Armee blieb in dem mit Deutschland aufgenommenen Kampf in Betreff ihrer Führung, wie auch ihrer Organisation weit hinter dem zurück, was man von ihr erwartet hatte. Das ist zum Theil den allgemeinen Verhältnissen, zum Theil ihr selbst zuzuschreiben. Die große Revolution, die mit dem Jahre 1789 begann, hat in Frankreich bis auf diese Tage ihren Abschluß noch nicht gefunden, bald gehen da die Wogen des socialen Lebens höher, bald niedriger. Zum Sturm gepeitscht, brandeten sie nicht selten an den vielen Klippen und rissen mit sich in die Tiefe, was eben eine neue Gestaltung gewinnen sollte. Das Heer war diesen Stürmen zunächst ausgesetzt,

denn es sollte der Fels sein, der den aufgeregten und vernichtenden Elementen widerstehen sollte; aber nun zuerst wurde es auch von diesen überfluthet. Keine größere bewaffnete Macht der Erde wechselte ihre Oberhäupter so oft und jäh, wie die französische, denn in einem Zeitraum von achtzig Jahren diente diese in fortlaufendem Regierungswechsel zweimal einem Kaiser, dreimal einem König und dreimal dem Präsidenten oder vielmehr den Repräsentanten einer Republik. Dabei waren die Gegensätze so schroff, daß von einem allmählichen Uebergang keine Rede sein konnte. Ein und derselbe Offizier oder Soldat ließ heute den König, morgen den Kaiser, nach wenigen Monaten wieder den König und nach wenigen Jahren die Republik leben. Von einer aufrichtigen und aufopfernden Hingebung für das Staatsoberhaupt, somit auch seine höchsten Führer, konnte hiernach kaum die Rede sein; im Gegentheil focht der Offizier heute gleichgültig gegen den, welchem er gestern noch gehorcht, für den er vielleicht geschwärmt hatte. Den Ruf, den der Deutsche in den Jahren der Drangsal und des erbittertsten Kampfes aus treuer und muthiger Brust erschallen ließ: „Mit Gott für König und Vaterland!“ kennt der Franzose in seiner hohen Bedeutung und seinem innigen Zusammenhange nicht. Dafür ist ihm aber eine seltene Liebe und Anhänglichkeit an sein Vaterland nicht abzusprechen.

Was noch in den äußeren Verhältnissen bedingt bleibt, ist das Naturell des französischen Soldaten und die dabei mitangeborene Beweglichkeit. Aus ihm wird nie der stramme, aufmerksame und dabei disciplinirte Krieger herauszuarbeiten sein, wie aus dem germanischen Element. Somit läßt sich der Franzose auch leichter zur Insubordination, ja zum Exceß hinreißen, wie der Deutsche. In seinen Reihen ist daher die Mannszucht schwer aufrecht zu erhalten, die Stellung der Vorgesetzten schwieriger.

Das sind im Allgemeinen die äußeren wesentlichen Einflüsse auf den französischen Soldaten und somit auch auf das Heer. Wenden wir uns nun den innern Zuständen des französischen Heeres, und zwar zunächst der Formation oder der taktischen Gliederung desselben zu, so ist einleuchtend, daß diese nicht nur für Militärs, sondern für einen weiteren Leserkreis geschriebene Abhandlung nur auf allgemeinere Gesichtspunkte, nicht auf das Speciellere eingehen kann.

Es ist nicht zu verkennen, daß der Kaiser Napolon III. viel für das Heer gethan hat, namentlich wenn man erwägt, was dieses vor ihm, besonders unter seinem Vorgänger, dem „Bürgerkönig“ Louis Philippe war. Er machte, wie schon oben erwähnt, auch sofort die Nutzanwendung in den durch ihn angezettelten Kriegen. Er und Frankreich glaubten das Ihre in dieser Beziehung gethan zu haben, als man plötzlich nach dem preußisch-östreichischen Kriege von 1866 eines Andern belehrt wurde. Bei allem

Vorurtheil für Alles, was französisch war, konnte man doch nicht verkennen, daß man in Vielem gegen die preußische Kriegführung und Ausrüstung noch weit zurück war. Diese Wahrnehmung mußte um so schmerzlicher sein, als man schon längst dahin trachtete, auch mit diesem einen Gang zu machen. Die preußische Neuorganisation unter König Wilhelm I., die er sein eignes Werk nannte, hatte sich vortrefflich bewährt, und wollte der dritte Napoleon dem bereits ins Auge gefaßten Gegner nicht nachstehen, so mußte er ein Gleiches thun. Dazu gehörte nun zunächst zweierlei: ein organisatorisches Talent und Geld. Das erstere fand er in dem hochbefähigten Marschall Niel, seinem Generalstabschef, das zweite durch die gefügige Kammer. Nun ging es sofort an die Reorganisation des Heeres, bei der sich der Kaiser erst lebhaft selbst betheiligte. Für eine Specialwaffe, die Artillerie, hatte er sich als früherer Fachmann (als Artillerist im schweizer Volksheere) besonders interessirt und die Einführung der gezogenen Geschütze ist sein Werk. Dazu kommen noch die Kugelspritzen (Mitrailleusen) als Geschütze für die Infanterie, und als Handfeuerwaffe für diese das Chassepotgewehr, ein Hinterlader, der dem preußischen erhebliche Concurrenz machen sollte. In der Formation, wie in der Taktik traten auch Aenderungen ein. Es erschien damit ein neues Wehrgesetz nnd ein Reglement, aber bei beiden erreichte man das nicht, was man angestrebt hatte. Im Lande wie im Heere stieß man auf abweichende Ansichten und Vorurtheile, die nur schwer oder gar nicht zu beseitigen waren. Man hing noch zu sehr am Hergebrachten, Traditionellen, das man von der früheren ruhmreichen Zeit unzertrennlich glaubte, um allen veralteten Kram über Bord zu werfen und das erprobte Neue pure zu adoptiren. Der Kaiser selbst wollte sich von vielem Kleinlichen und bereits Verkommenen nicht trennen, was unter seinem berühmten Ohm zur Geltung gekommen war. So waren denn dem Marschall Niel von zwei Seiten her gleich von vorn herein in Vielem die Hände gebunden. So konnte denn gleich von Haus aus die Neuorganisation des Heeres keine gründliche, somit auch keine gesunde und zeitgemäße, sondern nur ein Flickwerk werden.

Man übersah dabei Deutschland gegenüber den Grundpfeiler, auf dem der große Bau ruhen sollte: die allgemeine Wehrpflicht. Man setzte diese zwar in Frankreich auch aufs Papier, aber sie blieb todter Buchstabe. Denn die Stellvertetung oder das Kaufen eines Mannes durch den Wehrpflichtigen, ließ man nach wie vor bestehen. Dabei fanden auch noch Ausnahmen statt, die zum Theil an die Feudalzeit erinnerten. Statt die Stellvertretung zu vermindern, wurde sie vielmehr noch erweitert. Sie wurde selbst von den Offizieren, namentlich den höheren, auf das Zäheste befürwortet. Diese Stellvertreter, die Troupiers, machten aus dem Stande ein Gewerbe und blieben, soweit es ihre Jahre gestatteten, bei der Truppe. Aus diesen ging

auch ein Theil der Offiziere, fast die Hälfte hervor, was ein weiterer Uebelstand, namentlich im Frieden, blieb, denn bei dem Mangel an Sachkenntnissen den Offizieren gegenüber, die in der Kriegsschule gebildet worden, brachten es nur Einzelne über den Capitain hinaus. Beide Klassen blieben fast stets isolirt. Dazu kam noch, daß auch unter den durch die Kriegsschule gebildeten Offizieren nur Wenige über das Niveau des gewöhnlichen Dienstes sich erhoben, d. h. sich durch Selbststudium fortbildeten. Die sich so reich und leicht bietenden sinnlichen Genüsse, namentlich in den größeren Garnisonsplätzen, sagten ihnen mehr zu. Geist und Körper freilich litten schmählich darunter. Das erkannte auch Marschall Niel und er suchte diesem nach Möglichkeit abzuhelfen. Er traf die Einrichtung, daß die Stämme der Offiziere, in den verschiedenen Truppentheilen, zu gewisser Zeit zu wissenschaftlichen Vorträgen und Unterhaltungen sich zusammenfinden sollten, die man kurzweg die „Conférences" nannte. Aber in der Armee fand das keinen Anklang, man spottete vielmehr darüber und die Generäle selbst zeigten dazu nicht die geringste Neigung.

Die Neuorganisation datirt vom Jahre 1868. Bis dahin konnte man nur über eine active Armee verfügen, die sowohl zu den Operationen im Felde, wie auch zur Sicherung des Landes und der Colonien, zur Besetzung der größeren Städte und fester Plätze verwendet wurde, und die Cadres zur Ausbildung der Ersatzmannschaften hergeben mußten. Dabei war die gewöhnliche Activstärke im Verhältniß der Größe Frankreichs zu anderen Staaten keine besonders hohe. Um diesem Mangel abzuhelfen, ging man in dem genannten Jahre an die Bildung einer Landwehr, die man in der mobilen Nationalgarde schuf, und welcher zunächst die Bestimmung wurde: die ins Feld ausgerückte Armee im Innern des Landes zu ersetzen, somit als Besatzung der Garnisonen und der Festungen zu dienen. So zerfiel denn die Landmacht Frankreichs in zwei Theile: die Linie mit der Reserve und die Mobilgarde.

Der Ausbildung der Reserve und der Mobilgarde wurde eine nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt, während die entsprechenden Truppenkörper in Deutschland die geschultesten Truppen waren, da sie erst nach der vollen Dienstzeit in der Linie, in diese Klassen eintraten. Die französische Reserve der Linie war zum Theil noch ganz roh, zum Theil bestand sie aus nur halbausgebildeten Recruten, und die Mobilgarde war nichts Anderes, als unsere in den Jahren 1848 und 49 errichteten Bürgerwehren, die, namentlich in den größeren Städten, jener Mobilgarde in Vielem noch vorzuziehen waren.

Die Friedensstärke des französischen Heeres erreichte in den letzten beiden Jahren nicht einmal die Höhe von 400,000 Mann und für das letztere waren

ſtatt der gewöhnlichen Sollſtärke von 100,000 Mann, nur 90,000 eingezogen worden. Von den Stellvertretern, deren Zahl man zu circa 60,000 annahm, war ein großer Theil ſchon in ſo hohen Jahren oder ſo mitgenommen, daß er nicht mehr feldtüchtig war. Da man nun dadurch, wie bei den vielfachen perſönlichen Berückſichtigungen einen Abgang von circa 10 Proc. annehmen konnte, ſo ſtellte ſich die Geſammtzahl der activen Armee im Frieden auf nur etwa 350,000 Mann heraus und da man weiter keine feldtüchtigen Truppen zur Verfügung hatte, ſo war dies eigentlich auch die Kriegsſtärke.

Der taktiſche Mechanismus und die darauf bezüglichen Reglements und Verordnungen bekundeten noch vieles Alte und Verzopfte. Diejenigen für die Infanterie und Cavalerie fundiren noch in der Zeit des Großen Friedrich. Im ſiebenjährigen Kriege, durch dieſen etwas belehrt, bequemte man ſich, die preußiſchen Inſtitutionen als Vorbild zu nehmen, und der damalige Kriegsminiſter, General N. Germain, führte daraus Vieles in die franzöſiſche Armee ein. Später entſtand daraus das neue franzöſiſche Reglement, das kurz vor der großen Revolution eingeführt wurde. Dazu kamen noch die Erfahrungen, welche die Franzoſen im nordamerikaniſchen Befreiungskriege gemacht hatten. Selbſt Napoleon I. änderte im Ganzen wenig daran, indem er nur eingehendere Beſtimmungen über das Tirailliren und die Colonnenformationen hinzugab. Erſt lange nach den Napoleon'ſchen Kriegen, im J. 1832, fügte Marſchall Soult noch einige Abänderungen bei und ſo blieb es im Weſentlichen bis in die Neuzeit herein. Als der preußiſche General von Olberg vom großen Generalſtabe vor dem Ausbruche des italieniſchen Krieges (1859) im Geheimen nach Frankreich entſendet wurde, um die dortigen Armeezuſtände zu ſtudiren und darüber zu berichten, ſagt er in der ſpäter darüber veröffentlichten trefflichen Schrift: „Das Reglement der Infanterie iſt etwas veraltet und gleicht einem Kochbuche voll detaillirter Recepte für jede einzelne Evolution. Es entbehrt des Prinzips der Beweglichkeit und paßt daher um ſo weniger für die Beweglichkeit der Franzoſen“ *).

Größere felddienſtliche Uebungen mit gemiſchten Waffengattungen waren von jeher in Frankreich nicht beliebt, und kam es dann und wann dazu, ſo waren es mehr größere Exercitien wie auf dem Dreſſurplatze, wobei man auch mehr die Form als den Geiſt im Auge hatte.

Auch die ganze taktiſche Gliederung hatte etwas Schwerfälliges und Complicirtes. So beſtand z. B. der Stab eines Infanterieregiments aus: 1 Oberſt, 1 Oberſtlieutenant, 3 Bataillonschefs, 1 Major, 3 Capitains adjutant majors, 1 Capitain instructeur de tir (Schießinſtructor), 1 Capitain trésorier (Zahlmeiſter), 1 Capitain d'habillement (für Ausrüſtung und Beklei-

*) „Die franzöſiſche Armee auf dem Exercirplatze und im Felde. Von einem alten Offizier.“ Berlin 1861.

dung), 1 Souslieutenant als dessen Adjutant, 1 desgleichen als Fahnenträger, 2 Oberärzten, einem Hilfsarzt und einem Musikdirector. Mithin war das ein Regimentsoberstab von nicht weniger als 18 Offizieren. — Bei den anderen Waffengattungen fand ein ähnliches Verhältniß statt.

Die Gliederung im Heerverband war ebenfalls eine ganz eigenthümliche, von der deutschen sehr abweichende, indem eine feste für Krieg und Frieden gleichbleibende nur in der Garde zu finden war, die in Divisionen und Brigaden getheilt war. Im Uebrigen zerfiel das französische Heer in 25 Militärdivisionen (wovon 22 im Lande), die wieder in 90 Subdivisionen oder Brigadebezirke getheilt waren, welche den Departements entsprachen. Die anderen fielen auf Algerien und Corsika. Aber bei dem häufigen Wechsel der Garnisonen hatte auch diese Gliederung eigentlich nicht den im Auge gehabten Zweck, sondern reducirte sich im Wesentlichen mehr auf eine Vermittelung im Verpflegungswesen, da die in einem Militärdistrict liegenden Truppen nicht immer aus dieser recrutirt waren. Die Soldaten eines und desselben Regiments gehörten somit oftmals mehreren Bezirken an und mußte dieses solche rasch einziehen, namentlich bei einer Mobilmachung, so erhielt es die eben Beurlaubten nicht immer wieder, sondern statt deren die Urlauber, die sich eben zur Zeit in seinem Standquartier befanden. Diesem übeln System weiter entsprechend, wurden auch Brigaden, Divisionen und Corps erst formirt, wenn es zum Ausmarsch kam und so wußte vorher keiner der Commandeure, was er eigentlich erhielt. Als zuletzt mobil gemacht wurde, durchzogen die einberufenen Reserven das Land nach allen Richtungen, um ihre Depots zu erreichen, wo sie ausgerüstet wurden, um von da vielleicht zu dem Punkte wieder zurückzukehren, von dem sie ausgegangen waren, denn ihr Regiment stand vielleicht ebenda. Das verursachte unnöthige Zeitversäumniß, unnöthige Kosten, mußte die Einberufenen in ihrem Eifer abkühlen, wohl gar verdrossen machen.

Hören wir darüber noch einen französischen Fachmann, der seine Ansichten über das Heerwesen seines Landes öffentlich aussprach, als seine kriegerischen Landsleute bereits ihre ersten derben Lectionen erhalten hatten. Er sagt da unter Anderem: „Der militärische Geist verlor sich. Die Armee, auf Cadres reducirt, die augenscheinlich in Verfall war, machte nur noch Uebungen, die wenig Bezug auf den großen Krieg hatten. Im Uebrigen nichts Festes, nichts Sicheres, weder in den Reglements, noch in den Uniformen. — In Afrika hatten wir Truppen, die an das Lagerleben und Anstrengungen gewöhnt, aber eingebildet und wenig disciplinirt waren; ihnen fehlte der Halt und die Ruhe für einen europäischen Krieg und sie bestrebten sich, nach Art der Kabylen zu kämpfen. Alles in Allem, eine Armee von Stellvertretern und Proletariern, hervorgegangen aus den untersten Schichten des Volkes, im

Allgemeinen von Grund aus unwissend, wenig geübt, commandirt von unfähigen Führern."

So das Urtheil eines Franzosen*). Andere seiner Landsleute greifen die Führer, namentlich die höheren, noch stärker an und am meisten sind die Pfeile gegen Marschall Bazaine gerichtet, dessen Antecedentien, namentlich von Mexico her, allerdings manche Schwäche boten. Sein damaliges Benehmen, zumal gegen seinen Kriegsherrn, wie auch den unglücklichen Kaiser Maximilian, ist bereits in mehreren Schriften schonungslos dargelegt worden**). Die Befähigung vieler höherer Officiere wurde im Publicum wie im Heere stark in Zweifel gezogen und man sagte ungescheut, daß sie ihre Stellung mehr der Gunst von Oben, als ihrem Verdienst zu danken hätten.

Das Band der Kameradschaft, das einem gesunden Heerkörper einen so gewaltigen Halt gibt, war bereits sehr gelockert. Zwischen den Offizieren und den Soldaten bestand eine tiefe Kluft, nicht minder unter den ersteren selbst, da die aus der Kriegsschule hervorgegangenen sich streng von den aus den Unterofficieren hervorgegangenen sonderten. Auch in den Graden war eine Abstufung auffällig, die sich selbst auf den geselligen Verkehr erstreckte. Bei dieser gegenseitigen Stellung konnte der Untergebene dem Vorgesetzten gegenüber nicht immer die Achtung und Ergebenheit bekunden, die man unverkennbar beim deutschen Soldaten findet. Während dieser seinem Officier volles Vertrauen schenkt, weil im Gefecht nicht nur der Erfolg und der gute Name der Truppe, sondern auch seine eigene Erhaltung wesentlich davon abhängt, wenn er ihn daher sich zu erhalten sucht, für ihn in der Gefahr sich aufopferungsfähig hingibt, findet man diesen schönen und den Krieger ehrenden Zug beim Franzosen seltener. Der ist froh, wenn er seinen vermeintlichen Quälgeist durch eine feindliche Kugel je eher je lieber los wird. Ein Anderer, namentlich der Unteroffizier und Stellvertreter, freut sich, wenn soviel wie möglich seiner Offiziere weggeputzt werden, denn desto freier wird dadurch sein Weg zum Avancement. Dieses ist sein einziges Ziel und Trachten, denn jeder französische Soldat trägt ja den Marschallsstab im Torniſter. — Dieser verlangt geradezu, daß im Gefecht die Offiziere ihm vorangehen, also aus den ihnen sonst in der Truppe angewiesenen Plätzen heraustreten, und thun sie es nicht, wie er will, so ruft er ihnen ungescheut und laut zu: „En-avant les épaulettes! —

So ungefähr waren die Grundelemente des Heeres des zweiten Kaiserreichs, in Bezug auf Formation und Geist, als es in den entscheidenden

*) Dem in Lyon erscheinenden „Salut public" entnommen, erschien dieser Aufsatz zunächst im „Journal de Geneve."

**) Authentische Enthüllungen über die letzten Ereignisse in Mexico. Von Wilh. von Montlong. Stuttgart 1868. — Geschichte des östreichischen Freicorps in Mexico. Von Julius Uliczny. Wien 1868.

Kampf geführt werden sollte. Bei der allgemeinen Corruption, die vom cäsarischen Regime ausging, mußte unvermeidlich auch das Heer zunächst mit betroffen werden. Aber diese inneren Schäden, die bisher möglichst sorgsam dem Auslande gegenüber vertuscht wurden, führten nicht allein zum plötzlichen Sturz aus schwindelnder Höhe, — ein viel gefährlicherer Feind für Volk und Heer war der Größenwahn, die Selbstüberhebung und die verächtliche Geringschätzung des Gegners. In dieser argen Verblendung übersah man alle Mängel und Uebel, nicht nur in den niederen Sphären, sondern auch in den höheren. So bewährte sich auch in Frankreich das alte deutsche Sprichwort: „Stolz und Hochmuth kommt vor'm Fall!"

Noch mehr Mängeln begegnen wir in der Administration. Die Verderbniß derselben war keine neue, überraschende, man fühlte sie längst im Lande auch. In der Sitzung des gesetzgebenden Körpers, am 17. Juli 1870, rief der Deputirte Ordinaire von der Tribüne herab dem Hause zu: „Die in der Krim und Italien gemachten Erfahrungen haben bewiesen, daß der größte Feind unserer Soldaten nicht die Kugeln unserer Gegner, sondern die Fehler der Verwaltung sind, deren Reform bis jetzt nicht hat erreicht werden können."

Mit diesen wenigen Worten ist der Nagel auf den Kopf getroffen. —

Die Verwaltung war total veraltet, und in ihrer Organisation so complicirt, daß eine wirkliche Controle zur Unmöglichkeit wurde. Das erkannte auch der praktische und hellblickende Marschall Niel, er hatte dabei den besten Willen, den Augiasstall zu räumen, aber ehe er mit dieser Herkulesarbeit zu Ende kam, ereilte ihn der Tod. Da gerieth abermals Alles ins Stocken, denn der leitende Gedanke war mit ihm zu Grabe gegangen.

Das Beamtenpersonal der Intendantur recrutirte sich fast nur aus der Armee und war so zahlreich, daß es ein kleines Heer im Heere war. Man fand da alle militärischen Grade vertreten, vom General an bis herab zum Corporal, selbst zum gemeinen Soldaten. Von diesen letzteren wurden diejenigen mit verwendet, die sechs Monate gedient und Beweise ihrer Brauchbarkeit gegeben hatten, die aber, wie man bald ersehen wird, sehr zweideutiger Art war. Das Civil war in der Intendantur nur sehr schwach und in den untergeordneten Graden vertreten.

Die Aufstellung dieser vielrädrigen und schwerfälligen Maschine datirt in Folge eines Erlasses des Marschalls Gauvion de St. Cyr vom Jahre 1817. Der Intendantur war dabei nicht wenig auf die Schultern geladen worden, denn sie war angewiesen, die Rechnungen der Führer der Truppenabtheilungen zu prüfen, Zahlungsmandate zu verfügen, die Dienstzweige für Verpflegung, Bewaffnung, Bekleidung, Fourage und Heizung zu regeln, die

Transporte von Lebensmitteln und Munition zu sichern, für Lagerung der Truppen zu sorgen, die Lazarethe herzurichten und im Felde die Gerichtsbarkeit auszuüben. Die Erhaltung der Armee war somit ganz in die Hand der Intendantur gegeben, ihr Wohl und Wehe hing daher zunächst von dieser, namentlich im Felde, ab. Dazu mußten der Intendantur natürlich große Summen zur Verfügung stehen, wobei sie, um solche stets erheben zu können, mit einem ganz absoluten Monopol, sowie mit einem unumschränkten Credit versehen war.*)

Hätte ein solch complicirter Mechanismus im Bunde mit der starrsten Bureaukratie schon manches Bedenkliche bei einer ehrlichen Verwaltung mit gutem Willen, so wurde sie geradezu eine für Staat und Heer gefahrvolle, wenn das in das Gegentheil umschlug. Die vielen Millionen gingen durch gar viele Hände und — dabei wusch eine die andere. — Das war längst im Publicum öffentliches Geheimniß, und die Corruption unter dem zweiten Kaiserreich that vollends das Ihre, auch in diese Branche eine furchtbare Verwirrung zu bringen. Die höheren Chefs waren meist verbrauchte und unfähige Generale, denen man hier eine Sinecure gab; die schon durch ihre Vorgänger und ihr Unterpersonal daran gewöhnt waren, Verfügungen und Quittungen zu unterzeichnen, ohne sie gelesen zu haben. Was vom Obersten befohlen war, wurde, ohne weiter darüber zu denken und zu prüfen, sofort ausgeführt, da man nur nach dieser Seite hin eine Verantwortlichkeit kannte, dem Lande gegenüber aber keine zu haben wähnte. Man arbeitete mit Ziffern und blendete mit diesen; die Etats standen wohl auf dem Papier, aber man prüfte sie nicht. Der Zifferngeist überwucherte das Gewebe und die Seitencanäle, in welche die Summen flossen, die zu ganz anderen Zwecken bestimmt waren. Hatte es der Marschall Niel nicht vermocht, sich diesen Umgarnungen zu entreißen, so fiel das seinen Nachfolgern noch schwerer.

Als der letzte Krieg vorbereitet wurde, war an Niel's Stelle der Marschall Leboeuf getreten, der wohl als ein tüchtiger Artillerist, weniger aber als Generalstabschef und vollends als Organisator und Administrator einen Namen hatte. Die Verwaltung blieb auch bei ihm mehr Nebensache, und so ging in dieser auch unter ihm Alles im alten Schlendrian fort. Auch er begnügte sich damit, Alles, was man ihm auf dem Papier vorwies, für wahr und richtig zu halten und in diesem guten Glauben und im Vertrauen auf seine Untergebenen, unterschrieb auch er, was man ihm vorlegte. So kam es, daß, als er im gesetzgebenden Körper nach der Kriegserklärung so heftig und wiederholt darüber interpellirt wurde: ob auch die Armee in der Verfassung sei, den Kampf mit Erfolg aufnehmen zu

*) „Journal de l'Est".

können, ob sie hierzu mit allem Material hinreichend versehen wäre? er dieses nicht nur auf das Kräftigste bejahte, sondern auch mit seinem Ehrenworte betheuerte. —

Die öffentliche Meinung trat, namentlich in der Presse, mit harten Anklagen und Beschuldigungen gegen die Heerverwaltungen hervor, man beschuldigte sie geradezu des Betrugs und des Unterschleifs, als eine Goldgrube für Alle, welche ungestraft hineingreifen konnten. Unter den Händen, die hierzu das Privilegium gehabt, werden auch die hohen und höchsten Persönlichkeiten genannt. In wie weit das begründet ist, kann hier nicht weiter remittelt werden. Die nächste Zukunft wird auch diesen Schleier heben.

(Schluß folgt.)

Die Gardinen-Predigten der Frau Doctor Bratenriecher.

Dritte und letzte Predigt.

Handelt von der Frauen-Emancipation, von der Farbenlehre und von der Metamorphose aus „Herr" in „Kerl".

Nein, Bratenriecher, das ist doch zu arg. Ich liege jetzt schon 3½ Stunden wach zu Bette und höre jedes Viertel schlagen. Und nun kommst Du um halb Drei und verbreitest Odeurs um Dich, die wahrlich mehr nach der Kneipe, als nach Braten riechen. Ich habe mich derweil halb zu Tode geängstigt. Denn es soll ja jetzt so unsicher sein auf den Straßen von Berlin, namentlich nach Mitternacht. Wo bist Du um Gotteswillen so lange geblieben?

Also im Bezirks-Verein? „Es war gar zu herzerhebend da", sagst Du? Ja, das wäre ja Alles gut, wenn ich mit dabei sein könnte. Es heißt ja doch einmal: Zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag. Wenn aber die zwei Herzen einen Schlag haben und sich mit einander erheben sollen, dann dürfen sie doch nicht immer räumlich von einander getrennt sein. Doch ich hoffe, das soll nicht mehr lange so dauern. Meine Freundin Fanny ist bereit, einen körperlichen Eid darauf zu leisten, daß wir am Vorabend der vollständigen Frauen-Emancipation stehen, und daß es keine drei Jahre mehr dauern kann, bis daß auch wir mit wählen und mit im deutschen Reichstag sitzen. Oh, es muß wirklich herzerhebend, es muß himmlisch, — es muß geradezu reizend sein!

Doch ich darf bei diesem entzückenden Gedanken nicht länger verweilen.

Meine Pflicht zwingt mich, Dir Mittheilung zu machen von einem häuslichen Erlebniß. Vielleicht wird sie Dir nicht angenehm sein. Allein ich habe Dir vor dem Altar Treue und Aufrichtigkeit gelobt, und ich werde die Letzte sein, diesen Eid zu verletzen.

Also: Ich ließ heute ein Zimmer bohnen. Ich fühlte dem Bohner in politischer Beziehung auf den Zahn und fand Alles in Ordnung, bis er mir auf einmal eine seltsame Frage stellte. „Madamken", sagte er, wenn's erlaubt ist, zu fragen, warum haben Sie denn heute eine schwarz-weiß-rothe Siegesfahne heraushängen; das war doch früher nicht, da war sie doch Schwarz-roth-gold? Warum haben Sie denn die alten Freiheitsfarben abgeschafft?"

Das hielt ich nun doch für eine offenbare, tendenziöse Bosheit von dem Manne, und da ich erst dieser Tage die gelehrte Schrift des Professor Schnuckes über die Reichsfarben gelesen hatte, so setzte ich mich auf das hohe Pferd und explicirte dem Bohner, daß Schwarz-roth-gold niemals die Farben des deutschen Reiches und der deutschen Freiheit gewesen seien; daß man überhaupt in den früheren Jahrhunderten immer nur zwei Farben geführt habe, also Schwarz und Weiß die Preußen, Schwarz uud Gelb die Oestreicher, Weiß und Blau die Bayern, Roth und Weiß die Hanseaten, Schwarz und Roth die Schwaben u. s. w.; daß die dreifarbigen Fahnen erst von den Franzosen aufgebracht worden sind, und die Farben Schwarz-roth-gold erst von den Studenten in Deutschland, namentlich von den Burschenschaftern, die später häufig Pietisten und Mucker geworden seien; daß auch diese Farben Schwarz-roth-gold gar kein Glück hätten; so oft man sie aufgepflanzt habe, sei es schief gegangen; die verfassunggebende Nationalversammlung in der Paulskirche, welche diese Flagge geführt, sei von einer Handvoll würtembergischer Soldaten gesprengt, die deutsche Flotte, welche dasselbe gethan, sei von Hannibal Fischer öffentlich an den Meistbietenden für ein Spottgeld verklopft worden; Lord Palmerston habe gedroht, diese Fahne als eine Piratenflagge behandeln zu wollen, und diese freche Drohung hätten wir damals ruhig einstecken müssen, endlich hätten auch 1866 die süddeutschen Verbündeten Oestreichs unter diesen Farben gefochten und Niederlagen erlitten, und eine Fahne, die so viel Pech habe, die wähle man sich doch nicht etwa aus Liebhaberei oder aus Muthwillen; und endlich sei nun einmal Schwarz-weiß-roth anerkannt auf allen Meeren und bei allen Nationen, bei den wilden, wie bei den zahmen, und wenn eine Nation einmal eine zur See respectirte Fahne besitze, dann pflege sie solche nicht aus Laune und Eigensinn zu verändern; wenn wir das thäten, dann würden uns die anderen Völker einfach für Narren halten; außerdem aber seien nun diese Farben auch angenommen für das neue deutsche Reich, in das auch unsere süddeutschen Brüder jetzt kämen, und

deshalb müſſe es bei Schwarz-weiß-roth ſein Bewenden behalten, und ich habe deshalb dieſen Farben den Vorzug gegeben, um meinen Siegesjubel auszudrücken. Der Bohner hörte mich ganz ruhig an. Nur manchmal glitt ein leiſes boshaftes Lächeln über ſeine Züge. Als ich meine Auseinanderſetzung, von welcher ich ſelbſt offen geſtehen muß, daß ſie ſehr gelungen war, beendigt hatte, ſagte er, ironiſch grinſend, zu mir:

— „Das iſt ja Alles recht ſchön, Madamken, aber wozu war denn da der janze Schwindel?“

— Schwindel? ſagte ich, Mann, das verbitte ich mir allen Ernſtes, ich treibe keinen Schwindel!

— „Nanu, von Sie is ja ooch keene Rede.“

— Nun, von wem denn?

— „Ei nu von die Zeitungen und die Verhandlungen. Sie, Madamken, ſcheinen davon gar nichts zu wiſſen. Das wundert mich ſehr, da Sie doch ſonſt ſo gut in Allem Beſcheid wiſſen. Nun, dann will ichs Sie ſagen. Sehn Sie, wie der Krieg anfing, und „„unſer Fritze““ erfocht die erſten Siege, da ſchlug auch mir mein altes preußiſches Soldatenherz, und ich erübrigte einiges Geld, das ſonſt rar bei mir iſt, denn ich habe eine Frau und fünf lebendige Kinder, aber ich erübrigte das Geld und kaufte einen ſchwarzweißen Lappen und hängte ihn heraus, wie die Andern auch. Und wir hatten unſer Pläſir dran, wie die Andern auch. Da ging auf einmal das Räſonniren an. Das ſei ſtark preußiſch, ſagten ſie, oder particulariſtiſch, das ſchicke ſich nicht: es ſeien nicht blos Preußen, die geſiegt hätten, ſondern auch unſere hohen Verbündeten; „das ganze Deutſchland ſoll es ſein“, ſchrien ſie, und wir ſollten unſere ſchwarz-weißen Lappen einziehen. Gut, dachte ich, ich will mich deshalb nicht mißliebig machen; die deutſchen Bundesfarben ſind ſchwarz-weiß-roth; brauchſt alſo nur noch einen rothen Streifen dranzuſetzen; was das koſtet, das wirſt Du wohl noch auftreiben. So dacht' ich. Aber mit dem Aufbringen ging es doch nicht ganz ſo ſchnelle. Und Das war wieder ein großes Glück. Denn zwiſchenzeitig hatte ſich die Sache ſo gewandt, daß mir der rothe Streifen auch nichts mehr geholfen hätte. Die Volkszeitung und Voſſiſche fingen an Schwarz-roth-gold zu predigen; und Alle ſchrieen ihr nach. Aber „Schwarz und Weiß“, das gilt nichts mehr, das iſt der preußiſche Abſolutismus. Und wenn man ihnen ſagte: Wo ſoll ein armer Mann das „Gold“ hernehmen: dann ſagten ſie: Dummes Zeng, das bloße „Gelb“ thut's ja auch. Und Schwarz-weiß-roth, das geht noch weniger. Das bedeutet die Reichsverfaſſung von 1867, die der † Bismarck gemacht, und gegen welche ganz Berlin durch den Mund ſeiner Abgeordneten proteſtirt hat, mit der ausdrücklichen Erklärung, daß durch ſie das Volk mehr Rechte verloren habe, als es gegenwärtig beſitzt, oder je beſeſſen habe. So hieß es wörtlich

in dem Manifeſte. Deshalb heraus mit dem Schwarzrothgold! Das ſind die Farben, worüber ſich alle Reactionäre und Mucker ärgern, und das iſt die Hauptſache. Das iſt die Fahne der Revolution von Achtundvierzig. Die Fahne der Reichsverfaſſung von Neunundvierzig. Die Fahne der Grundrechte. Das ſind die richtigen Farben. Wer andere heraushängt, iſt ein Volksfeind, ein Rückſchrittler, ein Verräther. Dann kam der Tag von Sedan. Unſere Jungens kletterten unter den Linden auf den alten Fritz hinauf, und beſteckten ihn mit Fahnen. Sie nahmen's dabei nicht ſo genau, wie der Alte in der Volkszeitung. Sie ſteckten ſchwarz-roth-gelbe auf, und auch ſchwarz-weiß-rothe, und am Meiſten noch ſchwarz-weiße. Die Nacht danach ließ die Polizei die ſchwarz-roth-gelben herunternehmen. Das gefiel uns Allen nicht. Aber ſo einen Mordſpectakel hätte man darüber doch auch nicht zu machen brauchen, wie die Zeitungen. Die thaten aber ſo, als wenn nun Alles verloren wäre. Als ob man den Krieg für die Affen geführt, und die Volksrechte mit Füßen getreten hätte. Die Volkszeitung legte eine Fahnen-Controle an. Jeden Tag meldete ſie: in der und der Straße ſchwarz-roth-gelb ſo viel, ſchwarz-weiß-roth nur noch ſo viel, ſchwarz-weiß noch ſo und ſo viel weniger. Es hätte nur noch gefehlt, daß ſie auch die Leute genannt hätte. Im Anfange dacht' ich: Was geht denn das die Zeitung an? Warum ſoll ich denn nicht diejenige Fahne heraushängen dürfen, die ich beſitze? Wer kann mich denn zwingen, mich in neue Ausgaben zu ſtürzen? Wird immer der Zeitungsſchreiber das Geld dazu geben? Und warum hat er nicht bei Zeit den Mund aufgethan? Dann hätt' ich mir ja eben ſo gut, ſtatt des ſchwarz-weißen, gleich einen ſchwarz-roth-gelben Lappen kaufen können. Und warum ſollen denn auf einmal die preußiſchen Farben nichts mehr taugen, grad in dem Augenblick, wo ſie auf neuen Schlachtfeldern neue Ehre errungen haben? Das verſteh' ich nicht. Und wenn ich Ihnen die Wahrheit ſagen ſoll, ſo begreife ich es auch jetzt nicht. Wenn ich meine Freude über die Siege unſrer tapfern Soldaten kundthun will, ſo kann ich Das als freier Mann in jeder Farbe thun, die mir gefällt. Und mir gefällt die ſchwarz-weiße. Ich bin für den Fortſchritt, aber vor Allem bin ich ein guter Preuße. Mein ſchwarz-weißes Fähnchen mußte ich am Ende aber doch einziehen. Denn ich wurde von allen Seiten drauf angeſehn. Meine Kameraden fragten mich, ſeit wann denn auch ich unter die Ariſtokraten, Mucker, Reactionäre und Freiheitsfeinde gegangen wäre. Das konnt' ich nicht leiden. Darum zog ich den Wimpel ein. Aber einen ſchwarz-roth-gelben kauft ich mir doch nicht. Denn erſtens hatt' ich kein Geld, und zweitens hatte ich mich zu viel über die Sache geärgert. Ich flagge jetzt gar nicht mehr. Und doch thut Das mir auch wieder weh bis in die tiefſte Seele, daß Das nun ſo ausſieht, als wäre ich gleichgültig gegen unſere tapfern Jungens im Felde. Aber ich dachte, Du

ſchluckſt es hinunter; Du willſt der Partei kein Aergerniß geben. Die Andern wiſſen es wohl beſſer; und Berlin muß im Fortſchritt ſtets allen Andern um ein Paar Meilen voraus ſein. Nun kommen Sie, Madamken, und ſagen mir, das ſei Alles Schwindel mit dem Schwarz-roth-gold. Und ich glaube, Sie haben Recht. Denn unſere Berliner Abgeordneten, wobei ja auch Ihr Mann mit an der Spitze ſteht, haben ja während des Reichstages, wo die allerneueſte Verfaſſung gemacht worden iſt, Beſchwerden und Anträge die Menge vorgebracht, aber von dieſen Farben haben ſie kein Wörtchen geſprochen, während man doch früher, wenn man unſere Zeitungen las und ihnen hätte Glauben ſchenken dürfen, hätte meinen ſollen, es komme nur auf die Farben an, und alles Uebrige ſei Schnuppe. Jetzt iſt es umgekehrt. Wenn aber die Herren das Alles damals ſchon wußten, wie die Zeitungen den Spectakel machten mit dem Schwarz-roth-gelb, warum haben ſie denn Das nicht gehindert? Damit hätten ſie Unſereinem viel Aerger und Unruhe, viel Streit und Zank erſparen können. Und das iſt der Grund, warum ich Sie frage, Madamken: Wozu war denn da der ganze Schwindel?"

So ſagte der Mann; und ich hätte vor Scham und Verlegenheit in den Boden ſinken mögen, wenn ich nicht gedacht hätte, da unter uns iſt der Glasladen, und da könnteſt du dich beim Durchbrechen beſchädigen. Aber was ſollte ich dem Manne antworten? Ich fühlte, wie recht er hatte. Ich ſuchte mit möglichſt bedeutungsloſen Worten darüber hinwegzukommen. Er war großmüthig. Er ließ mich echappiren.

Aber ich laſſe Dich nicht echappiren, Bratenriecher. Du warſt der Allerſchlimmſten Einer mit dem ſchwarz-roth-goldnen Schwindel. Du haſt die Leute aufgehetzt, Du haſt die Artikel geſchrieben; und als ich Dich fragte, ob Das denn der Mühe werth ſei, da haſt Du mir geſagt: Das ſei Alles einerlei, man bedürfe eine kräftige Agitation, damit wieder einmal die Parteiunterſchiede recht ſcharf hervortreten, und damit nicht das patriotiſche Intereſſe am Krieg alles Uebrige abſorbire; der Gegenſtand der Agitation ſei gleichgültig; man müßte Etwas wählen, was das Volk erwärme; für Farben habe es Sinn, und jedenfalls ſei die Sache nützlich für die bevorſtehende Wahl. Kannſt Du läugnen, daß Du mir Das damals geſagt haſt. Sprich, Bratenriecher! Du ſchweigſt. Gut. Du biſt alſo dieſer Worte geſtändig. Ich aber frage Dich weiter, wie kannſt Du es verantworten, daß Du durch Deine durchtriebene Handlungsweiſe mich, Deine Gattin, die Dir vor Allem theuer ſein ſollte, ſolchen Verlegenheiten preisgibſt und ſie ſolchen Beſchämungen ausſetzeſt?

„Wer heißt Dich denn mit dem Kerl reden" ſagſt Du? O Bratenriecher, Bratenriecher, Du biſt ſchlechter, als ich geglaubt habe. Jeder neue Tag öffnet mir mehr die Augen in Betreff Deines wahren Charakters. Dieſer

Mann aus dem Volke, dieſer wirkliche Repräſentant des berühmten Typus des „Jedermann aus dem Volke“, dieſer edele Proletarier mit ſeinem einfachen, wahren und patriotiſchen Herzen, iſt Dir nichts als ein „Kerl“. Du ſprichſt heute von ihm, wie der richtige Vollblut-Junker. Ja freilich, heute ſind die Wahlen vorbei. Vor den Wahlen, da war er Dir wichtig genug, ihm die ſchwarz-roth-goldenen Lappen unter der Naſe zu ſchwenken und ihm damit eine angenehme und kräftige Emotion zu verſchaffen, um damit einen Wellenſchlag zu erzeugen, der Dich wieder auf den Sitz des Abgeordneten ſchleudert.

Damals war er der „Herr“. Jetzt iſt er der „Kerl“. Bratenriecher, Du hältſt immer ſo ſchöne Reden wider die Jeſuiten.. Bratenriecher, ich will Dir was ſagen: Du biſt ſelbſt Einer!

Aus dem Felde.

Der Anfang vom Ende iſt gekommen. Paris wird aus unſern Rieſenmörſern beſchoſſen. Die Loirearmee iſt bei Le Mans auf's Haupt geſchlagen. Faidherbe fährt fort, rückwärts zu ſiegen. Die Verſuche Bourbacki's und Garibaldi's, Belfort zu entſetzen, und Elſaß und Lothringen bis gegen Nanzig hin aufzuwiegeln, ſind nach dem Tage von Villerſexel hoffnungslos. Außerdem aber ziehen ſich dort unten im Südoſten des großen Kriegstheaters die letzten Reſte franzöſiſcher Widerſtandsfähigkeit in erwünſchter Vollzähligkeit zuſammen. Der General Manteuffel, der in den jüngſten Tagen den Oberbefehl gegen Bourbacki übernommen hat, wird nicht verſäumen, ſeinen Gegnern Gelegenheit zu Kriegstelegrammen à la Faidherbe, und zur Erfüllung jener heiligen Gelübde zu geben, die ſich in den herben Beinamen jener ſüdöſtlichen Vaterlandsvertheidiger, der „Vengeurs“, „Enfants perdus“ u. ſ. w., ſpiegeln. Dieſe Gelübde ſollten dem Corps der Rache von Rechtswegen nicht geſtatten, unverwundet in unſre Hände zu fallen oder anders als auf dem Schilde nach Hauſe zurückzukehren. Sie werden ihr Wort, deſſen Bruch uns gegenüber für eine Ehre gilt, doch hoffentlich ihren franzöſiſchen Landsleuten halten. Dann liegt uns der Weg bis Lyon und Marſeille offen, ohne erheblichen Widerſtand.

Dieſe militairiſchen Mißgeſchicke der franzöſiſchen Republik bedeuten diesmal mehr, als ſo ſchwere, gleichzeitige Niederlagen auf allen Operationspunkten an ſich ſchon beſagen wollen. Ein bedenkliches Zeichen, wenn eine im Verzweiflungskampf ringende Nation nur komiſche Perſonen zu Führern findet. Und ſoweit iſt es mit den Franzoſen gekommen. Kein franzöſiſcher General

und Staatsmann kann jetzt länger als vierzehn Tage an der Spitze einer Truppe oder eines Portefeuilles stehen, ohne in den Augen des gesammten ernsten Europa zur lächerlichen Figur herabzusinken. Dieser Fluch der Lächerlichkeit heftet sich mit Naturnothwendigkeit an alle Schritte, Befehle und Kundgebungen französischer Führer, welche sich Gambetta, den französischen Kriegsherrn, zum Muster nehmen. Handelt, redet und lügt man wie Er will, so gilt man vor Europa für eine lustige Person. Faßt man die Sache dagegen so ernst, wie sie liegt, mit dem gewissenhaften Zaudern der ungeheuren Verantwortlichkeit, die der geringste Führer im Felde übernimmt, so ist man sicher, vor ein Kriegsgericht zu Bordeaux gestellt zu werden. Daher haben sich alle ernsten, klugen Generale der Franzosen längst vom Heerbefehl zurückgezogen und den humoristischen Talenten die Nachfolge überlassen. In Frankreich selbst bricht sich diese Erkenntniß breite Bahn. Trotz der unerhörtesten Maßregelung der Presse durch Gambetta, vergeht kein Tag, wo nicht fast die gesammte französische Presse den Dictator in allen Tonarten angreift; bald wird ihm die furchtbare Blutschuld vorgehalten, bald wieder wird er unter dem Bilde eines gallischen Proconsuls vor Christi Geburt in seiner ganzen Würdelosigkeit und vis comica unbarmherzig aber wahrheitsgetreu geschildert.

Wenn jemals zuvor, so ist die unabhängige Presse Frankreichs jetzt, in ihrer Kritik der Worte und Thaten Gambetta's, der getreue Ausdruck der öffentlichen Meinung Frankreichs. Wir mögen nicht gering denken von dem Muthe der französischen Presse in diesen schweren Tagen. Der Dienst der Wahrheit und Ueberzeugungstreue ist überall in Frankreich, wohin der Arm der sogenannten Nationalvertheidigung reicht, heute unendlich viel schwieriger und gefahrvoller, als jemals unter dem Kaiserreich. Denn das ganze Preßgesetz dieser biedern Republikaner besteht in den zwei Worten: Unterdrückung und Kriegsgericht. Ueberall ist die erste Sorge dieser Freiheitsapostel gewesen, die ordentlichen Gerichte und Gesetze aufzuheben, und an deren Stelle ihre Willkür zu setzen. „Da gibt's nur ein Vergehen und Verbrechen: der Ordre fürwitzig widersprechen" — wie in Wallenstein's Lager. Der nachhaltige Widerstand der Generalräthe gegen die Blut- und Geldaussaugung der Gambetta'schen Präfectenwirthschaft beweist deutlich, daß die Unzufriedenheit mit dem Gouvernement vom 4. September nicht blos in den Häuptern einiger Redacteure spukt, sondern von jenem untersten Glied staatlicher Ordnung ausgeht, das wir auch in Frankreich noch halbwegs gesund halten, von dem Selbsterhaltungstrieb der Gemeinden. Das sind Kundgebungen selbständiger und friedenersehnender Gesinnung, wie sie lauter und kräftiger in dem unglücklichen Lande nicht hervortreten und erwartet werden können, so lange jede Widersetzlichkeit gegen den Krieg à outrauve mit jähem und schimpflichem Tode bedroht ist. Sie erheben sich überall: in Paris, in Bordeaux, in Lille,

überall, wo der Wahrheit gelingt, durch die weiten Maschen des offiziellen Lügennetzes hindurchzuschlüpfen.

Das übelste Zeichen für die Usurpatoren der französischen Staatsmacht ist aber, daß dieser Geist der Unzufriedenheit, der Entmuthigung und Meisterlosigkeit auch tief in all die Heereskörper eingedrungen ist, die uns heut noch gegenüberstehen. Solche munteren Laufkünste, wie sie die Truppen des Generals Robin von der Faideherb'schen Armee, die Garibaldianer bei ihren ersten Rencontres mit den Unsern, die Pariser Besatzung bei Zurückwerfung ihrer jüngsten Ausfälle, angetreten haben, sind zwar schon sehr achtbare Leistungen der Selbstrettung gewesen, und werden namentlich durch die panische Flucht nach den Tagen des „Verraths" von Wörth und Saarbrücken keineswegs übertroffen. Aber jedes bisher für möglich gehaltene Maß militärischer Demoralisation wird bei weitem überragt durch die Loirearmee nach der Schlacht von Le Mans. Ueber zwanzigtausend unverwundete Gefangene hat der Tag in unsre Hände gegeben. Für sie war nicht Umgehung durch den Feind, nicht die Einsicht, daß man gegen eine momentan erdrückende Uebermacht stehe, der Grund der Waffenstreckung, wie etwa bei den Gefangnen vor der Capitulation von Sedan. Die meisten von ihnen waren diesmal vielmehr des Entrinnens sicher. Aber sie *wollten* nicht länger streiten. Sie erachteten die Fortführung des Kampfes ebenso hoffnungslos, als unwürdig unter der wahnsinnigen Führung des vom Schlachtfeld flüchtenden Dictators. Ganze Detachements gaben sich ohne Schwertstreich gefangen. Das ist das gegenwärtig in der französischen Armee vorherrschende Stimmungsbild. Die Truppen der Pariser Armee, die bei der letzten Musterung unter den Augen von Trochu um Frieden riefen, bilden das Pendant dazu.

Charakteristisch genug tritt gleichzeitig mit diesen überhandnehmenden Symptomen der Zuchtlosigkeit die französische Kriegführungsmethode in jenes Stadium feiger Tücke und mordender Wildheit, jener Lossagung von aller Ehrenhaftigkeit, aller Völkersitte und allem Kriegsrecht, welches durch das jüngste Rundschreiben des Bundeskanzlers so klar und ausführlich bezeichnet ist. Charakteristisch ist dieser organisirte Mord und Ehrenwortbruch, die Mißhandlung von Verwundeten und die Verstümmelung von Gefangenen, die Verhöhnung des rothen Kreuzes und die Erschießung von Parlamentären — all das nach Grundsatz und System betrieben — sowohl für die Regierung, als für das Heer. Von dem letztern namentlich wissen wir, daß eine Menge wohlhabender und gebildeter junger Leute durch die Nationalvertheidigung zur Fahne gepreßt wurden, daß daneben auch die Strafcompagnien und die afrikanischen Söldnerhorden sich für die eine und untheilbare Republik schlagen. Man weiß nun genau, welche dieser Elemente im französischen Heer die Oberhand haben. Man weiß nun, welch eigenthümlicher Art die

Bildung, Civiliſation und Freiheit iſt, welche die Garibaldi'ſchen Freiſchaaren beſeelt, wenn deren Offiziere ſich ſchriftlich zu der Drohung bekennen, unſern Gefangenen Ohren und Naſe abzuſchneiden, ſobald die Unſern ſich in den nächſten Dörfern der lauernden Freiſchützen zu erwehren Miene machen würden.

Die Regierung der Nationalvertheidigung in Frankreich würde wohl ſelbſt von dieſen Ereigniſſen und Thatſachen ſich nicht erheblich berührt fühlen, wenn nicht gerade jetzt — ihr das Geld ausgegangen wäre. Die Hoffnung, die leeren Kaſſen wieder gefüllt zu ſehen, iſt ſo leer wie dieſe ſelbſt. Die Privatwechsler und Banken weigern ſich, das neue Papiergeld zu nehmen, die Lieferanten nicht minder; die Bank von Frankreich ſelbſt iſt mit ihrer Nachgiebigkeit am Ende. Es fehlt nur der eine Schritt noch, daß man das Heer beauftragt, ſich das nöthige Geld bei ſeinen Schützlingen ſelbſt einzutreiben.

In dieſer Lage ſoll Frankreich bei der Pontus-Conferenz in London erſcheinen! Das macht die Niederlagen der letzten Tage, die Verwilderung des Heeres, die Unbotmäßigkeit der Generalräthe, die Geldnoth, den gegenwärtigen Machthabern Frankreichs doppelt fühlbar. Man hoffte doch mit einem kleinen Sieg, mit dem Preſtige eines civiliſirten Heldenvolkes, mit klingenden Taſchen dort auftreten zu können. Von der neutralen europäiſchen Diplomatie durfte eine weiſe, wenn auch unglückliche franzöſiſche Regierung für Frankreich ernſte Fürſprache und Vermittelung zu billigem Frieden verhoffen. Jetzt werden die Diplomaten Europas, wenn ſie auch das vernichtende Urtheil zurückhalten, das die Geſchichte einſt über das gewiſſenloſe Treiben der Männer von Paris und Bordeaux fällen wird, im beſten Falle einig ſein in dem Rathe zu ſofortiger Unterwerfung nach den Bedingungen des Siegers.

Doch vielleicht eilen die Ereigniſſe auch dieſem Rathe voraus. Mit dem Fall von Paris wird aller Wahrſcheinlichkeit nach das Verlangen nach Frieden in Frankreich unwiderſtehlich werden. Und dieſer Tag ſteht nahe bevor. Vergeblich wird ſich der Pariſer am nächſten 15. März nach den Frühkaſtanien im Luxembourger Garten umſehen, die ſtets an dieſem Tage zu blühen begannen. Ja, wer weiß, ob dann das Palais Luxembourg noch ſteht? Keine Stunde des Tages und der Nacht, Werktags und Sonntags, iſt der Pariſer mehr ſicher vor deutſchen Granaten und Brandkugeln. Neben zahlloſen Privathäuſern, die in Brand aufgehen, nennen ſchon jetzt Pariſer Berichte eine Reihe berühmter öffentlicher Gebäude, die von unſern Geſchoſſen erreicht wurden, und eingeſtürzte Brücken. Eine namenloſe Beſtürzung hat die Bevölkerung ergriffen, der man ſo lange die Unerreichbarkeit der heiligen Stadt vorgeſchwindelt hat. Die Regierung hilft ſich mit dem testimonium paupertatis jedes ohnmächtigen Prätendenten, dem Proteſt. Das iſt ihre einzige Waffe. Denn auf den ehernen Gürtel der Forts darf ſie nicht länger bauen. Er riß unverbeſſerlich bei dem

ersten ernsten Artilleriekampf unsrer Batterien. Wir besitzen deutliche Beschreibungen von Augenzeugen von jenen Frühstunden, da die hochragenden Stämme von Meudon und St. Cloud über Nacht gesunken waren, die unsre Batterien verdeckten, und nun nach lautem dreimaligen Hoch auf den Bundesfeldherrn die Artilleristen ihr ernstes Spiel begannen. Wie da Jubel und Tanz herrschte in den sonst öden Trancheen und bei den deutschen Vorposten, und wie den Belagerten zu Muthe ward beim Krachen unsrer Geschütze, fast so wie beim „letzten Zwieback". In diesen Stunden ward noch einmal die oft unwillig geäußerte Frage laut: warum ward so lang mit dem Beginn des Bombardements gezögert? Die Beantwortung dieser Frage im zukünftigen Werke unseres Großen Generalstabs über den Krieg wird jedenfalls zu den eifrigst gelesenen Partieen gehören.

Aber eine andere Frage wirft sich noch heute auf, die bisher von keiner Seite Antwort fand. Die offiziöse Presse selbst belehrt uns, daß man bis vor wenig Wochen hoffte, Paris in Kürze durch Hunger allein zu zwingen. Auch heute noch ist die Lebensmittelnoth der Pariser neben dem Schrecken und der Verheerung, die unsere Geschosse in die belagerte Stadt tragen, gewiß der ernsteste Förderer rascher Uebergabe. Wie soll man sich da erklären, daß an dreitausend Achsen deutscher Eisenbahnwagen seit Wochen in Bewegung sind, einzig und allein zu dem Zweck, um den Parisern Lebensmittel für die Zeit nach der Uebergabe bereit zu halten? Die Thatsache selbst ist vollkommen verbürgt. Ist eine so weit getriebene Humanität aber zu begründen? Ist sie überall den Zwecken des Krieges dienlich? Gewiß sind diese Blätter die letzten, welche beklagen wollten, daß die gesammte industrielle Kraft Deutschlands sich rascher und energischer Kriegführung bedingungslos zur Verfügung stelle. Aber die Entziehung dieser dreitausend Achsen aus den deutschen Güterverkehrs- und Betriebsmitteln schädigt daheim die nothwendigsten Operationen des Tauschhandels und Verkehrs. Sie steigert in hohem Grade die Kohlennoth der letzten Wochen, unter der unsere Verwundetenzüge und Lazarethe nicht am wenigsten leiden. Sie stopft in demselben Maße ungehörig den Verkehr auf den französischen Bahnen, der lediglich zu Kriegszwecken, daneben im Dienste der Verwundeten- und Krankenpflege und der Feldpost offen gehalten werden sollte. Sie vermehrt vor Allem die Widerstandskraft der belagerten Hauptstadt. Drei Wochen spätestens vor der völligen Erschöpfung des Mundvorrathes hätte Paris capituliren müssen. Infolge unserer Gutmüthigkeit dagegen, Angesichts der Vorräthe, die wir vor die Thore der Stadt führen, wird sich Paris getrost bis zum „letzten Zwieback" halten können. Denn sowie der verzehrt ist, übernimmt der edle und hilfreiche Deutsche die anderweite gute Verköstigung seiner fanatischsten, schuldbeladensten Feinde. Wer gibt auf dieses Räthsel Antwort — wer hat es aufgegeben? †.

Deutsche und Polen während des Krieges.

Aus Posen.

Wenn nach langer Unterbrechung diesen Blättern wieder ein Mal über das Leben und Streben in den slawischen Ostmarken Preußens und Deutschlands berichtet wird, welcher Gegenstand sollte sich da wohl eher aufdrängen, als der Krieg, und das Verhältniß dieser Provinz zu ihm? — Das Interesse am Kriege ist in Posen womöglich noch stärker, als in anderen Provinzen, etwa die westlichen Grenzlande ausgenommen. Bei den Deutschen bleibt hier das Nationalgefühl wegen des Gegensatzes zu den feindlichen polnischen Nebenwohnern immerwährend rege; sie wissen und empfinden tief, daß ihre nationale, sogar ihre wirthschaftliche Existenz mit der Macht und Größe des Gesammtvaterlandes steht und fällt. Darum ist man auch von ihrer Seite seit dem Beginn des großen Kampfes so opferwillig gewesen, wie nur irgend sonstwo; namentlich hat man sich ohne Murren freudig und freiwillig unter die Waffen gestellt. Mehrere Beispiele von besonders zahlreicher Betheiligung einzelner Familien sind bekannt geworden, darunter der seltne Fall, daß aus einer Familie von märkischem Adel zehn Brüder, größtentheils als Offiziere, gegen den Feind zogen. Auch vom Auslande, besonders aus Rußland, strömten Tausende von deutschen Posenern im Juli und August zu den Fahnen nach der Heimath; nicht wenige von ihnen hätten sich ungefährdet dem Waffendienst entziehen können. Und ihre Stammgenossen in Warschau, Lody, Riga, Petersburg u. s. w. unterstützten sie, und begleiten sie jetzt mit ihren Segenswünschen auf den Schlachtfeldern jenseits der Mosel. Es ist uns ein Fall bekannt, daß ein Kaufmann in Riga seinem Buchhalter, von der Netze, der jetzt vor Paris liegt, während seiner ganzen Abwesenheit im Felde die Stelle offen läßt und ihm sein Gehalt im Betrage von 1000 Rubel jährlich auszahlt.

Die Polen der Provinz haben dagegen von Anfang an bis auf den heutigen Tag ihre Parteinahme in ihrem Herzen für die Franzosen mit einer achtungswerthen Offenheit zu erkennen gegeben — nicht alle — fern sei von uns, so etwas zu behaupten — vielmehr dient eine nicht geringe Anzahl von ihnen im preußischen Heere als Offiziere, und an ihrer Treue und Ehrenhaftigkeit zu zweifeln, wäre widersinnig; sind doch viele von ihnen mit dem eisernen Kreuz geschmückt worden. Es hat ferner auch nicht an einzelnen patriotischen Kundgebungen von polnischen Landwehrleuten gefehlt. So verlangten mehrere, die in Graudenz lagen, in einem naiven Briefe an den Prinzen Friedrich Karl, daß sie gegen den Feind geführt werden möchten. Endlich sind an den König einige Ergebenheitsadressen von Polen der Provinz abgesendet worden. Dabei ist freilich diejenige, welche nach einer Nachricht des

„Dziennik“ unter einem Theil des Adels umlief, vor den heftigen Angriffen dieſes und anderer polniſcher Blätter ſpurlos verſchwunden. Dagegen ſind vom gemeinen Mann mehrere ſolcher Adreſſen abgegangen, unter denen ſich diejenige von Krotoſchin dadurch auszeichnete, daß ſie daneben eine Bitte um Schutz gegen die Deutſchen und Juden enthielt, die den Bittſtellern gar nichts zu Leide gethan hatten. Alle dieſe dürftigen Kundgebungen deutſchnationaler Begeiſterung aber zeugen als Ausnahme für die Regel; namentlich beweiſt jener ſchüchterne Verſuch zu einer Adelsadreſſe (welcher ſogleich eingeſtellt wurde, als die Sache ruchbar wurde), wie unumſchränkt die Nationalpartei unter den höheren Klaſſen der Polen in der Provinz den Scepter führt. Und wenn wir unter den Kundgebungen für die Franzoſen oder doch gegen den Krieg mit ihnen vom Kleinen zum Großen aufſteigen, ſo iſt zunächſt zu bemerken, daß ſehr wohl beobachtet wurde, wie die polniſchen Wehrmänner ganz beſonders bemüht geweſen ſind, ſich ihrer Verpflichtung zu entziehen, und wie ſie dabei von den polniſchen Geiſtlichen und Schullehrern durch Abfaſſung der Reclamationen, ſo wie von den polniſchen Gemeindevorſtehern durch Befürwortungen ihrer Geſuche unterſtützt wurden. Daß bei dieſem Verhalten nicht blos Gleichgiltigkeit, ſondern Hinneigung zu den Franzoſen in das Spiel kommt, das erhellt aus der Haltung der polniſchen Preſſe in Preußen, wie auswärts während der ganzen Kriegszeit, von der nicht allein Hinneigung, ſondern ſogar Parteinahme für die Feinde Deutſchlands unverblümt ausgeſprochen wird. Als der alte Polenfreund Kinkel in ſeiner Rede in Rapperswyl jene Parteinahme der Polen tadelte und für ungerechtfertigt erklärte, dabei auch ihre Wiederherſtellungspläne in die vom Nationalitätsprincip gebotenen Schranken verwies, da vergaß der „Dziennik poznanski“ alle Verdienſte, welche ſich Kinkel um die polniſche Sache, beſonders um die Emigranten in der Schweiz erworben hat, fiel mit Wuth über ihn her und warf ihm Unkenntniß der Geſchichte, deutſche Engherzigkeit und kindliche Naivetät vor. „Unkenntniß der Geſchichte“ ſollte er bewieſen haben, weil er Oſt- und Weſtpreußen deutſche Länder nannte. Der „Dziennik“ beſteht darauf, nicht nur ganz Poſen, in deſſen Hauptſtadt von 36 Stadtverordneten z. B. nur drei dem polniſchen Stamme angehören, für das wiedererſtehende Reich der Piaſten und Jagellonen zu beanſpruchen, ſondern auch Weſtpreußen; von Oſtpreußen ferner die öſtlichen (lithauiſchen) und die ſüdlichen (maſuriſchen) Theile, ſo wie auch Oberſchleſien, weil man dort noch größtentheils polniſch ſpricht. Wahrlich, dieſe Slaven ſind unverbeſſerlich! Nach ſolchen Aus- und Anſprüchen wird es nicht der eingehenden Wiedergabe der Begründung des „Dziennik“ bedürfen, um Ihre Leſer wieder neu davon zu überzeugen, daß der Pole wegen Geiſtesverwandtſchaft und Charaktergleichartigkeit ſich unwiderſtehlich zu dem Franzmann hingezogen fühlt. Des einen wie des anderen Sinn iſt

nur auf äußeren Glanz und Macht gerichtet; das nennen beide Freiheit oder nach Umständen Recht. Den Wohlstand, die Cultur, die Geistesbildung, die Rechtssicherheit, welche der Deutsche dem ersteren in Großpolen geschenkt hat, achtet er gering; er dankt nicht einmal dafür, daß ihm jetzt wieder Klöster für Capuziner, Bernhardiner, Franziscaner, Carmeliterinnen, Ursulinerinnen zu errichten vergönnt ist nach Herzenslust, ja daß er seine unentbehrlichen Jesuiten leibhaftig wieder bei sich beherbergen kann. Unvergeßlich bleiben ihm dagegen die Castellaneien, Starosteien, Wojewodschaften von Gnesen und Posen, wo es im 17. Jahrhundert gar keine deutschen Ketzer mehr gab; Kujawien hieß Kulm, Malborg Marienburg u. s. w.

Doch zurück von dieser Abschweifung, zu der uns der Mißmuth über den unheilbaren Fieberwahn eines Todessiechen geführt hat. Wir wollten Anzeichen und Beweise dafür geben daß die Polen der Provinz in unserem Kampfe mit den Franzosen, im Herzen auf der Letzteren Seite stehen und soweit selbst gegen die hiesigen Deutschen, wie gegen das ganze deutsche Volk eine feindliche Stellung einnehmen. In aller Schroffheit tritt dieses Verhältniß darin zu Tage, daß die polnischen Emigranten in ganz Europa offen auf der Seite unserer Feinde stehen und in abgesonderten Freischaaren an der Seine, an der Loire und der Saone die Waffen gegen uns führen, daß die posener Polen, wie 1848 und 1863, so auch jetzt mit jenen, ihren Stammgenossen im besten Einvernehmen stehen und daß der „Dziennik", wie andere polnische Blätter, mit Behagen prahlerische Berichte über ihre angeblichen Heldenthaten gegen unsere Brüder, ja gegen ihre eigenen Stammesbrüder, welche unter preußischen Fahnen stehen, bringt. Bemerkenswerth besonders ist einer von einem Capitain in der Pariser Nationalgarde, weil sich darin das auch anderwärts zu Tage tretende widerliche Gemisch von tödtlichem Stammeshaß und finsterer Bigotterie auf eine grelle Weise ausspricht. Es heißt darin u. A.:

„Obwohl ich Capitän bin, so führe ich dennoch den Carabiner und mache als tüchtiger Schütze den ausgiebigsten Gebrauch von dieser Waffe. Ich habe die Gewohnheit, so oft ich 10 Preußen niedergestreckt habe, ein Kreuz auf den Gewehrkolben einzuschneiden und zähle solcher Kreuze bereits 2½. Ich hoffe, daß noch mehr dazu kommen werden. Mein Carabiner ist ein ganz vortreffliches Chassepotgewehr. Vor Beginn der Schlacht segne ich mich mit dem Zeichen des Kreuzes und verrichte ein kurzes Gebet, daß ich unversehrt aus dem Kampfe herauskomme; nach beendigter Schlacht küsse ich meinen Carabiner, der mir so gute Dienste geleistet hat."

Es fehlt übrigens auch nicht an unmittelbaren Ausbrüchen der Stammesfeindschaft in der Provinz selbst. So wurden in der Stadt Posen bei der Feier des Sieges von Sedan von polnischen Schülern Steine auf die Theil-

nehmer eines deutschen Umzuges geworfen, Andere wurden von jungen Burschen mit Knitteln angefallen und gemißhandelt. Die sympathischen Kundgebungen für die französischen Gefangenen, besonders auch diejenigen von Gymnasiasten in der Domkirche in Posen, sind bekannt.

Alles das hat wenig auf sich, so lange unsere Heere siegreich sind; es würde aber eine ganz andere Bedeutung gewonnen haben, wenn französische Truppen in irgend einer Weise, etwa von der Ostsee aus, uns hier im Osten bedroht hätten. Die Militärbehörden haben jedoch aus Vorsicht auf diese Stimmung in ihren Anordnungen Rücksicht genommen. So sind die Posener Landwehrbataillone, besonders diejenigen der Regimenter 18, 19, 58 und 59 aus dem Regierungsbezirk Posen mit Wehrmännern aus Schlesien und Prov. Sachsen durchmischt. Demnach sind auch die Heldenthaten der Division Kummer, welche hauptsächlich diese Regimenter umfaßt, nicht allein, auch nicht einmal vorzugsweise den Polen gut zu schreiben, da die Deutsch-Posener hauptsächlich ihre Führer abgegeben haben, auch in der Mannschaft noch erheblich vertreten sind. Dagegen tragen die zum pommerschen Armeecorps gehörigen Regimenter 14 und 54, welche in dem Netzdistrict ihre Ersatzquartiere haben, an und für sich schon einen überwiegend deutschen Charakter, da dieser nördliche Theil der Provinz sehr stark in der Germanisirung vorgeschritten ist, und wenn das Landwehr-Bataillon Schneidemühl sich bei der Erstürmung von Danjoutin auszeichnete, so ist das Verdienst dabei einzig den eingebornen Wehrmännern aus dem westlichen Netzdistrict zuzuschreiben.

Uebrigens bleiben die polnischen Soldaten der preußischen Fahne unverbrüchlich treu. Die Franzosen schmeichelten sich, unter ihnen zahlreiche Ueberläufer für sich zu gewinnen — an Verlockungen haben sie's ja auch nicht fehlen lassen — aber bisher verlautete nur von einem einzigen Husaren, der bei Belfort zu ihnen übergegangen sein soll, ohne daß auch davon eine zuverlässige Bestätigung zu uns gedrungen wäre. Bei Orleans wurden gegen 30 Husaren eines Posener Regiments (darunter der Enkel eines polnischen Generals) gefangen genommen, und von französischer Seite wurde als etwas Auffallendes berichtet, daß sich keiner von ihnen habe bereit finden lassen, sich in französische Regimenter einreihen zu lassen, ein Beweis, daß man sie mindestens dazu aufgefordert hat. Diese Fahnentreue ist ein Beweis, daß die Polen keinen reellen Grund zur Beschwerde unter preußischer Herrschaft haben, und daß die große Masse ihres Landvolks ebenso wenig Nationalgefühl besitzt, und ebenso wenig Sehnsucht nach der Herstellung eines neuen Polenreichs hegt, wie das oberschlesische. Wenn der polnische Bauer und ländliche Arbeiter in Posen, wie in Westpreußen und Obberschlesien, Haß gegen den Deutschen äußert, so liegt fast immer eine Verwechslung des Deutschthums mit dem Lutherthum zu Grunde. Dieser Haß wird sich also auch ganz verlieren, wenn die Priester aufhören, den religiösen Haß zu unterhalten, und wenn die Schulen, von ihrem Einfluß befreit, nicht blos mechanische Fertigkeiten lehren, sondern die Geister ernstlich aufhellen. Wann werden die obersten Schulbehörden Preußens aufhören, sich gegen diese offenkundige Thatsache zu verschließen? Die Provinzialbehörden erkennen sie großentheils an, denn sie müssen täglich die üblen Folgen des bestehenden Systems wahrnehmen. Der verstorbene Regierungspräsident von Schleinitz hat deshalb öfters das Schulinspectorat in seinem Regierungsbezirk (Bromberg) an Districtscommissarien übertragen, d. h. an eine der Provinz eigenthümliche Art von Beamten, welche die Polizei in ländlichen Districten von etwa 6—8000 Seelen verwalten. K.

Besprechungen von Kriegsliteratur.

Auf dem Siegeszug von Berlin nach Paris. Nebst einem Anhang: Das rothe Kreuz und die Schlachtenbummler. Von Karl Pietschker, Zugführer der mobilen Johannitercolonne im Hauptquartier der III. Armee. Verlag von Paul Schettler, Cöthen.

Das kleine Werk schildert in der anspruchslosen Form eines Kriegstagebuchs den Siegeszug der III. Armee von Weißenburg bis Versailles. Sind auch ähnliche Schilderungen schon vielfach durch Feldpostbriefe und Zeitungsberichte dem lesenden Publicum geboten worden, und kann daher auch das Buch nicht Anspruch machen, viel Neues über die Geschichte dieses Krieges gebracht zu haben, so spricht doch aus jedem Blatt ein gebildeter, selbständig denkender Geist und vor Allem ein warmes, deutsches Herz. Aber herabstimmend muß wirken, wenn man liest, wie die opferfreudige Begeisterung der freiwilligen Pfleger durch Mißgunst im Felde gelähmt und durch entstellte Zeitungsberichte beim Publicum verlästert worden, und wie diejenigen in gerechtem Unmuth aus ihrem Wirkungskreis scheiden mußten, die freudig Leben und Gesundheit eingesetzt hatten zum Wohle der Verwundeten. Hier sei nur ein Beispiel dafür erwähnt, wie weit oft diese Aufopferung gegangen ist, ein Beispiel, das übrigens nicht in dem vorliegenden Buche steht: Eins der bekanntesten Reichstagsmitglieder hat infolge seiner Anstrengungen im Dienste der freiwilligen Krankenpflege mehrere seiner Fußzehen eingebüßt, und nur infolge monatelanger Schonung das Bein vor Amputation gerettet. Er schleppt sich noch heute an Krücken. Allen, die sich eine wahre Vorstellung von der Thätigkeit der Johannitercolonne und ihrer Organisation bilden wollen, auch von den Schwächen der Letzteren, die der Verfasser durchaus nicht verschweigt, mögen die vorliegenden Blätter empfohlen sein; so fern sie sich von Prahlerei oder Selbstlob halten, dienen sie doch gewiß dazu, den freiwilligen Helfern und ihrem Wirken auf dem Schlachtfeld zu einer gerechteren und dankbareren Würdigung zu verhelfen, als ihnen leider durch einen Theil unserer Presse geworden ist.

Im Verlag von Franz Lipperheide in Berlin ist unter dem Titel: Zu Schutz und Trutz, eine Sammlung vaterländischer Gedichte, auch zum Theil in Musik gesetzt, erschienen*). Die besten Dichter der Jetztzeit sind darin, meist durch handschriftlich-facsimilirte Beiträge vertreten. Wenn es wahr ist, daß aus der Handschrift auf den Schreibenden geschlossen werden kann, wenn ferner wahr ist, daß unsere werthen Damen sich gerne ein Bild ihrer Lieblingsdichter entwerfen, so können die Grenzboten ihren freundlichen Leserinnen aus der Lectüre dieser Gedichte einen doppelten Genuß versprechen: unter jedem Liede steht das Facsimile des Verfassers, manche sind sogar durchaus in den Schriftzügen des Autographs gedruckt. Der ganze Reinertrag des Werkes ist den Verwundeten bestimmt; der gediegene Inhalt und der edle Zweck bedürfen gewiß keiner weiteren Empfehlung. J.

*) Ueber dasselbe verdienstliche Werk ist uns nach Druck dieser kurzen Besprechung ein Artikel zugegangen, welcher an dieser Sammlung die Kriegspoesie des Jahres 1870 überhaupt erläutert. Wir bringen ihn sobald thunlich. D. Red.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Der Deutsche Kaiser.

Am ersten August achtzehnhundertundsechs verkündete der Kaiser Napoleon: er erkenne das Deutsche Reich nicht mehr an. Am sechsten desselben Monats legte Kaiser Franz II. die deutsche Kaiserkrone nieder und erklärte das heilige römische Reich aufgelöst. An demselben Tage, vierundsechszig Jahre später, donnerten die Kanonen von Wörth und Saarbrücken und begannen ein ander Kaiserreich zu Grabe zu läuten, das zweite Kaiserreich der Franken.

Wenige Deutsche können aus eigener Erfahrung künden, was unser Volk in dieser langen Frist erlebt und erstritten, geträumt, gehofft und erduldet hat. Zwei Geschlechter sind seitdem ins Grab gesunken, und die Besten unter ihnen konnten den Nachfahren nur verheißen, daß sie den Tag der Deutschen Einheit erleben würden, der den Scheidenden in ihrem Leben nimmer vergönnt war. Aber Ein Deutscher hat schon im Jahre achtzehnhundertundsechs die Schmach unseres Vaterlandes bewußt empfunden, und dann im Jahre achtzehnhundertundsiebenzig die Erhebung des deutschen Namens und Volkes so glorreich hinausgeführt: der königliche Bundesfeldherr der Deutschen, König Wilhelm von Preußen, der nun, am achtzehnten Januar unseres Jahres, die Annahme der deutschen Kaiserkrone seinem ganzen Deutschen Volke verkündet hat.

Kein Deutscher Fürst hat jemals das herrliche strahlende Symbol der Einigung und Kraft unseres Vaterlandes, das die Liebe und Ehrfurcht des Volkes und der Regierungen ihm auf das greise Haupt drückt, in so harter Arbeit, Entbehrung und Ausdauer, in einem so selbstvergessenden Streben reich verdient wie Er. Wenn wir sie Alle an uns vorüberwandeln lassen, die Heldenkaiser der alten Tage, die Städteerbauer und die Hunnenbesieger, die Kreuzfahrer und die Führer der Römerzüge, die Ordner des Gottesfriedens und die Förderer eigener Hausmacht: wo hat ein Einziger das vollendet, was unter unsern Augen das Deutsche Schwert unter Führung des königlichen Feldherrn erreichte, was unter dem milden Einfluß seines Namens und Rathes die Gegenwart künftigen Jahrhunderten an fester Staatsordnung überliefert?

Was hat Oestreich verloren, als es die alte Krone der Deutschen freiwillig vom Haupte seiner Herrscher hob, und niederlegte zu den andern Kleinodien der einstigen Reichsherrlichkeit? Einen Titel, nichts weiter; eine Krone von Flittergold, welche längst nicht mehr war, was sie bedeutete, längst zu schwer denen, die sie trugen; die zur rechten Zeit auch dem Namen nach verschwand, als die meisterlose Ueberhebung der Reichsfürsten im Rheinbund ihre unwürdigsten Tage feierte. Preußen dagegen, der jüngste Sohn des gemein-deutschen Erbes, hatte sich zwar seinen Weg gebahnt unter der Mißgunst und in offnem heißen Kampfe gegen die dynastischen Interessen der letzten Deutschen Kaiser — aber dasselbe Jahr, welches diese der altheiligen Würde entkleidete, brachte auch das Bollwerk des Preußischen Staates an den Abgrund des Verderbens. Der Rheinbund von Napoleon's Gnaden und der Staat Friedrich's des Großen vertrugen sich nicht auf einem Boden, in einer Zeit. Bis zum äußersten Osten der Preußischen Monarchie floh, nach der Schlacht von Jena, das Königshaus vor der Rache und Rohheit des siegreichen französischen Kaisers. Damals hat die gottbegnadete unvergeßliche Königin Louise, in ihres Landes und Hauses größter Drangsal, in die Seele ihrer zarten Söhne jenes stille Selbstvertrauen, jene unwandelbare Zuversicht in Preußens Wiedererhebung zu ganz Deutschlands Frommen gelegt, welche sie und die Leiter des Preußischen Staates damals wie immer auszeichnete. Die Königin selbst freilich hat die Erfüllung ihrer heldenmüthigen Hoffnungen nicht mehr erlebt. Sie hat nicht mehr, neun Jahre später, ihre jugendlichen Söhne in die Hauptstadt ihres Todfeindes siegreich einziehen sehen. Ihr ist das Herz gebrochen über dem Jammer ihres Volkes. Aber ihr Sohn, der König Wilhelm von Preußen hat, am sechzigsten Jahrestage ihres Todes, der theuren Mutter Vermächtniß kühn und gottvertrauend angetreten. An diesem Tage, am 19. Juli 1870, nahm er die von Frankreich frech hingeschleuderte Kriegserklärung auf, mit der schneidigen Spitze seines Deutschen Schwertes. Daß Deutschland nun einmüthig und kraftvoll wie nie zuvor seinem Heerruf folgen konnte, daß seinem Ruf ein freudig Echo folgte, von den Höhen, wo seine Stammburg ragt, bis zu den Dünen der Deutschen Meere, daß alle Deutschen gleich gerüstet und kriegsfertig sich gegen den Erbfeind stürzten — das war wiederum vornehmlich sein eigenes Werk. Das Werk hatte er gewollt und vollendet, unbekümmert um die Gunst oder Ungunst der Tagesmeinung, soviel ihm auch sonst an der Liebe seines Volkes gelegen war. Seitdem ist dieses Werk allen Kriegsmächten der Erde zum tigen Vorbild geworden.

Mit ungebeugter Kraft hat sich der König bei Ausbruch des Krieges selbst an die Spitze der Deutschen Heere gestellt, und alle Mühsal und Entbehrung des harten und ruhelosen Feld- und Kriegslebens mit unermüdlicher

Ausdauer ertragen. Er wird nicht heimkehren zum Frieden seines Hauses, bis er dem ganzen Deutschen Volke einen dauerbaren Frieden mitbringt; von dem Feinde, der Jahrhunderte hindurch unser und des Weltfriedens Störer gewesen ist.

Und hier, an der Spitze der deutschen Heere, in der alten Königsstadt der französischen Herrscher, an die sich dem französischen Volke hundert bedeutende Erinnerungen knüpfen, wo sich einst die üppige Selbstvergötterung des vierzehnten Ludwig blähte und die große Revolution ihren offiziellen Anfang nahm, ward dem König von der freiwilligen Liebe und Dankbarkeit aller Deutschen Stämme und Regierungen die Krone angeboten, welche die oberste einheitliche Macht im wiedererstandenen Deutschen Reiche bedeutet. Kein Parteihader und kein Bürgerblut, kein gebrochener Eid, und kein Fluch gestürzter Herrschergeschlechter oder freiheitsberaubter Nationen heftet sich an dieses funkelnde Gold. Zu Tage gefördert ward es aus dem tiefen Schachte unsrer Volksseele, die das edle Gut treu behütete, der großen Tage eingedenk, da dies Gold einst über die Welt geglänzt hatte. Gehärtet ward es in dem heißen Schlachtenfeuer der jüngsten Monde; und leuchten soll es wie ehedem über alle Welt bis zu den fernsten Geschlechtern, als ein Zeichen, daß hier im Kern von Europa ein Volk wohnt, dessen Stärke die Eintracht, dessen Ehrgeiz die friedliche Arbeit, die Förderung der Völkerwohlfahrt, schöner Menschensitte und jeder Freiheit sein wird.

Viele unter uns, und nicht die schlechtesten Deutschen, haben dem Gedanken widerstrebt, die Deutsche Kaiserkrone zu erneuern. Denn, in der That, nicht nur reine und wohlthuende Erinnerungen knüpfen sich an Krone und Titel. Und diejenigen wieder, welche in dieser Krone das äußere Band und das Ideal unserer Einheitsbestrebungen erblickten, hätten sie wol lieber zu Sanct Paul in Frankfurt oder in langjähriger vereinter Friedensarbeit schmieden sehen, als auf den blutgedüngten Wahlstätten Frankreichs; Viele hatten sich an die Weissagung Uhland's gewöhnt, von dem vollen Tropfen demokratischen Oeles, ohne dessen Salbung das Haupt des künftigen Kaisers nicht über Deutschland leuchten werde. — Nun, wir meinen, die Prophezeihung ist buchstäblich eingetroffen. Nur heißt der edle Saft: das Herzblut unserer Krieger; und die Demokratie, die ihn auspreßte und hingab für das neugeeinte Vaterland und das neue Oberhaupt: das Deutsche Volk in Waffen. Und daß der neue Kaiser redlich gewillt ist, das Dichterwort auch im Geiste wahr zu machen, das beweisen wohl am deutlichsten die wahrhaft königlichen Worte am Schlusse seiner Botschaft: „Uns aber und unsern Nachfolgern wolle Gott verleihen, allezeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern in Werken des Friedens, auf dem Gebiet nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung."

So spricht der siegreiche Feldherr zu seinem Volke, dem das Höchste ge-

lungen, was Menſchen erſtreben und erreichen können. Nicht er und nicht wir haben uns gedacht, daß ſo das Staatsgebäude der Deutſchen werde gekrönt werden, durch eine Botſchaft des elektriſchen Funkens aus der Königsſtadt der Franzoſen! Gott hat es ſo gefügt, und wir mögen erkennen, daß es ſo am beſten geſchehen iſt. Denn nicht mit dem Ehrgeiz einer neuen höheren Würde tritt unſer künftiges Kaiſergeſchlecht auf den Thron des Deutſchen Volkes; ſondern dieſe Krone iſt ein Zeichen dafür, daß die Könige von Preußen uns ſchon Alles erreicht und gewonnen haben, was jemals Deutſche Kaiſer vor ihnen: ſo daß fürderhin nicht nöthig ſein wird, das Schwert zu tragen, wenn wir pflügen oder Häuſer bauen, ſo daß unſer Kaiſerreich wirklich den Frieden bedeutet, den uns das ſcharfe Schwert der Preußiſchen Könige dauernd begründet.

So möge die Deutſche Kaiſerwürde blühen für und für! Die Träger derſelben ſind ſterbliche Menſchen, ſo hoch ſie ſtehen. Auch ihre Namen werden verrauſchen im Meer der Zeiten. Aber wenn längſt wieder auf den Bergen des Wasgau und an der Moſel, von ihrer Quelle bis zur Mündung, ein rein deutſches Geſchlecht wohnt, wird das Volk ſich noch erzählen von Dem, der die Lande an Deutſchland zurückbrachte: vom Kaiſer Wilhelm.

H. B.

Wodan als Jahresgott.

Von Max Jähns.

Wir leſen im zweiten Capitel des zweiten Buchs Moſe: „Und Gott der Herr machte den Menſchen aus einem Erdenkloß und er blies ihm ein den lebendigen Odem in ſeine Naſe und alſo ward der Menſch eine lebendige Seele.“ — Mit ein und demſelben Worte: „atasa“ bezeichnen die heiligen Veda-Hymnen der Inder zugleich Seele und Wind. Semiten und Arier alſo, die beiden großen, alle Cultur tragenden Hauptſtämme der Menſchheit, ſtimmen überein in der uralten und ſo natürlichen Vorſtellung, daß Luft und Leben, Odem und Seele ein und daſſelbe ſeien. Mit dem letzten Athemzuge ſcheinen wir ja beides zu verhauchen. Die nimmer verſiegende Quelle aber, aus welcher wir eben bis zum Tode den Hauch göttlichen Lebens trinken, das iſt der allumfließende, unergründlich tiefe, weltumſpannende Aether.

Darum ſingt Hölderlin ebenſo ſchön als wahr:

„Treu und freundlich wie du, erzog der Götter und Menſchen
Keiner, o Vater Aether! mich auf; noch ehe die Mutter
In die Arme mich nahm und ihre Brüſte mich tränkten,
Faßteſt du zärtlich mich an und goſſeſt himmliſchen Trank mir,
Mir den heiligen Odem zuerſt in den keimenden Buſen. —
Nicht von irdiſcher Kraft gedeihen einzig die Weſen;
Aber du nähreſt ſie all' mit deinem Nektar, o Vater!
Und es drängt ſich und rinnt aus deiner ewigen Fülle
Die beſeelende Luft durch alle Röhren des Lebens."

Wenn ſo innig und kindlich ein moderner, von der Religion und Philoſophie langer Jahrhunderte erzogener Dichter das Element der Luft verehrend grüßt, wie gewaltig mußte es da den unentwickelten Naturmenſchen zur Anbetung des heiligen Aethers mahnen. Denn die Luft, welche geathmet das Leben ſeines Geiſtes nährt und auszumachen ſcheint, muß ſie nicht der urſprünglichen Gottesverehrung das Göttliche ſelbſt ſein, und bieten ſich nicht ihr Allumfaſſen, ihr Alles durchdringen, ihre Grenzenloſigkeit unwillkürlich dar als die ſinnlichen Attribute auch einer ſchon hoch entwickelten Gottesvorſtellung?! So iſt durchaus verſtändlich, daß die Luft als eine Gottheit erſchien. —

Dazu kam aber noch ein anderes Moment. Jenes „Seele" und „Luft" bezeichnende Sanscritwort atasa bedeutet eigentlich: der Eilende, d. h. der ſich raſtlos bewegende Hauch. Auch dieſe Ideenverbindung iſt eine uralte und allgemeine. Wo wir Leben erkennen, da erkennen wir auch Bewegung; wo Bewegung iſt, da vermuthete deshalb der natürliche Menſch ſogleich auch Leben, ja er ſetzte es mit Beſtimmtheit voraus. Nun gibt es aber nichts Beweglicheres in der Luft, die, in ſo unendlicher Mannigfaltigkeit vom holden warmen Hauch einer liebeflüſternden Menſchenlippe bis zu der entſetzlichſten Erſchütterung jäher Donnerſchläge, vom lauen Hyazinthen-umſäuſelnden Frühlingszephyr bis zum fürchterlich brauſenden Herbſtorkan jedesmal eine andere und doch immer und immer wieder dieſelbe iſt.

Alſo auch nach dieſer Seite der Bewegung hin ſtellt ſich die Luft recht eigentlich als die vollkommenſte Erſcheinungsart des Lebens — und der Gottheit dar. Denn abhängig von ihrem Wehen und Weſen treten dem Menſchen die ihn zu allernächſt berührenden Naturerſcheinungen entgegen. Es iſt der Wind, welcher die Schaaren regenſpendender ſegnender Wolken zu uns her treibt, der Wind, welcher die laſtende, trübe Nebeldecke zerreißt, ſo daß das himmelsblaue Auge wieder lacht; der Wind iſt's, der mit unheimlicher Schnelle des Gewitters dunkle Wolkenburg am Himmel baut; es iſt der Sturm, der in nächtlichem Wüthen zur Tag- und Nachtgleiche über die Erde brauſt und den Lenz emporführt oder den Sommer zu Grabe trägt,

Wind iſt der Welle
Lieblicher Buhle,
Wind miſcht von Grund aus
Schäumende Wogen ....
Schickſal des Menſchen,
Wie gleichſt du dem Wind! —

Dachte man aber einmal die bewegte Luft als Gottheit, ſo war es ganz dem Sinne kindlicher Naturmenſchen angemeſſen, wenn man vor Allem die gewaltigſte, die furchtbarſte Geſtaltung derſelben, alſo den Sturm, zum Gegenſtande mythenbildender Verehrung machte. Denn alle Gottesfurcht, alle Ehrfurcht geht ja, wie dies ſchon im Worte liegt, zuerſt von der wirklichen Furcht aus. Und ſo iſt denn ſehr begreiflich, daß die vornehmſte, die am reichſten entwickelte Göttergeſtalt des altdeutſchen Glaubens urſprünglich ein Sturmgott iſt. —

Indeß keineswegs bildet die Fantaſie eines jugendlichen mit ehrfurchtsvollem Schauer in die Welt hinausſpähenden und hinauslauſchenden Volksgemüths von vornherein menſchlich geformte, menſchlich empfindende Göttergeſtalten; vielmehr treten die Perſonificationen der Naturerſcheinungen faſt immer zuerſt unter der Form von Thiergeſtalten auf. Ein ungeheurer Wolf ſchien der heulende Wind, vor dem die Heerde weißer Wolken eilig flieht; oder man glaubte im Sturme Flug und Krächzen ſchwarzer Raben, oder eines weltüberfliegenden Adlers Flügelſchlag zu vernehmen, wie ja noch Lenau ſingt:

Draußen ſchlägt der Nachtgeſell
Sturm ſein brauſendes Gefieder. —

Bei weitem am häufigſten aber dachten die Deutſchen Sturm und Wind unter der Form des Roſſes, eine Anſchauung, die noch jetzt ſo geläufig iſt, daß die Dichter ſie mit großer Vorliebe gebrauchen und z. B. der eben ſchon angeführte Lenau in der herrlichen Sturmſcene ſeines Fauſt ſicherlich auf unſer volles Verſtändniß rechnen kann, wenn er ſingt:

„Wie wenn die Roſſe durch die Haide fliegen,
Hinſauſend an den ſchlanken Graſeshalmen
Und ſie mit ihrem Sturmgeſchnaube biegen
Und ſie mit ihrem ſtarken Huf zermalmen:
So fliegen auch die Himmelsroſſe raſend
Durch grüne Meereshaiden als Verwüſter
Und wihern Sturm aus aufgeriſſner Nüſter
Der Maſten ſchlanke Halme niederblaſend!“

Auch als die Stufe des Theriomorphismus, (der Anſchauung von Naturerſcheinungen unter dem Bilde der Thiere) verlaſſen, und die höhere Stufe

des Antropomorphismus erstiegen wurde, d. h. als man anfing, die Erscheinungen im Bilde menschlich gestalteter Gottheiten aufzufassen, da blieben jene Thierbilder doch noch als Attribute der neuen Gottheiten zurück, und der deutsche Sturmgott Wodan erscheint deshalb im Geleit von Wölfen und Raben, ja wohl gar selbst mit einem Adlerkopf, stets aber, und dies ist ein durchaus charakteristischer Zug, zu Rosse, als ein reitender Gott. — Und wenn uns ja überhaupt „Roß und Reiter" gewissermaßen als ein Wesen erscheinen, so ist dies bei Wodan und seinem Rosse Sleipnir im höchsten Maße der Fall; denn beide bezeichnen und bedeuten ursprünglich wirklich ein und dasselbe Naturprincip. — Milchweiß ist dies wunderbare Roß, Feuer sprüht ihm aus den Nüstern und die nordische Mythe erkennt ihm sogar acht Füße zu, sowohl um seine ungeheure Schnelligkeit auszudrücken, als um die acht Hauptrichtungen der Windrose zu symbolisiren. Auf seinem Rücken trägt es den hohen gewaltigen Reiter, um dessen Schultern sich stets ein langwallender Mantel schmiegt, und dessen Haupt selten ein Helm, fast immer aber ein großer breitkrämpiger Hut bedeckt. Hut und Mantel aber sind wie das Roß Natursymbol; es sind Abbilder der bedeckenden und umhüllenden Wolkenmassen, als welche sie beide in unsren Märchen als Nebelkappe und Wunschmantel noch heute große Rollen spielen. So ganz und gar gehörten sie zur wesentlichen Erscheinung Wodan's, daß sogar mehrere seiner Beinamen von ihnen hergenommen sind. Nach dem Hut nannten die Skandinaven ihn Odhien-Höthr, d. h. Odhien-Hutträger; nach dem Mantel nennen die Westfalen ihn Hackelbärend d. h. Mantelträger.

Bedeutungsvoller nnd weit ausschauender ist jedoch der eigentliche Name des germanischen Sturmgottes. Derselbe lautet hochdeutsch: Wuotan, niederdeutsch, wie wir ihn schon angewendet: Wodan, nordisch: Odhinn. Das Wort ist stammverwandt mit „Wuth" und bedeutetet den stürmisch Einherbrausenden. Das althochdeutsche: „wuoti" bezeichnete nämlich nicht wie unser heutiges Wort „Wuth" eine ohnmächtige Leidenschaft, sondern jedes unwiderstehliche Vorwärtsdringen*), zunächst in der Welt der Körper, dann aber auch in der des Geistes. Es ist also eine durchaus treffende Bezeichnung nicht nur des Sturmgottes, sondern auch jenes vorher geschilderten, dem „Heiligen Vater Aether" und dem großen weltumfassenden Element der Luft entsprechenden göttlichen Princips.

Dies Princip, welches den Gott der bewegten Luft unmittelbar und durchaus ungezwungen in die Sphäre eines Himmelsgottes erhebt, führte denn auch ganz naturgemäß dahin, den Jahresgott in ihm zu erblicken;

*) Vergl. althochdeutsch: watan, mittelhochd. waten, soviel wie gehen, dringen, waten (hievon die Wade), ital. guadare, provenc. guazar, franz. guéer. Vergl. endlich auch das Franz. va—t—en.

denn die Erscheinungen des Himmels bedingen ja, wie wir schon angedeutet, vornehmlich auch durch den wechselnden Wind, die Jahreszeiten.

Wodan hat freilich noch eine Reihe anderer göttlicher Vorsteherherrschaften übernommen; als Allvater, d. h. als Fürst der Götter, als Walvater, d. h. als Schlachtengott, als Erfinder der Runen und Vater der Dichtkunst, als Wunschgott, d. h. als Verleiher aller guten und vollkommenen Gabe; am bedeutungsvollsten aber und den innersten Kern seines Mythus bildend, erscheint doch Wodan als Jahresgott.

Weihnachts-Wodan.

Das Jahr der alten Deutschen begann etwas früher und zu einem viel passenderen Zeitpunkte als das unsrige, dessen Beginn sehr willkürlich von den Römern festgestellt und höchst unbegründet von uns übernommen worden ist.

Das altdeutsche Jahr fing nämlich mit dem Wintersolstitium an, d. h. zu jener Zeit, in welcher die Sonne auf ihrem tiefsten Standpunkt stillzustehn und auszuruhen scheint, bevor sie ihre aufwärts gewendete und nun von Tag zu Tag wieder wachsende neue Laufbahn beginnt. Wintersonnenwende also war Jahresanfang. —

Das Leben des Jahres ist aber dasselbe, wie das Leben der Sonne; es ist ihre Erneuerung, ihr Wachsthum, ihr Sieg über die Nacht und den Winter, ihre fröhliche früchtereiche Herrschaft, ihr Ermatten und das Nachlassen der Tageslänge, ja ihr allmähliches Absterben und endliches Begrabenwerden in der Nacht des Winters. Alles das spiegelt sich denn auch im altdeutschen Mythus und verschwistert sich aufs Innigste mit den wechselnden Gestaltungen des Luftlebens zu einer organischen Gemeinschaft. Diese aber ordnet sich um den Himmelskönig Wodan, der als solcher nicht nur Sturmgott, sondern auch Herr der Sonne ist, und den die uralte Sage daher auch als einäugig darstellt, weil ja der Himmel nur eine Sonne, nur ein Auge hat. Daneben kommt indeß auch die Bedeutung Wodan's als Sturmgott nicht zu kurz; bald tritt jene, bald diese Seite seines Wesens in den Vordergrund, und es ist ein Zug tiefsten Verständnisses für das Leben der Natur, daß unsere Altvordern Sturm und Licht Hand in Hand gehn lassen, daß ihnen das Licht im Sturm geboren wird, im Sturme wieder untergeht.

Der Jahresbeginn, die Frist des Solstitiums, des Ausruhens der Sonne war die hochheilige Jul-Zeit, Weihenächte, Weihnachten, und weil der Weihnächte zwölfe waren, nämlich von unserem Weihnachtsabend bis zum Dreikönigstage, so nannte man diese vornehmste Festperiode des Alterthums auch einfach: „die Zwölften". Um diese Zeit erwachte nach des Volkes

Glauben der Jahrgott Wodan aus dem Winterschlafe; mit dem Neulicht der Zwölften ritt er aus den Wolkenbergen hervor, hielt, gefolgt von allen Göttern des Himmels, seinen segnenden Umzug durch das verehrungsvoll feiernde Land, und seine Gegenwart weihte das neu beginnende Jahr. Jeder Tag der Zwölften gab die Vorbedeutung für Wetter und Schicksal eines der zwölf Monate des Jahrs und je gewaltiger der im Sturm einherjagende Gott die Bäume schüttelte, um so fruchtbarer wurde das Jahr.

Dies ist der Umzug des „Weltjägers" (wie er noch heut in Niedersachsen heißt) oder des „Wuotansheeres", dessen Vorüberbrausen unsere Altvordern andächtig lauschten und aus dem erst bei der späteren Abneigung der zum Christenthum bekehrten Nachkommen gegen die heidnische Sage ein „wüthendes Heer" in üblem Sinne geworden ist. Den germanischen Heiden klang aus dem Heulen und Pfeifen des Sturmes, aus dem gewaltigen Sturmliede des Gottes Stimme; er erschien daher als der Sänger im Sturm und es ist diese Anschauung vorzugsweise, aus der heraus Wodan zum Gott der Dichtung wurde.

Wenn der Sturmgesang des Götterumzuges in den Zwölften durch die Luft brauste, so herrschte heilige Stille, sogar Gerichtsfriede im ganzen Lande, größte Ordnung, Sauberkeit und feiertägliche Ruhe im Hause, und die Gemeinde versammelte sich, um den als festliches Opfer geschlachteten Jul-Eber gemeinschaftlich bei heiterem Biergelage zu verzehren. Und in der Nacht stellte der Bauer eine Korngarbe, dazu scheffelweise Hafer und Gerste unter freien Himmel, ja er buk vor dem Hause; denn der Thau dieser Nächte, der von den heißgerittenen Rossen der den Wodan begleitenden Schlachtjungfrauen (Walkyren) niederströmte, segnete Korn und Brod und bewahrte den davon Essenden auf ein ganzes Jahr vor Krankheit. — Da aber zu allen Zeiten das Volk die andächtig verehrten Gestalten seines Glaubens und ihre heiligen Werke versinnlicht haben will, so scheinen auch im deutschen Alterthum Festumzüge processionsartigen Charakters den Götterritt des Wuotansheeres nachgebildet und als Mittelpunkt des Wodancultus während der Zwölften priesterlich aufgeführt zu haben. Aehnliche religiöse Umzüge finden sich bei allen Völkern und zwar an vielen Orten ebenfalls zur Zeit der Zwölften; denn diese waren eine in Nord und Süd allgemein für heilig geltende und hochgefeierte Zeit. In Italien fiel in diese duodecim noctes das Fest der Saturnalien, bei welchem wie in den deutschen Weihnächten Arbeitsruhe, ja für die Sclaven sogar Fröhlichkeit und ausgelassene Lust herrschte und üblich war, sich gegenseitig zu beschenken. Als nun die christliche Kirche zur Herrschaft gelangte, da legte sie das Fest der Geburt Christi bald ebenfalls in diese so uralt heilige Zeit. Anfangs freilich hatte man des Heilands Geburt später, nämlich am 6. Tage nach Neujahr, am jetzigen

Dreikönigstage gefeiert, weil man die Geburt des ersten Adams, welcher am sechsten Tage der Schöpfungswoche geboren worden, in Beziehung setzen wollte mit der Erscheinung des Heilands als des zweiten Adam, der die Wiedergeburt der Menschen bewirkt und darum nannte man diesen Tag Epiphania, das Fest der Erscheinung Christi. Später aber verlegte man das Geburtsfest des Herrn auf den 25. December, also in die Zwölften, denn man wollte — und dies war eine sehr schöne Idee — die Geburtsfeier der sinnlichen Sonne adeln und zu einem christlichen Feste erheben, indem man gleichzeitig mit ihr die Geburt des geistigen Neulichts feierte, das allen Menschen aufgegangen sei aus dunkler Nacht und nun von Tage zu Tage wachsen werde, um nimmer zu erlöschen.

Dieser Anschauung gemäß wurden alsbald auch die altgermanischen Symbole des Weihnachtsfestes umgedeutet. Wodans Heiligthümer waren gold geschmückt; und noch heut schmücken die Kinder mit Schaumgold ihren Weihnachtsbaum. Dieser äpfelbehangene erleuchtete Baum bedeutete aber ursprünglich die Weltesche, den Weltenbaum, der die Idunas-Aepfel ewiger Jugend trug, und dem die Wintersonnenwende den ersehnten Glanz neuen Frühlingslichtes verkündete und verhieß.

Bald freilich wurde er von den christgewordenen Germanen als jener Baum Edens aufgefaßt, an dessen Aepfeln sich der Mensch den Tod gegessen, der aber nun im neuen Lichte strahle, da der welterleuchtende Christus den Menschen das Paradies wiedergewonnen habe. — Jene uralten Cultusgebräuche der Germanen, welche den Umzug Wodans in dramatischen Spielen gefeiert hatten, wurden jetzt mit den Christmetten des heiligen Abends verbunden, bei welchen ohnedies bereits herkömmlicherweise dramatische Darstellungen, namentlich solche von der Geburt Christi zur Aufführung kamen, naive Schauspiele, denen die betreffenden, von den Evangelisten erzählten Nebenumstände zu Grunde gelegt und in der mannigfachsten Weise ausgeschmückt und erweitert wurden. In Folge dieser Verbindung haben sich die Reste der altheidnischen Cultus-Spiele, die den Umzug des Sonnenwend-Wodans dargestellt, sehr lange erhalten, ja sie treten, freilich als höchst einfache und unkünstlerische Darstellungen, noch bis heut zu Tage unter den Weihnachtsgebräuchen des Volkes auf. — In manchen östreichischen Dörfern reitet z. B. zu Weihnachten der „Sunnenwendfeuermann auf dem golda Rössl" von einem Markstein des Dorfes zum andern, legt den Kindern Gaben auf's Fenstergesims und bringt auch Erwachsenen, die an das golda Rössl glauben, „a Feiertag'wand, und a Zwieguld'n" — In Westfalen kommt, dem Volksglauben nach „das Christkind" auf einem Schimmel geritten, und man setzt Heu und Hafer vor die Thür, damit das Pferd fressen könne.

In den meiſten Gegenden Deutſchlands aber ziehn zur Adventszeit Bauern als Schimmelreiter verkleidet von Hof zu Hof. Die Art der Darſtellung iſt verſchieden. Entweder wird dem Burſchen ein Sieb mit langer Stange vor der Bruſt befeſtigt, ein Pferdekopf daran gebunden und das Ganze mit weißen Laken verhängt — ſo conſtruirt man im Braunſchweigiſchen den Schimmelreiter — oder drei Knaben ſtellen den Schimmel dadurch her, daß zwei von ihnen die Hände auf die Schultern des Vordermannes legen, der ſeinerſeits durch ſeine vorgeſtreckten Arme, (die wie das ganze ſeltſame Weſen mit Betttüchern überdeckt ſind) den Kopf des Thieres bildet. Auf den Schultern des Mittelſten ſitzt der gleichfalls weiß verhüllte Reiter, welcher einen erleuchteten Kürbis als Kopf unter dem Arm trägt. Dieſe Form iſt in Schleſien gebräuchlich. — Ebenſo, oder doch in ganz ähnlicher Weiſe, erſcheint der Schimmelreiter in den verſchiedenſten Gegenden Deutſchlands von Schwaben bis zur Nordſee, ja ſogar in England, deſſen Wodanhorſe oder Hobbyhorſe noch heute der Mittelpunkt heiterer Volksluſtbarkeit iſt, gerade wie es uns als ſolcher bei Shakeſpeare begegnet.

Dieſem Schimmelreiter oder Sunnwendfeuermann, der offenbar nichts anderes als eine rohe Repräſentation Wodan's iſt, ſchließen ſich häufig noch andere Weihnachtsmasken an, welche nicht minder Reſte alter Göttergeſtalten ſind, wie ſie einſt neben Wodan im Götterumzuge der Zwölften auftraten, dann aber in chriſtlicher Zeit, zu Knechtsgeſtalt herabgedrückt, halb oder ganz komiſche Figuren wurden: ſo namentlich der Schmied, in welchem unzweifelhaft der hammerſchwingende Gewittergott Donner zu erkennen iſt, ferner, und zwar wohl als Hindeutung auf die mit dem Neulicht erwachende Saat, der „Haferbräutigam", vornehmlich aber der „Knecht Ruprecht". Mit ſolcher Gefolgſchaft wandelt der Schimmelreiter von Haus zu Haus, nicht mehr, um den alten Göttern gleich, zum Jahrbeginne himmliſche Verheißung reichen Segens und köſtliche Gaben zu ſpenden, ſondern um Gaben zu empfangen: Würſte, Speckſchnitte und Trinkgelder, bis des buntſcheckigen Aufzuges Weg endlich zu einer Spinnſtube führt, wo ſich die Mädchen im Halbkreiſe aufſtellen, der Schimmelreiter aber unter mancherlei Kurzweil Orakel ertheilt und Räthſel aufgibt, zu denen der alte räthſelkundige „Odhinn", welchen die Edda ja gern mit Sterblichen um die Wette rathen läßt, wohl den Kopf geſchüttelt haben würde.

In einigen Gegenden heißt der Schimmelreiter auch ſelbſt „Ruprecht" und zwar mit vollem Fug, denn Ruprecht, d. i. Ruodperath, heißt der „ruhmglänzende"; das aber iſt ganz eigentlich ein Beiname Wodan's, und Ruprecht hat ſogar hier und dort (namentlich in Pommern, im Halle'ſchen, in Böhmen) auch deutlich die Erinnerung daran bewahrt, daß er, als ein Wodan, eigent-

lich reiten müſſe, und ſo entſchuldigt er ſich denn z. B. im Erzgebirge ſehr ausdrücklich:

„Ich komme geſchritten;
Hätt ich ein Pferdlein,
ſo käm ich geritten.
Ich hab wohl ein's im Stalle ſtehen,
aber es kann nicht über die Schwelle gehen*)."

Die Zähigkeit, mit welcher das Volk beim Umzuge des Schimmelreiters die Erinnerung an die alten Götter feſthielt, mußte frühzeitig die Kirche veranlaſſen, ſich der altgewohnten Formen zu bemächtigen und ihnen eine chriſtliche Geſtalt zu ſubſtituiren. — Dazu bot ſich am natürlichſten ein ſchon vorhandener Nachfolger Wodan's in der chriſtlichen Mythologie dar, deſſen Feſt kurz vor der Winterſonnenwende, auf den 6. December, fällt, nämlich der heilige Nikolaus.

Die urſprüngliche Verbindung dieſes Heiligen, der ein frommer venezianiſcher Biſchof war, mit Wodan hatte freilich mit nichts weniger zu thun, als mit dem heiteren Glanze weihnachtlicher Freude. Es war der Name des Biſchofs, der ihm ſeine Bedeutung verlieh. Das griechiſche Wort „Nikolaos" bedeutet nämlich „Volksbeſieger" und war ein Beinamen Pluto's, des Gottes der Unterwelt, weil der Tod ja alle Völker beſiegt. Daſſelbe Prädicat eignete ſich aber auch vortrefflich für Wodan, erſtlich als Schlachtengott, dann aber auch als Wintergott. Denn als ſolcher ſitzt Wodan, dem Volksglauben zufolge, vor dem Zeitpunkt des Neulichts, alſo am 6. December, dem Nikolaostage, allerdings noch unterirdiſch im Hügel und ſammelt hier — wie wir ſpäter noch erſehen werden — als Fürſt der Todten, als Herrſcher in der Unterwelt ein großes Heer, um mit dem Neulicht hervorzubrechen aus der Tiefe und erſt im Sturm, bald aber als Sonnenſieger über die erwachende Erde zu ziehen.

Vor der Winterſonnenwende entſprach Wodan ſomit wirklich dem Pluto-Nikolaos. Und ſo errichtete denn die Kirche dicht vor Weihnachten in dieſem St. Nikolaos eine Heiligengeſtalt, welche durch ihren Namen, wie durch das Datum ihres Feſtes die ganze düſtere Macht des Todes noch einmal mächtig und vollgewaltig ausſprechen ſollte, um den Segen des neugeborenen Heils dann deſto leuchtender hervortreten zu laſſen.

Indeſſen — Namen ſind Schall und Rauch! Von der grollenden Kirche immer mehr aus den Weihnachtsgebräuchen vertrieben, wanderte der Schimmel-

*) Drum ſtolpert Ruprecht auch zuweilen gleich auf der Schwelle, fällt der Länge nach hin, und ſchreit:

„Eine Thürſchwelle iſt mir unbekannt
Ich falle wie ein Sack voll Sand u. ſ. w."

reiter zurück bis zum Feste des Todeswodans, und die Geistlichkeit, der es ja vor allem auf Reinigung des Christfestes ankam, unterstützte vermuthlich diese Uebersiedelung. Der heitere Festglanz der Sonnenwendfeier war aber zugleich mit hinüber genommen und in Folge dessen sah sich der grimme Pluto-Nikolaos und mit ihm der venezianische Bischof St. Nikolaos zum Menschen- und ganz besonders zum Kinderfreund gestempelt.

Im Mittelalter wurde daher — namentlich in den Hansestädten — Nikolasnacht mit Maskerade und Schmaus, also mit all den prächtigen Feierlichkeiten der Zwölften ausgestattet; in Lübeck zumal fanden große Reiterspiele „Nikolas-Bohurte" statt, denn die ganze Erscheinung Wodan's, der reitenden Gottheit, wurde mit auf den Heiligen übertragen, der damit auch noch heutzutage als Schimmelreiter und in Ruprechtsbegleitung in den meisten katholischen Gegenden Deutschlands am 6. Dezember umherzieht*).

Am Vorabend des Nikolastages findet in einigen Gegenden (z. B. in Mähren) das Peitschenknallen statt. Die Burschen des Dorfes versammeln sich auf einer Anhöhe mit Peitschen, und laufen, sobald es dunkelt, knallend hin und her. Dies soll den Kindern zum Zeichen dienen, daß der heilige Nikolas vom Himmel auf die Erde gekommen ist, seinen Umzug zu halten. Jeder, der ihn schauen will, muß barfüßig und im bloßen Hemde auf den Berg laufen. Hier wird er sehen, daß die Pferde des heiligen Nikolas den Wagen, durch das Peitschenknallen erschreckt, umgeworfen haben. Das Zuckerwerk und alle guten Dinge sind herausgefallen und liegen da zum Abholen. — Anderwärts setzen die Kinder ihre Schuhe unter den Tisch oder auf den Heerd, füllen sie mit Hafer und fügen ein Bund Heu dazu, beides als Futter für des Heiligen Pferd. Nachts kommt er dann auf seinem „weißen Schimmel" und legt guten Kindern Obst und Backwerk, unartigen aber Roßäpfel in die Schuhe. Haben aber die Eltern keine Zeit oder Mittel, die Kinder zu beschenken, so sagen sie, des heiligen Niklas Roß habe gläserne Beine, sei ausgeglitten, habe den Fuß gebrochen und könne nicht kommen.

Seiner innigen Verschmelzung mit dem altgermanischen Wodan hat es „sinte Niklaas, den nobelen baas" (St. Niklas, der edle Herr) allein zu danken, daß er sogar in den Niederlanden, dem Hauptgebiet der heiligenfeindlichen Reformirten, noch volle Geltung hat. Er ist auch hier der gütige Gabenspender, der seine Geschenke entweder überraschend in eine Zimmerecke legt oder gar durch den Schornstein herabwirft, und zu ihm beten die gläubigen Kinder:

*) Auf Wodan deutet auch der ostpreußische Aberglaube, daß am Nikolaostage „die Wölfe zusammenkommen und daß man an diesem Tage nicht spinnen dürfe, weil sonst der Wolf in die Heerde falle." Wölfe aber sind dem Wodan heilige Thiere.

Sint Niclas, Gods heil'ge man
Doe uwen besten tabbaerd aen
En rydt er mes naer Spanje
Om appelen van Oranje
Om peeren van den boom!
(St. Nikolas, Gott's heil'ger Mann
Thu deinen besten Kittel an
Und reit darin nach Spanien
Um Aepfel von Oranien (Orange)
Um Birnen von dem Baum).

Am Abend des 5. December reiten dann Bauern auf wirklichen, oder künstlichen Schimmeln durch das Dorf, während die Bescheerung in die aufgestellten Schuhe oder Schüsseln der Kinder und Dienstboten gelegt wird.

Und ähnlich ist es in den verschiedensten Gegenden Deutschlands, von Helgoland an, wo Sönner Klâs waltet, bis zum Bodensee, wo Zemiklas regiert, vom Böhmerwalde, wo Nikola ganz als weißer Mann erscheint, bis nach Flandern, wo der Heilige nicht minder seine überall erwünschten Leckerbissen, das „Klasfüß" spendet. Diese Leckerbissen aber haben auch ihre besondere mythologische Geschichte.

Denn wie in den Resten alter Cultusdramen, die heutzutage der dörfliche Schimmelreiter mit seinem Chorgefolge darstellt, so sind auch in den Weihnachtsgebäcken noch manche Spuren von Nachbildungen des segnenden Wodanzuges zu erkennen, freilich abermals mit der Nikolaosvorstellung gemischt. —

Uralter Brauch der antiken Völker war es nämlich, den Todtengöttern Honig und Honigkuchen zu opfern, weil sie den Honig zum Einbalsamiren der Todten gebrauchten. Mit dem kalendarischen Pluto-Charakter übertrug sich nun auch diese Form des Opfermals auf Nikolaos und sein Fest, und Honigkuchen mit dem Bilde dieses Heiligen wurden früh sehr allgemein. Aber wie in den dramatischen Spielen, so trat auch auf den Lebkuchen an des Heiligen Stelle gar bald das Bild des göttlichen Reiters Wodan oder seines Rosses und verwischte die düstere Bedeutung des Honigtodtenopfers so vollständig, daß jetzt kein Mensch mehr bei seinem Weihnachtspfefferkuchen an die dunklen Mächte der unterirdischen Götter denkt. Das Bild von Roß und Reiter aber hat sich auch in diesem Teig erhalten. Noch heute verkaufen Dresdener Lebkuchenhändler in den Adventstagen, also zur Zeit der Zwölften, „Pferde" und „Ruprechte" aus Pfefferkuchenteig, und überall ist der Pfefferkuchenreiter die beliebteste Form des süßen Backwerks. In der Mark bäckt man ebenfalls zu Neujahr „Pereken", Kuchen in Pferdegestalt, in Ostfriesland die „Neujahrskaukjes", dünne Kuchen mit darauf gedrückten Rossen, und auch den St. Nikolas stellen die Zuckerbäcker geharnischt und zu

Pferde dar, wie der fromme Bischof vermuthlich nie erschienen, wie es aber für eine Wodans-Darstellung allerdings ganz angemessen ist.

Dies sind in allgemeinen Umrissen die noch heut in Deutschland vorhandenen Beziehungen auf den Weihnachts-Wodan.

Wunde Stellen im französischen Heer.

II.

(Schluß.)

Kam zu solchen Schäden noch die Unordnung, so war das für die betroffenen Heertheile um so empfindlicher. Das zeigte sich gleich beim Beginn des Krieges in auffälliger Weise. Die in das Lager von Châlons dirigirten Mobilgarden, das nur 18 Meilen von Paris entfernt und durch Eisenbahnen mit diesen verbunden war, erhielten 36 Stunden lang weder Brod noch Stroh. Die Truppen bekamen zu ihrer Labung auf dem Marsche nur das, was die mildthätigen Landbewohner ihnen reichten, welche die allgemeine Entrüstung darüber mit den Soldaten theilten. Bei der Ankunft in Metz mußten sie auf den Plätzen und Straßen, auch auf dem freien Felde, ohne Schutz und Zelte herumliegen. Es fehlte dabei den Mannschaften an Patronen, den Mitrailleusen an Munition, während der Gegner schon seine Vorstöße machte.

Diese Uebelstände gingen namentlich aus dem Mangel von zeitig bestelltem Fuhrwerk hervor. Dabei stößt man aber zugleich auf weitere veraltete Mißbräuche. Während für die allernächsten Bedürfnisse der Soldaten weder Wagen noch Pferde da waren, nahmen diese der Kaiser und sein Gefolge, die höheren Führer und alle Offiziere in Anspruch, die sich das herausnehmen zu dürfen glaubten. Wie in den Zeiten des siebenjährigen Krieges folgte den Colonnen ein unübersehbarer Train, gefüllt mit allerlei Tand, den der Feldsoldat nicht kennt. Da fand man eine Menge Equipagen und Fuhrwerke mit Leckereien für Küche und Keller, mit Näschereien, Toilettengegenständen, luxuriösem Geräthe, ja selbst die Courtisanen fehlten nicht, die in ziemlicher Menge den Siegeszug nach Berlin mitmachen und die da ersehnten Herrlichkeiten mit ihren Galans genießen wollten. Ein Franzose selbst sagte darüber später: „Es war eine Folge der in der Verwaltung entstandenen Verzögerungen, daß unsere

ausgehungerten Soldaten fünf Mal überfallen wurden, als sie eben die nur zu lange erwartete Suppe aßen, und daß sie von Sedan nach 48stündiger Entbehrung ausgefallen sind. In Folge der Unzulänglichkeit des Fuhrwerks wurden unsere Lazarethe preis gegeben und vom Feinde genommen, während man Tausende von Wagen für den Dienst des Exkaisers stellte, für den Transport seines schwer fortzubringenden Gepäckes, sowie für die Koffer und Zelte der Herren Offiziere, welche in diesen Krieg wie zu einer Landpartie gingen."

Ist etwas geeignet, den Soldaten mißmuthig zu machen und ihn gegen seine Vorgesetzten einzunehmen, so ist es das: wenn die Letzteren sich Angesichts einer hungernden und leidenden Truppe im Ueberfluß gütlich thun. Das war hier allzuhäufig der Fall. Aber dabei blieb es nicht allein, man sündigte auch, von oben her namentlich, gegen die Kriegsarmeen in einer Weise, die rein unverantwortlich ist. Eine der Hauptregeln in der neuern Kriegführung ist die: eine Armee so beweglich wie möglich zu machen. Dabei ist aber erste Bedingung, sie von allem Ballast möglichst zu befreien und bei der Mitnahme sich nur auf das Allernöthigste zu beschränken. Hierbei muß aber, wenn man guten Willen und Disciplin in der Truppe erhalten will, vom Commandirenden an das Beispiel für die Anderen gegeben werden. Gleiches Ertragen der Beschwerden und Entbehrungen mildert diese für Alle, knüpft das Band der Kameradschaft fester, stellt den Vorgesetzten in den Augen der Untergebenen noch höher. Das hat man im französischen Heere nicht beachtet und dieser argen Unterlassungssünde folgte das Unheil auf dem Fuße. — Die im Lager von Châlons untergebrachten Mobilgarden, deren oben erwähnt wurde, gaben das erste Beispiel, indem sie sich gegen ihre Vorgesetzten in einer Weise empörten, daß man diese schimpfte und insultirte. Selbst das Leben des greisen Marschall Canrobert, eines Koriphäen des französischen Heeres, war gefährdet, als er die Meuterer beschwichtigen wollte. Sie verlangten, nach Paris zurückgeführt zu werden, und nachdem die Offiziere nichts mehr durchsetzen konnten, mußten sie nachgeben und mit ihnen ziehen, während ihre Kameraden bei Wörth eben vom Gegner hartbedrängt wurden.

Durch die Armeeintendantur war der Major-General Leboeuf und durch diesen wieder der Kaiser selbst nicht wenig getäuscht worden. Aber zu spät kam er zu dieser Einsicht und nach dem Ueberschreiten des Rubikon war keine Zeit und Gelegenheit mehr, den gewaltigen Fehler zu repariren.

Als der Kaiser am 28. Juli in Metz eintraf, kam er sofort zu der Erkenntniß, daß seine Armee weit hinter den Zahlen zurückstand, die man ihm auf dem Papier vorgezeigt hatte, denn die in und bei Metz stehende Armee war statt 150,000 kaum 100,000 Mann, bei Straßburg statt 100,000 nur 40,000 M. stark und die bei Châlons, die 50,000 Mann zählen sollte, war noch gar

nicht concentrirt. Nicht ein einziges Armeecorps ſtand vollſtändig ausgerüſtet. Das war eine arge und zugleich bittere Enttäuſchung.*) —

Dabei war das Kundſchafts- und Spionirweſen herzlich ſchlecht, denn, da namentlich letzteres Geld koſtete, dieſes aber nur von der Intendantur zu beziehen war, ſo galt dieſe hier abermals als der allgemeine Hemmſchuh. Man ſtand der Grenze bereits nahe, man holte ſchon zum Schlage aus, und wußte nicht einmal, wo und wie ſtark man den Gegner vor ſich hatte.

Das ungefähr waren die Grundzüge der Verwaltung. Wir gelangen nun zur Dritten im Bunde: zur Heerführung.

Der Kaiſer, ſo gern ſeinem ihm ſo weit überlegenen Ohm nachahmend, ja ſogar im Kleinlichen nicht ſelten nachäffend, wollte jetzt auch wie dieſer den Feldherrn ſpielen, zu dem er nichts weniger als geſchaffen war. Bereits hatte er im italieniſchen Feldzuge Gelegenheit gehabt, Erfahrungen zu ſammeln, und darüber weitere Betrachtungen anzuſtellen. Doch das blieb ſeine Sache, und mit der Uebernahme des Obercommandos wälzte er auch die Verantwortung in Betreff des Ausganges auf ſich.

Auch hier hatte Marſchall Niel, obgleich er ſchon in das Gefilde der Todten hinübergewandert war, ſeine Hand inſofern noch im Spiele, als er zu ſeinen Lebzeiten über den längſt projectirten Siegeszug über den Rhein viel mit ſeinem kaiſerlichen Herrn conferirt hatte. Die darauf abzielenden Projecte waren nicht nur häufig beſprochen, und beiderſeitig in Erwägung gezogen worden, ſondern der Marſchall hatte auch einen Plan im Allgemeinen ausgearbeitet. Dieſer war dem Kaiſer am gegenwärtigſten. Er that damit ſehr geheim, und nur im engſten Vertrauen beſprach er ihn kurz vor der Kriegserklärung mit dem Marſchall Leboeuf und dem General Caſtelneau. Nun bleibt es aber ein gewaltiger Unterſchied: ob man einen ſo Vieles umfaſſenden Plan ſelbſt, aus dem Fundament heraus, aufgebaut hat, oder ob man ſich in einen bereits entworfenen hineindenken, ja hineinleben ſoll. Letzteres war hier der Fall. Wenn dem wirklich ſo iſt, wie von glaubwürdiger Seite angenommen wurde, ſo blieb Denen, die danach ihre Maßnahmen treffen ſollten, viel zu wenig Zeit dazu.

So lange man auch vorher gegrübelt und gezaudert hatte, den entſcheidenden Schritt zu wagen, ſo ſehr überſtürzte man ſich jetzt in der Ausführung; und der ſonſt ſo ruhige und bedächtig erwägende Cäſar wurde von einem Feuereifer durchglüht, wie er ſonſt ſeinem verſchloſſenen Weſen fremd war. Dieſe Lohe ſchlug auch in den Herzen des Heeres und des Volkes auf, und von da ſtieg die Hitze in die Köpfe, durch die der Reſt des kühlen Verſtandes

*) Aus der den Inſpirationen des Kaiſers Napoleon zugeſchriebenen Schrift: „Campagne de 1870. Des causes qui ont amené la Capitulation de Sedan, par un officier attaché à l'état-major général. Bruxelles."

vollends aufgezehrt wurde. „Nach Berlin! Nach Berlin!“ erscholl es in den Reihen des Heeres, wie auf den Straßen und Plätzen, die eine dichtgedrängte Menge überfluthete.

Nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil unter der Bevölkerung sah etwas klarer, und dachte ein Stückchen weiter hinaus, und von diesen waren es wieder nur einzelne, die wagten, dem allgemeinen Lärmgeschrei gegenüber ihre Stimmen zu erheben, die aber zumeist wie das Säuseln des Blattes im Sturmwind verhallten. Der größere Theil der Presse, das allgemeine Wohl weniger beachtend, als das eigene Interesse, und so der Strömung von Oben her willenlos folgend, stieß nicht nur gewaltig mit in die Allarmtrompete, sie vergaß auch soweit ihre Würde, daß sie Dinge und Vorgänge in der Weise darstellte, wie es dem Regime zusagte oder geradezu absichtlich entstellte und so die Wahrheit umging. So wurden Volk und Heer, ohne daß beide eine Ahnung davon hatten, systematisch irre geleitet.

Die Mißstände bei einer so raschen und beliebigen Zusammensetzung der größeren Heertheile stellten sich zunächst heraus. Die Generäle kannten ihre Corps, Divisionen und Brigaden nicht, und diesen waren jene fremd. Kein Theil hatte eine Idee von der Kriegstüchtigkeit und dem Geiste des anderen, und so mußte denn auch das gegenseitige Interesse von vorn herein fast auf Null herabsinken. Man stimulirte sich gegenseitig durch längst verbrauchte Rodomondaten, man schwatzte von Gloire, grande Nation, élan, man rief sich damit schöne längstvergangene Zeiten ins Gedächtniß zurück und vergaß darüber die Gegenwart wie die Zukunft, sowie das Wichtigste und die Hauptaufgabe. Man kann auch hier von dem Gesammtvolke der Franzosen wie vom Einzelnen sagen: Sie hatten nichts gelernt und nichts vergessen. —

Das tiefere Erwägen liegt freilich nicht im französischen Volkscharakter; das leichte Blut, das im Franzmann als einem Romanen rollt, und sein beweglicher Sinn, lassen ihn nicht recht zur Ruhe und Beschaulichkeit kommen; aber da, wo es das Wohl und Wehe von Völkern gilt, sollte man sich doch etwas mehr Zwang anthun. Bei diesen leichtfertigen Anschauungen vergaß man zunächst der eignen nöthigen Sicherheit nicht selten so weit, daß das über alle Maßen hinausging. Dazu kam noch eine erstaunenswerthe Unkenntniß von allen Dem, was nicht dicht vor Augen lag. Je mehr sich der Horizont erweiterte, je mehr nahm diese auch zu. Was jenseits des Rheines lag, war für den größeren Theil eine terra incognita.

Der Sicherheits- und Kundschaftsdienst war von jeher eine schwache Seite im französischen Heere und selbst Napoleon I. mußte dieses bekennen, ohne dem Uebelstande in gewünschter Weise abhelfen zu können. Noch am Schlusse seiner kriegerischen Laufbahn mußte ihn diese bittere Erfahrung um die schwer-

errungenen Früchte des Sieges bei Ligny bringen. Denn plötzlich war das geschlagene Preußenheer so gut wie verschwunden; man hatte jede Spur von ihm verloren. Es war plötzlich an einer ganz anderen Stelle, als wo man es vermuthete und das veranlaßte wesentlich die Niederlage des großen Schlachtenmeisters bei La Belle Alliance. Man hätte nur ein Paar Reiterabtheilungen dem abziehenden Heere Blücher's nachzusenden gebraucht und man wußte sicher, wo er mit seiner Armee hingekommen war. Daran dachte man aber nicht. —

So war es immer und so war es auch jetzt. In einem Aufsatze der „France", ist unter Anderem gesagt: „Unsere Niederlagen müssen wohl weniger unserer numerischen Schwäche, als dem Mangel an Gehorsam und der Nachlässigkeit unserer Truppen zugeschrieben werden. Immer sind wir überrascht worden und wenn dies zufällig nicht den Generalen zur Last gelegt werden konnte, dann müßte man die Ursache davon im Vergessen der Vorsichtsmaßregeln suchen, welche die Truppen im Felde stets nehmen müssen, ohne daß es dazu besonderer Befehle bedarf. Aber den Vorposten war es langweilig zu wachen; die Schenken waren mit Soldaten überfüllt, Schlaf oder Spiel überall, Wachsamkeit nirgends. Der Contrast mit den preußischen Truppen war herzzerreißend." —

Eine große Täuschung trat auch bei den Schußwaffen zu Tage. Man hatte keine Idee von der Wirkung der deutschen Artillerie. Es ist das um so staunenswerther, als der Kaiser vorzugsweise dieser Specialwaffe von jeher seine vollste Aufmerksamkeit schenkte, in der er sich als Autorität wähnte, denn er hatte darin viel experimentirt, und auch darüber geschrieben. Auch da war man hinter der deutschen Rührigkeit und den mancherlei Neuerungen zurückgeblieben. So hielt man in Frankreich bei den Hohlgeschossen noch an dem veralteten Zeitzünder fest, auf dem keinerlei sicherer Verlaß war. Wohl wirkten die Mitrailleusen, die neuerfundenen Höllenmaschinen, aber auch nicht in der Weise, wie man sicher erwartet hatte. Und nun vollends das Chassepotgewehr, von dem man sich Wunder versprochen hatte, das allen Prussiens den Garaus machen sollte. Es ist unläugbar ein treffliches Gewehr und hat vor der Zündnadel Manches voraus; aber zum Gewehr gehört auch ein Schütze und zwar ein um so besserer, je mehr Ansprüche man an das Gewehr macht. Aber der Franzose war nie ein guter und ruhiger Schütze und wird auch nie, so lange das Blut so stürmisch in seinen Adern wallt, einer werden. Das schnellfeuernde Chassepot war mehr zu seinem Unheil als zu seinem Frommen, er verlor mit dem Vertrauen zu diesem sein eigenes und kam dabei ganz von seiner früheren Gefechtsweise ab. Ehedem hielt er sich nie lange beim Schießen auf, sein Hauptstreben war, dem Gegner so bald als möglich mit dem Bajonet zu Leibe zu gehen, also die Offensive zu er-

greifen. In diesem Kriege verläugnete er ganz seine frühere Kampfweise, man kann sagen sein Naturell; denn er suchte vor Allem im freien Feld Deckungen, grub sich zwei- bis dreifach hintereinander gelegene Schützengräben, feuerte wie besessen schon auf 1500 bis auf 2000 Schritte und knallte fort und fort, bis der Gegner an ihm heran war und ihn aus seiner uneinnehmbar gewährten Stellung heraustrieb. So lag er jetzt Stunden lang im Feuer, machte nur selten einen Vorstoß und vergeudete dabei nutzlos eine Unsumme kostbarer Munition. Dabei waren die meisten so erregt, daß alles Zielen, die Hauptsache, aufhörte, man das Gewehr gar nicht mehr an die Backe brachte. Man hielt dabei nicht immer der Mühe werth, heruntergefallene und in der Hitze weggeworfene Patronen aufzuheben. So war denn der Franzose mit einem Male in die Defensive hineingekommen, er wußte selbst nicht wie. —

Der französische Soldat geht mit Muth und Todesverachtung dem Feind entgegen, er zählt ihn nicht, er wiederholt auch seine Attaken mehrere Male, wenn sie abgeschlagen wurden; wird er aber gründlich geworfen, dann wandelt sich seine Kampflust in förmliche Niedergeschlagenheit um und leicht wird er dann von einer Panique erfaßt, die ihn aller Sinne förmlich beraubt. Dem munteren: en avant! folgt dann zu leicht und plötzlich das verhängnißvolle: Sauve qui peut! und nichts ist vermögend, ihn in seinem Laufen zu halten, er hört weder auf den Zuruf seiner Vorgesetzten noch seiner Kameraden. Ist der böse Geist wieder von ihm gewichen, so ist er auch wieder der alte Tapfere. Wir finden dergleichen Beispiele in allen Feldzügen, wo es hie und da dem Franzosen übel ging und so auch in diesem Kriege. Die Niederlage bei Wörth bot ein Seitenstück zu Roßbach. Das ist ein anderer unvertilgbarer Zug im französischen Nationalcharakter. Der Franzose von heute hat ihn von seinen Vorvätern, den alten Galliern, ererbt, denn von diesen that schon der römische Feldherr, Julius Cäsar, der so langwierige Kriege gegen sie führte, in gleicher Weise Erwähnung.

Wie sich beim Franzosen so vielfach die Gegensätze berühren, so findet man neben der staunenswerthesten Leichtgläubigkeit zugleich auch das eingewurzeltste Mißtrauen, und gerade da, wo es am wenigsten am Platze ist — gegen seine Vorgesetzten. Geht etwas schief, wenn auch durch sein eignes Verschulden oder ungünstige Conjuncturen, so schiebt er das Alles seinen Vorgesetzten in die Schuhe. Gleich ist er mit Vorwürfen, mit Ungehorsam da und schreit gar über Verrath. Das war namentlich der Fall beim Revolutionsheere in den traurigen Jahren, wo in einer Stunde der tüchtigste, erprobteste und bisher bei den Truppen beliebteste General alles Vertrauen, selbst Leben und Ehre verlieren konnte. Nicht selten fielen Helden, die in mancherlei Schlachten Zeugniß ihrer Bravour abgelegt hatten, durch ihre eigenen

Leute oder unter der Guillotine. Dasselbe wiederholte sich, wenn auch nicht in so tragischer Weise, auch in diesem Kriege. Wie erging es in dieser Beziehung dem braven Commandanten von Straßburg, dem tapfern und festen General Uhrich! Nicht nur seine Soldaten, seine eigenen Offiziere haben ihn in einer Weise verlästert, daß das, was sie damit gewollt, auf sie zurückfiel, und ihn in den Augen aller unbefangen Denkenden, selbst unter seinen ehemaligen Gegnern, nur um so höher hob. Selbst seine deutsche Abstammung machte man ihm zum Vorwurf. Die Folge davon war ein neuer, tief eingreifender Uebelstand: das häufige Wechseln der höheren Führer.

Die Leichtgläubigkeit hat der französische Soldat mit allen seinen Landsleuten gemein, soweit dabei nämlich seinen Wünschen und Erwartungen geschmeichelt wird. Zum Prüfen und Erwägen nimmt er sich keine Zeit. Das geht nicht selten über das Kindliche, man möchte sagen Schwachsinnige hinaus. Diejenigen, welche ihn zu ihren Zwecken benutzen wollten, haben dieses Mittel auf das beste auszubeuten verstanden, namentlich in diesem Kriege. Was man dabei dem Franzosen zu glauben zumuthete, übersteigt alle Grenzen. Ein Deutscher würde sich aufs Tiefste indignirt fühlen und sich zornmüthig gegen Die wenden, die ihm solche Enten vorzusetzen wagen. Der Franzose nimmt das gelassen hin, und erfährt er auch am nächsten Tage die Wahrheit, so glaubt er diese nicht, oder, wenn er sich wirklich überzeugen muß, geht er ruhig darüber hin und läßt sich schon im nächsten Moment die frechste Lüge wieder aufbinden. Je fetter die Ente ist, desto schmackhafter findet er sie. —

Es wirft kein günstiges Licht auf den Charakter und die Bildungsstufe eines Volkes, wenn es sich dergleichen gefallen, so mit sich spielen läßt; aber geradezu unwürdig ist es einer Regierung und aller Derer, welche eine höhere Stellung im Staate einnehmen, wenn diese aus der Unwahrheit ein raffinirt-organisirtes System construiren, ähnlich unverschämter Reclame im Gebiete der Industrie und — des Schwindels. Und das ist jetzt in Frankreich in vollem Flor, man betreibt es fabrikmäßig. Selbst das sonst so ruhige und taktvolle preußische „Militär-Wochenblatt" bringt fast in jeder Nummer Auszüge aus französischen Veröffentlichungen, die es in einer besonderen Rubrik mit der Ueberschrift „Französische Lügenberichte" zusammenstellt. Wohl nichts kann demoralisirender auf eine ganze Nation einwirken, als der von Oben her nicht nur begünstigte, sondern von da selbst ausgestreute Lug und Trug. Das Volk bringt man um Treu und Glauben und sich schließlich doch um alles Vertrauen, denn wenn auch noch so lange an einem Lügengewebe, dabei meist plumper Qualität, gesponnen wird, endlich reißt doch der Faden oder geht aus. —

Namentlich das Letztere mußte im höchsten Grad verderblich auf den Sinn und Geist des Heeres einwirken, und nimmt man die übrige Corruption

unter dem zweiten Kaiserreich noch hinzu, so darf nicht Wunder nehmen, wenn die Disciplin in einer sonst so tüchtigen und kriegerischen Armee der Art untergraben wurde, daß sie zum großen Theil in völlige Anarchie und Meuterei überging und man in jüngster Zeit Dinge erlebte, die uns noch vor wenigen Monaten unglaublich schienen. Durch diese tief einfressenden und zersetzenden Schäden nun war möglich, daß ein solches Heer so rasch überwunden und fast gänzlich vernichtet wurde, in einer Weise, wie die Weltgeschichte kein zweites Beispiel aufzuweisen hat. Wir wollen der hohen Tapferkeit, Hingebung und Intelligenz unseres herrlichen Heeres und seiner tüchtigen Führer durchaus nicht zu nahe treten, wenn wir hier sagen, daß neben diesen hohen Verdiensten doch auch die Schäden des Gegners nicht wenig zu diesen raschen und erfolgreichen Siegen mit beigetragen haben. Daß dieser unterliegen würde, daran zweifelte wohl kein Deutscher, der die diesseitigen und französischen Zustände, namentlich in den Heeren, einigermaßen kannte; daß aber Alles so kommen würde, ließ sich wohl Niemand träumen.

Die jetzigen französischen Zustände haben vieles Aehnliche mit denen des römischen Reiches zur Zeit seines Verfalles. Auch die Prätorianerwirthschaft hat sich in Frankreich bereits angekündigt und das Heer ist auf dem besten Wege, in die Fußtapfen des weiland römischen zu treten. Schon bei Napoleon I. entschied das Heer nach seiner Rückkehr von Elba über die Herrschaft in Frankreich, den Neffen schob es eben bei Seite, oder ließ ihn fallen, und wer es weiter versteht, sich seine Gunst zu erwerben, wird mit ihm auch in Frankreich die Gewalt in der Hand haben. Nach dem Gange der Weltgeschichte folgt fast stets auf die Anarchie die Säbelherrschaft, und mit dieser gewöhnlich eine Dictatur.

Allerdings treffen diese bittern Vorwürfe und Schäden nicht ganz Frankreich, nicht dessen ganzes Heer. Denn auch in diesem finden wir, wie überall, gute Elemente, die es mit dem Vaterlande und der Nation wohl meinen; aber diese wurden von dem so üppig rankenden Unkraut überwuchert, wenn auch nicht erstickt.

Aus der deutschen Hauptstadt.

Wer Berlins Haltung in den letzten Tagen bis heut zum 21. Januar, mit der Stimmung vergleicht, die von einem Monat in der Residenz des

Deutſchen Reiches herrſchte, muß einen beinahe überraſchenden Unterſchied conſtatiren. Die peſſimiſtiſche Abſpannung von damals iſt einer freudigen durch alle Schichten gehenden und ſich äußerlich kraftvoll ausprägenden Erregung gewichen. Und in der That, wir haben ja innerhalb der letzten Woche Botſchaften aus Frankreich bekommen, die jedes deutſche Herz höher ſchlagen machen, und ſelbſt die verhärtetſten Oppoſitionsmänner auf Augenblicke ihre gewohnte Miene vergeſſen laſſen. Die Zertrümmerung der Loirearmee, der mannhafte, unvergleichlich feſte Widerſtand Werder's gegen Bourbaki's Uebermacht, die wiederholten Niederlagen der franzöſiſchen Nordarmee, und das gänzliche Scheitern der Pariſer Ausfälle nach Norden und und Süden, ſcheinen das lang erwartete Reſultat des Krieges denn doch in ziemliche Nähe zu rücken. Was aber noch mehr als dieſe großartigen, faſt zu gleicher Zeit eingetretenen äußern Erfolge uns die Bedeutung der Tage, in welchen wir leben, zum Bewußtſein gebracht hat: das iſt die Proclamation an das deutſche Volk vom 18. Januar 1871, in welcher der deutſche Heldenkönig gelobt, in deutſcher Treue die Kaiſerwürde zu wahren, und allzeit ein Mehrer des Reiches zu ſein, nicht an kriegeriſchen Eroberungen, ſondern an den Gütern des Friedens, an Wohlſtand, Freiheit und Geſittung. Dieſe tröſtlichen Worte ſind von Berlin, am 18. und 19. Januar, mit einem über Erwarten vollſtändigen Flaggenſchmuck begrüßt worden, wie er ſeit dem 3. September, dem in der Erinnerung unſres Publicums ſo glänzend fortlebenden Tage der Siegesnachricht von Sedan, nicht erlebt wurde. Freilich, der Sturz des einen Kaiſerthums konnte an Bedeutung nur durch das Erſtehen des Anderen aufgewogen werden.

In den beiden Häuſern des preußiſchen Landtages wurde die Verleſung des Documents, von welchem ab auch formell, wie die Telegramme an die Kaiſerin-Königin Auguſta beweiſen, der Beginn des neuen Reiches zu datiren iſt, mit lebhafter Bewegung vernommen. Der Präſident des Herrenhauſes trat in telegraphiſchen Depeſchenwechſel mit der Sacra Caesarea Majestas, wie wir jetzt wieder ſagen dürfen, mit dem „Kaiſer von Deutſchland", wie in gefliſſentlicher Ignorirung der glücklichen offiziellen Ausdrucksweiſe, unſere Seigneurs ſprechen. Das Abgeordnetenhaus richtete eine Adreſſe an den Monarchen, mit deren Ueberbringung zwei ſeiner Präſidenten beauftragt werden. Von Intereſſe iſt in dieſer Kundgebung der preußiſchen Kammer die männliche Selbſtverleugnung, mit welcher von der Nothwendigkeit des Sichunterordnens der preußiſchen unter die deutſche Legislative geredet wird.

Im Ganzen kam das Ereigniß doch unvorbereitet. Man meinte, nachdem König Wilhelm bisher gezögert hatte, den Kaiſertitel zu führen, werde er nun auch noch die Abſtimmung der bayeriſchen Abgeordnetenkammer erwarten. Man iſt im Ganzen recht erfreut, daß der König ſich anders ent-

ſchloß. Man gewann daraus die Zuverſicht, daß die langathmigen und langwierigen Debatten der Münchener Weiſen durch den entſchloſſenen Act von Verſailles in ein anderes Tempo verſetzt werden würden. Das iſt denn durch den heut erfolgten Annahmebeſchluß der Münchener Volksvertreter auch beſtätigt worden.

Durch die Wiederbelebung der deutſchen Kaiſerwürde iſt auch ein anderer gordiſcher Knoten zerhauen worden: die preußiſche Fortſchrittspartei, in deren ſeit 1862 überkommenen Bezeichnung „Deutſche Fortſchrittspartei" in letzterer Zeit doch ein hoher Grad von Ironie lag, da die betreffenden Herren ſich ſeit 1867 ganz entſchieden auf den preußiſchen Particularismus verlegten, und darauf hin in mehreren Kreiſen Weſtfalens, wo die Bevölkerung noch aus alten Tagen her gut kurbrandenburgiſch geſinnt iſt, für den Deutſchen Reichstag gewählt zu werden, Anſpruch erhoben. — Die Fortſchrittspartei iſt, wie ihr Moniteur ankündigt, nunmehr auch bereit dem deutſchen Verfaſſungswerk ihren Segen zu ertheilen. Sie beglückt uns mit dem Geſtändniß, daß jetzt endlich erreicht ſei, was ſeit mehr denn zwanzig Jahren der Gegenſtand der Sehnſucht des Deutſchen Volks geweſen: Kaiſerthum und Reich, Parlament und directes gleiches Wahlrecht.

Im Grunde iſt dieſe „Wendung", wie die Volkszeitung ſich ausdrückt, dieſe Schwenkung, wie bisher das Zeitungswort lautete, ja recht erfreulich. Die parlamentariſche Entwicklung, das allmählige Hervortreten auch einer regierungsfähigen liberalen Partei, wie es ja auch jeder Conſervative wünſchen muß, wird ja dadurch nur gefördert, daß der nationale Gedanke auch in den „entſchiedenen" Liberalen zum kräftigen Durchbruch kommt. Es wäre zu wünſchen, daß die Bekehrung der alten Parlamentarier, die freilich nur durch den immer mehr wachſenden Widerwillen unſeres Volkes gegen principielle Oppoſition erzwungen worden iſt, eine nachhaltige ſei. Bei der an den König erlaſſenen Adreſſe ſtimmte der Fortſchritt mit den andern Parteien. Nur die Polen ſprachen und ſtimmten dagegen. Daß ſie ſich der Abſtimmung nicht enthielten, wurde dadurch motivirt, daß die Adreſſe einen Annexionswunſch enthalte. Es war der Würde des Augenblickes angemeſſen, daß man auf die betreffende Rede des Abgeordneten Szuman nicht replicirte. Bereits vor vier Jahren hatte ja der Leiter unſerer Politik den ſlaviſchen Herren aus Poſen und Weſtpreußen in Erinnerung gebracht, wie ſie bei Gründung und Erweiterung ihres Staats beſtändig ſelber das Recht der Eroberung geübt hätten. Der diesmalige Proteſt der Polen konnte ruhig zu den früheren gelegt werden; es wird auch nicht ihr letzter ſein. Den Zweck, welchen man bei ihm verfolgte, wird ja von den Führern der polniſchen Bewegung jetzt je länger deſto ſchärfer ins Auge gefaßt. Dieſer Zweck iſt kein anderer, als vor den Augen Europas eine beſtändige Solidarität der galiziſchen und der

preußiſchen Polen zu documentiren. Und da in letzter Zeit von den Lemberger und Krakauer Nationalen ſo lebhafte Demonſtrationen zu Gunſten der franzöſiſchen Republik erfolgt waren, durfte die parallele Kundgebung von diesſeits nicht ausbleiben.

Im Uebrigen erklärt das tonangebende Blatt der preußiſchen Polen die ewigen, der Veränderungsluſt des Stammes ſchon nicht mehr recht zuſagenden Proteſte der Landboten noch dadurch, daß den Polen Deutſchland gegenüber die Rolle zufalle, welche in Gegenwart des Königs Darius der von den Athenern papageiende Sklav gehabt habe. Der Vergleich iſt wenig ſchmeichelhaft. Wenn man ihn dem näherliegenden Anführen des ceterum censeo vorgezogen hat, ſo liegt eben darin ein Beweis, daß ſich die unruhigen Opponenten von Warthe und Weichſel ihres Mangels an Catoniſcher Haltung wohl bewußt ſind. Für die Reichstagswahlen ſchlägt das maßgebende Organ den Poſener Polen vor, nicht wie bisher gebildete Männer, die der Deutſchen Sprache mächtig ſind, nach Berlin zu ſenden; vielmehr ſoll man alle diejenigen, aus Ländern der ehemaligen Republik Polen ſtammenden Menſchen, welche durch Zufall das Bürgerrecht eines Deutſchen Staats erlangt haben, zuſammenſuchen, koſte es was es wolle, bis man die nöthige Candidatenanzahl vereinigt habe; dieſe ganz ohne Rückſicht auf perſönliche Vergangenheit und politiſche Befähigung gewählten, und von Wilna und Warſchau, vom Dniepr und Dnieſtr her gebürtigen Abgeordneten des unter dem Scepter des Deutſchen Kaiſers befindlichen Bruchtheils der polniſchen Nation, ſollen die unzerſtörbare Zuſammengehörigkeit derſelben darſtellen. In Berlin werden ſie weiter nichts zu thun haben, als im Nationalcoſtüm einen Proteſt gegen die Einverleibung von Poſen und Weſtpreußen ins Deutſche Reich auf den Präſidententiſch des Deutſchen Reichstags niederzulegen. Deutſch ſoll blos einer verſtehen, und dieſer nur zu dem Zweck, um den gemeinſamen Schritt ſeiner Collegen bei Kaiſer Wilhelm in feierlicher Audienz zu motiviren, umgeben von ſeinen theatraliſch aufgeputzten Landsleuten. Und davon verſpricht man ſich Eindruck. Denn, ſo ſagen ſie: Friedrich Wilhelm IV. war im Grunde ſeines Herzens der Wiederherſtellung Polens wohl geneigt.

Wir haben alſo in Berlin große Dinge und zunächſt bedeutende Schauſpiele zu erwarten. Nachdem die chineſiſche Geſandtſchaft verſchwunden iſt, wird etwas polniſcher Nationalputz ganz angenehm die Monotonie von Cylinder und Ueberzieher auf unſeren Straßen unterbrechen.

Uebrigens iſt die polniſche Wahlagitation ſehr rege, weit lebhafter, als diejenige der verſchiedenen Deutſchen Parteien. Von letzteren hat die nationalliberale Richtung kürzlich ihren Landesausſchuß in unſeren Mauern geſehen. Die Wahlreſultate für dieſe Partei verſprechen den aus allen Gegenden, auch aus Süddeutſchland, eingehenden Nachrichten zu Folge, ſehr günſtig zu wer-

den. Weniger als jemals ist die Befürchtung gegründet, daß der linke Flügel dieser Fraction, der im Wesentlichen aus Liberalen der alten preußischen Provinzen und der thüringischen Länder besteht, sich mit der Fortschrittspartei vereinigen werde. Vielmehr ist wohl möglich und zu hoffen, daß durch ein Zusammengehen der geschlossenen starken Fraction der Nationalliberalen und der Freiconservativen eine große Reichspartei auf nationaler Grundlage mit maßvoll reformirender Haltung und entschieden bundesstaatlichen Zielen sich herausbildet.

Auch für die freiconservative Partei, die namentlich von altconservativer und fortschrittlicher Seite aus nach Kräften verketzert wird, stehen die Auspicien durchaus vielversprechend. Wenn man dieser Fraction von dort aus vielfach vorwirft, daß sie auf dem Gebiet der socialen Frage und der Befestigung des Parlamentarismus mit den Liberalen Hand in Hand gehe, und von hier aus, daß sie in der äußeren Politik ganz ebenso zur Selbstverleugnung entschlossen, wie die Altconservativen, dem Grafen Bismarck gefolgt sei — so sind diese Vorwürfe doch ebensoviel Empfehlungen bei einem großen Theil der Wähler.

Schwierigkeiten dürfte diese Partei, der um ihres besonnenen und durch den Erfolg gerechtfertigten bisherigen Auftretens halber, sich viele gemäßigte Katholiken angeschlossen haben, mit den religiösen Fragen haben. Das entschlossene Vorgehen des Herrn von Kardorff gegen den preußischen Cultusminister am 16. Januar entsprach nicht den Ansichten aller in katholischen Kreisen gewählten Parteimitglieder. Desto mehr Anerkennung wird es bei den nichtkatholischen Freunden und Anhängern der Fraction finden, daß Herr von Kardorff in echt deutsch-protestantischer Weise sich durch keinen äußerlichen noch so verlockenden Grund hat abhalten lassen, seinen Ueberzeugungen rücksichtlich der antifridericianischen, unnationalen, wesentlich nur von Ultramontanen und von Polen gutgeheißenen Amtsführung des Ministers Ausdruck zu geben.

Auch durch ihre Verbindung mit den landwirthschaftlichen Elementen wird die vor allen Dingen nationale Richtung der Freiconservativen in vielen Wahlkreisen Wurzel fassen, wie es ja schon bisher ein Hauptverdienst von ihr war, die ihrem Interesse nach conservativen Stände in den Dienst der nationalen Sache gezogen und ihnen das Bedürfniß der auf parlamentarischem Wege zu erzielenden Reform klar gemacht zu haben.

Wesentlich den Anstrengungen der in der freien wirthschaftlichen Vereinigung vertretenen Nationalliberalen und Freiconservativen, die ihrem Programm nach schon lange für Beseitigung der Mahl- und Schlachtsteuer gewirkt hatten, ist zuzuschreiben, wenn die vom Finanzminister vorgeschlagene Ausdehnung dieser Abgabe auf Reisstärkemehl beseitigt worden ist. Uebrigens

liegt ein von den Altconservativen wohl ausgebeutetes, gefährlich-egoistisches Moment in der landwirthschaftlichen Bewegung von heute, wie dieselbe an einigen Stellen aufgefaßt wird. Gegenüber den betreffenden Expectorationen des Abgeordneten von Gottberg, vereinigten sich die Stimmen vieler, ihrem Berufe nach selbst als Landwirthe thätigen, Abgeordneten zu einhelligem Protest. Daß es vor Allem auch Freiconservative waren, die hier den feudalreactionären Tendenzen die Spitzen boten, wird die Partei, die in den einzelnen büreaukratischen Ressorts der specifisch-preußischen Verwaltung schon jetzt sehr viel Feinde hat, wohl entgelten müssen. Allein die immer mächtiger wirkenden Ideen der Selbstverwaltung und gleichmäßigen Steuervertheilung sind eine Bürgschaft dafür, daß der sie hochhaltende freiconservative Bestandtheil unserer künftigen Reichspartei seinen Einfluß nicht verlieren wird. d/l.

Die Behandlung der bayrischen Verträge.

Aus Bayern.

Wie im leiblichen Organismus, so treten auch im Leben des Staates Momente ein, wo die gleichförmige und stetige Entwickelung einer raschen und plötzlichen Umgestaltung weicht. Diese Augenblicke zu schaffen, ist die höchste Probe staatsmännischen Talents; sie zu acceptiren ist Pflicht jeder einsichtigen Regierung.

Ein solcher organischer Wendepunkt trat für die staatliche Zukunft von Bayern ein, als die Verträge von Versailles geschlossen wurden. Mit weitsichtigem Blicke, mit schöpferischer Hand hatte Bismarck dieselben vorbereitet, mit würdevoller Einsicht ward die bayrische Staatsregierung der Lage gerecht; es handelte sich nunmehr darum, daß auch das Volk diese Einsicht theilte, daß seine Vertreter *das* freiwillig entgegennähmen, was nothwendig geworden war.

Die Verträge von Versailles sind für die Zukunft unseres Landes von so immenser Bedeutung, daß man sie, selbst isolirt betrachtet, als ein hochpolitisches Ereigniß in dieser Fülle großer Erlebnisse bezeichnen darf. Die gesammte nationale Bewegung des Landes, die ganze parlamentarische Thätigkeit der Kammer krystallisirte sich um diesen Kern, und so mag wohl gerechtfertigt erscheinen, wenn wir auch hier die gesammte politische Action, die auf diese Frage Bezug hat, in ein gemeinsames Bild zusammenfassen.

Daß wirklich eine Krisis für Bayern gekommen war, das fühlten alle Parteien mit schlagender Entschiedenheit, so verschieden man noch über die Art der Lösung dachte. Die Nationalliberalen wußten, was wir in diesem Augenblicke zu verlieren hatten, die Patrioten glaubten zu wissen, daß ihnen niemals ein größerer Gewinn beschieden war, als wenn sie jetzt unter der Maske des Rettungsengels Revolution machten. So standen daher die Ge-

gensätze schroff voreinander; die Stimmung, die sich im Land verbreitete, war fast eine pathologische geworden. Gedrängt zum Handeln und verurtheilt zum Warten, saßen wir in diesem politischen Fegefeuer, wie die armen Seelen, denen das Reich verschlossen ist.

Die Zeit, welche der Ernennung des besonderen Ausschusses folgte, und die in sorgenvoller Unentschiedenheit verging, läßt sich nur mit einem schweren sorgenvollen Krankenlager vergleichen. Man war bedacht, die einzelnen Organe mit allen Mitteln in eine gedeihliche Function zu bringen; man hoffte, daß die derbgesunde Natur unseres parlamentarischen Körpers der politischen Pyämie und der entzündlichen Wirkung ultramontaner Leidenschaft widerstehen sollte. Wie man bei einem Kranken den Pulsschlag zählt, so zählte man die Stimmen, die in der großen Lebensfrage dafür und dawider sprachen.

Der erste active Schritt der zur Erledigung der Verträge geschah, war das Votum der Reichsrathskammer; — er ging von einer Körperschaft aus, auf die man sonst mit Besorgniß geblickt hatte, so oft es eine Frage der Freiheit oder der nationalen Entwicklung galt. — Diesmal handelte dieselbe nicht blos richtig, sondern sie handelte auch schnell, nur 3 Stimmen sprachen sich gegen die Verträge aus und vermochten nicht, auf den Ruhm einer traurigen Singularität zu verzichten. Mit Recht erwartete man, daß diese Abstimmung auf die Patrioten einen bedeutsamen Eindruck machen würde, allein Eindrücke müssen nicht nur geboten, sondern auch empfangen werden.

Je weniger man von der politisch-productiven Kraft der Ultramontanen wahrnahm, umsomehr konnte man hoffen, sie werde wenigstens jene Receptivität besitzen, die oft ein Aequivalent des fehlenden Talentes ist. Allein ihr Ruf war besser als sie. Exclusiv in ihrer corporativen Stellung, und beharrlich, nicht im Sinn einer edlen Treue, sondern nur im Eigensinn, wies die Partei den moralischen Eindruck ab, der dem Vorgang der Reichsrathskammer gebührt hätte. Damit bestätigt sich eine Erscheinung, welche in der Gegenwart wiederholt bemerkbar wird, nämlich die Lockerung jener natürlichen Allianz, der „entente cordiale," die zwischen Adel und Klerus Jahrhunderte lang bestanden hat. Der neukatholische Klerus, der die Zwecke der Jesuiten zu den seinigen gemacht, vertraut nicht mehr so unbedingt auf diese Genossenschaft; man fühlt, daß die Bestrebungen beider Stände auf verschiedene Wege gerathen sind. Während im Klerus der Kastengeist sich potenzirt, sucht der Adel auf allen Gebieten neue Fühlung mit dem Volke und seinen Interessen.

Wir kommen zurück auf die Verhältnisse der zweiten Kammer. Nach langem Zögern ward endlich das Referat vertheilt, das Dr. Jörg verfaßt, und das der Ausschuß genehmigt hatte. Wie Sie wissen, ging dasselbe auf die Ablehnung der Verträge aus; der Zusatz, daß die Regierung neue Verhandlungen mit dem Deutschen Reiche beginnen solle, war lächerlich, wenn man die Macht der Dinge, und verletzend, wenn man die Stellung des Königs ins Auge faßt. Da er sich nicht entschlossen hatte, die Deutsche Einheit zu dementiren, so dementirte die Partei zum wenigsten ihn selber, indem sie ihn vor die Alternative stellte: sein Wort oder seine Krone preiszugeben. Das ist die Königstreue, mit der die Patrioten bei jeder Gelegenheit sich brüsteten.

Wer auf den Geist des Referates (man wird dies Wort nicht mißverstehen) eingeht, dem treten zwei Merkmale prägnant entgegen. Das erste ist das Gefühl einer versagenden Kraft, oder ins Objective übersetzt, einer verlorenen Sache. Wir wollen damit nicht sagen, als ob uns etwa der Verfasser durch Bescheidenheit diesen Eindruck geschaffen hätte, als ob er irgend

eine Schwäche zugestünde oder auch nur an dem Erfolg seiner Stärke und dem Ergebniß der Abstimmung gezweifelt hätte. Im Gegentheil, das Referat ist von dem vollen Bewußtsein getragen, daß die Blicke Europas auf der bayrischen Kammer ruhen, daß die patriotische Partei daselbst die Mehrheit — (von sechs (!) Stimmen) hat und daß ihr Führer Dr. Jörg heißt. Allein, wenn dieser Herr die Intelligenz der nationalen Partei mit derjenigen der seinigen vergleicht, und wenn er dann bedenkt, daß selbst ein Dr. Jörg nicht in jedem Sinne unsterblich ist, dann konnte er unmöglich glauben, daß die Isolirung Bayerns, die er der Stunde abzutrotzen versuchte, von Erfolg oder gar von Dauer sei. Er muß wissen, daß seiner Sache die Zukunft fehlt, und gerade aus diesem bitteren Gefühl schöpft er vielleicht seine innerste Kraft, um so leidenschaftlicher kämpft er um die Gegenwart. Natürlich verräth sein Bericht von diesen Gefühlen nichts; dies würde nur seine Truppen entmuthigt haben. Selbst Trochu, dessen Patriotismus wir übrigens durch diesen Vergleich nicht compromittiren wollen, spricht ja in seinem Referat noch von der siegreichen Zukunft; selbst die Franzosen haben das Feldgeschrei „à Berlin" noch nicht aufgegeben, warum sollte ihr Freund es thun? So fühlt sich Hr. Jörg in dem Bericht, den er über die Verträge schrieb, noch ganz als den Herrn der Lage, allein er commandirt an Bord eines versinkenden Schiffes; tief unter ihm, durch das stumme Bewußtsein des Volkes, geht eine andere Strömung. Die Anstrengung, die der Verfasser des Referats zeigt, macht den Eindruck eines letzten Versuchs, des letzten Versuchs, der gegen die nationale Einheit in Deutschland unternommen wird. Das Gefühl, das einen solchen begleitet, ist von vorneherein ein zweifelhaftes, um nicht zu sagen ein verzweifeltes; es ist erbittert; mehr von Empfindungen als von Gründen unterstützt; und keine künstliche Ruhe, keine Phrase reicht aus, um das zu verbergen. Dies haben wir mit dem Worte gemeint, das Referat verrathe das Bewußtsein einer versagenden Kraft.

Auch der andere Grundzug, der uns aus demselben entgegentrat, ist negativer Art — wir finden einen Mangel jeglichen Gemeingefühls, eine Negation der nationalen Idee, die selbst nach dem, was der Autor früher geleistet, überrascht. Seine Anschauung steht dem nationalen Gedanken diametral gegenüber. Die Berechtigung des letzteren existirt innerlich nicht für ihn, wenn er sie auch äußerlich mit einigen beschönigenden Worten zugibt, gewissermaßen, um sich ad causam zu legitimiren. Wie er aber über die Sache, und wie er wirklich denkt, das zeigt am schlagendsten der folgende Passus seiner Rede. Jörg meinte, es müsse doch jedem unbefangenen Gemüthe widerstreben, daß wir zum Lohne für all die Opfer, die wir für den Nordischen Bundesgenossen ertragen hätten, nun auch noch unsere Selbständigkeit und unsere staatliche Existenz an diesen Bundesgenossen verlieren sollten!

Uns will bedünken, als ob wir diese Opfer zunächst nicht für den Nutzen Anderer, sondern für unser eigenes Heil gebracht hätten, weil Bayern zermalmt worden wäre, wenn es jene mörderische Neutralität, die uns Hr. Jörg empfahl, befolgt hätte. Daß diese Opfer aber einen glänzenden Erfolg hatten, das verdanken wir wohl mindestens eben so sehr dem Nordischen Bundesgenossen, als dieser uns.

Und zum Lohne für diese Opfer sollen wir ihm nun unsere Selbständigkeit hingeben! Wahrhaftig das klingt, als ob wir sie an die Hottentotten oder an die Türken geben wollten, aber nicht an Deutschland, dessen Bestandtheil wir selber sind! Dieser Mangel an Nationalgefühl ist Nihilismus.

Wenn Bayern sich heute in die Sklaverei der Jesuiten wirft, wie es unter

der schmachvollen Regierung Abel's gethan, auf welche Jörg ausdrücklich zurückgreifen wollte („vor 1847"), dann würde der Referent wohl schwerlich die Selbständigkeit von Bayern so unantastbar finden. An Rom dürfen wir Alles verlieren, aber nur an Deutschland nichts!

Wahrhaftig, dieser Gedanke ist hochherzig und echt „patriotisch", die Idee, daß wir deshalb von Deutschland fernbleiben sollen, weil wir für die Deutsche Sache soviel Blut geopfert haben, ist originell und logisch! Vielleicht ist sie noch mehr. In der Budgetdebatte sprach Jörg, daß desto mehr Regimenter zum Feinde überlaufen, je mehr wir besitzen; vor wenigen Tagen sprach er, daß nur die bayrischen Regimenter der Schutzengel der Preußen waren; beide werden abwechselnd insultirt, weil beide für den Deutschen Gedanken kämpfen; die Antwort hierauf sollte sich Herr Jörg im Lager holen!

Dem Referate waren mehrere Beilagen angefügt, unter Anderem die Bedenken, welche der Abgeordnete Kolb gegen das künftige Militärbudget erhoben hatte. Während derselbe sonst ein scharfes Auge und eine scharfe Scheere gegen den außerordentlichen Bedarf bewiesen, der seit Jahren unser Militärbudget ständig beschwert und nahezu den Titel der Verjährung erworben hatte, sah er an dieser Stelle gänzlich hievon ab, und gewann so eine tendenziöse Differenz zwischen der goldenen Vergangenheit und der eisernen Zukunft. Natürlich blieb der Finanzminister die Antwort hierauf nicht schuldig.

Eine ganz hervorragende Erwähnung aber verdient das Sondergutachten, das die Minorität des Ausschusses abgegeben und das gleichfalls den Verträgen beigegeben war. Sachlich steht es auf der Höhe der Kenntnisse, formell hält es jene parlamentarische Feinheit fest, die neben der Erwiderung vortheilhaft hervortritt. Die beiden Referate unterscheiden sich wie sich der Staatsmann vom Bureaukraten unterscheidet.

Am 11. Januar begann die Debatte; den beiden Referenten gebührte das erste Wort. Man hatte erwartet, daß dieselbe einen acuten, ja fast gefährlichen Charakter annehmen möchte. Die Erfahrungen, die man im Juli gemacht hatte, legten diese Befürchtung nahe, die Vorsichtsmaßregeln, welche getroffen waren, gingen von diesem Gedanken aus.

Allerdings strömte das Publicum in dichten Schaaren in den Sitzungssaal, nicht nur Gebildete, auch Leute aus dem Volk; allein die Stimmung blieb sowohl im Saale wie auf den Galerien eine gemäßigte. Fast mit ängstlicher Sorgfalt war man bemüht, den Zündstoff, der in dem Gegenstande lag, zu ersticken, und wenigstens im Anfange Alles zu vermeiden, was zu parlamentarischen Explosionen führen konnte. Erst durch einige Zwischenfälle, die zu persönlichen Bemerkungen Anlaß boten, trat jene Umgestaltung ein, die den Verhandlungen schärfere Formen und brennende Farben gab. Wir erwähnen als Beispiel nur einen einzigen, weil er ein drastisches Bild von jener Erbitterung liefert und zugleich von jenen unparlamentarischen Nebenwegen, die bei den Patrioten gebräuchlich sind. Dr. Jörg vermaß sich nämlich, die Stadt München undankbar zu nennen, weil sie trotz der Wohlthaten, die sie von vier Königen empfangen habe, sich in dieser Weise vertreten lasse. Natürlich bezog dies Jedermann auf die nationalliberalen Abgeordneten der Stadt und ebenso natürlich war, daß sofort einer derselben sich erhob, um gegen diese Insulte zu protestiren. Jörg rettete sich mit der verhängnißvollen Ausflucht, er habe ja den Magistrat der Stadt gemeint; allein auch dieser hatte keine Lust, die Cession einer Insulte anzunehmen; ein neuer heftiger Protest (es genügt zu sagen, daß Herr von Schauß ihn erhob) war die Folge. Damit war die Oberfläche dieser schwülen conventionellen Ruhe getrübt, nun hatte der stürmische Wind sein volles Spiel.

Die Debatte war geeignet, die charakteristischen Elemente, aus denen die patriotische Partei besteht, ins hellste Licht zu setzen. Da kamen jene gutmüthig-unverständigen Reden, die das alte Non possumus variiren; da konnte man jenes falsche Pathos hören, das immer seine eigene Leidenschaft für Deutschland versichert und jede fremde Bemühung zurückweist, die diesem Zweck dient. Die 10 Millionen Deutsche in Oestreich sind eine stehende Figur in solchen Philippiken. Andere strotzten von einem Particularismus, der beinahe etwas Fossiles hat, so undurchdringlich, so unabänderlich starrt er uns entgeger, und in dieser Weise geht es hinab bis auf die Jesuitenlist der Ultramontanen vom alten Schlage, bis auf den Cynismus. Unter den Klerikalen hatte (nach dem Referenten) Dr. Ruland das erste Wort, ein Mann, dessen persönlicher Charakter sehr ehrenwerth, dessen politische Erscheinung aber nahezu ein Anachronismus ist. Sein Zorn ist immer heilig, seine Rede strömt über von einem wahren Citatenchaos, und niemals sieht man ihn anders als gerührt. Der Particularismus, den er vertritt, geht über den bayrischen oder fränkischen Horizont noch hinaus, das heißt, besser gesagt, noch hinter denselben zurück, es ist der specifische Würzburger-Hochstift-Particularismus, der an den Gräbern der Bischöfe weint und seine Kinder vor das Denkmal des Rudolf von Scherenberg führt. Die Naivetät, die Ueberzeugungstreue, mit welcher der Verfasser an seine Sprüche glaubt, ist achtungswerth, aber es ist nicht des Hörers Schuld, wenn sie zu gleicher Zeit auch komisch ist! Ruland ist auf dem Standpunkt angekommen, daß er sich anticipando jede Heiterkeit verbittet.

Den Tiefpunkt, das höchste Minus der Verhandlungen aber bezeichnet Professor Greil, ein leibhaftiges Fragment von jenem System, mit welchem Abel das bayrische Schulwesen vergiftet hat.

Ihn, den erbittertsten unter den Vaterlandslosen, ihn der die fürstliche Autorität zu Gunsten der päpstlichen am tiefsten herabdrückt, quält nun die Sorge, es möchte der König von Bayern in Folge der Bündnißverträge — abgesetzt werden. Jeder andere ist so vernünftig, hierfür keinen Grund zu sehen; den Redner Greil aber läßt sein historischer Reichthum auch hier nicht im Stiche. Weil Barbarossa, ehe er das Herzogthum Bayern an Wittelsbach gab, den Welfen entsetzte, deshalb könnte auch Kaiser Wilhelm den König Ludwig entsetzen — wahrhaftig jeder Dorfschullehrer würde sich solcher Weisheit schämen, mit der ein Professor im Parlamente Staat macht. Greil hat Sorge getragen, daß der Lorbeer, den er sich in der Budgetdebatte erwarb, nicht welk wird; mit der Energie eines politischen Parasiten, mit der Consequenz eines doctrinären Parvenu, drängt er jeder Sache seine Meinung auf, und ist nach wenig Wochen zum enfant terrible der eigenen Partei geworden. Wer die Zwecke der Jesuiten verfolgt, der sollte nicht die Sprache der Capuziner führen.

Von ihren patriotischen Genossen haben sich zwei Männer in rühmlicher Weise ferngehalten, die offenbar zu den bedeutendsten der Partei zählen. Dr. Schleich, dessen würdiges Auftreten schon im Juli einen unschätzbaren Erfolg gewann, sprach auch diesmal mit tiefer Wärme zu Gunsten der Einigung. Der andere von ihnen ist Prof. Sepp, von dem das berühmte Wort gilt, das Talleyrand über einen Deutschen Monarchen sprach: C'est un fou qui a de l'esprit. Aus der geistreichen Unordnung seiner Rede fiel manches zündende Witzwort in die Menge, so als er z. B. in der Kaiserfrage sprach: Wir können dem Präsidenten des Deutschen Bundes doch nicht eine Klingel geben!

Was die Leistungen der nationalliberalen Partei während dieser lebens-

gefährlichen Verhandlung betraf, so verdienen dieselben ein ungetheiltes Lob. Mit staatsmännischer Schärfe war die Rede von Marquard Barth gedacht, reich an jenem sachlichen Verständniß und an jenen vollendeten Formen, die nur die Frucht des politischen Talentes sind. Schlicht, aber eindringlich, mit der sympathischen Macht, die nur der geborene Führer besitzt, sprach Frhr. v. Stauffenberg, dem oblag, die Gestaltung des künftigen Militärbudgets zu beleuchten. Ihm gebührt der Triumph der Ueberzeugung, wie Völk der Triumph des Eindruckes, Marquardsen Makowiczka aber und Fischer und Frankenburger zeigten, daß sie die ebenbürtigen Gefährten jener parlamentarischen Elite sind, die in Bayern seit 20 Jahren den Kampf des deutschen Gedankens kämpft. Unterdessen gingen die Dimensionen, welche die Debatte nahm, bedenklich ins Breite, die Liste der Redner stieg mit jedem Tag, aber die Aussichten des Erfolges wollten nicht steigen. Zwischen Furcht und Hoffnung lebten wir von einem Tag zum andern, die Entscheidung der höchsten politischen Frage war zum Rechenexempel geworden. Wie peinlich ist, in einer großen Sache mit den kleinsten Umständen zu hantiren. Und doch fiel jeder Umstand in Betracht, der eine Stimme gewann oder fernhielt.

Noch schien der Ausgang der Abstimmung keineswegs sicher gestellt, allein das qualvolle Gefühl der Unentschiedenheit, das Bleigewicht einer zehntägigen Debatte war nicht länger mehr zu ertragen. Nur im Bereiche deutscher Geduld durfte man überhaupt jene langathmigen, schmachvollen Tiraden wagen, wie sie Greil, der Agent provocateur der Ultramontanen, brauchte; aber auch diese Geduld war nun zu Ende. Das Land, die Regierung, die Kammer selbst begehrte die Entscheidung. Zum zweitenmale ward der Schlußantrag gestellt, und diesmal genehmigt.

Ehe man zur Abstimmung schritt, erbat der Minister Lutz sich noch das Wort, um die Summe der Gründe zu ziehen, die uns zur Annahme drängten. Natürlich konnte er nichts neues bieten, er gab nur die hundertfach wiederholten Belege in jener scharfen krystallisirten Form, die der Augenblick verlangte; über seinen Worten lag der tieferregte Ton, der jede große Entscheidung begleitet. Mit einer Berufung an das Deutsche Nationalgefühl und an die furchtbare Verantwortung jedes Einzelnen schloß er seine eindrucksvolle Rede — und nun schritt der Präsident zur Abstimmung.

Die Spannung, mit welcher das Publicum dem Aufruf jedes einzelnen Namens folgte, die Unruhe, die über alle Gesichter flog, wenn eine Partei die andere überflügelte, ist nicht zu beschreiben. Wie die Ziffern stiegen, so stieg die Beklemmung — endlich fiel das letzte Ja und die Würfel waren damit gefallen. Mit 102 gegen 48 Stimmen war die Annahme erfolgt, das alte Reichsland Bayern war wieder beim Reiche, der letzte und schwerste Eckstein war eingefügt in den großen Bau.

Dank allen jenen, die ihn mühevoll herbeigetragen, doppelten Dank denjenigen, die mit edler Verleugnung ihrer nächsten eigenen Ziele das große gemeinsame Ziel erreichen halfen! — Ueber jene aber, die selbst den klaffenden Wunden des Kampfes gegenüber ihre finstere trotzige Eigensucht festhielten, wird die Geschichte das Urtheil sprechen. Und wenn einst in glücklicher Zeit die Enkel fragen, ob auch sie ein Herz und eine That für Deutschland gehabt, dann soll ihr eigenes Wort *sie* treffen — „Nein"! —ρ.

Zur Frage der internationalen Münzeinheit.

Eine Denkschrift der Nordamerikanischen Regierung an ihre Gesandten.

Uebersetzt, mitgetheilt und erklärt von G. D. Augspurg, bisherigem Mitgliede des Norddeutschen Reichstages.

„Staatsdepartement,
Washington, 24. Juni 1870.

Mein Herr!

Der Senat hat den Präsidenten ersucht, das Vereinigte Königreich von Großbritannien und Irland und andere fremde Mächte zu einem Schriftwechsel einzuladen, zum Zwecke der Erzielung einer internationalen Münzeinigung auf der Grundlage gemeinsamer Goldwährung und einer gemeinschaftlich anerkannten Rechnungs-Einheit.

Ich setze voraus, es werde nicht nöthig sein, den erleuchteten Regierungen, welche wir zu diesem Schriftwechsel einladen, irgend welche Betrachtungen zu Gunsten der Annahme solch einer gemeinschaftlichen Währung und Münzeinheit vorzulegen. Es ist klar, daß dieselbe den täglichen Geschäftsverkehr der Welt vereinfachen, so wie daß sie die Völker, welche sich ihr anschließen, in nähere Beziehungen zu einander bringen würde. Die Regierung der Vereinigten Staaten beschränkt sich daher bei Eröffnung dieses auf den Wunsch des Senats eingeleiteten Schriftwechsels darauf, diejenigen Einwürfe anzudeuten, welche bis jetzt gegen eine derartige Münzeinigung erhoben worden sind, in der Hoffnung, daß sich ein Weg zu ihrer Beseitigung entdecken lassen werde. Hierbei müssen wir nothwendiger Weise den Gegenstand in erster Reihe so weit ins Auge fassen, als er unsern eigenen Handel und Geschäftsverkehr angeht.

Der bedeutendste Theil des Handels und Verkehrs der Vereinigten Staaten findet mit vier Gruppen von Ländern statt:

erstens mit denjenigen, welche nach der Sterling-Währung rechnen,
zweitens mit denjenigen, welche das Franken-System besitzen,
drittens denen, welche nach der Norddeutschen Währung rechnen,
viertens denjenigen, welche sich an die Dollar-Rechnung halten.

Bei Betrachtung des Verkehrs mit diesen verschiedenen Ländern werde ich der Einfachheit halber die Zolleinkünfte des Jahres 1867 zu Grunde legen und alle Angaben in runden Zahlen machen.

Die erste dieser Gruppen umfaßt das Vereinigte Königreich von Großbritannien und Irland, die verschiedenen britischen Colonieen und Besitzungen, Indien, China und Japan. Ich führe die letzteren beiden Länder mit auf, weil meines Wissens die meisten Zahlungen in auf Sterlinge lautenden Wechseln stattfinden, obschon die Rechnungen in chinesischen Taels oder mexikanischen Piastern geführt werden. Unsere gesammten jährlichen Ausfuhren von Landesproducten nach jenen Ländern betragen ungefähr 275,000,000 Doll. und unsere gesammten jährlichen Einfuhren aus jenen Ländern 220,000,000 Dollars.

Mit denjenigen Ländern, in welchen der Frank die Rechnungseinheit ist, nämlich mit Frankreich, Italien, der Schweiz und Belgien, ist der Verkehr der Vereinigten Staaten weniger ausgedehnt. Die heimischen Ausfuhren nach

jenen Ländern belaufen sich auf ungefähr 57,000,000 Doll. und die Einfuhren von daher auf weniger als 50,000,000 Doll. Es ist indessen hier am Platze, daran zu erinnern, daß Oestreich, Griechenland und Schweden eine Rechnungseinheit in der Form von Goldmünzen angenommen haben, oder anzunehmen beabsichtigen, welche sich in einer gegebenen Anzahl von Franken ausdrücken läßt. Trotzdem liegt meines Wissens nicht in ihrer Absicht, sich das französische Münzsystem selbst anzueignen.

Die Ausfuhren nach der dritten Gruppe von Ländern betragen 27,000,000 Dollars und die Einfuhren von ihnen 26,500,000 Dollars.

Wenn man bedenkt, daß die Gesammt-Einfuhren der Vereinigten Staaten sich auf ungefähr 418,000,000 Doll. und die Gesammt-Ausfuhren auf 440,000,000 Doll. belaufen, so ergibt sich, daß der Handel mit den in diesen drei Gruppen enthaltenen Ländern mehr als drei Viertel des ganzen ausländischen Verkehrs unseres Landes umfaßt, und daß der Handel mit der ersten Gruppe allein mehr als die Hälfte des gesammten ausländischen Verkehrs der Vereinigten Staaten ausmacht.

Die vierte Gruppe umfaßt die Vereinigten Staaten und ihre Territorien mit dem gesammten inländischen Verkehre und außerdem diejenigen Besitzungen anderer Mächte, welche factisch die Dollar-Währung angenommen haben. An Bedeutung übertrifft dieser Verkehr (für uns) bei Weitem alle anderen zusammengenommen. Seine Ergebnisse finden ihren Ausdruck in dem vorhandenen Capitalvermögen des Landes. Eine Veränderung in dem Werthe der Rechnungseinheit beeinflußt nicht allein diesen ganzen Verkehr, sondern auch alle Zahlungsverbindlichkeiten innerhalb der Vereinigten Staaten mit Einschluß derjenigen der Nationalschuld und des ganzen dauernden Capital-Vermögens des Landes. Irgendwelche beträchtliche Veränderung in der Rechnungseinheit würde daher eine Reihe von Umrechnungen bedingen, welche für die Bevölkerung der Vereinigten Staaten einen Grad von Unbequemlichkeit mit sich führen müßte, für welchen die durch die Veränderung erzielten Vortheile schwerlich Ersatz leisten könnten.

Dasselbe wird sich von der Wirkung einer beträchtlichen Veränderung in dem Werthe der Rechnungseinheit auf den inländischen Verkehr und auf das Vermögen einer jeden der übrigen Ländergruppen sagen lassen.

Wenn demnach der Gedanke einer „gemeinsamen Währung und Rechnungseinheit mit internationaler Münze" bis zu der Ausdehnung einer *vollkommenen Gleichheit der Münzen* verwirklicht werden sollte, so würde erforderlich sein, eine Grundlage der Münzeinigung aufzusuchen, welche den folgenden Anforderungen entspräche, insoweit als das Münzwesen der Vereinigten Staaten dadurch berührt wird, wie dasselbe mutatis mutandis wahrscheinlich auch von Großbritannien und Frankreich zu sagen sein würde.

Erstens muß es eine solche sein, *welche sich nicht beträchtlich von unserem bisherigen Münz-Systeme unterscheidet.*

Zweitens muß es eine solche sein, mit welcher sich die Regierung *des Vereinigten Königreiches* und die Länder, welche nach *Franken* rechnen, einverstanden erklären könnten.

Es würde außerdem im hohem Grade wünschenswerth, wenn auch nicht *absolut* erforderlich sein, so weit das Interesse der Vereinigten Staaten in Betracht kommt (deren Verkehr vorzugsweise mit den nach Sterling und Franken rechnenden Mächten stattfindet), daß sie den übrigen leitenden Mächten annehmbar erschiene.

Endlich aber ist unumgänglich nöthig, *daß man ausschließlich der reinen Goldwährung Geltung verschaffe.* Frankreich hält sich

noch an die Doppelwährung, aber nach der Ueberzeugung der Regierung der Vereinigten Staaten wird es nicht möglich sein, eine universelle Münzeinigung auf Grundlage der Doppelwährung herzustellen. Die Resolution des Senates bezweckt lediglich einen Schriftwechsel für Münzeinigung auf Grund der Goldwährung.

Verschiedene Versuche sind bereits gemacht worden, die gewünschte Uebereinstimmung herbeizuführen.

Die Münzsysteme Belgiens, der Schweiz und Italiens wurden durch den Vertrag von 1865 mit demjenigen Frankreichs in Uebereinstimmung gebracht mit gleichzeitiger Regelung der Ausmünzungen eines jeden dieser Länder; und man hat angenommen, daß der in ihnen so leicht herbeigeführten Gleichförmigkeit auf eben so einfache Weise eine größere Ausdehnung gegeben werden könnte. Aber man darf nicht außer Acht lassen, daß die Herausbildung des Königreichs Italien aus einer Anzahl bis dahin unabhängiger Staaten mit einer Menge verschiedenartiger Münzsysteme sowohl die Veranlassung wie die Gelegenheit gewährte, dem Münzwesen jenes Landes eine neue Gestalt zu geben, welche für die Vereinigten Staaten von Amerika und ebenso für das Vereinigte Königreich Englands nicht stattfinden. Aus dem Beispiele Italiens läßt sich daher kein Schluß ziehen.

Bei der 1867 auf Einladung der französischen Regierung in Paris gehaltenen Münz-Conferenz hat man sich eifrig mit dieser Frage beschäftigt. Die großbritannische Regierung war durch Herrn Graham, Director der königl. Münze, und Herrn Rivers Wilson, einen Beamten des Schatzamtes, vertreten, die Regierung der Vereinigten Staaten hatte ihren Vertreter in Herrn Samuel R. Ruggles, einem ihrer hervorragendsten Statistiker.

Jene Conferenz sprach sich einstimmig (bei einer Abstimmung nach Staaten) „gegen Schaffung eines gänzlich neuen, von den bereits vorhandenen unabhängegen, Münzsystems" aus, vielmehr „zu Gunsten einer gegenseitigen Gleichachtung bestehender Münzsysteme, wobei jedoch den wissenschaftlichen Vorzügen gewisser Grundformen und der Anzahl der sich zu ihnen bekennenden Bevölkerungen Rechnung getragen werden sollte" (d. h. durch den zweiten Theil dieses Beschlusses hob man den ersten der Gleichachtung der bestehenden Systeme völlig wieder auf. Anm. d. Uebers.).

Es wurde ferner mit derselben Einstimmigkeit*) beschlossen, daß das durch

---

*) Was die hier mehrfach erwähnte Einstimmigkeit der Conferenz betrifft, so wird am Platze sein, auf die officiellen Protocolle derselben zu verweisen. Die Denkschrift betr. die deutsche Münzeinigung vom bleib. Ausch. des deutschen Handelstages (1869) enthält z. B. (Seite 24 u. ff.) folgende Angaben: „Den größten Eifer im Interesse einer baldigen internationalen Münzeinigung auf der Basis alleiniger Goldwährung scheinen die Delegirten derjenigen großen Staaten bewiesen zu haben (ganz natürlich! D. Uebers.), in welchen gegenwärtig weder Goldwährung, noch Silberwährung, noch Doppelwährung, sondern Papiervaluta besteht, nämlich von Oestreich, Rußland und den Vereinigten Staaten.

Die preußischen Delegirten erklärten, daß man in Preußen (und Norddeutschland) mit der bestehenden Silberwährung zufrieden, und die Grundlage der Münzcirculation in Deutschland vortrefflich sei (!), daß also ein Bedürfniß zu einer so bedeutenden Aenderung, wie das Aufgeben der Silberwährung sein würde, nicht vorliege." Sie enthielten sich meistens der Abstimmung, wenn mehr specielle Verhältnisse in Frage kamen.

In der fünften Sitzung der internationalen Münzconferenz von 1867 gaben die britischen Delegirten folgende Erklärung zu Protocoll:

„Die englische Regierung habe nicht geglaubt, es ablehnen zu dürfen, auf die ihr Seitens der kaiserlichen Regierung gewordene freundliche Einladung, sich bei den Münzconferenzen zu betheiligen, einzugehen. Eine solche Ablehnung würde nicht allein Mangel an internationaler Artigkeit bewiesen haben, sondern man hätte daraus die Anklage ableiten können, daß die britische Regierung über die vorliegende Frage in starren Vorurtheilen befangen sei. In Wirk-

den Vertrag von 1865 ins Leben gerufene Münzsystem dasjenige sein sollte, welches die Münzconferenz vorzugsweise ins Auge zu fassen habe.

Es wurde entschieden, das Gold für die eigentliche Währung zu empfehlen, mit dem Silber zusammen (Doppelwährung) für das Uebergangsstadium, und als gewein schaftlichen „Nenner", als Grundlage für die zu erstrebende Uebereinstimmung, das Gewicht von fünf Goldfranken $^{9}/_{10}$ fein anzunehmen. Betreffs dieser letzten Frage wurde die Stimme Englands als verneinend, diejenige der Vereinigten Staaten als bejahend zu Protocoll gegeben.

Es wurde einstimmig (?) beschlossen, das Fünfundzwanzigfrankenstück (als Münzeinheit, d. Uebers.) anzunehmen, von dem man voraussetzte, daß der amerikanische Half Eagle und der britische Sovereign in Gestalt, Größe, Gewicht und Feingehalt ihm völlig gleich hergestellt werden könnten, so daß sie nach den Worten des Herrn Ruggles „ohne Schwierigkeit neben dem französischen Fünfundzwanzigfrankenstücke auf dem Fuße vollständiger Gleichheit umlaufen würden." Die Werthbegriffe des Dollars und Cents, des Schillings und Pennys mußten nach diesem Plane sämmtlich verändert und mit den neuen Werthmaßen in Uebereinstimmung gebracht werden.

Ich lege eine Abschrift des Protocolls der Conferenz ein, welches von einem französischen Delegirten, Herrn de Parieu, Vice-Präsidenten des Staatsraths, Mitgliede des Instituts und Vice-Präsidenten der Conferenz, aufgenommen worden ist.

Soweit man in Washington unterrichtet ist, hat sich die britische Regierung bis jetzt *nicht* willig finden lassen, dem von der Conferenz vorgeschlagenen Plane ihre Zustimmung zu geben, ungeachtet der günstigen Aufnahme, welche derselbe Anfangs bei den britischen Delegirten in Paris gefunden hatte. Man sagt uns, daß jene Regierung nicht geneigt sei, den Vorschlag anzunehmen, so lange in Frankreich die Doppelwährung aufrecht erhalten werde. Ebenso hat der Congreß der Vereinigten Staaten *keine* Neigung gezeigt, das Executiv-Departement der Regierung zur Reduction der Landesmünzen auf die in Vorschlag gebrachten Werthmaße zu ermächtigen.

Eine Annahme des Vorschlags der Conferenz würde eine größere Veränderung im Münzwesen der Vereinigten Staaten als in demjenigen Englands bedingen. Die Reduction im Werthe des Dollars würde ungefähr $3^{1}/_{2}$ Procent betragen; sie würde daher die Landesbevölkerung beträchtlichen Nachtheilen in ihren Geschäfts-Verhältnissen aussetzen.

Nachdem der *Senat* einem Gesetzesantrage seine volle Aufmerksamkeit geschenkt hatte, welcher den Zweck hat, den Wünschen der Pariser Münzconferenz in Bezug auf das Münzwesen unseres Landes ein Genüge zu thun,

---

lichkeit aber befinde sich die britische Nation dieser Frage gegenüber in einer durchaus verschiedenen und viel selbständigeren Lage, als die Mehrzahl der Nationen auf dem Continent. So lange die öffentliche Meinung sich nicht für eine Veränderung des gegenwärtigen Zustandes entschieden habe, so lange das bestehende Münzsystem weder in den großen Handelsgeschäften, noch im täglichen Kleinverkehr Unzuträglichkeiten darbiete, so lange endlich nicht unbestreitbar dargethan worden sei, daß die Annahme eines neuen Systems überwiegende Vortheile darbiete, um dadurch die Aufgabe des bisherigen Systems zu rechtfertigen, welches durch die Erfahrung bewährt und in den Gewohnheiten der Völker tief gewurzelt sei, — *werde die britische Regierung sich nicht entschließen, hinsichtlich der Assimilation des britischen Münzwesens mit denjenigen der Continentalstaaten Schritte zu thun.*"

Mit den Erklärungen Norddeutschlands und Englands hatte der Versuch der französischen Regierung, die übrigen Staaten mit diplomatischen Phrasen in die Annahme des Franken-Systems hinein zu complimentiren, den Boden verloren. Von da an mußte sie ihren Plan in dieser Beziehung als gescheitert ansehen; und die Ergebnisse des Jahres 1870 haben, wenigstens in Deutschland, die Sympathieen für das französische System durchaus nicht gesteigert.

Anm. des Uebersetzers.

hat er den Gegenstand durch die in der bereits erwähnten Art erfolgte Ueberweisung an mein Departement erledigt. Dieses geschah auf Antrag des ausgezeichneten Vorsitzenden des Finanz-Ausschusses, dessen Schreiben an Herrn Ruggles vielleicht mehr als irgend eine andere Ursache den von der Conferenz aufgestellten Plan ins Leben gerufen hatte.

Dem Hause der Abgeordneten liegen zwei Gesetzesanträge vor. Der eine davon, welchen Herr Kelley vom Ausschusse für Münzen, Gewichte und Maße gestellt und begründet hat, schlägt vor, an Stelle des bisherigen Münzsystems dasjenige zu setzen, welches hier unter dem Namen des Dollarsystems bekannt ist und worauf ich weiterhin zurückkommen werde. Der zweite, welcher von Herrn Hooper von Massachusetts gestellt wurde, hat den Zweck, die von der Pariser Conferenz geäußerten Wünsche in Ausführung zu bringen. Nach Einbringung dieses Antrages äußerte jedoch Herr Hooper selbst in seiner Rede im Hause: „Irgend eine Veränderung im Münzwesen, welche so weit reicht, daß sie eine Umrechnung erforderlich macht, führt Schwierigkeiten bei Zahlung früherer Verbindlichkeiten und im Besonderen bei Abtragung von Zinsen und Capital der Staats- und Corporationsschulden mit sich, und diese Schwierigkeiten betrachten Manche als viel größer, als die aus der Uebereinstimmung des Münzwesens zu erwartenden Erleichterungen für den Völkerverkehr. Die ganze Lage der Sache scheint wünschenswerth zu machen, daß wir den Versuch machen, uns mit Großbritannien über ein internationales Münzsystem zu einigen, von dem man vernünftiger Weise annehmen könnte, daß die Völker des europäischen Continents sich ihm in einer nicht entfernten Zeit anschließen würden."

Beide Anträge wurden vom Hause dem betreffenden Ausschusse überwiesen; und es läßt sich vernünftiger Weise der Schluß ziehen, daß weder das Haus, noch der Senat Neigung fühlen, ohne vorherige Verhandlungen mit der englischen Regierung auf die Vorschläge der Pariser Conferenz einzugehen.

Ohne von Seiten des Executiv-Departements der Regierung eine entschiedene Meinung betreffs der Vorzüge (oder Mängel) des Franken-Systems auszusprechen, darf ich erwähnen, daß, wenn eine Münzeinigung zu Stande kommen sollte, die Regierung der Vereinigten Staaten ein System vorziehen würde, welches sich ihrem eigenen bisherigen Münz-System mehr näherte. Jedenfalls läßt die Ausdehnung des Verkehrs zwischen unserem Lande und Großbritannien angemessen erscheinen, daß, bevor der Präsident sich zu dem Vorschlage an den Congreß bewogen finden kann, die Bürger der Vereinigten Staaten der Unannehmlichkeit, Schwierigkeit und den Verlusten auszusetzen, welche die Folge einer beträchtlichen Herabsetzung unseres bisherigen Werthmaßes sein könnten, er die Gewißheit haben müsse, daß man auf die Zustimmung der englischen Regierung rechnen könne.

Ein zweiter Vorschlag zu einer Münzeinigung, welcher der Beurtheilung der Regierung vorgelegt wurde, ist bereits oben als das „Dollar-System" erwähnt worden. Dieses Project bringt eine Reduction im Werthe des Dollars um $^3/_{10}$ % in Vorschlag, um der Münze metrisches Gewicht zu geben, so daß drei $^9/_{10}$ fein geprägte Dollars fünf Gramm wiegen, während zwei Dollars drei Gramm feinen Goldes enthalten würden. Dasselbe nimmt ferner in Aussicht, daß der englische Penny den Werth von zwei metrischen Cents haben würde, sowie daß der Sovereign und eine neue französische Goldmünze von 25 Franken in Gewicht, Feingehalt, Größe und Werth mit dem neuen amerikanischen Half Eagle in Uebereinstimmung gebracht würden.

Dieses Project ist ein für die Vereinigten Staaten sehr günstiges. Die

dadurch bedingte Veränderung liegt innerhalb der Grenzen der hergebrachten Münz-Toleranz und erfordert daher keinerlei Umrechnung. Es würde ebenso ohne Veränderung dem neuen deutschen Münz-Systeme anzupassen sein, indem zwei Eagles mit drei deutschen Gold-Kronen gleichen Werth haben würden.

Sollten die Regierungen Englands und Frankreichs geneigt sein, in Gemeinschaft mit der Regierung der Vereinigten Staaten die Annahme dieses Systems zu befürworten, so ist der Präsident bereit, dem Congresse den Rath zu ertheilen, das Münzwesen der Vereinigten Staaten in Uebereinstimmung mit ihm zu bringen.

Aber wir dürfen nicht außer Acht lassen, daß dasselbe möglicher Weise in England nicht günstig werde aufgenommen werden, da es dort eine Werthsteigerung der Goldmünzen um ungefähr $2\frac{1}{2}\%$ bedingen würde; ebensowenig wie in Frankreich, wo es eine Erhöhung um $3\frac{1}{4}\%$ erfordern würde.

Sollte sich herausstellen, daß keines dieser Projecte allen betheiligten Mächten annehmbar erschiene, und daß sich kein anderer Plan mit Wahrscheinlichkeit der Annahme in Vorschlag bringen ließe, so läßt sich dennoch vielleicht ein Weg finden, um eine gemeinschaftliche Währung und Rechnungseinheit zu erlangen, dadurch, daß man die Münz-Systeme, anstatt sie völlig gleich zu machen, nur in Einklang bringt.

Die Projecte, mit denen ich mich beschäftigt habe, sind auf das Ziel einer völligen Gleichheit der Systeme in einer gemeinschaftlichen Vereinsmünze gerichtet. Es muß zugestanden werden, daß dieses, vom theoretischen Gesichtspunkte aus betrachtet, das zu Wünschende wäre. Aber da es für den Augenblick unausführbar sein mag, so bringt unsere Regierung eine Basis in Vorschlag, welche, wenn auch, theoretisch betrachtet, weniger vollkommen als die Herstellung einer absolut gleichen Vereinsmünze, dennoch im Stande sein möchte, thatsächlich mehrere der dabei bezweckten Vortheile zu sichern, sowie demnächst zu wichtigeren Folgen zu führen.

Es ist zu bemerken, daß eine Gleichheit der Werthmaße in den verschiedenen Ländern die bezweckten vortheilhaften Ergebnisse nicht vollständig herbeiführen würde, wenn nicht neben ihr überhaupt Gleichheit der Maße und Gewichte besteht.

Die vergleichsweise geringe Anzahl von Individuen eines jeden Landes, welche als Reisende in das Gebiet der anderen Mächte kommen, und dort ihr Geld an den Mann bringen, welches manchmal eben so gut in der Heimath hätte verausgabt werden können, würden wahrscheinlich wohl finden, daß ihre Mittel dadurch etwas ausreichender gemacht, namentlich aber, daß ihnen dadurch die Beschwerlichkeiten des Reisens erleichtert würden; im eigentlichen Geschäfts-Verkehr dagegen würde eine absolute Gleichheit der Werthmaße von verhältnißmäßig geringem Nutzen sein, wenn nicht zugleich mit ihr Gleichheit in den Maßen der Quantitäten bestände, auf welche jene Werthe ihre Anwendung fänden. Es würde immer noch der Dazwischenkunft eines Geschäftskundigen bedürfen, um die Ausdrücke für die Quantitätsmaße von den in dem einen Lande üblichen Bezeichnungen in diejenigen des anderen Landes zu übertragen. Die Resolution des Senates enthält übrigens nicht die Absicht, den vorliegenden Schriftwechsel auf solche Punkte auszudehnen, und würde dies auch nach meinem Urtheile nicht wünschenswerth erscheinen.

Es würde wahrscheinlich keine großen Schwierigkeiten haben, die Bevölkerung verschiedener Länder zur Annahme einer gemeinschaftlichen Norm der Hohlmaße und Gewichte zu vermögen, soweit es sich um Besitzthum handelt,

welches der Zerstörung unterliegt. Zuerst könnte die Einführung ungewohnter Systeme Schwierigkeiten und Unzufriedenheit veranlassen; aber wenn sie sich besser als die früheren erweisen sollten, und wenn sie den ferneren Vortheil darböten, verschiedenen Ländern gemeinsam zu dienen, welche außerdem ein gemeinschaftliches Werthmaß besäßen und in ausgedehnten Geschäftsbeziehungen zu einander ständen, so ist wahrscheinlich, daß man in Betracht der größeren mit der neuen Einrichtung verknüpften Vortheile sich der Unbequemlichkeit geduldig unterziehen würde.

Dagegen scheint es der Regierung der Vereinigten Staaten, daß ein gewaltsamer Wechsel im Längenmaße, insofern es als Distanzenmaß auf nicht der Zerstörung unterliegendes Besitzthum angewandt wird, und damit auch dauernde Capitalbelegungen auf Grundbesitz berührt, mit ernsthafteren Uebelständen verknüpft sein möchte. Während demnach thunlich erscheinen mag, ein neues Normal-Längenmaß für Gegenstände des internationalen Handels, z. B. der Gewerbe-Industrie, einzuführen, welche dem Verbrauche unterliegen und nicht auf die Dauer vorhanden bleiben, kann es schwieriger sein, dieselbe Veränderung bei dem Normalmaße für dauerndes Besitzthum eintreten zu lassen. Einige Beispiele werden die Schwierigkeiten zeigen, welche wahrscheinlich mit einer Veränderung derartiger Maße in unserem Lande verbunden sein würden, und es läßt sich annehmen, daß ähnliche, wenn nicht ganz dieselben Uebelstände auch sonstwo hervortreten würden.

Es ist ein Gebrauch in den Vereinigten Staaten, sämmtliche Städte und Flecken von Anfang an nach regelmäßigen Vierecken anzulegen und jedes solche Viereck wieder in eine gerade Anzahl von Bauplätzen von einer geraden Anzahl von Fußen einzutheilen. Man hat gefunden, daß das eine bequeme Verfahrungsweise für den Verkehr in Grundbesitz, in Flecken wie in Städten, sei. Wollte man nun eine willkürliche Aenderung vornehmen, wodurch diese hergebrachten Maße aufgehoben und durch andere von ihnen abweichende ersetzt würden, so daß man dabei Bruchzahlen anzuwenden hätte, so würde dieses große Uebelstände veranlassen! Es könnte den Verkehr in derartigem Besitzthum unterbrechen, und den derzeitigen Inhabern Verluste bereiten.

Ferner beruht das ganze System der Besitztitel in denjenigen Staaten, welche aus dem Grundeigenthum des Bundesstaats hervorgegangen sind, auf regierungsseitig vorgenommenen Vermessungen, deren Ergebnisse in englischen Meilen und ihren Untereintheilungen von Ruthen, Fußen und Zollen ausgedrückt sind. Für diese Vermessungen eine neue abweichende Ausdrucksweise einzuführen, würde eine Aufgabe von ernster Bedeutung sein.

Ferner sind die Manufacturen und Fabriken des Landes voller Maschinen, deren aufs Genaueste abgepaßte Theile, gemessen nach Fußen, Zollen und deren Unterabtheilungen, ein großes Ganze bilden, welches seinerseits wiederum nach demselben Maßsystem zusammengefügt ist. Um diese Maschinen herzustellen, sind Tausende von Werkstätten mit kostspieligen Einrichtungen für die Maschinen-Fabrikation angefüllt, alle nach demselben Maßsystem abgepaßt, deren feine Arbeiten oft eine genauere Bestimmung des Maßes erfordern, als sich ohne mechanische Hilfsmittel erlangen läßt. Die Uebertragung dieser Maße, so fein und so genau bestimmt, von dem gegenwärtigen System in ein neues, müßte als eine fast endlose Arbeit erscheinen, wenn sie überhaupt eine Möglichkeit ist!

Aehnliche Beispiele ließen sich noch in Menge anführen, werden sich aber wahrscheinlich der erleuchteten N. N.'schen Regierung von selbst darstellen. Sie dienen zum Beweise, daß, so sehr es auch vom theoretischen Standpunkte aus zu

wünschen wäre, möglicherweise doch den verschiedenen Mächten nicht leicht gelingen werde, ihre betreffenden Normal-Längenmaße für dauerndes Besitzthum in Uebereinstimmung zu bringen, wenigstens nicht so leicht, wie es sein würde, Gemeinsamkeit in die Systeme ihrer Gewichte und Ellenmaße einzuführen, soweit dieselben auf Gegenstände des Verkehrs ihre Anwendung finden.

Während die Regierung der Vereinigten Staaten die Möglichkeit eines solchen Ergebnisses wider ihren Willen annehmen und daraus den Schluß ziehen muß, daß eine vollständige Münzeinigung, oder auch nur die Herstellung einer an Werth gemeinsamen Rechnungseinheit nicht so leicht zu erreichen und wenn erreicht, von verhältnißmäßig geringerer Bedeutung sein würde, als erwartet, ladet sie die N. N.'sche Regierung ein, in Betracht ziehen zu wollen, ob es, ohne das Münzwesen der leitenden Handelsvölker ernsthaften Störungen auszusetzen, und die Benennungen und betreffenden Werthe der heimathlichen Münzen zu verändern, an welche sich die verschiedenen Völker gewöhnt haben, — nicht möglich sein sollte, zu einer Uebereinstimmung des Münzwesens zu gelangen, welche viele derjenigen Vortheile sichern würde, die ohne Einigung der Maß- und Gewichtssysteme zu erlangen sind, und welche später zu einer vollständigen Gemeinsamkeit des Münzwesens führen könnten.

Man darf bei dieser Untersuchung nicht übersehen, daß, so lange es einen Waarenverkehr gibt, der Gebrauch, die Zahlungen dafür in Wechseln zu leisten (welche in der Regel den Werth der aus einem Lande in das andere ausgeführten Waaren vertreten), ebenfalls fortdauern wird. Es ist nicht wahrscheinlich, daß selbst eine absolute Gleichheit der Münzen in der ganzen Welt Veranlassung geben würde, dieses Zahlungsmittel abzuschaffen. Die Erwartung, daß dieses der Fall sein könnte, würde sich wahrscheinlich als trügerisch erweisen.

Der Zweck, den wir zu erreichen suchen, ist die Feststellung eines gemeinschaftlichen Werthmaßes, welches in den vorhandenen Münzsystemen der leitenden Handelsvölker seinen Ausdruck finden könne, ohne den bisherigen Werth der verschiedenen Münzstücke in erheblicher Weise zu verändern.

In den verschiedenen Münzstätten werden nach manchen Richtungen hin abweichende Regeln beobachtet. In einigen münzt man $^{9}/_{10}$ fein, in anderen $^{11}/_{12}$ fein. Strebten wir nun nach völliger Gleichförmigkeit in Gewicht, äußerer Gestalt und Werth der Münzen, so würde erforderlich sein, in diesen verschiedenen Beziehungen gemeinsame Regeln aufzustellen. Es läßt sich aber annehmen, daß die verschiedenen Mächte abgeneigt sein werden, ihre betreffenden Münzsysteme aufzugeben, so lange keine vollständige Gleichförmigkeit zu erlangen ist.

Die Regierung der Vereinigten Staaten stellt nun zur Inbetrachtnahme für die verschiedenen Mächte die Frage auf, ob alles hierbei Beabsichtigte nicht auch ohne ein Aufgeben der verschiedenen Münz-Systeme zu erreichen sein werde. Sie macht den Vorschlag (zur praktischen Inbetrachtnahme nur, nicht als die theoretisch richtigste Lösung der Frage), daß der internationale Tauschwerth der Münzen derjenigen Völker welche an einem gegebenen Münzvertrage theilnehmen, oder welche die Frage in irgendwelcher anderen Weise unter sich zum Austrage bringen, durch die Quantität des darin enthaltenen feinen Goldes bestimmt, und daß diese Quantität auf der Außenseite nach einem gemeinsamen Normalgewichte ausgedrückt werden solle; endlich daß, so lange keine unbeschränkte

Gemeinsamkeit zu erlangen sei, alle übrigen Fragen des Münzwesens den besonderen Landesgesetzen und der Erfahrung überlassen bleiben sollen. Wir schlagen ferner das französische Decigramm vor, als das paßlichste gemeinsame Gewichtsmaß, wonach dieser Goldgehalt zu bestimmen wäre, und bezeichnen es als wünschenswerth, daß wo möglich vermieden werden sollte, diesen Gewichtsausdruck noch in Brüche zu theilen.

Die Regierung der Vereinigten Staaten schlägt ferner (ebenfalls nur zur Inbetrachtnahme) die folgende Scala zur Benutzung vor:

Länder.	Benennungen der Münzen.	Gegenwärtiges Gewicht des in den Münzen enthaltenen feinen Goldes nach Decigrammen und deren Decimalen.	Vorgeschlagenes Gewicht derselben.	Procentsatz der Veränderung.
Verein. Staaten .	Half eagle	75,232	75	$-\frac{3}{10}$
Großbritannien .	Sovereign	73,224	73	$-\frac{1}{3}$
Frankreich . . .	Napoleon	58,065	58	$-\frac{1}{12}$
Preußen . . .	Friedrichsd'or vor 1858	60,302	60	$-\frac{1}{2}$
Oestreich . . .	Doppelducaten . . .	68,838	69	$+\frac{1}{4}$
Deutscher Münzverein . . .	Goldkrone	100	100	. . . .
Rußland . . .	Halb-Imperial . .	59,987	60	$+\frac{1}{30}$
Spanien . . .	Doblon v. 10 Escudos seit 1864	75,483	75	$-\frac{2}{3}$

Diese in Vorschlag gebrachten Veränderungen sind geringfügig und bedürfen kaum einer Umrechnung. Finden sie Annahme, so gewähren sie im Decigramme eine internationale Rechnungs-Einheit, welche mit Leichtigkeit von einem Ausdrucke in den andern übertragen werden kann und das feine Gold erscheint als Währungsmetall ohne Bezug zu nehmen auf die Menge des Zusatzes.

Ich schließe eine Abschrift der Resolution des Senats ein, wodurch der Präsident um Eröffnung eines Schriftwechsels über diesen Gegenstand ersucht wird, und ferner eine Zusammenstellung der Bevölkerung der vier Ländergruppen, deren weiter oben Erwähnung geschehen ist.

Ich beauftrage Sie zugleich, dem dortigen Minister der auswärtigen Angelegenheiten eine Copie dieses Schriftstückes zu übergeben mit dem Beifügen, daß die Regierung der Vereinigten Staaten auf den Wunsch des Senates an die Regierung von N. N. die Einladung richtet, ihre Ansichten über die Frage einer internationalen Münz-Einigung auf der Grundlage einer gemeinsamen Goldwährung und Rechnungseinheit äußern zu wollen, zum Zwecke, deren Annahme zu fördern. Sie wollen hinzufügen, daß im Angesichte der Resolution des Senates der Präsident als seine Pflicht erachten werde, jener Körperschaft

irgend welche Mittheilung zukommen zu lassen, welche die genannte Regierung für gut finden möge, uns über den Gegenstand zu machen.

Ich bin u. s. w.

Von den Anlagen des Schreibens erscheint hier von Interesse nur die „Zusammenstellung der Bevölkerung der vier Ländergruppen," deren in obigem Schreiben Erwähnung geschieht. Sie lautet:

1. Gruppe. Sterlings-System.

Großbritannien und Irland	30,157,473
Besitzungen mit Einschluß Ostindiens	159,269,858
Chinesische Provinzen nach dem Vertrage	270,000,000
Japan	35,000,000
Insgesammt	494,427,331.

2. Gruppe. Franken-System.

Frankreich	38,067,094
Belgien	5,000,000
Schweiz	2,510,494
Italien	24,500,000
Insgesammt	70,077,588.

3. Gruppe. Deutsches Münz-System.

Norddeutschland	29,653,038
Süddeutschland	8,869,328
Oestreich	34,706,460
Insgesammt	73,228,826.

4. Gruppe. Dollar-System.

Vereinigte Staaten	40,000,000
Canada	3,879,812
Chinesische Provinzen nach dem Vertrage	270,000,000
Japan	35,000,000
Mexico	8,000,000
Spanien	16,500,000
Insgesammt	373,379,812.

Nachschrift des Uebersetzers. Das obige Schriftstück, welches ich von befreundeter Hand zu freier Benutzung in Berlin erhalten und sofort übersetzt hatte, erschien nach meiner, dem Obigen fast wörtlich gleichlautenden Uebersetzung, zuerst im Hamburger Correspondenten, indessen ohne andere Zusätze, als meine obigen Erläuterungen. Haben aber auch die um die Zeit seiner Uebergabe an die europäischen Regierungen unerwartet eingetretenen großen politischen Ereignisse ihm für den Augenblick den Spielraum für einen unmittelbaren Erfolg entrückt; dennoch behält es für

die Zukunft eine nicht zu unterschätzende Wichtigkeit und verdient ohne Zweifel schon jetzt von unserer Seite eine eingehendere Besprechung, da die Kriegsereignisse es gerade sind, welche auf die Nothwendigkeit baldiger Entscheidung unserer deutschen Münzfrage wenigstens in Betreff vorbereitender Maßregeln hindrängen.*) A.

*) Die zum allgemeinen Verständniß dieser Denkschrift nothwendigen Erläuterungen des Herrn Uebersetzers folgen in nächster Nummer. D. Red.

Vermischtes.

(Von der Post.) Das Inter arma silent leges findet auf die Postanstalt keine Anwendung; denn es vollziehen sich mitten unter den Stürmen des Krieges bedeutsame Friedensarbeiten. Mit dem 1. Februar wird ein wichtiges Glied in die Kette der internationalen Verkehrsbeziehungen eingefügt: das Verfahren der Uebermittelung von Geldbeträgen bis zu 70 Thlr., bzw. 10 £. auf Postanweisungen (money orders) zwischen Deutschland und dem vereinigten Königreiche von Großbritannien und Irland durch die Post.

Der bezügliche Staatsvertrag ist unterm 10/18. Januar zwischen dem General-Postdirector Stephan und dem Postmaster General Lord Harlington abgeschlossen worden. Danach soll zwischen den beiden Ländern ein täglicher Austausch von Postanweisungen stattfinden. Die Absender in Deutschland wie in dem vereinigten Königreiche zahlen die Geldbeträge auf das übliche Postanweisungsformular ein. Das letztere gelangt nicht an den Empfänger, weshalb schriftliche Mittheilungen darauf nicht enthalten sein dürfen. Die Verwaltungen haben für die Anweisung der Beträge den Modus der Uebersendung von Listen verabredet, in welchen die Empfänger nach Namen ꝛc. genau bezeichnet werden. Daher ist eine sehr deutliche und unzweifelhafte Benennung des Empfängers nöthig, auch hat der Absender sich auf den Postanweisungen möglichst vollständig zu nennen.

Die Erhebung der Beträge erfolgt auf Anweisungen, welche die Post-Verwaltung des Bestimmungslandes dem Adressaten zustellt. Letzterer muß die Summe bis zum Ende des zweiten Monats (nach dem Monate der Ausstellung) abheben. Nach Ablauf von zwölf Monaten erlischt das Recht zur Abhebung. Die — vom Absender vorauszubezahlende — Gebühr beträgt in Deutschland: für Summen bis 25 Thlr. (43¾ fl. Südd.): 7½ Gr. bzw. 27 Kr.; von 25 bis 50 Thlr. (87½ fl. Südd.): 15 Gr. bzw. 53 Kr.; von 50 bis 70 Thlr. (122½ fl. Südd.): 22½ Gr. bzw. 1 fl. 19 Kr.; in Eng-

land: bis zu 2 £. = 9 d., über 2 bis 5 £. = 1 sh. 6 d., über 5 bis 7 £. = 2 sh. 3 d., über 7 bis 10 £. = 3 sh. Das Verfahren findet auch auf den Verkehr zwischen England einerseits und dem Elsaß, Deutsch-Lothringen, sowie Luxemburg andererseits Anwendung. T.

Besprechungen.

In einer Zeit, wo nicht nur in allgemeinen Kenntnissen, sondern namentlich auch auf dem Gebiete der Musik ein encyclopädisches Wissen zu den Erfordernissen gehört, welche in die gute Gesellschaft einführen, ist ein Unternehmen, wie das im Verlage von Leonhard Simion in Berlin jetzt schon in dritter Auflage erscheinende Musikalische Conversationslexicon von A. Gathy, herausgegeben von August Reißmann, seines Erfolges gewiß. Namentlich dem Laien ist häufig Bedürfniß, vor oder nach Anhörung eines musikalischen Kunstwerkes, dem Dilettanten bei eigner Ausübung der Kunst, sich die Lebensschicksale, die wichtigsten Werke, die Eigenthümlichkeit des Schaffens eines Meisters, die Besonderheiten gewisser Instrumente oder Compositionsweisen, die ewigen Grundsätze der Poesie der Töne klar zu machen, oder einzuprägen. An dem vorliegenden Werke findet er einen sichern Aufschluß. Auch geübten und gebildeten Künstlern gewährt es immerhin die Vortheile eines reichen, zuverlässig gearbeiteten Nachschlagewerkes über alles Wissenswerthe ihres Faches. Bis jetzt liegt die erste und zweite Lieferung vor.

Mit **Nr. 1** hat diese Zeitschrift ein **neues Quartal** begonnen, welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im Januar 1871.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Das Recht des Krieges.

(Kleine Beiträge zu einer bestrittenen Lehre.)

Ein Grundzug unseres Wesens, ja der tiefste Zug, der vielleicht überhaupt in demselben liegt, ist die Rechtlichkeit des deutschen Volkes. Es mag sein, daß die Römer mehr Schärfe und die Franzosen mehr Beweglichkeit in ihre gesetzlichen Normen legten, aber mehr Sinn für das Recht, mehr Bedürfniß nach demselben haben ohne Zweifel die Deutschen. Freilich denkt man dabei zunächst an das Recht des Einzelnen und an friedliche Zustände; allein auch die Völker sind bestimmte Subjecte, die in der Gemeinschaft der übrigen Völker stehen; auch sie haben Rechte und Pflichten, und der Rechtsstreit, der unter ihnen besteht, der durch das Gericht der Waffen entschieden wird, ist der Krieg.

Daß es hier mit den Formen des Verfahrens nicht so genau genommen wird, wie im bürgerlichen Processe, liegt auf der Hand; aber bestimmte Formen sind nichtsdestoweniger unter allen civilisirten Nationen vereinbart, und wer zu denselben zählen will, ist daran gebunden. Man kann diese Summe von Grundsätzen, die auch die bewaffnete Hand in Schranken halten, gewissermaßen ein internationales Kriegsrecht nennen, bei dessen Aufrechthaltung alle Mächte ein gleiches Interesse haben. Vielleicht ist auch für den Laien von Bedeutung, den wesentlichsten Inhalt desselben zu kennen, und in diesem Sinne leiten wir die folgende Darstellung ein. Niemand braucht sich dabei zu fürchten, daß er in juristische Definitionen verwickelt wird; denn der Lehrmeister, den wir wählen, wird das Beispiel der Erfahrung sein; an der Hand der Erlebnisse sollen die einzelnen Begriffe erörtert werden.

Wenn wir vom „Recht" des Krieges sprechen, werden uns vielleicht manche einwenden, ob denn überhaupt der Krieg ein „Recht" ist. Bei dieser Frage müssen wir daher einen Augenblick verweilen, bevor wir auf das Einzelne eingehen.

Das Gefühl, welches also frägt, ist ohne Zweifel edel, aber es ist zugleich — beschränkt. Man übersieht dabei, daß in der Vertheidigung der individuellen und der völkerrechtlichen Ansprüche ein tiefer Gegensatz besteht; man wendet den Grundsatz von Mein und Dein auch auf die Weltgeschichte an. Im privaten Leben ist natürlich meine Existenz ebensoviel werth als die Deine und deshalb ebenso heilig; im öffentlichen Leben aber ist das Wohl und das Bedürfniß des Ganzen der oberste Grundsatz, und der Theil kann nicht verlangen, daß er ebenso behandelt werde wie das Ganze, der kleinere Zweck darf nicht begehren, daß er auf Kosten des größeren für ewige Zeit geschont bleibe. Was für ein Volk als Grundbedingung seiner Existenz erscheint, das darf es auch um den höchsten Preis erstreben, und wenn feindliche Elemente ihm entgegentreten, so ist sein Kampf berechtigt. Darum gibt es fast keinen geschichtlichen Vorgang auf Erden, bei dem nicht Tausende von Existenzen gekränkt und geopfert wurden; denn der historische Stoffwechsel ist ebenso gewaltsam wie der natürliche. Kein Baum wächst auf, ohne daß er hundert andere Pflanzen erdrückt und vernichtet, kein Volk ist groß gewachsen, ohne daß andere Völkerstämme dadurch verkümmert wurden, und man muß nicht darin eine Ungerechtigkeit finden, daß der Schwächere unterliegt, sondern darin die Gerechtigkeit, daß nur der Bessere siegt. Vorübergehend mag es anders sein, im letzten geschichtlichen Ergebniß ist es niemals anders gewesen, sonst hörte die Geschichte auf, das Weltgericht zu sein. Dieselben Gesetze, welche die Vorsehung in die Natur gelegt, legte sie auch in die Geschichte, und nur das sind wahrhaft große Geister, die diese Gesetze scharfsichtig erkennen und vollziehen, nicht jene, die ihrem Vollzug aus Milde oder Thatenscheu entgegentreten. Damit ist wohl die Frage, ob der Krieg an sich ein Recht sei, klargestellt; es bleibt uns nur übrig, die concreten Verhältnisse zu betrachten, die sich während des Krieges ergeben und die durch die bestimmten Grundsätze, die dafür anerkannt sind, die Form von Rechtsverhältnissen annehmen.

Schon in frühen Zeiten galt die Norm, daß der Krieg noch formell erklärt werden müsse, auch wenn er materiell entschieden und öffentlich bekannt ist. Im Mittelalter ward er von Herolden feierlich verkündet; heutzutage ist die Ceremonie eine wesentlich diplomatische, und erfolgt nicht, ohne die angegriffene Regierung am Schlusse der „besonderen Hochachtung" zu versichern. Die Form ist entweder die eines Ultimatums, (wie es 1859 in Italien der Fall war), oder man sendet eine unbedingte Kriegserklärung, bei der man um die Entscheidungsgründe in der Regel nicht verlegen ist. Trotzdem hat die Dürftigkeit, mit welcher die französische Kriegserklärung diesmal motivirt war, selbst bei den neutralen Mächten Erstaunen hervorgerufen.

Zugleich mit diesem Schritte tritt eine Summe von Maßregeln ein, die

eigentlich bereits den Anfang der Action bedeuten. Sofort wird die Ausfuhr aller Kriegsbedürfnisse sistirt, beide Staaten brechen die Vertretung durch Gesandte oder Consuln ab, und fast in allen Ländern verbieten die Strafgesetze, daß einzelne Unterthanen im Heer des andern Staates Dienste nehmen, oder dessen Widerstandskraft in sonst irgend welcher Weise erhöhen oder unterstützen.

Im Uebrigen ist nicht gestattet, die Angehörigen des bekriegten Staates, so lange sie sich ruhig verhalten, irgendwie zu behelligen, ebensowenig darf ihnen jener Rechtszustand, den sie durch internationale Verträge erlangt haben, entzogen werden, z. B. die Ausübung von Handel und Gewerbe, die Sicherheit des Privateigenthums, der Schutz der Gerichte. Schon in dieser Richtung haben die Franzosen gefehlt, indem die Gerichte die Forderung eines deutschen Hauses (noch ehe das Moratorium bestand) zurückwiesen und die Zahlungspflicht des französischen Schuldners lediglich auf Grund der Feindseligkeiten in Abrede stellten. Ich weiß nicht, ob sich der Fall, der durch zahlreiche deutsche Blätter lief, amtlich bestätigt hat; wenn er sich in Richtigkeit verhalten sollte, so läge hierin eine schwere Verletzung des Völkerrechtes.

Noch empfindlicher aber verstieß hiergegen die Ausweisung sämmtlicher Deutschen, welche bald nach den ersten Niederlagen erfolgte und auch den Nimbus der Civilisation von Frankreich nahm, nachdem es den Nimbus der Waffen verloren hatte. Der Mißgriff, den die französische Regierung damit beging, war tiefer und principieller Natur; sie dehnte den Krieg, der nur zwischen den Staaten stattfinden soll, auf die Einzelpersonen aus; sie eröffnete den Angriff nicht blos gegen die Soldaten, sondern gegen die Bürger.

Ganz anders gingen die deutschen Staaten hierbei zu Werke. Obwohl durch die Ausweisungsordre von Frankreich provocirt, nahm doch keiner aus dem Unrecht des Gegners das Recht der Wiedervergeltung ab; ja man war gewissermaßen bemüht, den sämmtlichen in Deutschland lebenden Franzosen zu zeigen, wie sehr wir ihr Vaterland an Bildung und Gerechtigkeit übertreffen.

Die gewissenhafte Begrenzung des Krieges trat bereits in der Proclamation des Königs zu Tage, in der er verkündete, daß er ihn nicht gegen die Bürger und gegen das Volk zu führen gedenke. Er verstand unter Bürger den unbewaffneten Mann, der am Kampfe nicht activ, sondern nur passiv betheiligt ist, und unter dem Volk die Summe der friedlichen Landesbewohner, die im Kriege den Gegensatz zur Militärmacht bildet.

Wenn die Franzosen das freilich so verstanden, daß sie den Kampf mit der Entthronung Napoleon's für beendigt, und deshalb für unberechtigt hielten, so war diese Folgerung ebenso unlogisch als anmaßend. Denn wenn auch

das „Volk" den Krieg nicht selber führt, so hat es doch an dem Beschlusse, ihn zu führen, Theil, weil seine gesetzlichen Vertreter ihn sanctionirten, und weil die ganze Nation ihn mit einem Jubelplebiscite guthieß, das aufrichtiger gemeint war, als jenes vom 8. Mai. Volk und Nation sind in diesem Sinne verschiedene Begriffe; obgleich das Volk durch diese Gutheißung noch nicht zum eigentlichen Gegner wurde, so machte sich doch die Nation für die Durchführung des Kampfes gegen die Militärmacht verantwortlich.

Wir stellten oben fest, daß als Feind nur die beiderseitigen Combattanten zu betrachten seien; ein anderes Verhältniß tritt indessen ein, sobald Nichtcombattanten in den Kampf selber einzugreifen suchen. Durch die thatsächliche Betheiligung am Krieg verhängen diese auch die Normen und das Recht des Krieges über ihr Haupt, die unter dem Eindruck der Erbitterung nicht selten verschärft gehandhabt werden. So erging es den Einwohnern von Bazeilles, um nur ein einziges Beispiel anzuführen; allein nicht nur mit bewaffneter Hand wird solches Eingreifen verübt. Ein Führer, der die Truppen in gefährliche Stellungen lockt, ein Quartiergeber, der die Speisen vergiftet, ist selbstverständlich in der gleichen Weise haftbar. Zum Glück erschienen derartige Vorgänge doch immer noch als Ausnahme; werden sie zum Princip, (wie es 1809 in Tyrol geschah), dann freilich artet der Krieg zum Volkskrieg aus, dann kämpfen beide Theile nicht mehr um die Besiegung, sondern um die Vernichtung des Gegners. Wenn übrigens auch „das Volk" nicht als activer Feind erscheint, so läßt sich doch nicht vermeiden, daß es (ohne aggressive Absicht) tausendfach in Mitleidenschaft gezogen wird. Diebstahl ist den Soldaten bei Todesstrafe verboten, aber daß das letzte Stück Brod im Hause requirirt wird, ist erlaubt; das Privateigenthum muß geschont werden, aber daß ein Gebäude niedergerissen wird, weil es der Position im Wege steht, kann man täglich inne werden. Das sind die Fälle, die dem gebildeten Soldaten am tiefsten zu Herzen gehen, in denen der Takt und die Humanität des Commandanten ihre schwerste Prüfung bestehen. Sie sind es, von denen der alte Soldatenkaiser achselzuckend sprach: C'est la guerre.

Wir haben in den bisherigen Sätzen das Recht des Krieges erörtert und hierauf die Maßregeln betont, die mit der Erklärung des Krieges im Zusammenhang stehen. Wir haben die Frage aufgeworfen, wer eigentlich als „Feind" zu behandeln sei; und wenn wir als solchen die Combattanten bezeichneten, so erübrigt nunmehr, diesen Begriff selbst ins Klare zu bringen.

Als Combattanten erscheinen nur diejenigen, die in die Armeen eingetheilt sind, um sich mit Waffengewalt am Gefechte zu betheiligen, also nicht

diejenigen, die zwar am Gefechte theilnehmen, aber nur um geiſtliche oder ärztliche Hilfe zu leiſten, desgleichen nicht die Auditeure und Militärbeamte jeder Art, ſowie nach ſpecieller Vereinbarung die Träger des Genfer Conventionszeichens. Daß man die Spielleute unter die Combattanten zählen darf, iſt ſicher, da ſie zwar nicht mit Waffen, aber jedenfalls durch pſychologiſche Einwirkung und hauptſächlich durch Signale u. ſ. w. am Gefechte theilnehmen, und dadurch zum Nachtheil des Feindes wirken. Wenn man ſich demnach an jenen kühn zurückgeſchlagenen Angriff erinnert, der auf eine preußiſche Muſikbande gemacht wurde, die während des Gefechts die Torniſter bewachte, ſo lag dieſer Fall keineswegs außer dem Bereiche der Berechtigung. Im Allgemeinen aber geben die Franzoſen auch hier zur Klage reichen Anlaß.

Wir wollen ganz davon abſehen, wie oft man mit Entrüſtung las, daß das rothe Kreuz mißachtet worden, daß auf Verbandplätze geſchoſſen worden war, wir erinnern nur an die Unmaſſe von irregulären Elementen, die den verſchiedenen Armeen zugetheilt ſind. Entſcheidend dafür, ob ſolche Freiſchaaren wie regelmäßige Truppen betrachtet werden dürfen, iſt natürlich der Umſtand, in wie fern ſie von dem kriegführenden Staate anerkannt und autoriſirt ſind. Daß eine Uniform hierfür nicht maßgebend iſt, ſteht feſt. Allein ebenſo feſt ſteht die Forderung, daß ſie wenigſtens überhaupt ein beſtimmtes Erkennungszeichen haben müſſen. Vermeidet eine Freiſchaarentruppe dies, ſo verzichtet ſie damit auf den offenen redlichen Charakter des Soldaten und wird nicht anders als jeder gemeine Verbrecher behandelt. Ein Gleiches gilt ohne Zweifel für ſolche Abzeichen, die auf Schußweite nicht mehr erkennbar ſind, und den Verdacht abſichtlicher Täuſchung nahe legen. So geſchah bekanntlich in Elſaß und Lothringen, daß die Freiſchützen lediglich ein kleines rothes Kreuz auf die landesübliche Blouſe nähten, und unter dieſer Maske auf die Vorpoſten feuerten, bis Preußen in kategoriſcher Weiſe erklärte, daß es aufhören werde, dieſes Zeichen zu reſpectiren. Als Orleans genommen wurde, ſtieß eine Abtheilung Cavalerie auf die ſogenannten Partiſans de Gers, die einen braunen Kittel und große Heckerhüte trugen. Auch dieſe wurden Anfangs nicht als Soldaten behandelt und ein großer Theil derſelben ward niedergemacht, ehe es dem Reſte gelang, durch die Vorzeigung ihrer Soldbücher ſich als franzöſiſche Soldaten auszuweiſen. Indeſſen ſollen ſelbſt mit den letzteren viele „manoeuvres frauduleuses“ im Gange ſein, wobei die Regierung leider zu überſehen ſcheint, wie tief ſie damit ihre legitimen Freitruppen ſchädigt.

Die intereſſanteſte Frage auf dieſem Gebiet iſt jedoch ohne Zweifel die Stellung Garibaldi's. Von der Regierung in Tours iſt er zwar als General beſtallt, und ſeine Truppe iſt in die franzöſiſche Landesvertheidigung einge-

reiht worden, allein die Gründe, die dafür sprechen, ihn trotzdem als einen herrenlosen Freibeuter zu betrachten, wiegen bedeutend schwer.

Denn vor Allem fragt sich, ob er selber die oben erwähnte Stellung auch wirklich eingenommen hat, und durchführt? Sein ganzes Auftreten deutet darauf hin, als wolle er eine außer dem französischen Staate stehende internationale Stellung innehaben; das „souveraine" Volk, dem er seinen Arm geliehen, protestirt gegen die Uebergriffe, die er sich anmaßt; Italien hat er gegen den Befehl der Regierung, deren Unterthan er ist, verlassen; keiner seiner Soldaten besitzt einen Paß; kurzum, es fehlt an aller Legitimität dermaßen, daß man die Abenteurer von Dôle und Autun schwerlich für etwas anderes halten kann, als für eine bewaffnete Bande, für einen gesinnungstüchtigen Brigantaggio in Frankreich.

Hiermit stimmt auch die öffentliche Meinung aller Länder überein, auf die man bei dem Mangel gesetzlicher Anhaltspunkte ein doppeltes Gewicht legen muß. Daß Garibaldi somit im Falle der Gefangenschaft erschossen werden darf, ist unserer Meinung nach gewiß, wenn man nicht bei einem so erprobten Narren vorzieht, Gnade für Recht ergehen zu lassen.

K. S.

Wodan als Jahresgott.

Von Max Jähns.

Wodan-Maikönig.

Gleich den zwölf Nächten der Wintersonnenwende waren unseren Vorfahren auch die zwölf ersten Tage des Mai's heilig, und wurden als Beginn des Sommers festlich und feierlich begangen. In dieser Weihezeit fand der altgermanische Landtag statt, der daher auch in späteren Zeiten, ja noch im eigentlichen Mittelalter „Maifeld" oder „Mailager" hieß. — Auch bei dem feierlichen Cultus dieser Tage bildete wieder Wodan als Gott des Himmels und des Jahrs den geistigen Mittelpunkt und auch die Reste solcher Frühlings-Wodans-Feste sind uns noch an vielen Orten in mannigfaltigen Kampfspielen, im „Maireiten" und in der Einholung des „Maikönigs" erhalten.

Von jeher nämlich war den Germanen die Lenzfeier ein Kampffest. Dargestellt wurde in ihm die Grundidee des alten Götterglaubens: Sieg des wiedererwachten guten Sonnengottes und seiner lichten Heergesellen über die finsteren Dämonen des Winters. Dieser Kampf wurde bei den Maifesten ebenso dramatisch zur Aufführung gebracht, wie der Umzug des Wuotansheeres zu Weihnachten.

Noch um die Mitte des 16. Jahrhunderts herrschte zu Gothland und in Süd-Schweden der Gebrauch, daß am 1. Mai zwei Reiterschaaren von verschiedenen Seiten in die Stadt rückten. Die eine, ganz eingehüllt in Pelze, mit Handspießen bewaffnet, Schneeballen und Eisschollen schleudernd, führte der Winter; an der Spitze der anderen, die mit Maien und Erstlingsblüthen geschmückt war, stand der „Blumengraf", der Frühling. Auf dem Markte begegneten sich die Züge und hielten ein Speerstechen. Natürlich überwand der Lenz den Winter; der jubelnde Ausspruch des „Umstandes" (d. h. der umherstehenden Menge) begrüßte ihn als Sieger, und von Stund an begann die Herrschaft des Königs Frühling im Lande*).

Es ist unzweifelhaft, daß ganz ähnliche Spiele in alter Zeit auch in Deutschland üblich waren**), und dieser Umstand erklärt die sonst seltsame Beharrlichkeit, mit welcher alle größeren Ritterspiele des Mittelalters als Lenzfeste auftreten und ganz vorzugsweise zur Pfingstzeit abgehalten wurden. Dies bezeugen Tausende von Urkunden und Chroniken und mit Recht singt darum der volks- und vorzeitkundige Uhland:

„In des Maien holden Tagen
In der Aue Blumenglanz
Edle Ritter fechten, jagen
Um den werthen Rosenkranz."

oder:

„Pfingsten war's, das Fest der Freude,
Das da feiern Wald und Haide.
Hub der König an zu sprechen:
Auch aus den Hallen
Der alten Hofburg allen
Soll ein reicher Frühling brechen! . . .
Trommeln und Trompeten schallen

*) In Erinnerung dieser Kämpfe hat sich noch bis heutzutage auf dem Lande in Schweden der Gebrauch erhalten, alle Händel und Herausforderungen den Winter durch aufzusparen und am Maitage auszumachen.

**) In Böhmen, Oestreich und der Schweiz ist der Wettkampf der Waffen zwischen Winter und Sommer zum Wettgesange zwischen ihnen geworden, in Steiermark sogar zu einem vollständigen Rechtshandel, der regelmäßig durchgeführt wird und in Folge dessen man den Winter de jure des Landes verweist.

Rothe Fahnen feſtlich wallen
Sah der König vom Balkone:
In Lanzenſpielen die Ritter alle fielen
Vor des Königs ſtarkem Sohne."

Den Maiſpielen des Adels, den ritterlichen Speerkämpfen Tjoſt und Buhurt, ſtellte ſich in der Sitte des Volks eine mannigfaltige Fülle von Wettſpielen zur Seite, Lenzſpiele, die gleich jenen einſt die Feier des roſſemächtigen Wodan-Maikönig verherrlicht hatten und aus denen ſich ſpäter das Carrouſel der Renaiſſancezeit, ebenſo wie das moderne Wettrennen mehr oder minder direct entwickelt haben.

Die mythologiſche Bedeutung freilich ging früh verloren. Bald kam es nicht mehr darauf an: in dramatiſcher Kampffeier den Sieg des Maikönigs über den Winterfürſten darzuſtellen, ſondern das Wettſpiel begann um ſeiner ſelbſt willen zu gelten, es wurde nicht mehr als Cultushandlung aufgefaßt, ſondern ernſthaft genommen, und der wirkliche Sieger im Spiel wurde: König, welcher übrigens den Namen „Maikönig" oder „Blumengraf" noch vielerorten behalten hat.

Wer unter den Burſchen als Maikönig prangen ſoll, das entſcheidet ſich in der Altmark z. B. durch ein Wettrennen zu Pferde, wobei man im Vorbeijagen mit Stangen nach einem Hute, einem Kranze oder nach einem auf einer Tanne aufgeſteckten Pferdeſchädel ſticht. Der Sieger reitet, von allen Genoſſen zu Roſſe begleitet, als König ins Dorf; ſein Gaul wird mit Maien geſchmückt und drei Vorreiter ſprengen ihm voraus. Hierauf folgt gewöhnlich Vogelſchießen und Tanz unter der Dorflinde, während deſſen die typiſche Figur des „Schimmelreiters" in der jauchzenden Menge umher trabt. Ein lebendiges Bild dieſer Feier gibt das folgende luſtige altmärkiſche Gedicht:

To Pfingſten, ehr in Höhnerſtall
De Hoahn kraiht morgens fröh,
Doa ſitten ook die Peerjungs all
Stramm up dät Krakenveeh,
Und jackeln los, dät dampft man ſo
Und friſchen: Hujuhuh!
Wer up den Anger kümmt vör to
Is Maienkönig nu!
Drup ſchniedern ſe den Könnigsrock
Uut friſche Maien an,
Süht uut, juſt als en Immenſtock,
Rund um Pajangen dran.
Doa mütt Peerjungs Könnig rin;

Denn is von Kopp to Töhn
Steit he ſtief up erſt midde in
Keen Tippel mehr to ſehn.
So föhren ſe den Könnigsjung'n
Dät Dörp entlang ümher;
En Bäddelſpruch werd afgeſung'n
Üm Goaben, Döär bei Döär.
Speck, Eier, Schinken, Kooken, Worſt
Mank in ook en Stück Geld,
Dät werd för Hunger un för Dorſt
Den Peerjungs togeſtellt.
Up Oabend fängt bi Huusmanns-Beer
Dät Schnaabelneren an;
Und Jung för Jung hölt ſiene Peer
Upt Beſte drümm in Stann. —
De Engeländer, dät ſegg' ick,
(Vör Tied is't all geſchehn)
Hem e moal in unſe Almark ſick
Det Wettrönn 'n afgeſehn. —"

Der feierliche Einzug, der dieſem altmärkiſchen Wettſpiel eignet, iſt übrigens ein durchaus weſentliches, ebenfalls überaus weitverbreitetes und höchſt alterthümliches Moment, das ſich ganz ebenſo innig wie die Lenz-Wettkämpfe an den Cultus des Mai-Wodans anlehnt. — Der Gedanke, welcher ſolchen Einholungen zu Grunde lag, war nämlich der, daß man eilte, den ſiegreichen Frühlingsgott im Walde, deſſen grünſprießende Zweige als die freundlichen Erſtlingszeichen ſeiner neuen Macht erſchienen, zu begrüßen und ihn zu den Wohnplätzen der harrenden Menſchen zu geleiten. — Jahr für Jahr ritten ehedem in den Städten Niederdeutſchlands die bewaffneten Bürger zu Walde, um den „Maigrafen" zur Stadt zu führen. Der ſaß dann in Laub eingehüllt auf weißem Roſſe, und die Maien, die ihn geſchmückt hatten, wurden in der ganzen Stadt als ſegenbringende Gabe vertheilt. Dieſen wahrhaft poetiſchen und ſchönen Gebrauch, der in einigen Gegenden, wie z. B. in Holſtein, noch heute gilt, nannte man: „den Sommer ins Land reiten", oder: „die Zit empfahen."

Auf dem Lande hat ſich dieſe Sitte, oft in noch alterthümlicherer Form, bis zur Gegenwart erhalten, aber ſich zugleich meiſt vom St. Walpurgatag, dem 1. Mai, auf das chriſtliche Pfingſtfeſt übertragen. Man verſteckt dabei in einem, durchaus mit Birkenbüſchen umwundenen und gekrönten Holzgeſtell einen Bauerburſchen, der die Rolle als Maikönig zu ſpielen hat. Das ganze Gerüſt wird im Walde verborgen und die junge Welt macht ſich auf, den Maikönig zu ſuchen. Iſt er endlich gefunden, ſo wird er jubelnd und hoch zu Roſſe ſitzend, ins Dorf zurückgeführt, wo ein feſtlicher Reiterzug um

den Maibaum die Ceremonie beſchließt: gerade wie einſt der ſächſiſche Adel vorkarolingiſcher Zeit beim Gottesdienſte die der Sonne geheiligte Irminſul in feierlicher Cavalcade ceremoniell umritt.

Verwandte Gebräuche finden ſich in allen deutſchen Gauen*), und ſie fehlen auch weder in Schweden noch in England, wo der „King of May“ und das „Hobbyhorse“ um den Maibaum tanzen; ja ſelbſt in der Bretagne, alſo auf altkeltiſchem Boden führte zu Frühlingsanfang das „Cheval-Mallet“, welches ähnlich wie der deutſche Schimmelreiter hergeſtellt wurde, einen Reigen auf dem Dorfplatz aus.

Auch rituelle proceſſionsartige Umritte, „Königsreiten“ um die Fluren, ſind in Deutſchland (Flandern und Lothringen eingeſchloſſen) am Mai- oder Pfingſttage an ſehr vielen Orten gebräuchlich. Es wird ihnen eine ſegnende, heiligende Kraft zugeſchrieben, welche die Fruchtbarkeit der Aecker ſteigern; und wenn man erwägt, daß es uralter, aber auch noch hiſtoriſch nachweisbarer Brauch der Germanen war, daß ihre Könige nach der Schilderhebung oder Krönung „ihr Land umritten“, und es eben durch dieſen Act recht eigentlich, ja ſogar rechtlich und formell in Beſitz nahmen, ſo iſt nicht zu bezweifeln, daß auch der weitverbreitete Maiumritt der Reſt eines Cultusſpieles ſei, welches darſtellte, wie der neugekrönte Wodan-Maikönig durch den Umritt Beſitz nahm von dem Lande.

Hie und da tritt der Umritt inſofern an die Stelle der Einholung, als ſich an ihn der Wettkampf anknüpft. So z. B. zu Baumgarten in Niederbayern. Da wird während des Umritts auf dem Schloßhofe ein ganz mit Reifen beſchlagenes Faß um eine Säule befeſtigt und die heimkehrenden Reiter, ſämmtlich mit Lanzen (Stangen mit ſcharfen Diſteleiſen) bewaffnet, traben beim Klang der Muſik heran und ſtechen nach den Reifen. Sind alle ausgeſtochen, ſo richten ſie die Stangen gegen einen zu oberſt aufgeſtellten grünen Buſch, die Maie, und wer die herabſtößt, iſt der Sieger.

Solche Kampfſpiele erſcheinen, aufs Mannigfaltigſte geſtaltet, aller Orten in germaniſchen Landen und zwar urſprünglich, immer als Frühlingsfeſte; denn überall ſollte ja durch ſie der roſſemächtige Wodan verherrlicht werden, und durch all' den hellen Schall von „Ringelrennen“, „Kranzreiten“, „Mannſtechen“, „Rolandfahrten“, „Kopfſtechen“ oder „Pfahlkampf“ (lauter Analogien ſpäterer adliger Carrouſelarten) ſollte ja des ritterlichen Maikönigs Sieg gefeiert werden. — Nicht ſelten übrigens tritt bei dieſen Kampfſpielen,

*) Etwas verfrüht, nämlich ſchon um Mitfaſten, erſcheint der heilige Graf, „de ſinte Greef“, der um dieſe Zeit allerdings noch nicht „Blumengraf“ heißen kann, in Brabant. Bis vor wenigen Jahren noch ritt zu Antwerpen „Meinherr der Graf von Halbfaſten“ mit ſeiner Gräfin und Gefolge prächtig aufgeputzt durch die Straßen, begleitet von einer unabſehbaren Kinderſchaar, denen die Diener allerlei Näſchereien zuwarfen.

z. B. in dem Lübeck'schen „Ring- und Jungfern-Reiten", noch häufiger aber bei dem Fest der Einholung, auch die Mitbetheiligung der Frauen und Mädchen ein. In vielen Gegenden erscheint neben dem Maikönige die „Frühlingskönigin", neben dem Blumengrafen auch die holde Gräfin — eine Mahnung, daß die heiligen Maizwölften einst auch als Hochzeitfest des Jahrgottes, als Vermählung des Himmelsherren Wodan, mit der im zarten Brautschmuck ihn sehnsuchtsvoll erwartenden Erdgöttin Frigg, der holden Frau Holda gefeiert wurde.

Wie an die Stelle des winterlichen Wodan der heilige Nikolas getreten war, so hatte die christliche Kirche natürlich auch für den siegreichen Maikönig Wodan eine entsprechende Heiligengestalt zu schaffen, und da bot sich eine Anknüpfung der eigenthümlichsten Art.

Ein Sohn oder ein Beiname Wodans, insofern dieser nämlich als ein den Winter und die Nacht besiegender Sonnenherr aufgefaßt wurde, war „Sige", den die Edda den „Herrn des Frankenlandes" nennt, und eine dem germanischen Volksbewußtsein aufs Tiefste eingepflanzte Heroengestalt, welche sich aus dieser besonderen Seite Wodans zu eigner abgeschlossener Individualität heraus entwickelt hatte, ist der Lindwurm-Tödter Sigurd oder Sigfried, ein Gott des Friedens durch den Sieg. Diesem deutschen Nationalhelden Sigfried aber entspricht nun wieder Zug um Zug die Gestalt eines kriegerischen Heiligen orientalisch-griechischer Abstammung, der seinerseits aber nichts Anderes war als ein unmittelbarer Nachfolger des fernhintreffenden Apollons, des Pythontödters, und als solcher ein den hellenischen Sonnengott vertretender Heros der Christen. Wir meinen den heiligen Ritter St. Georg, dessen Fest die Kirche am 23. April, somit gerade zur Zeit der Frühlingsfeier begeht*). Dieser große Kampfheilige, dieser Ritter par excel-

*) Die alte Heiligenlegende läßt die Verbindung St. Georgs mit Apoll in ihrer Weise erkennbar durchschimmern, wenn sie erzählt, daß Georg, ein Kriegsmann unter Diocletian den Märtyrertod erlitten habe, weil er mit Hilfe eines Crucifixes den Apoll in seinem eigenen Tempel gezwungen habe, einzugestehn, er sei kein Gott, sondern nur ein gefallener Engel. — In Deutschland ist, wie gesagt, Georg vollständig an Sigfried's Stelle getreten, wozu in Sage und Epos mehrfach „Orendel von Trier" als Ueberleitung diente. Wie z. B. den Sigfried seine Hornhaut, so schützt den Orendel sein graues Hemd und dem entsprechend gewährt später das Hemde oder (z. B. in der Sage vom Schuster zu Lauingen) auch der Däumling St. Georgs dem Besitzer übernatürlichen Schutz. — Weil der Ritter St. Georg ein Sonnenheld, darum ist auch sein Schildzeichen eine Sonne, grade wie Sigfried eine Krone im Schilde führte; denn Krone und Heiligenschein sind aus dem alten Lichtdienst übernommen. — Und wie der Fernhintreffer Apollon (Ilias I.) Seuchen sandte und Seuchen stillte, so ist auch St. Georg durch das ganze Mittelalter der Schutzheilige der Pestkranken und Aussätzigen geblieben und die vor den Thoren gelegenen Pesthospitäler sind allenthalben ihm geweiht.

Wenn St. Georg den Orientalen und Hellenen an die Stelle des Apollon, den Deutschen an die des Wodan-Sigfried trat, so erscheint er bei den Briten als der umgewandelte keltische

lence, welcher bald in ganz Europa heilig wurde, verschmolz nun vollständig mit unserem Sigfried, und ist in Deutschland also nichts Anderes als eine modificirte Wodansgestalt. Er ist der alte Maikönig Wodan-Sige, der den Winterdrachen besiegt; er ist der Culturbringer, der mit warmem Sonnenstrahl den Schnee schmilzt und den Sumpf austrocknet; und nicht umsonst heißt „Georgos" wörtlich „der Ackerbauer" und der Drache „Lindwurm"; denn „Lind" (kelt. lin) ist ein altes Wort für Sumpf (lutum). Durch diese unmittelbare Uebertragung der Sigfriedgestalt auf die des St. Georg erklärt sich auch erst die große Volksthümlichkeit, deren sich der Heilige in Deutschland erfreut, obgleich er doch eigentlich eine späte orientalische Errungenschaft der Kreuzzüge ist. Hauptsitz seines Cultus war Franken, d. h. die Heimath Sige's. Dort stiftete der Adel die große „Fränkische Georgengesellschaft", dort lebt noch eine Menge auf ihn bezüglicher Localsagen, wie namentlich die von Marktbreit und Volkach, und eine Fülle malerischer und plastischer Abbildungen des heiligen Georg bietet, wie wohl kaum irgend eine andere Stadt, noch heut' das fränkische Nürnberg. — Die vorzüglichste ihn betreffende Localmythe knüpft sich jedoch an Leipzig, an die alte „Lindenstadt" (slav. Lipzko). Denn unter einer Linde hatte auch der Hörnerne Sigfried den Lindwurm besiegt. Zu Leipzig auf der „Ritterstraße" ereilte der Ritter Georg den fliehenden Drachen; aber sein Roß verlor ein Hufeisen, welches in eine alte Linde fuhr, die dort blühte, wo jetzt die Nikolaikirche steht, an der das Eisen noch heutzutage eingemauert zu erblicken ist. Endlich am Portal des „Georgenhauses" erlag der Wurm, und hier, wie am Thomas-

---

Drachentödter Tristan. Und ganz ähnlich erklärt sich die bevorzugte Stellung St. Georgs bei den Slaven, eine Stellung, die ihn sogar in den Herzschild des russischen Reichswappens geführt hat. Georg stieg hier auf den leer gewordenen Altar des slavischen Wodan, des Swantewit, eines Licht- und Sonnengottes, dem ja wie Wodan weiße weissagende Rosse heilig waren und der außer durch Georg auch durch St. Veit ersetzt wurde; denn „Swantewit" klingt verführerisch ähnlich wie „Sanctus Vitus". St. Vit ist ein unter Diocletian als Märtyrer gestorbener, sonst durchaus unbekannter 12jähriger in Rom bestatteter Knabe, den nur der Klang seines Namens und nichts als dieser zum vornehmsten Heiligen der Westslaven erhob. Er ist ebenso identisch mit Wodan-Swantewitt wie St. Georg, und nun begreift man, warum unmittelbar neben dem Veits-Dom auf dem Prager Hradschin, der einst ein Tempel des Swantewit war, die broncene Statue St. Georgs mit dem Lindwurm prangt. Veit und Georg decken sich eben völlig. — Derselbe „Vitus" trägt dann in Ungarns adliger Heroensage den Beinamen „Bathor", d. i. Drachentödter und gilt als Stammherr des Siebenbürgischen Fürstenhauses. Er steigt hier also schon ins Halbgötterthum hinab, so daß sich an ihn die Namen anderer drachentödtender Edelleute, wie der Stillfried (Stoymir) Böhmens, der Visconti in Mailand u. a. m. ungezwungen anschließen. — So wunderbar verästeln sich die uralten Drachentödtersagen, welche in die fernste Vorzeit des arischen Menschenstamms hinauf deuten. Denn in der persischen Heroenmythe begegnet uns, dem Sigfried-Georg zum Verwechseln ähnlich, der Drachentödter Rustem, welcher seinerseits wieder in nicht minder naher Verwandtschaft zu den Pegasosreitern Bellerophon und Perseus steht, von denen jener die Chimära, dieser das Meerungeheuer erlegt, welches die Andromeda bedroht.

kirchhof, wo der Kampf begann, finden sich auch noch Darstellungen des Drachenkampfs*).

Als modificirter Sonnengott mußte St. Georg natürlich einen Schimmel reiten und in der That sieht man ihn selten in anderer Weise dargestellt. Aber er zeigte sich auch als besonderer Schutzheiliger der Rosse überhaupt und gilt als solcher noch heutzutage in den meisten Gegenden Oberdeutschlands. Da versammeln sich am St. Georgstage die Bauern bei einer dem Heiligen geweihten Kapelle oft in so großer Zahl, daß an tausend Rosse, Wagen und Gespanne um das Heiligthum im Kreise stehn. Man lagert im Grünen beim Bier; der Geistliche predigt indeß in der Kapelle, und wenn er damit fertig ist, so tritt er in die Thür und segnet die einzeln herangeführten Rosse, indem er sie mit dem Weihwedel besprengt. Dieser christliche Segen ist indeß nur eine captatio benevolentiae, eine verschämte kirchliche Zuthat des Festes. Die Hauptsache ist der „Georgiritt". Ohne Sattel und Bügel schwingen sich die jungen Bursche auf ihre besten Pferde und sprengen in vollem Laufe, feierlich jauchzend dreimal um die Kapelle. Wie uralterthümlich heidnisch aber diese Sitte ist, beweist der Umstand, daß mancherorts der Georgiritt nicht bei einem christlichen Gotteshause, sondern um einen jener vielhundertjährigen Tingbäume stattfindet, die an alten Gerichts- und Opferstätten noch heut hier und dort vom freien Hag die knorrigen Riesenarme gen Himmel strecken. Da führt — vollständig dem Frankenritt um die Irminsul entsprechend — der „Georgiritt" um solchen Tingbaum, und ein in seinem Schatten stehender greiser Bauer bewirft die Rosse mit feuchter Erde, die aus dem Wurzelgebiet des heiligen Baums gegraben ist. Das schützt Roß und Reiter bis zum nächsten Lenz vor Krankheit, zumal wenn man eine Hand voll solcher Heilerde mit heim nimmt und in einem Säckchen im Roßstall aufhängt. — Der Georgiritt ist ein schöner Rest vom Frühlingsgottesdienst des rossemächtigen Wodan-Sige-Georg.

Interessant ist, daß auch die großen englischen Wettrennen, welche jetzt, soweit sie noch Frühlingsrennen sind, meist zu Pfingsten stattfinden, ursprünglich ebenfalls am Georgi-Tage gefeiert wurden. Die ununterbrochene Reihe der berühmten Chester Races, welche später in die erste Maiwoche verlegt wurden, und deren Preise anfangs in drei Silberglocken bestanden, wurden im Jahre 1610 für den Georgstag gestiftet. Und wenn auch dieser jetzt in den Hintergrund getreten ist, die Lenz-Rennen, namentlich

*) Auch in Mansfeld soll St. Georg auf dem Schlosse gewohnt und am Schloßberge den Drachen getödtet haben. Er ist der Schutzpatron der Grafschaft und sein Bild prangt auf allen Mansfeldischen Münzen. — Bis 1788 feierte man auch in Apolda durch feierlichen Umzug einen Lindwurmtödter.

die Ascott-Frühlingsrennen, sind noch immer die vornehmsten und beliebtesten Alt-Englands.

Von sehr viel geringerer Kraft und Deutlichkeit als St. Georg, der so prächtig und farbenreich den alten Wodan-Sige repräsentirt, sind zwei andere christliche Heiligengestalten, welche ebenfalls einen Anlauf genommen, den alten Maikönig zu ersetzen und deren Weihetag gradezu auf den 1. Mai fällt. Da ist zunächst St. Philippus. Vergleicht man diesen Namen, welcher wörtlich „Roßfreund" bedeutet, mit der Sage, daß dieser Heilige in Skythien einen wilden Drachen erlegte, so ist er allerdings geeignet, um Sigfried-Georg und somit auch den Maikönig Wodan unter der Hülle seines Apostelgewandes zu verbergen. — Derselbe 1. Mai ist aber auch dem heiligen Jakobus geweiht, dem Vetter Jesu, und es ist charakteristisch für die katholische Mythologie, daß die Sage nicht anstand, auch ihn beritten zu machen, wahrscheinlich damit er gegen seinen Genossen Philippus nicht zu kurz käme. Vor Allem erscheint er auf spanischem Boden als streitbarer Schimmelreiter. Dergestalt soll er denn auch dem kastilischen Heere gegen die Mauren zu Hilfe gekommen sein; und St. Jakob de Compostella ist seitdem der vornehmste kriegerische Heilige der ganzen iberischen Halbinsel. — Beide Heilige Philippus und Jakobus gelten übrigens auch anderwärts, namentlich in Böhmen, als des Rosses ganz vorzüglich mächtig, und darum lassen sich am Philippus- und Jakobus-Tage Pferdehirten jene Erlenrinde weihen, mit der das Leitseil einer Halfter umwickelt werden muß, die im Stande sein soll, sogar den „Hastrmann", d. h. den pferdegestaltigen Nix trotz seines hölzernen Unterkiefers wirksam zu zäumen.

Zur Frage der internationalen Münzeinheit.

Bemerkungen zu der Denkschrift*) der Nordamerikanischen Regierung an ihre Gesandten.

Zum klaren Verständnisse für Jedermann wird es nützlich sein, den in der Denkschrift der Nordamerikanischen Regierung verfolgten Ideengang zunächst noch einmal kurz und übersichtlich zu wiederholen. Die Regierung schreibt an ihre Gesandten:

„Wir wünschen eine internationale Münzeinigung mit den bedeutendsten Handelsvölkern."

*) In Nro. 5 mitgetheilt. D. Red.

„Wir setzen voraus, daß sie alle die daraus zu erwartenden Vortheile einsehen werden, und wollen daher zunächst die bisher entgegenstehenden Schwierigkeiten beleuchten."

„Selbstverständlich behandeln wir die Frage vom Standpunkte unseres Interesses aus."

„Unser Verkehr findet vornehmlich mit vier Völkergruppen statt:

1) denjenigen, welche nach Sterling-Währung rechnen; Bevölkerung 494 Millionen, unsere Ausfuhr zu ihnen jährlich 275 Mill. Dollars, unsere Einfuhr 220 Mill. Dollars;
2) denjenigen, welche nach Franken rechnen; Bevölkerung 70 Millionen, unsere Ausfuhr 57 Millionen, Einfuhr 50 Millionen Dollars;
3) denen, welche sich an ein deutsches Münzsystem halten werden; Bevölkerung 73 Millionen, unsere Ausfuhr 27 Millionen, Einfuhr 26½ Millionen Dollars;
4) Länder des Dollarsystems; Bevölkerung 373 Millionen, Umsatz für uns bei Weitem der wichtigste, umfaßt vor Allem das ganze Capitalvermögen und den innern Verkehr der Vereinigten Staaten."

„Eine bedeutende Veränderung unseres Münzsystems wünschen wir zu vermeiden; denselben Wunsch werden alle übrigen Völker für sich haben. Folglich müßte eine internationale Münzeinigung, wenn sie überhaupt auf der Basis einer vollkommenen Gleichheit der Münzen zu Stande kommen sollte,

einerseits sich nicht beträchtlich vom Dollarsystem unterscheiden,

andererseits der Art sein, daß sie England und Frankreich annehmen könnten. Die Zustimmung der übrigen Völker würden wie wünschen, sie wäre uns aber nicht durchaus erforderlich."

„Wir werden ferner nur auf eine Münzeinigung auf Grundlage der reinen Goldwährung eingehen."

„Frankreich hat vermittelst der Pariser Münzconferenz im Jahre 1867 den Versuch gemacht, eine internationale Münzeinigung auf der Basis des Franken-Systems ins Leben zu rufen."

„Weder die Regierung der Vereinigten Staaten, noch die Engländer aber haben die französischen Vorschläge angenommen."

„Dem amerikanischen Congresse liegen jetzt zwei Gesetzentwürfe vor. Derjenige des Herrn Kelley schlägt vor, dem bisherigen Dollar-System mit einer unbedeutenden Veränderung die Grundlage des metrischen Gewichts zu geben; der andre des Herrn Hooper will den Wünschen der Pariser Münzconferenz Rechnung tragen."

„Der letztere convenirt uns nicht, wir würden ihn in keinem Falle in

Berückſichtigung ziehen, wenn nicht allerwenigſtens England darauf eingegangen wäre."

„Dagegen iſt das erſtere Project eines metriſchen Dollar-Syſtems ſehr günſtig für uns, und es würde ſich mit derſelben Leichtigkeit dem neuen deutſchen Münzſyſteme (der Goldkrone) anpaſſen laſſen."

„Sollten die Regierungen Englands und Frankreichs demſelben ebenſo geneigt ſein wie wir, ſo würden in Nordamerika ſofort Schritte geſchehen, um es in Ausführung zu bringen. Wenn dieſer Vorſchlag aber auf Schwierigkeiten ſtoßen ſollte, ſo bleibt noch der Weg einer vorläufigen Münzeinigung übrig, indem man einſtweilen auf völlige Gleichmachung der Münzen verzichtete, dagegen die Münzſyſteme der betreffenden Länder in Einklang brächte."

„Ein ſolcher Plan, wenn nicht theoretiſch vollkommen, hat den praktiſchen Grund für ſich, daß die Herſtellung völlig gleicher internationaler Münzen ohnehin nur dann von vollkommenem Erfolge begleitet ſein würde, wenn zugleich unter den betheiligten Ländern völlige Gleichheit der Maße und Gewichte beſtände, deren Herſtellung aber in den Vereinigten Staaten namentlich in Bezug auf die Flächenmaße des Grundeigenthums, ſowie auch bei der ausgedehnten Induſtrie der Maſchinenfabrikation erheblichen Schwierigkeiten unterworfen ſein würde und deshalb einſtweilen nicht in unſerer Abſicht liegt."

„In Vorausſicht aller dieſer Schwierigkeiten ſchlagen wir daher vor, den Verſuch zu machen:

unter den bedeutendſten Handelsvölkern ein gemeinſchaftliches Werthmaß einzuführen, ohne die bisherigen verſchiedenen Münzſyſteme in erheblicher Weiſe zu verändern."

„Dadurch nämlich, daß der geſetzliche internationale Werth der Goldmünzen nach dem metriſchen Gewichte des in ihnen enthaltenen feinen Goldes (nach Decigrammen) beſtimmt und darauf geprägt würde."

„Auf dieſe Weiſe würde der Goldgehalt des

amerikaniſchen Half Eagles	mit Veränderung v.	$-3/10$	pCt.	auf	75 Decigr.
engliſchen Sovereigns . .	„ „	„ $-1/3$	„	„	73 „
franzöſiſchen Napoleons .	„ „	„ $-1/12$	„	„	58 „
öſterreich. Doppelducaten	„ „	„ $+1/4$	„	„	69 „
preußiſchen Friedrichsd'or	„ „	„ $-1/2$	„	„	60 „
der deutſchen Goldkrone allein unverändert		„		„	100 „
des ruſſiſch. Halb-Imperials	„ „	„ $+1/30$	„	„	60 „
des ſpaniſchen Doblon v. 10 Escudos	„ „	„ $-2/3$	„	„	75 „

beſtimmt werden können.

„Diese Veränderungen sind geringfügig und bedürften kaum einer Umrechnung; finden sie Annahme, so gewähren sie im Decigramme eine internationale Rechnungseinheit, welche sich mit Leichtigkeit von einem Ausdruck in den andern übertragen läßt, und das feine Gold erscheint als Währungsmetall, ohne daß der jeweilige Zusatz weiter in Betracht käme."

„Wir richten die Einladung an die verschiedenen Regierungen, über diesen Vorschlag mit uns in Meinungsaustausch zu treten."

Hier haben wir das Schreiben an die amerikanischen Gesandten in gedrängter Form. Der der Politik wie dem bürgerlichen Geschäftsleben Nordamerikas eigenthümliche krasse Egoismus spricht sich hier klar und ohne Umschweife aus. Hier heißt es nicht verblümt, wie auf Seiten Frankreichs bei der Pariser Conferenz: „es solle eine gegenseitige Gleichachtung der bestehenden Münzsysteme beobachtet werden, wobei jedoch den wissenschaftlichen Vorzügen gewisser Grundformen und der Anzahl der sich zu ihnen bekennenden Bevölkerungen Rechnung zu tragen sei", d. h. auf deutsch ebenfalls: „man verlange von Seiten Frankreichs, daß alle übrigen Völker sich dem (übrigens keineswegs wissenschaftlich vollkommenen) französischen Münzsystem anschließen sollen." Der Amerikaner erklärt ganz einfach: „Bei der ganzen Frage einer internationalen Münzeinigung bekümmere ich mich nur um den eignen Vortheil; den Grad von Interesse, welchen ich für andere Völker hege, berechne ich nach den Jahresausweisen meiner Zollhäuser. Mein Verkehr mit England und seinen Colonieen übertrifft bei Weitem denjenigen mit allen übrigen Völkern, folglich, nachdem ich zuerst ermittelt habe, was mir selbst am bequemsten in der Münzfrage ist, werde ich suchen, mich zunächst mit England zu einigen; in zweiter Linie folgt Frankreich, und die sonst nach Franken rechnenden Völker; was Deutschland und die übrigen Länder anbetrifft, mit denen unser Verkehr geringer ist, so liegt mir weniger daran, obschon ich ein Uebereinkommen auch mit ihnen wünsche.

Diese Ausdrucksweise hat jedenfalls den Vortheil, daß Jeder dabei seine Stellung zu Nordamerika klar übersehen kann, und wir in Deutschland nicht in Versuchung kommen, uns Selbsttäuschungen hinzugeben, als könnten wir unsrerseits auf Amerikaner und Engländer in der internationalen Münzfrage einen Druck ausüben. Dazu ist unser Verkehr mit ihnen nicht bedeutend genug.

Ferner bestrebt sich das Schreiben des Ministers, die Frage der internationalen Münzeinigung auf ihre richtige Bedeutung zurückzuführen, indem er sagt:

„Man darf nicht übersehen, daß, so lange es einen Waarenverkehr gibt, der Gebrauch, die Zahlungen dafür in Wechseln zu leisten, (welche

in der Regel den Werth der aus einem Lande in das andere ausgeführten Waaren vertreten), ebenfalls fortdauern wird. Es ist nicht wahrscheinlich, daß selbst eine absolute Gleichheit der Münzen in der ganzen Welt Veranlassung geben würde, dieses Zahlungsmittel abzuschaffen. Die Erwartung, daß dieses der Fall sein könnte, würde sich wahrscheinlich als trügerisch erweisen."

Dies ist vollkommen richtig, und läßt sich dem in Geschäften Unerfahrenen am besten durch Vergleichung mit den Verkehrs- und Rechnungsverhältnissen eines einzelnen Handelsplatzes deutlich machen. Aehnlich wie in London durch das Clearing-house, in Hamburg durch die Bank, in Bremen theils durch die Bank, theils auch noch durch die Geld- und Wechselmakler findet auch an den übrigen bedeutenderen Geschäftsplätzen entweder täglich oder an bestimmten Wochentagen eine allgemeine Ausgleichung der fälligen Rechnungen aller Geschäftsleute durch Abrechnung statt. Jedes einzelne Geschäftshaus hat in der Regel fortwährend hunderte von Wechseln und Anweisungen von den übrigen einzuziehen und wieder an andere zu bezahlen. Es würde nun einen ungeheuren Aufwand an Zeit und Arbeit erfordern, namentlich dort, wo noch die Silberwährung herrscht, wenn alle diese Schulden und Forderungen durch Baarzahlungen erledigt werden sollten. Statt dessen sendet jedes größere Haus einen Gehilfen mit sämmtlichen einzuziehenden Wechseln und Anweisungen und einer Liste der von ihm zu bezahlenden Beträge nach dem Abrechnungshause (Bank-Geldmakler in London und Clearing-house), welches als Vermittler dient, um die verschiedenen zu zahlenden und zu empfangenden Beträge zwischen A einerseits und B, C, D u. s. w. andrerseits, und dann wieder zwischen B einerseits und A, C, D u. s. w. andrerseits abzurechnen, so daß nur die Rechnungsunterschiede (Saldi) in Banknoten oder baarem Gelde bezahlt werden.

In ähnlicher Weise nun, wie hier die Geschäftsleute einen und desselben Platzes ihr Soll und Haben zunächst durch gegenseitiges Abrechnen nach Möglichkeit ausgleichen und sich nur für die dann bleibenden Unterschiede des Geldes bedienen, findet auch im Handelsverkehre zwischen Ort und Ort und endlich zwischen Land und Land vermittelst des Wechselhandels ein ähnliches Abrechnen statt. Die Börsen der großen Verkehrsplätze bilden jedesmal den Mittelpunkt der Geschäftswelt, wo Derjenige, welcher Waaren ins Ausland gesandt und auf den Empfänger Wechsel ausgestellt hat, diese zum Verkaufe anbietet, wo ein Anderer, welcher Waaren vom Auslande empfangen hat, ihm diese Wechsel abkauft und seine Schuld im Auslande wieder damit tilgt.

Daraus folgt aber keineswegs, daß, wenn z. B. im vorliegenden Schreiben des Ministers gesagt wird, daß Nordamerika nach den Ländern der Norddeutschen Währung Waaren für 27 Mill. Dollars ausführe, dagegen von

ihnen deren für 26½ Millionen empfange, der Verkehr zwischen beiden Theilen, wenn sie eine anerkannte internationale Münze hätten, nur einer halben Million baaren Geldes bedürfen würde, weil ja die übrigen 26½ Millionen durch Wechsel gegen Waarensendungen ausgeglichen werden würden. Man darf nämlich nicht übersehen, daß durch Verschiedenheiten von Ort und Zeit die Summe der für eine solche Abrechnung von Land zu Land verfügbaren Wechsel in sehr erheblicher Weise vermindert wird. Die Ein- und Ausfuhren finden an verschiedenen, oft hunderte von Meilen von einander entfernten Handelsplätzen statt, nicht minder zu verschiedenen Zeiten. Nicht jeder Geschäftsmann, welcher Wechsel nach einem Punkte des Auslandes zu senden hat, findet sofort einen anderen, welcher Waaren dahin gesandt hat, dagegen Wechsel ausstellen und ihm diese verkaufen kann. Er kommt dann in den Fall, sich an einen Bankier zu wenden, welcher ihm die erforderlichen Wechsel zu etwas höherem Course verkauft und welcher bei dem Bestehen internationaler Münzen oft wieder seine Rechnung mit dem ausländischen Bankierhause, auf welches er Wechsel gezogen hat, durch Baarsendungen ausgleichen würde. Zu anderen Zeiten werden mehr Wechsel gegen gemachte Waarensendungen an der Börse ausgeboten als gegen erhaltene Waarensendungen Abnehmer finden. Dann tritt abermals der Bankier dazwischen, kauft die überzähligen Wechsel zu niedrigerem Course, sendet sie an befreundete Bankierhäuser im Auslande ein und würde oft in den Fall kommen, sich als Deckung baare internationale Münzen senden zu lassen. So lange keine solche internationalen Münzen existiren, ist der Verkehr gezwungen, indirectere Bahnen für seine Zahlungen einzuschlagen. Länder, wie z. B. Nordamerika und Deutschland, Nordamerika und Frankreich sind dann gezwungen, den Verkehr eines dritten Landes, namentlich Englands mit zu benutzen, sich an englische Bankiers zu wenden und ihnen in der Form von Coursunterschieden, Provisionen, Maklergebühren, Wechselstempel u. s. w. für die Hilfsleistung einen Theil ihres Gewinnes abzutreten. Daraus, daß London auf diese Weise zur Börse für den Handel der ganzen Welt, die englischen Bankiers zu den unvermeidlichen Vermittlern des Weltverkehrs geworden sind, zieht England alljährlich einen Gewinn von vielen Millionen, welcher nichts Anderes ist als ein Tribut, den ihm alle anderen Handelsvölker so lange zu entrichten haben werden, bis es internationale Münzeinigungen gibt. Ebenso wie unsere inländischen Bankiers die Letzten sind, um sich für eine allgemeine Münzeinigung Deutschlands zu interessiren, weil ihr Geschäftsgewinn dadurch zunächst geschmälert werden wird, ebenso liegt auf der Hand, daß England, der Bankier des Weltverkehrs, seinerseits kein großes Interesse für das Zustandekommen einer internationalen Münzeinigung zeigen wird, während die übrigen Völker sich gerade in der entgegengesetzten Stel-

lung befinden. Jedenfalls bedarf keiner Ausführung, daß eine Münzeinigung, z. B. Deutschlands mit Nordamerika, den Verkehr zwischen beiden Ländern, die dann keines Dritten, als nothwendigen Vermittlers mehr bedürften, in sehr bedeutendem Grade vergrößern und beleben würde.

Die statistischen Angaben des Schriftstückes können allerdings nur in sofern als authentisch gelten, als sie sich in Betreff der nordamerikanischen Ein- und Ausfuhren auf officielle Quellen stützen. Die Hinzurechnung Oestreichs zur dritten Ländergruppe als Vertreter des (künftigen) deutschen Münzsystems verspricht uns wahrscheinlich mehr, als die Wirklichkeit uns leisten wird, da der östreichische Kaiserstaat einstweilen sich bereits dem Frankensysteme angeschlossen hat. Größere Berechtigung liegt darin, wenn die 300 Millionen Menschen betragende Bevölkerung Chinas und Japans einmal zur Gruppe des Sterling-, zum anderen zu derjenigen des Dollarsystems gerechnet werden, da allerdings der sehr lebhafte Handelsverkehr dieser Länder sich im Rahmen beider Münzsysteme bewegt. Als nicht in besonders wichtiger Geschäftsverbindung mit den Verein. Staaten stehend, sind dagegen nicht erwähnt worden die ehemals spanischen Republiken Südamerikas mit 15 Mill. Einwohnern, welche ebenfalls nach Pesos (Piastern oder Dollars) rechnen.

Eine Absonderlichkeit ist das Vorurtheil, mit welchem die nordamerikanische Regierung, während sie auf der viel schwierigeren Bahn des Münzwesens den Fortschritt sucht, die Annahme des metrischen Münzsystems predigt, sich von vorn herein gegen das Ansinnen verwahrt, daß man überhaupt in den Verein. Staaten metrische Maße und Gewichte einführen sollte. Gerade beim Maschinenwesen, wie überhaupt bei jedem Industriezweig, welcher mit den mathematischen Wissenschaften im Zusammenhange steht, sind die von dem metrischen Maß- und Gewichtsysteme gebotenen überaus großen Vortheile und Erleichterungen eine so weltbekannte Thatsache, daß in mehr als einem Lande z. B. Maschinenbauer angefangen haben, auf eigne Hand nach metrischem Maße und Gewichte zu rechnen und zu arbeiten, noch ehe dasselbe officiell zur Benutzung für die Landesbevölkerung eingeführt war. Ebenso groß aber ist allerdings das Vorurtheil, womit man in Deutschland umgekehrt nach stattgehabter Annahme der metrischen Maße und Gewichte sich noch fortwährend gegen Einführung des metrischen Münzsystems sperrt. In Nordamerika Fortschritt im Münzwesen, Vorurtheil betreffs der Maße und Gewichte, in Deutschland Fortschritt bei Maßen und Gewichten, Vorurtheil beim Münzwesen!

Wenn die Schrift des amerikanischen Ministers die in Frage kommenden statistischen Angaben ausschließlich vom Standpunkte der Vereinigten Staaten, d. h. nach den Ausweisen ihrer Zollhäuser hinstellt, so wird für uns, um uns die wirkliche handelspolitische Bedeutung der verschiedenen Ländergruppen

deutlich zu machen, rathsam erscheinen, den Gesammtbelauf ihrer Aus- und Einfuhren zu ermitteln, und ergibt sich nach Otto Hübners Statistischer Tafel Ausg. von 1868, (welche als die am meisten angemessene erscheint, da der amerikanische Minister sich auf die Zollausweise vom Jahre 1867 bezieht) folgendes:

Jährliche Ein- und Ausfuhren nach preußischen Thalern:

1. Gruppe. Sterling-System.

Großbritannien und Irland		3594	Mill.
Britische Besitzungen ohne Canada und Ostindien		778,3	„
Ostindien		779	„
		4751,3	„
China	650 Mill.		
Japan	32,4 „		
		682,4	„
		5433,7	Mill.

2. Gruppe. Franken-System.

Frankreich	1693,3	Mill.
Belgien	362,1	„
Schweiz	185	„
Italien	406	„
	2646,4	Mill.

3. Gruppe. Deutsches Münz-System.

Deutscher Zollverein	827	Mill.
Hansestädte	938,1	„
Oestreich	374,4	„
	2139,5	Mill.

4. Gruppe. Dollar-System.

Vereinigte Staaten	1210	Mill.
Canada	168	„
Mexico	29,3	„
Spanien	149	„
Spanische Besitzungen in Amerika u. Asien	145,5	„
Venezuela	18	„
Nueva Granada	36	„
Ecuador	10,4	„
Peru	66,1	„
Bolivia	12	„
Latus	1844,3	Mill.

Transport		1844,3 Mill.
Chile		62,5 „
Argentiniſche Republik		77,7 „
Uruguay		30,1 „
Paraguay		3,3 „
		2017,9 „
China	650 Mill.	
Japan	32,4 „	
	682,4 „	
		2700,3 Mill.

Wenn dieſe Zuſammenſtellung für das

Sterling-Syſtem	5433	Millionen Thaler
Dollar-Syſtem	2700	„ „
Franken-Syſtem	2646	„ „
Thaler- und Gulden-Syſtem	2139	„ „

jährlicher Ein- und Ausfuhren an Werth ergibt, ſo folgt wenigſtens ſo viel daraus, daß auch vor dem gegenwärtigen Kriege es ein durchaus irrthümlicher Geſichtspunkt war, wenn Mancher bei dem ſogenannten lateiniſchen Münzbunde (der Ländergruppe des Frankenſyſtems) ein handelspolitiſches Uebergewicht zu ſehen glaubte, welches ihm ſämmtliche übrigen Verkehrsvölker hätte zuführen müſſen.

Drei für die endgültige Entſcheidung der internationalen Münzfrage ſehr wichtige Punkte werden im vorliegenden Schriftſtücke für alle Zukunft feſtgeſtellt, nämlich:

1) die Herrſchaft der reinen Goldwährung,
2) diejenige des metriſchen Münzſyſtems,
3) die Erkenntniß, daß die richtige Grundlage für alle internationalen Münzverträge die Gewichtsmenge des in den Goldmünzen enthaltenen feinen Edelmetalls ſei, ohne Rückſicht auf die werthloſe Kupferbeimiſchung.

In Bezug auf den erſten Punkt ſagt das Schreiben: „Endlich aber iſt unumgänglich nöthig, daß man ausſchließlich der reinen Goldwährung Geltung verſchaffe. Frankreich hält ſich noch an die Doppelwährung; aber nach der Ueberzeugung der Regierung der Vereinigten Staaten wird nicht möglich ſein, eine univerſelle Münzeinigung auf Grundlage der Doppelwährung herzuſtellen. Die Reſolution des Senates bezweckt lediglich einen Schriftwechſel für Münzeinigung auf Grund der Goldwährung.“

Was den zweiten Punkt anbetrifft, ſo iſt klar, daß die Regierung der Vereinigten Staaten hierbei an keinem leidenſchaftlichen Eifer für die

theoretische Vollkommenheit des künftigen internationalen Münzsystems laborirt. Es ist vielmehr ein zufälliges Zusammentreffen von Umständen, daß deutsche Münzgelehrte schon bei Abschluß des Wiener Münzvertrages die wissenschaftlich vollkommenste Münzeinheit in Form der deutschen Goldkrone von 10 Gramm feinen Goldes als Grundlage des künftigen metrischen Münzsystems zur Geltung gebracht haben; daß das bisherige Golddollar-System der Vereinigten Staaten so nahe an ein richtig begründetes metrisches Münzsystem mit der Rechnungseinheit von $1^1/_2$ Gramm feinen Goldes grenzt, daß der Unterschied innerhalb des Zirkels der hergebrachten Toleranz liegt. Nachdem man sich in den Vereinigten Staaten von der Wichtigkeit einer allgemeinen internationalen Münzeinigung überzeugt hatte, und nun Sachverständige sich ernstlich mit der richtigen Lösung dieser Frage beschäftigten, lag daher nahe, daß sie in dem durch die deutsche Goldkrone zuerst begründeten metrischen Münzsysteme das vollkommenste und zugleich für sie bequemste Mittel erkannten, früher oder später die Idee internationaler Münzverträge zur praktischen Ausführung zu bringen.

Indem die Vereinigten Staaten andre Völker zur Annahme des metrischen Münzsystems einladen, welches für sie das bequemste und vortheilhafteste ist, handeln sie also im Grunde nicht anders als die Franzosen, welche das Frankensystem in Vorschlag brachten. Der Unterschied liegt nur darin, daß die Nordamerikaner offen erklären, das Maßgebende sei für sie der eigne Vortheil, und dann, was die Hauptsache ist, daß das von ihnen Gebotene etwas wissenschaftlich und praktisch Richtiges und Vollkommenes ist, während das Frankensystem keinerlei Anspruch auf ein solches Prädicat machen kann.

Ferner erkennt die Regierung der Vereinigten Staaten die große Schwierigkeit an, welche mit dem Verlangen verknüpft ist, daß die übrigen bedeutendsten Handelsvölker mit einem Male ihre gewohnten Münzsysteme verlassen und statt ihrer das metrische System einführen sollten. Sie bringt daher den Mittelweg in Vorschlag, daß einstweilen ein jedes Volk seine Goldmünzen behalten und sie nur mit einer geringfügigen Modification mit dem metrischen Gewichtssysteme in Einklang bringen solle.

(Schluß folgt.)

Aus Schwaben.

I. Württemberg bis zum Ausbruch des Kriegs.

Mit dem Jahre 1871 beginnt für Schwaben eine neue politiſche Epoche. Die Erfolge, welche der nationale Gedanke ſeit den welthiſtoriſchen Ereigniſſen der letzten Monate bei uns errungen hat, und die Wandlungen, welche ſeitdem in Haupt und Gliedern des Staats vor ſich gegangen ſind, überſteigen die kühnſten Erwartungen. Württemberg hat damit wieder in diejenige Bahn eingelenkt, auf welche die Geſchichte dreier Jahrhunderte ſeine Politik verwieſen hat, und von welcher nur die Verblendung der Parteileidenſchaft Regierung und Volk auf einige Jahre abbringen konnte.

Noch vor wenigen Monaten ſtand die Staatsregierung thatſächlich unter dem Einfluß einer Kammermajorität, welche, geleitet von dem aus dem Zollparlament bekannten „Appellſchwaben" Probſt und dem Föderativrepublikaner Carl Mayer, von Württemberg aus die Geſchicke Europas beſtimmen zu können glaubte. Die Unfehlbarkeit des Papſtes und die Unfehlbarkeit der Demokratie ſollte in den „vereinigten Staaten von Europa" ihre Verwirklichung finden, und da man in dem preußiſchen Staat das größte Hinderniß für die Erreichung dieſes Ziels erkannte, war das „Caeterum censeo, Borussiam esse delendam" des Pariſer Literaten Ludwig Pfau der Wahlſpruch des demokratiſchen „Beobachters", wie des ultramontanen „Deutſchen Volksblatts". In Württemberg ſollte zuerſt mit dem Unternehmen begonnen werden durch Sprengung der Feſſeln, mit welchen in den Bündnißverträgen der „Militarismus" das freie Schwaben an den Nordbund gekettet hatte. War erſt einmal unſer Land dieſer Banden ledig, ſo hoffte man „unter Ablöſung der Monarchie als einer Feudallaſt" im Verein mit den bayeriſchen Patrioten, deren Führer ſchon längſt erklärt hatten, daß die Wittelsbacher und die Monarchie überhaupt keinen weſentlichen Theil ihres Programms bilden, die ſüddeutſche Republik zu gründen. Für die Vernichtung des nordiſchen „Cäſarenſtaats" rechnete man dagegen auf die Allianz des Welfenthums, welches durch J. Freſe und die demokratiſche Correſpondenz, an deren Stelle ſpäter die „Wiener Tagespreſſe" trat, im engſten Zuſammenhang mit unſeren Demokraten und Ultramontanen blieb.

Um dieſes gemeinſamen Zieles willen hatten ſich die ſchwäbiſchen Anhänger Jacoby's, Bebel's und Liebknecht's gänzlich an die Ultramontanen verkauft. Das benachbarte, im preußiſchen Helotenthum befangene Baden

hatte die Civilehe und confessionslose Communalschulen eingeführt, es hatte die Verwaltung der Stiftungen aus den Händen der Kirche befreit. Aehnliche Reformen waren auch in Württemberg längst geboten, allein die Demokratie hatte sich ihren ultramontanen Alliirten gegenüber verpflichtet, diese Fragen nicht zu berühren, um den Frieden in der herrschenden großdeutschen Partei nicht zu stören. Den Vortheil des Bündnisses zogen allein die Katholiken. So kam es denn allmählig dahin, daß in Württemberg, welches seit Jahrhunderten eine Burg des Protestantismus und der freien Forschung im Süden gewesen, und seiner Zeit wesentlich der Unterstützung Preußens, gegenüber dem übermächtigen Oestreich, die Erhaltung seiner staatlichen Selbständigkeit und seiner so viel gerühmten alten Verfassung zu verdanken hatte, plötzlich die ultramontane Partei in allen Zweigen des Staatslebens die Herrschaft erlangte. Ihr gehörten die Präsidenten der beiden ständischen Körperschaften an (der Präsident der Kammer der Standesherren war der Graf Rechberg, der Bruder des östreichischen Staatsmanns von 1866, und bisher einer der Hauptvermittler der östreichisch-katholischen Politik in Schwaben; als Präsident der Abgeordnetenkammer aber fungirte der vorgenannte Probst, der eben erst in der bekannten Denunciationssache gegen den verstorbenen Bischof von Rottenburg eine so zweifelhafte Rolle gespielt hatte, die Seele aller ultramontanen Umtriebe im Lande). Sie dominirte in dem zur ständigen Controle der Regierung verfassungsmäßig bestellten engern ständischen Ausschuß, sie hatte sogar die Majorität in der Kirchen- und Schulcommission der Abgeordnetenkammer, deren Vorstand bezeichnend genug der Domcapitular von Dannecker war, der päpstliche Hausprälat, welcher in den 50er Jahren das berüchtigte Concordat in Rom vermittelt hatte.

Nur in der Negation gegen den nationalen Staat einig, konnten die verschiedenen Elemente, welche die Majorität der Abgeordnetenkammer bildeten, blos durch die Vermeidung jeder positiven Thätigkeit auf dem Gebiete der Gesetzgebung den innern Zwiespalt unterdrücken. Es war damit von selbst eine Politik des status quo auch in allen inneren Fragen gegeben, welche sich zunächst in einer Verschleppung der Gesetzesvorlagen, zu deren Erledigung ein positives Programm nothwendig war, thatsächlich aber in einer völligen Stagnation der gesammten Staatsthätigkeit äußerte. Um diese innere Lebensunfähigkeit nach Außen zu verdecken, hatte man sich gegenseitig das Wort gegeben, die Württembergischen Zustände unübertrefflich zu finden und solche namentlich auch in den auswärtigen Frankfurter und Wiener Journalen verherrlichen zu lassen. Und doch ließ sich ohne Uebertreibung behaupten, daß Württemberg im Lauf der Jahre auf allen Gebieten des Staatslebens weit zurück geblieben war. Von dem wahrhaft chaotischen Zustand der Steuergesetzgebung abgesehen, regelt ein veraltetes Preßgesetz vom Jahr 1807 die

„Freiheit“ der Presse: ein System bureaukratischer Bevormundung, von welchem man sich im Norden keine Vorstellung macht, überwachte in Schwaben den Staatsbürger von der Geburt bis zum Grabe; man hatte sich hier so sehr in die Anschauung eingelebt, daß in allen wichtigen Situationen des Lebens die Staatsgewalt für den Einzelnen denkt, daß man für die größten Freiheitsbeschränkungen im Gebiet des Verkehrslebens und des Privatrechts völlig unempfindlich geworden war. — Man raisonnirte mit großem Behagen über den Herrn von Mühler und die preußischen Conflicte zwischen der Staatsgewalt und den Gerichten, und es waren gerade die letzteren bisher der dankbarste Stoff für die Agitation der Großdeutschen Demokratie. Und doch konnten bei näherem Einblick diese Conflicte nur dazu dienen, uns Schwaben tief zu beschämen. Die Württembergischen Cultusminister kommen allerdings nicht in die Lage, den Wahlen der Vorstände der höheren Lehranstalten die Bestätigung zu versagen, aber nur deshalb, weil — mit einziger Ausnahme der Universität — der Staat sich schon zu Rheinbundszeiten das ausschließliche Ernennungsrecht zu diesen Stellen vindicirt hatte, der Minister also vollkommen freie Hand hat, seine politischen und religiösen Tendenzen hiebei zur Geltung zu bringen. In Schwaben gilt ferner in Ehesachen nicht das freisinnige preußische Landrecht, sondern unsere kirchlichen Ehegerichte entscheiden noch heute auf Grund einer altlutherischen, mit dem modernen Zeitbewußtsein ganz unvereinbaren Ehegerichtsordnung von 1553 resp. 1687.

Was dagegen die Justiz anbelangt, so war man seit Jahren darauf bedacht, ihr alle Entscheidungen abzunehmen, welche sie irgendwie mit der Administration in Conflict bringen konnten. So ist der Anspruch des Beamten auf seinen Gehalt für Administrativsache erklärt, eine Entscheidung der Gerichte über ständische Stellvertretungskosten also geradezu unmöglich. Ebenso wenig ist ein Conflict, wie der zur Zeit in Celle schwebende denkbar, denn wenn in Schwaben die Kriegsverwaltung als solche in die Rechtsverhältnisse eines Privaten eingreift, sei es nun, daß der Eingriff gegen Eigenthum und Besitz oder gegen die Person gerichtet wurde, so entscheidet — da die Militärhoheit der Justizhoheit nicht untergeordnet ist — über die Einsprache des Privaten nur die Administrativbehörde, d. h. die Kriegsverwaltung selbst. In Württemberg kann ferner der Staat jeden Augenblick durch Erbauung einer Eisenbahn das werthvollste Grundstück in einen Sumpf verwandeln oder sonstwie völlig entwerthen ꝛc. Der Private kann sich hiergegen nicht an die Gerichte wenden, denn der Staat baut die Eisenbahn im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt; die Verfassungs-Bestimmungen über Expropriation aber finden nach einer allerdings wunderlichen, jedoch feststehenden Interpretation nur auf Flächenenteignungen aber nicht auf Entwerthungen in Folge von Eingriffen der Staatsgewalt in das fremde Eigenthum Anwendung.

Trotz dieser nahezu völligen Rechtlosigkeit des Einzelnen gegenüber dem Staat sah man bisher mit Stolz auf die preußischen Conflicte herab. Was man in dieser Beziehung dem Volke noch bis in die neueste Zeit bieten konnte, bewies am besten die Hilfsrichterfrage in der Abgeordnetenkammer. Auf das Drängen der liberalen Parteien hatte man eben die Hilfsrichter bei dem Obertribunal in Berlin abgeschafft, als dieselbe Frage (im Frühjahr 1868) in Stuttgart zur Sprache kam. Und das Unglaubliche geschah, d. h. man beschloß, es solle künftighin bei dem Obertribunal und den Gerichtshöfen die Mehrheit des Collegiums nicht aus Hilfsrichtern bestehen; mit anderen Worten, der Präsident, welcher selbst eine Stimme führt und regelmäßig eine persona grata ist, wurde ausdrücklich für berechtigt erklärt, je nach der Besetzung der Richterbank mit 5 oder 7 Richtern incl. des Präsidenten unter dieser Zahl 2 oder 3 Hilfsrichter beizuziehen, deren Stellung in Württemberg so precär ist, als sie bisher in Preußen war. Damit war das Hilfsrichterinstitut nun gesetzlich sanctionirt und zwar in seiner verwerflichsten Ausdehnung. Die Demokratie aber bejubelte diesen Artikel, welcher seine Entstehung ihrem Liebling, dem Herrn von Neurath verdankte, als einen neuen Fortschritt der Württembergischen Freiheit!

So dringend nothwendig hiernach an sich eine Fortbildung unseres Rechtszustandes im Sinn der Freiheit und Selbstregierung gewesen wäre, so geschah doch aus den angeführten Gründen, auch wo die Regierung voranging, von Seiten der Stände nichts; um so eifriger ritt man dagegen das Roß der hohen Politik, bis man sich einen tüchtigen Wolf geritten hatte. Den denkbar größten Gegensatz hierzu bildete die Productivität des Norddeutschen Reichstags; auch war für die Dauer kaum möglich, sich dem Einfluß dieser Gesetzgebung gänzlich zu entziehen. Um so sonderbarer war dafür die Haltung, welche die Kammermajorität ihr gegenüber beobachtete. So wurden in dem Gesetz über das metrische Maß und Gewicht auf den Antrag von Ammermüller, zollparlamentlichen Andenkens, die deutschen Maßbezeichnungen durch französische ersetzt, und der mètre des Archives in Paris für das Normalmaß erklärt, während in dem Gesetz über die Genossenschaften auf den Antrag des Zollparlaments-Abgeordneten Oesterlen, wenn auch nicht der Inhalt, so doch die Reihenfolge der Paragraphen und ähnliche Kleinigkeiten abgeändert wurden, um den Schein eines eigenen Gesetzes zu bewahren und den Schwaben die Benutzung der norddeutschen Literatur möglichst zu erschweren. Offenbar war diesem, an der Grenze der Lächerlichkeit angelangten Particularismus stets der größte Stein des Anstoßes, daß es überhaupt eine deutsche Wissenschaft gab, daß man nicht die Mathematik und Physik, Staats- und Rechtswissenschaft auf exclusive schwäbische Grundlagen stützen konnte.

Nicht besser als in der Ständeversammlung, sah es bisher in der Staats-

verwaltung aus. Das Ministerium war der lebendige Spiegel des Zwiespalts, der das ganze Land entzweite, und in fortwährenden Parteikämpfen die Staatsmaschine aufzureiben drohte. Da war der national-gesinnte Kriegsminister neben einem fanatisch großdeutschen Cultusminister, dazwischen die Männer des periodischen Farbenwechsels von Varnbüler und Mittnacht, und die völlig farblosen Ressortminister des Innern und der Finanzen. So fehlte es dem Gesammtministerium an jeder Einheit des politischen Strebens; ein Mitglied intriguirte hinter den Coulissen gegen das andere, nur im krampfhaften Festhalten am Portefeuille, und in der Erkenntniß war die Mehrheit einig, daß kein Theil die genügenden Mittel hatte, um den Andern über Bord zu werfen. So schwamm das Ministerium wie ein Schiff ohne Steuer auf den Wogen der Parteikämpfe; man lebte von der Hand in den Mund, und Niemand wußte, was der kommende Tag bringen werde. Das ganze Geheimniß der hiernach von selbst gegebenen Politik des status quo bestand schließlich darin, durch die zahlreichen offenen und versteckten Bestimmungsmittel, über welche der verhältnißmäßig große Apparat unserer Bureaukratie gebietet, auf einzelne Ständemitglieder einzuwirken. Dazu leistete gerade die heterogene Zusammensetzung des Ministeriums den besten Dienst. Seit Jahren sind nämlich, wie einst die römischen Senatoren zu Gunsten der Provincialen, unsere Landboten der Regierung gegenüber zu Agenten für alle möglichen Privatinteressen der Angehörigen ihrer Wahlbezirke geworden. Bald handelt es sich um eine neue Poststation, eine Aenderung des Eisenbahnfahrplans, einen Localzug ꝛc. für eine einzelne Gemeinde; bald um einen Lieferungsaccord eines einflußreichen Provincialen mit dem Militär- oder Eisenbahn-Fiscus; von den zahlreichen untergeordneten Stellen, welche namentlich das Verkehrsministerium ohne jede Controle der Oeffentlichkeit zu vergeben hat, ganz abgesehen. Ueberall soll der Abgeordnete eintreten, und seine Popularität im Bezirk hängt wesentlich davon ab, daß er für die Angehörigen desselben möglichst viel bei der Regierung herauszuschlagen weiß. So drängten sich bisher nicht nur die eigentlichen Regierungsmänner, sondern auch die Republikaner des „Beobachters" — täglich in die Vorzimmer der Minister; denn viele, namentlich der in der Residenz domicilirten Abgeordneten, betrachteten seit langer Zeit die Sitze im Ständesaal als eine in der Familie ererbte Revenue, und im Grunde des Herzens galt ihnen diejenige Regierung für die beste, welche die Stände möglichst lange des Jahres in Stuttgart versammelte. Das Ministerium kannte die Vortheile dieser Situation genau. Was war natürlicher, als daß man dem Bezirke oder seinem Vertreter unter der Hand zu erkennen gab, daß wenn der Abgeordnete in seiner „bockbeinigen" Haltung verharre, der Bezirk keine Berücksichtigung von der Regierung erwarten könne? Man wollte keine Verläugnung politischer Grundsätze; es genügte an der plötzlichen

Erkrankung oder sonstigen Abwesenheit bei irgend einer wichtigen Abstimmung!

In diesen Verhältnissen, bei welchen der Eisenbahnbau durch den Staat die wichtigste Rolle spielte, liegt der Schlüssel zur Erklärung einer Reihe von Siegen des Ministeriums, welche, wenn auch nur mit einigen Stimmen errungen, doch immer genügten, die Fortexistenz desselben bis zur nächsten Krise zu sichern. Aehnliches war zwar auch schon in früheren Jahren vorgekommen, allein seitdem die Monarchie mit dem Jahre 1866 den bisherigen Rückhalt im deutschen Bund verloren hatte, und sich des Genusses der unbeschränkten Souveränität erfreute, hatte der Staat seinen Schwerpunkt gänzlich verloren. Ihn wieder zu gewinnen wäre nur durch den Anschluß an den Nordbund, oder aber, sofern die Verhältnisse Europas dies gestatteten, durch die Gründung eines auf sich selbst beruhenden demokratischen Gemeinwesens im Süden möglich gewesen; da man keins von Beiden wollte, so handelte es sich nur um die Fristung der Existenz um jeden Preis.

Natürlich mußten sich die Wirkungen dieses Regierungssystems, wenn man von einem solchen überhaupt noch reden kann, auch in der Verwaltung der Departements äußern. Wir können hier nicht ins Einzelne eingehen, wir bemerken nur, daß je weniger Selbstvertrauen und politische Gesinnung das Ministerium den Ständen gegenüber an den Tag legte, um so größer das Bedürfniß war, unbedingt über den Beamtenstand, einschließlich der Richter zu verfügen. Die Staatsmaschine als solche sollte gleichsam den mangelnden Geist der Leitung ersetzen. Daher die Zumuthung an die Beamten, bei jeder Schwenkung, welche das Ministerium unter den Einflüssen von Außen von einem politischen Extrem zum andern machte, auch ihrerseits mit der Gesinnung zu wechseln; und wie schwer war es für diese, zu wissen, was überhaupt der jeweilige Standpunkt des Ministeriums war! Thatsache ist, daß mit Hilfe des um sich greifenden Denunciantenwesens im Beamtenstand die freie Meinungsäußerung, an welche man unter der Regierung des verstorbenen Königs seit langen Jahren gewöhnt war, immer mehr unterdrückt, und dagegen die Lakaiengesinnung mit besonderer Vorliebe gepflegt wurde. Demoralisirend mußte insbesondere das die ganze Staatsverwaltung beherrschende Haschen nach Popularität wirken, die Tendenz, bei jeder Gelegenheit in öffentlicher Stimmung Geschäfte zu machen. Dieses Streben, das namentlich auch in der Justiz mit der Ausdehnung des Schöffeninstituts auf die höheren Gerichte eine häßliche Form annahm, gewöhnte allmählig die unteren Functionäre der Verwaltung, statt der stricten Verwirklichung der Gesetze in erster Linie gewisse allgemein in die Augen fallende, zur Verwerthung in der Presse und in der Ständekammer brauchbare Resultate zu erzielen. — Dennoch konnte, trotz aller Transactionen und selbst Demüthigungen, welche man um des

lieben Friedens willen sich von Seiten der Ständeversammlung gefallen ließ, die Politik des status quo nach Innen und Außen nur von kurzer Dauer sein.

Die Majorität der Ultramontanen und Demokraten war sich ihrer Ziele zu klar bewußt, als daß sie, wollten sie nicht alle Resultate einer mühevollen Agitation preisgeben, sich auf die Dauer bei einem Stillstand beruhigen konnten, von welchen sie den, wenn auch langsamen, so doch sicheren Sieg des „Preußenthums" vorhersahen. Immer mehr wurde das Ministerium vor die Alternative gestellt, entweder sich der sogen. großdeutschen Politik in die Arme zu werfen und mit Preußen positiv zu brechen, oder aber sich offen der nationalen Sache anzuschließen. Im letzteren Fall glaubte man im großdeutschen Lager einer Revolution von unten sicher zu sein; für beide Fälle aber rechnete jene Parteicoalition in Württemberg und Bayern auf eine Unterstützung Oestreichs und Frankreichs in dem als sicher voraus zu sehenden europäischen Conflict. Wenn etwa trotz der zu Tage liegenden Beziehungen, welche die Parteiführer so wie die hervorragendsten Organe der süddeutschen demokratischen und ultramontanen Presse in Wien und Paris angeknüpft hatten, in diesen Beziehungen noch Zweifel bestehen konnten, so wurden dieselben durch die Entdeckungen von St. Cloud vollends gehoben. Weitere Aufklärungen hat soeben der französische Gesandte Graf v. St. Vallier im Brüsseler Nord angekündigt.

Die schwache Seite, welche der in dem Festhalten an den Verträgen präcisirte formale Standpunkt der Regierung dem Angriff darbot, hatte die Demokratie in der Militärfrage richtig erkannt. Zwar waren die Allianzverträge durch die Energie, mit welcher die Minister von Varnbüler und Mittnacht für dieselben im October 1867 unter Anwendung der bekannten Mittel eingetreten waren, in der Ständekammer durchgesetzt worden; sie hatten jedoch zu ihrer Voraussetzung die ehrliche Erfüllung der Militärpflichten, und es war deshalb schon damals die sofortige Erlassung eines mit dem norddeutschen im Wesentlichen übereinstimmenden Kriegsdienstgesetzes in Aussicht genommen worden. Allein noch ehe dieses Gesetz auf Grund der Commissionsberathungen zur Verabschiedung kam, war inzwischen der Kaiser Franz Joseph auf der Rückreise von Paris (5. November) mit Beust in Stuttgart gewesen, Varnbüler hatte im Einverständniß mit Mittnacht am 11. December Allen unerwartet seine famose Rede gegen den Nordbund gehalten; und als nun das Militärgesetz zur Berathung kam, war plötzlich das Interesse dieser beiden Herren, welche noch am meisten Einfluß auf die Kammer besaßen, für das Gesetz gänzlich erkaltet. In Folge hiervon war dasselbe in einer Weise amendirt worden, daß es künftighin ganz von der Majorität der Ständekammer abhing, ob Württemberg die in dem Allianzvertrag übernommenen Verbindlichkeiten erfüllen konnte, indem nunmehr in jedem Etatsgesetz nicht

nur die Stärke des stehenden Heeres bestimmt werden sollte, sondern auch die auf zwei Jahre herabgesetzte Präsenz durch Beschränkung der Mittel auf ein solches Minimum heruntergebracht werden konnte, daß die Heeresfolge thatsächlich illusorisch wurde.

Von dieser Seite aus wurde nun, nachdem im Juli 1868 die neue Kammer zum ersten Male auf Grund des allgemeinen Stimmrechts gewählt worden war (wobei die Regierung die verbissensten Gegner der Verträge, wie Deffner, Ammermüller, Schott, Fricker im Staatsanzeiger selbst zur Wahl empfohlen hatte) im Januar v. J. der allgemeine Angriff gegen die Regierungsposition beschlossen. Es erfolgte, unter dem lauten Beifall der bonapartistischen Presse, der bekannte Adressensturm; 150,000 Wähler forderten Abschaffung des Militarismus und Einführung des Milizsystems. Das Ministerium Varnbüler-Mittnacht trat mit keinem Wort einer Agitation entgegen, welche sogar unter dem Schein der Billigung von Seiten der Regierung betrieben wurde. Es bedurfte nur weniger Zahlen, um ihr den Nerv abzuschneiden; nämlich des leichten Nachweises, daß das angekündigte Deficit nicht sowohl eine Folge des gesteigerten Militäraufwands als des kopflosen Eisenbahnbaus gewesen, welcher gänzlich ertragslose Bahnen hergestellt hatte, deren Baucapital der Staat mit 5% verzinsen mußte; aber man wollte diese Aufklärung nicht geben.

Im März v. J. erfolgte der Zusammentritt der Stände; 45 Abgeordnete der großdeutschen Richtung, thatsächlich schon die Majorität, brachten den Antrag auf wesentliche Verminderung des Militäraufwandes ein; schon hofften die Herren Probst, Oesterlen und Mayer in den nächsten Tagen ein ultramontan-demokratisches Ministerium der Krone aufnöthigen zu können, und Preußen die Verträge zu kündigen: da erkannte der König plötzlich den Abgrund, an den das Land durch die bisherige Politik des Ministeriums gestellt worden war. Die Entschließung, ob die Monarchie sich an die Spitze der Revolution stellen, oder ihren Rückhalt in Preußen suchen wollte, ließ sich jetzt nicht länger mehr aufschieben, man entschloß sich bekanntlich, allen Außenstehenden unerwartet, zu „dem Schlag ins Gesicht des treuen Volkes", wie der „Beobachter" sich ausdrückte. Die Seele der großdeutschen Schwindelpolitik, der Liebling der Demokratie, Golther, mußte aus dem Ministerium scheiden, und an seine Stelle trat in der Folge der Universitätskanzler von Geßler, ein Mann der kalten Berechnung, zwar großdeutsch nach seinen Antecedenzien, aber ein Mann, von dem eine nüchterne Berücksichtigung der thatsächlichen Verhältnisse zu erwarten war, dem man namentlich zutraute, daß er den in der letzten Zeit maßlos gesteigerten Etat des Cultministeriums auf das richtige Maß zurückführen werde. Minister des Innern wurde Staatsrath von Scheurlen, bekannt durch schwäbische Derbheit, ein cynischer Verächter aller

Volkspolitik, im Uebrigen ohne politischen Standpunkt, ein Mann der Situation und der bureaukratischen Carriere. Durch einige Männer dagegen, welche neben Golther die hauptsächlichen Träger der bisherigen Politik und vermöge ihrer parlamentarischen Stellung am meisten für dieselbe verantwortlich zu machen waren, v. Varnbüler und Mittnacht, blieben merkwürdigerweise nach wie vor die Leiter der Württembergischen Geschicke. Demokraten und Ultramontane knirschten natürlich vor Wuth. Der ganze Erfolg einer monatelangen, alle Parteikräfte absorbirenden Agitation schien zunächst vereitelt, da man gegenüber der Energie, welche der neue Minister des Innern befürchten ließ, auf eine active Bethätigung des Volkswillens zu Gunsten der bisherigen Führer nicht rechnen konnte. Die ganze Hoffnung der schwäbischen Volkspartei beruhte jetzt auf der Berathung des Etats, welche verfassungsmäßig die Wiedereinberufung der nach der Neubildung des Ministeriums sofort vertagten Stände binnen weniger Monate nothwendig machte.

Zunächst trat nach den Kämpfen der letzten Wochen eine gewisse Abspannung, und folgeweise Waffenruhe unter den streitenden Parteien ein. Das neue Ministerium hatte sich zu constituiren, namentlich über seine künftige Haltung gegenüber der Kammer sich zu verständigen. Hierzu bot die Revision des Etats den nächsten Anlaß. Es galt zunächst, das Deficit um jeden Preis, wenn auch nicht zu beseitigen, so doch zu vermindern. Man hatte von Seiten der Minister — wir erinnern nur an die Rede v. Varnbülers vom 11. December 1867, an die Wahlrede Mittnachts in Mergentheim vom Juli 1868 — das Volk so vielfach mit den preußischen Steuerverhältnissen geängstigt, man hatte sogar erst neuerdings (1868) in dem von einer Regierungscommission ausgearbeiteten „Lesebuch für die evangelischen Volksschulen" in höchst gehässiger Weise die Württembergischen Steuern den Preußischen unter sichtbar ungenauen Zahlenangaben entgegengestellt, um die heranwachsende Jugend mit Preußenhaß zu erfüllen, und fühlte sich nun doppelt beschämt durch die schwäbische Finanzlage. Den wahren Grund derselben, die kopflose Eisenbahnpolitik, wollte man auch jetzt nicht eingestehen, da ein Umkehren nicht mehr möglich war, und man gerade mit ihrer Hilfe einige der 45 Abgeordneten auf die Regierungsseite zu ziehen hoffte. Es gelang denn auch durch Anwendung der raffinirtesten Sparsamkeit, durch welche namentlich die Kriegsbereitschaft des Heeres ernstlich bedroht wurde, sowie durch verschiedene Rechnungsoperationen das Deficit um ein Erhebliches zu mindern.

War aber hiervon ein ernstlicher Erfolg gegenüber der zur Zeit der Blüthe des Preußenhasses gewählten Ständeversammlung zu erwarten? Vor einem Staatsstreich schreckten die Herrn v. Varnbüler, Mittnacht und Geßler entschieden zurück, wenn auch Herr v. Scheurlen sich weniger Gewissensscrupel aus einem solchen gemacht hätte. Dazu fehlte vor Allem der nöthige Rückhalt

von Oben, mehr aber noch fehlte den Mitgliedern des früheren Miniſteriums in Folge ihrer vielfachen politiſchen Schwankungen, ihres bisherigen Haſchens nach Popularität und ihres Liebäugelns mit der Demokratie jene Ueberzeugungstreue, welche allein große Entſchlüſſe reift. Aus demſelben Grund war aber auch von einer Auflöſung der Stände nichts zu erwarten, da zur Zeit der „Militarismus“ und die „Steuerſchraube“ ein zu dankbares Hetzmittel der öſtreichiſch-franzöſiſchen Partei im Lande war, von welchem man eben zuvor noch ſelbſt Gebrauch gemacht hatte.

Man ſetzte daher die einzige und letzte Hoffnung auf das althergebrachte Mittel der perſönlichen Einwirkung auf einzelne ſchwächere Mitglieder der Majorität, wobei man ſich im äußerſten Fall vorbehielt, durch die Aufnahme eines Angehörigen des der Mehrzahl nach aus Porteſeuilleaſpiranten beſtehenden großdeutſchen Klubs in das Miniſterium die Gegner zu ſprengen, und den drohenden Sturm zu beſchwichtigen.

Während hiernach die Regierung mit Sorge und Beklemmung dem Zuſammentritt der Stände entgegenſah, zumal die Fortſchritte der Patrioten in Bayern ihre Alliirten in Schwaben mit neuer Siegeszuverſicht erfüllten, arbeitete inzwiſchen in Stuttgart der Berichterſtatter der aus lauter Gegnern der Regierung zuſammengeſetzten Finanzcommiſſion, Fricker, eine bisher dunkle Größe, nur bekannt als der „große Staatsrechtslehrer“ des Beobachters, an einem endloſen Bericht über die Militärfrage, nach dem Muſter des bayeriſchen Abgeordneten Kolb.

So lagen die Verhältniſſe im Juli v. J.: Regierung und Stände waren entzweit, die Bevölkerung durch alle Claſſen aufs Tiefſte unterwühlt, eine Kataſtrophe ſchien nach der einen oder anderen Richtung kaum zu vermeiden, als die franzöſiſche Kriegserklärung plötzlich die ganze Situation veränderte. Daß man in Paris auf die geſchilderten Zuſtände, namentlich auf die für den erſten Anblick zweifelloſe Herrſchaft der demokratiſch-ultramontanen Partei in Schwaben und Bayern beſtimmt rechnete, ſteht feſt, ebenſo gewiß iſt aber, daß, von den Machinationen einzelner Führer abgeſehen, die große Maſſe der Bevölkerung trotz allen Räſonnirens über Cäſarismus und Militarismus an den nahe liegenden Zuſammenhang dieſer Agitation mit den franzöſiſchen Intereſſen gar nicht gedacht hatte. Ein paniſcher Schrecken erfüllte zunächſt das ganze Land; man erinnerte ſich wieder der Raubzüge eines Turenne, Melac und Moreau, und berechnete, daß nach den Erfahrungen früherer Jahrhunderte den Franzoſen nicht ſchwer fallen werde, in 24 Stunden das Land zu überſchwemmen: man wartete nach den früheren Vorgängen nicht einmal auf die formelle Kriegserklärung, ſondern vergrub ſchon vorher die Werthſachen, oder ſchickte ſie in die Schweiz. Der „Beobachter“ empfahl zwar „nur kalt zu bleiben“, und befürwortete, mit den bayriſchen Patrioten, Neu-

tralität um jeden Preis. Das Volk ließ sich aber dieses Mal von seinen bisherigen Führern nicht bethören. Man hatte selbst da, wo es an aller Begeisterung für die Sache der Nation fehlte, die Ueberzeugung, daß die Neutralität nach der geographischen Lage von Süddeutschland unmöglich sei, daß Frankreich sich nicht auf die schmale Angriffsfront am Rhein beschränken, sondern in Wiederholung des berühmten Flankenmarsches von 1806 den Durchbruch durch das wehrlose Süddeutschland versuchen werde. In der peinlichsten Situation war das Ministerium. Der König war eben bei Beginn der Krise in das Engadin abgereist, es fehlte daher scheinbar zuerst an der Vollmacht zu einer so wichtigen Entschließung. Vor Allem fürchtete man aber, es könnten in dem Augenblick, wo man sich für den „casus foederis" erklärt haben würde, die Franzosen Stuttgart besetzen. Es handelte sich also für die Regierung um den Entschluß, mit dem König das Land zu verlassen und sich in das „preußische" Hauptquartier zu begeben. Das war für den bisherigen schwäbischen Particularismus keine Kleinigkeit. Von Seiten der Norddeutschen Gesandtschaft suchte man zwar dieses Bedenken dadurch zu beseitigen, daß man dem Ministerium genaue Nachrichten über den Stand der französischen Rüstungen gab, allein dennoch ist eine unbestreitbare Thatsache, daß die Württembergische Regierung bis zu dem hochherzigen Entschlusse des Königs von Bayern zögerte, gegenüber von Frankreich die Brücke hinter sich abzubrechen, daß sie insbesondere noch bis zuletzt die Verantwortung für die Entscheidung möglichst von sich ab- und auf die Ständeversammlung, deren Charakter wir oben geschildert haben, überzuwälzen suchte. In diesem Sinn setzte Herr von Varnbüler die Verhandlungen mit dem französischen Gesandten noch lange fort und der Graf von St. Vallier hatte wohl allen Grund, in seinem vorhin angeführten Schreiben zu erklären, daß ihm noch möglich gewesen wäre, „die beiden deutschen Königreiche des Südens zu desinteressiren". Man glaubte diesseits, bei dem doppelten Spiel, für alle Eventualitäten gedeckt zu sein. Als man sich endlich nach dem Vorgang Bayerns für die Kriegserklärung entschied, setzte man dem Vertreter des Norddeutschen Bundes gegenüber auseinander, wie man mit diplomatischer List den Abbruch mit Frankreich zu verzögern gewußt habe, um Zeit für die nothwendige Ergänzung der Rüstungen zu gewinnen, und rühmte sich später, durch dieses Hinhalten wesentlich zu dem Beginn des Krieges beigetragen zu haben. Wir brauchen kaum zu bemerken, wie man im Fall einer Ueberraschung durch Frankreich den preußischen Gesandten in ähnlicher Weise als den Gefoppten hätte darstellen können.

Die Regierung mochte wohl fühlen, welche zweifelhafte Stellung Württemberg in dem Augenblick der Krisis eingenommen hatte, und daß der Ruhm des raschen, wie festen Entschlusses, und damit der Dank, dem Bayernkönig

allein zufallen werde. Das Ministerium bemühte sich deshalb, nachdem endlich der Entschluß gefaßt war, durch die rastlose Energie, welche namentlich der Minister des Innern bei der Mobilmachung an den Tag legte, sich in der öffentlichen Meinung Deutschlands zu rehabilitiren; ja man bemühte sich sichtlich, Bayern von nun an bei jeder Gelegenheit in Darlegung nationaler Gesinnung zu überbieten, so durch die für Jedermann überraschende officielle Anerkennung der schwarz-weiß-rothen Farben bei der Beflaggung der öffentlichen Gebäude.*) π.

Die Deutschen Farben.

Außer andern Angriffen, welche gegen das neue Banner des Deutschen Reiches gerichtet werden, ist auf viele Gemüther derjenige nicht ohne Eindruck geblieben, welcher dahin geht, daß die Zusammenstellung dreier Farben eines „conservativen", nur auf sich selbst ruhenden Staatswesens nicht würdig sei. Die Tricolore sei „modernen" und zwar „französischen" Ursprungs.**)

Was das Moderne anbetrifft, so ist ja doch nun festgestellt, daß die drei Farben blau-weiß-roth, ehe sie zur heraldischen Bezeichnung Frankreichs dienten, die Farben der Stadt Paris waren, und eben um des letzteren Umstandes willen von den revolutionären Franzosen angenommen wurden, die hierdurch unbewußt ihrem centralistischen Instinct Ausdruck gaben. Indessen auch ein Blick in die Wappenbücher des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts zeigt uns überall dreifarbige Banner. Daß auch Deutsche Corporationen nachweislich schon im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts und vermuthlich also auch schon früher Tricoloren führten, zeigt ein Blick auf die Banner, mit welchen der Deutsche Orden 1410 in der Schlacht bei Tannenberg gegen die Polen rückte. Ohne auf andere unter diesen befindliche Tricoloren aufmerksam zu machen, erwähnen wir nur, daß als neunundvierzigste dieser preußischen Fahnen von dem polnischen Geschichtschreiber Dlugosz Hist. T. XI. p. 248 erwähnt wird, wörtlich:

„Das Banner der Stadt Allenstein enthalte drei Felder, das obere schwarz, das mittlere weiß und das untere roth."

*) Der Rest des Artikels, bis zur Ratification der Reichs-Verfassung und der Versailler Verträge durch die Württembergischen Kammern reichend, in nächster Nummer.

**) So haben sogar Archivare und Historiker von Fach, die als competent gelten, in Zeitungsartikeln in letzter Zeit verschiedentlich behauptet.

Also ganz die Zusammenstellung, welche uns das heutige Deutsche Reichsbanner bietet! Wer noch einen Zweifel hegt, kann sich in einem andern lateinisch geschriebenen Werke desselben Dlugosz, betitelt „Banderia Pruterorum“ (die Banner der Preußen), welches mit den zugehörigen Abbildungen verschiedentlich, (zuletzt in dem verdienstvollen Werke „Die Geschichtsquellen der Preußischen Vorzeit. IV. Band. Leipzig. Verlag von S. Hirzel 1870“) gedruckt worden ist, durch eigne Anschauung des Fahnenbildes davon überzeugen, daß dasjenige Banner, welches 1410 einer wichtigen Abtheilung des Deutschen Ordensheeres als Auszeichnung diente, ohne irgend eine Verschiedenheit genau identisch ist mit dem 1867 als Norddeutsche Flagge eingeführten, und 1870 als Deutsche Flagge aufgenommenen Abzeichen.

Daß gerade die Farbenzusammenstellung schwarz-weiß-roth, in welcher auch der ehrwürdige Jacob Grimm den Inbegriff und Gipfel aller Farbensymbolik sah, schon in früher Zeit bei dem Deutschen Volksstamm beliebt war, ergibt sich daraus, daß ein anderes Banner des Deutschen Ordensheeres dieselbe Verbindung in umgekehrter Reihenfolge gibt. Nämlich das Banner der nicht weit von Marienburg belegenen Vogtei Lesken, unter welchem sich die streitbaren Ordensritter von Marienburg mit den Bewohnern des Werders der fruchtbaren Niederung gesammelt hatten. Dasselbe ist, nach ganz ausdrücklicher zweimaliger Beschreibung des Dlugosz roth-weiß-schwarz, und beträgt seine Längenausdehnung $2^3/_4$ Ellen, seine Breitendimension $2^1/_8$ Elle, ähnlich wie die Proportionen anderer von dem polnischen Geschichtschreiber angeführten Tricoloren. Die Länge des eigentlichen, schwarz-weiß-rothen, Banners (von Allenstein) ist dagegen $3^1/_8$ Elle, seine Breite 2 Ellen. Gerade durch diese 460 Jahre alten Verhältnißzahlen wird auch die heutige Form der Deutschen Reichsflagge als auf historischer Basis begründbar hingestellt.

Wenn nun die heutigen Deutschen Reichsfarben, im Zusammenschmelzen der Preußischen mit der Hansaflagge, eine natürlich-historische, und darin, daß keine im Deutschen Staat existirt, die (wie F. D. Strauß bemerkt) nicht wenigstens eine der drei Farben schwarz-weiß-roth im Banner führt, eine greifbar-praktische Berechtigung haben: so sehen wir aus diesem kurzen Beispiel, daß ihnen auch ein vollkommen heraldisch-richtiges Element innewohnt; ein Vorzug, der an der Vereinigung schwarz-roth-gold bekanntlich vermißt wird. Die von dem seligen Bundestage 1848 als Deutsches Banner proclamirten, und 1866 zu schlimmer Action entrollten Farben schwarz-roth-gold sind ja notorischerweise nicht nur ungeschichtlich, sondern auch heraldisch falsch. Das Banner schwarz-roth-gold ist in dieser Zusammenstellung nicht einmal als Banner der Burschenschaft historisch; denn die alte zu Jena asservirte Burschenfahne ist schwarz-roth mit goldenen Franzen. Und außerdem sind die Farben des entschlafenen Deutschen Bundes heraldisch falsch. Schon durch ihren nicht

ganz harmoniſchen Eindruck markirt ſich deutlich, daß die Aufeinanderfolge ſchwarz-gold-roth ſein müßte.

Den betreffenden, bis 1866 noch nicht ausgetragenen Streitigkeiten über die leider aus oppoſitionellem Trotz noch heut ſo vielfach ausgehängte Bundesfahne, ſind wir durch die verfaſſungsmäßige Geltung unſeres Reichsbanners enthoben. Wir können auf Grund noch anderer zahlreich anzuführender Quellenbelege mit Stolz behaupten, daß Deutſchland eine Flagge führt, deren ſymboliſche Bedeutung ebenſo ſchön und treffend iſt, als ihre Berechtigung national und hiſtoriſch. Huppé.

Nach dem Fall von Paris.

Eine halbe Woche ſchon waren die Völker der Erde vorbereitet auf die Kunde, welche in der Sonntagsfrühe des neunundzwanzigſten Januar der elektriſche Strahl durch Land und Meer trug: Paris hat capitulirt; auf drei Wochen ruhen die Waffen; eine franzöſiſche Conſtituante wird über die Annahme der Deutſchen Friedensbedingungen berathen.

Als dieſe Kunde nach Deutſchland kam, war das ruhige, zu jedem Opfer entſchloſſene, bis zur letzten Niederwerfung des Erbfeindes freudig ausdauernde Deutſche Volk von Grund aus verwandelt. Während Tauſende zur ſonntäglichen Andacht ſtrömten, um Gott zu danken für dieſe größte Gnade, die er während des ganzen heiligen Krieges uns erwieſen hat, füllten andere Tauſende die Straßen. Ein Wald von Fahnen bedeckte die Häuſerreihen; hier Kanonendonner und Freudenſchüſſe, dort das feſtliche Geläut aller Glocken, tragen die gewaltige Nachricht über das weite ſchneebedeckte Land. Auf den Höhen flammen mitten aus Eis und Schnee die mächtigen Feuerbrände; in den Städten werden die Häuſer feſtlich erleuchtet, ziehen in Fackelglanz frohe Schaaren. Vom Thurm des Rathhauſes ertönen Dankchoräle, rauſchen dann kriegeriſche Märſche, patriotiſche Lieder. Bis in die fernſten Dörfer des Gebirges tragen reitende Boten die freudige Kunde. Ueberall gehobene Herzen, leuchtende Augen; bei Allen das klare Bewußtſein von der weltgeſchichtlichen Bedeutung des Augenblicks, den zu erleben uns vergönnt iſt, um den ſpäte Geſchlechter noch die Jetztlebenden beneiden werden. Ernſte Männer ſchämen ſich der Thränen nicht auf offener Straße. Sie halten nun die Stunde gekommen, wo das theure Blut geſühnt iſt, das ſie dem Vaterlande hingegeben haben in ihren Söhnen. Tauſende erblicken in der amtlichen Depeſche die tröſtliche Zuſicherung, daß der Sohn, der Bruder, der Verlobte, der draußen

vor dem Feind kämpft, nun unversehrt nach Hause zurückkehren werde. Lebhaft gedenken wir nun der Schilderungen unserer Väter, wie ihnen zu Muthe gewesen, als Paris zum ersten und zweiten Male den Einzug Deutscher Heere erlebte. Ja, die alten Bilder und Schildereien in den Folianten unserer Bibliotheken, welche die Friedensfeste zu Ende des dreißigjährigen Krieges darstellen, schließen uns plötzlich verwandte Stimmungen auf.

Sowie dieser persönliche Antheil eines Jeden an dem gewaltigen Ereigniß genossen ist, erwägt man die Nachricht selbst, ihre Folgen nach allen Seiten. Die Bezwingung dieser Stadt hat ihres Gleichen nicht in der ganzen Geschichte der Menschheit; nicht einmal in dem phantasiebeschwingten Sagenkreise irgend eines Volkes. Alles in der Belagerungskunst Erlebte, alles Erdichtete, bleibt weit zurück hinter der Ausdauer, Klugheit und Todesverachtung, welche bei Hunderttausenden zusammenwirken mußten, um die Belagerung von Paris zu glücklichem Ende zu führen. Und so viel man über den harten Dienst unserer Belagerungstruppen, ihre unvergleichliche Kaltblütigkeit und Tapferkeit, die ungeheure Ausdehnung der Belagerungslinie und der belagerten Werke, gelesen hat: so erfüllt doch erst die eigene Anschauung der Gegend, der Kämpfer, der Schutzwehren und Machtmittel des Feindes mit der vollen Vorstellung von der Größe der Arbeit, die gethan ward, von der Herrlichkeit dieses Sieges. Drei volle Tage braucht ein rüstiges Wagenpferd, um den Kreis zu umfahren, den unsere Belagerungstruppen schlossen. Und so hoch man steigt, um von der Höhe aus über das Thal der Seine in die Ferne zu schauen, nirgends reicht der Blick bis ans Ende des Durchmessers dieses Kreises. Die Natur und die Kunst der Befestigung, in welcher die Franzosen von jeher Meister waren, hatten Alles aufgeboten, um jeden Feind von dem Herzen ihres Landes zurückzutreiben. Ein Gürtel großer bedeutender Festungen beschützte die Riesenstadt auf meilenweitem Umkreis. Nur wenige Stellen unserer Linie waren annähernd so hoch gelegen, wie die Schutzwehren des Feindes. Näher an der Stadt hatte ein Menschenalter an einem zweiten ununterbrochenen Wall gearbeitet. Der Wall und die Forts waren in den jüngsten Monaten des Verzweiflungskampfes erheblich verstärkt worden. Ungewöhnlich reiche Vorräthe hatte der belagerte Feind gesammelt. Seine Führer waren mit die tüchtigsten, welche Frankreich in diesem Kriege uns gegenübergestellt hat. — Diesen schier unbezwinglichen Kreis von Festungen zu umschließen, zu besiegen, unternahm ein Deutsches Heer, welches bei Beginn der Belagerung an Zahl dem belagerten Feinde kaum gewachsen war, sich aber auf eine mindestens doppelte Meilenzahl vertheilen mußte. An Schutzmitteln gegen das verheerende Feuer der feindlichen Wurfgeschosse besaß es anfangs nichts als die Keller der verlassenen Häuser der Umgegend. Dennoch wirft es jeden, mit Uebermacht und

unter dem Schutze des günstigsten Artilleriefeuers versuchten Ausfall des Feindes mit empfindlichen Verlusten des Gegners zurück. Dann, als sich die Zahl unsrer Krieger vor Paris namhaft verstärkte, war der Winter mit einer Härte eingezogen, welche uns in der nördlicheren Heimath selbst ungewohnt, den Bewohnern jener gesegneten Fluren unbekannt war. Der Deutsche Krieger hatte die ganze Strenge der Jahreszeit zu tragen in einem rings verwüsteten, ausgesogenen Lande, abgeschnitten von den Hilfsquellen der Heimath, bei Tag und Nacht im Bereich der Granaten des Feindes. Aber bei allen Deutschen Kriegern ist trotz alledem die Freudigkeit der Pflichterfüllung, die opfermuthige Ausdauer rings um Paris allezeit dieselbe geblieben. Rastlos wurde wochen-, monatelang im Dunkel der Nacht geschafft am Schanzenbau, wurden der hartgefrorenen Erde die Wallungen abgewonnen, und die Geschütze eingezogen, die den hartnäckigen Feind von der Ueberlegenheit Deutscher Belagerungs- und Geschützkunst so gründlich überzeugen sollten. Keiner hat die Arbeit mit der Gewißheit unternommen, daß er als Frucht derselben schauen werde: die Deutsche Fahne auf den Forts des Valérien, von Issy, St. Denis, Bicêtre und Nogent. Aber Keiner hat daran gezweifelt, daß wir's erreichen würden. Jeder der Gefallenen ist mit dem festen Glauben an die reichen Früchte seiner Arbeit hinübergegangen. Auch als drei große Heere im Norden, im Westen und im Südosten zum Entsatz heranzogen, ist das Werk der Belagerung nicht einen Augenblick unterbrochen worden. Und eines der Entsatzheere nach dem andern ist zerschellt an der eisernen Tapferkeit und Hingebung unsrer Krieger. Nur wenige Heerestheile allerdings haben so unablässigen Vorpostendienst aushalten müssen, wie jenes fünfte Jägerbataillon, das vom neunzehnten September bis neunundzwanzigsten Januar die Höhen von Sèvres hielt — aber nicht minder ruhmvollen Antheil an der Freudenbotschaft vom achtundzwanzigsten Januar haben sie Alle, Alle! —

Noch mitten im Freudenrausch über den friedenverheißenden Fall von Paris, traf uns die Nachricht von dem Urtheil des englischen Volkes über unsere Bedingungen der Capitulation. Wir durften von England nicht übermäßiges Wohlwollen erwarten. Um so gegründeter ist sicherlich, wenn die englischen Blätter ohne alle Ausnahme an unsren Capitulationsbedingungen die Milde, die Schonung des Ehrgefühls der niedergeworfenen Hauptstadt, rühmen. In der That wäre wohl kein anderes Volk als das unsre, — am wenigsten die besiegten Feinde selbst — in gleicher Lage, der Selbstentsagung fähig gewesen, die unser Kanzler im Namen von Kaiser und Heer dem Feinde bewies, als er auf den reichverdienten Triumph des Einzuges unsres Heeres in Paris verzichtete. Das ist aber eben der Unterschied germanischen, vor allem Deutschen Wesens, gegenüber dem romanischen, daß uns überall mehr auf die Sache ankommt, als auf den Schein. Paris *ist* uns unterworfen, seine Besatzung *ist* kriegsgefangen, seine Machthaber *haben* sich uns gebeugt. Uns genügen diese Thatsachen. Sollte unsern Feinden oder einigen ihrer stillen Freunde der Schein anders vorkommen — um so besser, wenn sie so leicht zu trösten sind. Wir werden ja doch in künftigen französischen Geschichtswerken lesen, daß die Franzosen, zumal Paris, nicht überwunden worden seien. Mit diesen Geschichtschreibern führen wir den Krieg nicht, so wenig als mit den übrigen französischen und außerfranzösischen Tollhäuslern. Zu sehr günstiger Stunde trifft aber das Urtheil des vernünftigen Europa über die unzweifelhaft große Milde unsrer Capitulations- und Friedensbedingungen zusammen mit der neuesten Stilübung des dreistesten franz. Generals, des Grafen Chaudordy, welche uns, auf Grund seiner Glaubwürdigkeit, alle Gesittung und Humanität abspricht. Wenn der edle Graf nach dem

Frieden in die Königsstadt seiner Väter, nach dem Schloß zu Versailles kommt, so wird er im dritten oder vierten Saale des rechten Flügels im Erdgeschosse zwei große Oelbilder finden, die, wie die übrigen à toutes les vertus de la France gewidmet sind. Diese beiden Bilder feiern als unvergängliche Tugend Heinrich's IV., daß er den von ihm belagerten, verhungerten Parisern Brod vertheilen ließ. Heinrich IV. war damals König von Frankreich, er belagerte die Hauptstadt seines eigenen Volkes, er hielt den Hunger für ein erlaubtes Mittel, seine lieben Unterthanen zum Gehorsam zu zwingen. Das Alles hat dem Andenken des Königs bei seinen Landsleuten so wenig geschadet, daß er sich, wie bekannt, infolge seiner Phrase von dem sonntäglichen Huhn im Topfe, noch heute der größten Popularität erfreut. Aber als seine größte Tugend gilt den Franzosen, daß er den belagerten Parisern ein paar Brode austheilte. Diese schöne That wurde noch 200 Jahre später der Nachwelt in Oel überliefert. Wenn dieses Benehmen des französischen Königs schon Tugend war, so gibt es kein Wort, was an den Edelmuth der Deutschen heranreichte. Denn unsere Soldaten theilen mit den Bewohnern der Hauptstadt ihre Nahrungsmittel, noch vor Friedensschluß öffnen wir ihnen die breiten Wasserstraßen der Seine und Marne und alle Thore der Stadt für die Zufuhr ihres Unterhaltes, ja lange vor der Capitulation haben wir ihnen in Hunderten von Eisenbahnwagen den nothwendigsten Bedarf bis dicht unter die Stadt gefahren.

Doch ist gesorgt, daß aus dem Waffenstillstand ein dauernder Frieden erblühe, so daß wir am Ende der Waffenruhe nicht erneute blutige Arbeit haben. Graf Bismarck selbst hat den Waffenstillstand nicht bewilligt, ohne daß die provisorische Regierung Frankreichs bei der künftigen Constituante für die Deutschen Friedensbedingungen einsteht, namentlich für die Abtretung des Elsaß und Lothringens an Deutschland. Schon nach den bis jetzt eingelaufenen Nachrichten ist die Annahme dieser Bedingungen durch die Vertreter des Französischen Volkes gesichert. Schon jetzt hat die übergroße Mehrzahl der unabhängigen Stimmen in Frankreich den muthigen Schritt Favre's gutgeheißen. Nur die Rothen der Hauptstadt und des Südens und die Va-banque-Spieler von Gambetta's Schlage übertäuben die Stimmen der Vernunft durch das Geschrei des Pöbels, der mit der Aussicht auf Frieden das Recht verliert, auf Staatskosten genährt und gekleidet zu werden. So zeigt sich in Frankreich selbst immer deutlicher die Friedenspartei als die Partei der Ordnung, des Friedens auch im Innern. Siegt sie, so ist zu hoffen, daß dem unglücklichen Lande unter einer republikanischen Regierung befriedete Tage bevorstehen.

Nur die Kriegsoperationen um Belfort und gegen die geschlagenen Trümmer Bourbaki's werden durch den Waffenstillstand nicht berührt. Auch diese Ausnahme ist im höchsten Maße gerecht. Diesen unvergleichlich heldenmüthigen Schaaren unter dem kühnen Werder und dem heranziehenden Heer unter Manteuffel wäre die Waffenruhe gleichbedeutend gewesen mit der Verkümmerung ihrer nach heißen Mühen reichverdienten Lorbeern. Da sich bestätigt, daß Bourbaki's Macht erneuten Schlägen durch den Uebertritt auf Schweizerboden ausweicht, so ist das freilich der untrüglichste Beweis für die gründliche Arbeit unsrer Spartaner vom Lisainebach.

So ist nun wohl die blutige Saat beendet. Möge nun eine gnädige Sonne die Früchte reifen lassen. Wie aber auch die Entscheidung des französischen Volkes lauten wird, dessen mögen wir uns getrösten, daß in jedem Falle die Feder unsres Kanzlers Deutschland erhält, was das Deutsche Schwert gewonnen hat. H. B.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Italien im letzten Halbjahr 1870.

Die Bestrebungen der Völker, eine nationale Einigung zu erlangen, sind in den letzten Decennien lebhafter als je hervorgetreten. Sie haben theilweise bereits die günstigsten Erfolge erreicht, während die entgegengesetzte Absicht, Völker der verschiedensten Nationalitäten zu einem Ganzen zu vereinigen, immer mehr den Verfall dieser Conglomerate vorbereitete. So zeigt sich, daß in Oestreich, wo die Interessen der Theile des Reiches vollständig auseinandergehen, sich bis jetzt keine Hand gefunden hat, welche die Fäden in einem gemeinsamen Punkte hätte zusammenspinnen und -knüpfen können, so viele Mittel auch zur Anwendung gebracht, so verschiedene Versuche auch gemacht wurden. Immer wieder fiel ein Theil heraus, sonderte sich ein anderer gänzlich ab. Und die Aussichten auf eine Aenderung oder Besserung dieser Verhältnisse verringern sich fast fortwährend. Freilich haben die Bemühungen der Nationalitäten auch noch nicht alle zu dem gewünschten Ziele geführt; einzelne Völker sind ihm näher gerückt, bei anderen haben sich scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten entgegengestellt. Auch bei diesen ist indessen vielleicht nur noch eine Frage der Zeit, wann ihre Wünsche erfüllt werden. Die mehrmals angestrebte Vereinigung Spaniens mit Portugal zu einer iberischen Union, ist noch fern von ihrem Ziele und hat sich in neuester Zeit noch weiter davon entfernt, nachdem das portugiesische Volk und seine Dynastie (namentlich Don Fernando, der Vater des Königs) sich entschieden dagegen erklärt hatten; denn vor Allem war die Uebernahme der spanischen Schuldenlast abschreckend für sie. Die panslawistischen Bestrebungen in Rußland ferner haben zwar eine große Rührigkeit und Thätigkeit der Führer entwickelt, sind aber der Verwirklichung kaum näher gerückt, so daß dieselbe nicht als bevorstehend bezeichnet werden kann. Auch im Norden ist viel von der Vereinigung Dänemarks mit Schweden und Norwegen zu einem skandinavischen Reiche gesprochen worden, die ebensowenig in naher Aussicht steht.

Zwei andere Staatengruppen haben dagegen, den Hoffnungen und

Wünschen ihrer Völker entsprechend, das große Ziel der nationalen Einigung erreicht. Deutschland hat der deutsch-französische Krieg schneller, als man vordem hoffen durfte, zu einem großen, einigen, unüberwindlichen Reiche gemacht. Italien hat nach langjährigen Kämpfen seine Provinzen wieder zusammengebracht, die alte Hauptstadt wieder gewonnen, und damit die Bruchtheile des italienischen Volkes zu einem nationalen Reiche vereinigt.

Die Besitzergreifung Roms durch Victor Emanuel und die Italiener im Jahre 1870 hat dem Werke der nationalen Einigung des italienischen Volksstammes die Krone aufgesetzt, so viel Widersacher Italiens auch die That als eine unberechtigte oder als unerlaubte zu bezeichnen versucht haben. Auch dieses Ereigniß hat der deutsch-französische Krieg herbeigeführt, wie er Deutschland das langersehnte Ziel hat erreichen lassen. Vor wenigen Monaten war noch nicht daran zu denken, obwohl das italienische Volk längst darüber mit seiner Regierung grollte, und die Dynastie ihre Popularität theilweise eingebüßt hatte, weil sie dem Drängen des Volkes, das französische Joch abzuschütteln, nicht nachgeben zu können vermeinte.

Die italienischen Zustände sind, wie dadurch schon einigermaßen angedeutet ist, auch in vielen andern Beziehungen nicht besonders erfreulich und hoffnungsvoll für die Zukunft, sowohl in Rom als im übrigen Italien. Die italienische Regierung hat fortwährend mit der Unzufriedenheit eines großen Theils der Bewohner, mit Aufständen, revolutionären Agitationen und Räubereien, mit Finanznoth und Deficits zu kämpfen. Die Unzufriedenheit brachte das Abhängigkeitsverhältniß zu Frankreich hervor, dem Italien die Zunahme seiner Macht verdankte und wofür sich die Regierung, man meint sogar Victor Emanuel selbst, durch einen geheimen Vertrag mit Napoleon, zu gewissen Verpflichtungen schon durch die Convention vom September 1864 in Bezug auf Rom hat verstehen müssen. Man drängte zur vollen Verwirklichung der italienischen Einheit, zur Erklärung, daß Rom die Hauptstadt des Reiches werden solle, und doch konnten ohne Gefahr keine Schritte zu diesem Zwecke unternommen werden. An den verschiedensten Orten brachen Aufstände aus, in der Provinz Calabrien, in der Lombardei, in der toskanischen Provinz Siena. Die Insurgenten in Calabrien waren vollständig organisirt, und ein italienisches Blatt theilte die Formel des von ihnen zu leistenden schnurrigen Eides mit, einer Art von Duett zwischen dem Bandenführer und dem Schwörenden, welches mit dem vergnügten Rufe schließt: „Es lebe die große republikanische Welt-Allianz!“ Die Herren Banditen haben also das Ideal unsrer deutschen Internationalen, die sich vorläufig mit den „Vereinigten Staaten von Europa“ begnügen wollten, bei weitem überflügelt.

Andere Revolutionäre, darunter einige Deserteure und politisch compromittirte Militärs, die sich nach verunglückten Aufstandsversuchen in Pavia

und Piacenza nach dem Canton Teſſin in der Schweiz geflüchtet hatten, kamen in Santa Lucia zuſammen, um bewaffnet nach dem Königreiche zurückzukehren. Ihr Führer war der Engländer Joſef Nathan; ſie waren mit ſchweizeriſchen Hinterladern oder mit Revolvern bewaffnet. Mit einer rothen Fahne, auf der die Worte: „Gott und Volk" zu leſen waren, paſſirte die Bande die Grenze bei den Höhen von Acqua Seſia, nahm in Porlezza in der Kaſerne der Zollwache Munition und einige Waffen weg, fuhr dann über den Comer See und ſchloß ihre ruhmvolle Laufbahn durch einen Abſtecher in die Provinz Sondrio, wo ſie ſich vor den ſie verfolgenden Truppen zerſtreute. Solchen Putſchen folgten Drohungen und Einſchüchterungsverſuche, um den Lauf der Juſtiz zu hemmen. So erhielt der Vicepräſident des Zuchtpolizeigerichts in Mailand, Dr. Biella, mittelſt der Poſt ein anonymes Schreiben, das an die Schauerzeiten der Vehmgerichte erinnert. Es war mit einer Marke verſehen, die einen mit zwei Dolchen durchbohrten Schädel und die Rundſchrift: Hodie mihi, cras tibi (heute mir, morgen dir) zeigte. Dann folgten nachſtehende Worte: „Bürger Biella. Das oberſte Volksgericht, das Graſſelli, Locatelli und Escoſſier abgeurtheilt hat, hat auch Sie als eine des gleichen Schickſals würdige Perſönlichkeit bezeichnet, und die Todesſtrafe gegen Sie erkannt, die noch im Laufe dieſes Jahres zur Vollſtreckung gelangen wird. Auch wurden Sie des Charakters eines Bürgers entkleidet, und den Vollſtreckern der Volksjuſtiz anheimgegeben. Möge Ihnen die Erde leicht ſein." Demſelben Beamten ſind noch mehrere ſolche Drohbriefe zugekommen. Weiter hatte es keinen Zweck.

In den erſten Tagen des Auguſt wurde vor dem Aſſiſenhof in Genua der Proceß gegen Luigi Stollo und Genoſſen geführt, die des Attentats gegen die innere Sicherheit des Staates durch die Bildung einer bewaffneten Bande angeklagt waren. Schon während der Debatten, die mit der Verurtheilung Stollo's zu ſechsmonatlicher und ſeiner Genoſſen zu zwei- und dreimonatlicher und zehntägiger Haft geendet hatten, wurde die Escorte, welche die Verhafteten vom Gefängniß nach dem Gerichtshofe und zurück brachte, wiederholt angegriffen; auch gegen den Staatsanwalt und die Geſchworenen fanden Demonſtrationen zur Einſchüchterung ſtatt. Als das Verdict der Geſchworenen bekannt wurde, brach zuerſt ein heftiger Tumult im Gerichtsſaale aus, der auf Befehl des Präſidenten geräumt wurde; ſodann entſtanden Tumulte in den Nachbarſtraßen und vier Barrikaden wurden errichtet. Die Truppen rückten ſofort aus, drei Barrikaden wurden genommen und die Tumultuanten zerſtreut; an der vierten wurden die Truppen mit einem Steinhagel empfangen, wobei ein Sergeant ſchwer verletzt wurde. Nun mußte von den Waffen Gebrauch gemacht werden, einer der Aufrührer fiel im Kampfe, ein

anderer wurde verwundet, einige andere verhaftet; sie gehörten den unterſten Claſſen der Bevölkerung an.

In dem Berichte des Municipiums von Filadelfia wird der Einzug einer Inſurgentenbande folgendermaßen geſchildert: „Es waren ungefähr 400 Mann ohne Mittel, ohne Waffen oder doch ohne brauchbare Waffen, ohne Munition, ohne Organiſation, ohne einflußreiche und intelligente Führer, aber mit einem großen Schwarm von Generalen, Colonellen, Majoren und einem Generalſtabe. Das Erſte, was die Inſurgenten thun, iſt, ſich die beſten Quartiere zu ſuchen, die königlichen Wappenſchilder abzureißen, Sträflinge zu befreien, die in der Präfectur befindlichen Waffen zu nehmen und eine Contribution von 500 Lire auszuſchreiben, ſo daß ſich der Inſurgent auf einen, der Führer auf zwei Lire pro Tag ſtehen konnte. Sobald am folgenden Tage die Truppen heranrücken, denkt Niemand an Widerſtand, wohl aber verlangt man in der Eile weitere 1000 Lire. Die Bevölkerung, namentlich der begüterte Theil derſelben, entſchließt ſich, das Weite zu ſuchen, geht aber vorher in die Meſſe, weil es Sonntags iſt. Mittlerweile hört man Flintenſchüſſe, die Inſurgenten geben eiligſt Ferſengeld und die Soldaten, welche wenigſtens auf einigen Widerſtand ſich gefaßt hielten, feuern auf die in der größten Verwirrung nach allen Seiten fliehende Bevölkerung. Einige Greiſe, Weiber und Kinder werden verwundet oder getödtet. Vergeblich iſt die Warnung der Offiziere, nicht auf Unbewaffnete zu ſchießen."

Die Verfolgung einer Bande führte auf die Spur einer in Livorno angeſponnenen Verſchwörung. Bei den daſelbſt vorgenommenen Hausſuchungen gelang der Behörde, die Vorſtände der ſogenannten Società dei Reduci zu finden und feſtzunehmen. Aus den mit Beſchlag belegten Papieren ging hervor, daß eine ſehr ausgedehnte Bewegung im republikaniſchen Sinne bevorſtand. Die detaillirten Pläne des Aufſtandes, mehrere Zuſchriften Mazzini's und von ihm ausgehende Offizierspatente für Bandenführer wurden aufgefunden. Der Abgeordnete Fambri charakteriſirte in der zweiten Kammer dieſe Agitationen in folgender Weiſe: „Was wollen denn dieſe Herren Rebellen eigentlich? Die Eroberung Rom's? Dann werden ſie Tirol wollen, dann Iſtrien, Dalmatien, Corſika, Malta und Gott weiß, was noch Alles. Iſt es ihnen um militäriſchen Ruhm zu thun? Das würde ihnen wahrlich gut anſtehen, nachdem 41 dieſer Herren von 8 Carabinieri arretirt worden ſind. Hätten die Herren die päpſtliche Grenze überſchreiten wollen, ſo würden ſie wahrſcheinlich daſſelbe Schickſal erlebt haben. Wahrhaftig, ein ſchöner militäriſcher Ruhm! Oder wollen ſie vielleicht die Freiheit? Ein ſolches Wollen erinnert an das Gebahren jenes Banditen, der im Jahre 1860 in Palermo verhaftet wurde und ausrief: Aber was für eine Freiheit iſt denn das, bei der man nicht einmal einen Meſſerſtich austheilen kann?"

Hiezu gesellen sich noch die Raubzüge der Briganten, welche namentlich an den römisch-neapolitanischen Grenzen ihr Wesen treiben. Die Klagen häuften sich um Mitte des Jahres, wo besonders von dem Banditenführer Pomponio die Gegend unsicher gemacht wurde. Einer Frau aus der Romagna, Clementine Mondolesi, wurde eine öffentliche Auszeichnung zuerkannt, weil sie allein vier bewaffnete Briganten in die Flucht geschlagen hat. Die Geschichte ihres Abenteuers enthält einen der schönsten Züge weiblichen Heldenmuthes, ähnlich der Geschichte einer dreizehnjährigen Calabreserin, welche von einem Fenster ihres Hauses aus zehn Schüsse auf Briganten abfeuerte, und dadurch ihre Angehörigen, die sich vor Schreck im Keller verborgen hatten, vor einem schrecklichen Loose bewahrte.

In Betreff der Landes-Verwaltung gibt zunächst der Commissionsbericht der zweiten Kammer über den öffentlichen Unterricht nähere Auskunft. Derselbe will alle Universitäten beibehalten wissen, bei einigen jedoch die Zahl der Facultäten und der Lehrfächer beschränken. Die Zahl der Professoren soll überhaupt vermindert, diejenige der ordentlichen Professoren herabgesetzt werden. Den Provinzen und Communen wird jedoch das Recht der Wiedereinführung der vom Gesetz unterdrückten Facultäten und Lehrfächer zuerkannt. Das Gesetz will nur zwei vollständige Universitäten, in Turin nämlich und in Neapel belassen. Die entlassenen Universitätsprofessoren behalten Rang und Gehalt. Die Veterinärschulen sollen zur Hälfte auf Kosten der Provinzen erhalten, zwei neue in Bologna und Palermo creirt werden. Die mathematischen Facultäten in Padua und Palermo werden die zur Ausstellung von Diplomen für Civilingenieurs nöthigen Lehrstühle beibehalten. Florenz soll ein Institut für historische und paläographische Studien erhalten. Das medicinische Collegium in Neapel und die Universitätsschulen in dessen Nähe werden aufgelöst, astronomische Observatorien blos in Florenz, Mailand, Neapel und Palermo beibehalten. 24 Lyceen, 42 Gymnasien werden vom Staate aufgehoben, den Provinzen jedoch ihre Beibehaltung freigestellt. Dem Privatunterricht werden die Bürgschaften des Gesetzes von 1859 bewilligt. Die Kosten für Erhaltung der technischen Schulen werden je zu einem Drittel vom Staate, der Provinz und der Commune getragen; in jeder Stadt, deren Bevölkerung 8000 Seelen zählt, können derartige Schulen errichtet werden. Museen können künftighin nur gegen Eintrittsgebühr besichtigt werden; der Ertrag wird zum Ankauf artistischer Gegenstände und zur Erhaltung von Monumenten verwendet.

Aus allen diesen Bestimmungen schaut die Finanznoth des Staates trübselig hervor, der alle Mittel und Wege aufsucht, um Ersparnisse zu machen. Darin ist selbst der König nicht zurückgeblieben. In der Civilliste sollen Ersparnisse und Reformen angebahnt werden. Der im Auftrage des

Königs einberufene Administrationsrath hat als erste Grundlage seiner Studien und Arbeiten zunächst den Plan zur Constituirung eines einzigen Hofhaushalts in der Hauptstadt des Reiches nach dem Beispiel anderer europäischer Nationen vorgeschlagen. Demnach sollen die seit 1860 in mehreren Städten creirten Hofchargen abgeschafft werden, da deren unbedingte Nothwendigkeit nicht durch die Erfahrung nachgewiesen ist. Es sind dies 22 Gouverneure, Vicegouverneure, Inspectoren und Viceinspectoren der königl. Paläste und 22 Ceremonienmeister. Der königliche Haushalt in der Hauptstadt soll aus einem Palastpräfecten, einem ersten und zehn anderen Ceremonienmeistern bestehen.

Ferner wurden, um der Finanznoth abzuhelfen, verschiedene Gesetzentwürfe den Kammern vorgelegt. Ein Gesetz, betreffend die Besteuerung des beweglichen Besitzes, wurde nach langer Debatte angenommen; der Steuersatz wurde auf 12 Procent erhöht, und den Provinzen und Communen das Recht, Zuschläge zu dieser Steuer zu beschließen, entzogen. Der Gesetzentwurf, welcher der Regierung für das ganze Jahr 1870 das Recht zur Einhebung der Mahlsteuer verleiht, wurde ebenfalls votirt, nicht minder ein solcher, nach welchem sich das Gesetz von 1867 bezüglich der Liquidation der Kirchengüter auch auf das Vermögen der Kirchenfabriken (fabrica ecclesiae) erstreckt, endlich andere finanzielle Vorlagen über Vermehrung der Einnahmen des Staates: über eine Convention mit der Bank, welche die Mittel liefern sollte zur Deckung des Deficits. Schon vor der Errichtung des Königreichs Italien überstiegen in allen damaligen „Staaten" der Halbinsel die Ausgaben bei Weitem die Einnahmen, und waren die Schulden in einer fortwährenden Progression begriffen. Die italienische Regierung begann damit, die Schuldtitel der verschiedenen Einzelstaaten zu unificiren und durch eine einheitliche fünf- und dreiprocentige Rentenschuld zu ersetzen; eine Operation, welche auch den Zweck hatte, die Negociirung neuer Anleihen zu erleichtern. Im Jahre 1861 betrug die öffentliche Schuld der einzelnen Staaten 2241 Millionen Lire, woran Sardinien mit 1170 Millionen participirte; bis 1867 allein mußte Italien sein Deficit mit 6 neuen Anleihen im Betrage von 2218 Mill. Lire decken, und veräußerte außerdem noch für 880 Mill. Lire Eisenbahnen und Domänen. Ende 1866 war durch diese verschiedenen Anlehen bereits, einschließlich des Zwangsanlehens und der an Oestreich zu zahlenden Summe von 75 Millionen, die öffentliche Schuld auf einen Nominalwerth von circa 4913 Millionen, Lire angewachsen, und ihre Verzinsung erforderte (gegen 111,646,135 Lire im Jahre 1861) 258,522,885 und Ende 1869 sogar bereits 359,167,030, während die gesammten ordentlichen Staatseinnahmen sich nur auf 775,5 Millionen belaufen. Die italienischen Finanzmänner haben, um die immer wachsenden Deficits zu decken, zu einem gefährlichen und kostspieligen

Mittel gegriffen; die Nationalbank mußte dem Staat durch ungedeckte, mit Zwangscours versehene Noten Vorschüsse machen. Man hat ferner die geistlichen Güter zur Bestreitung des Staatsaufwands eingezogen; wenn man indeß auch über die Erträgnisse der Kirchengüter zu Gunsten der Staatskasse verfügen kann, so darf man nicht übersehen, daß die letztere dafür auch die Unterhaltung des Klerus hat übernehmen müssen. Man hat endlich das Tabaksmonopol verpachtet, d. h. um eines Vorschusses willen, den die Pächter gewährten, den letzteren die Hälfte der Ueberschüsse als Gewinn abtreten müssen. —

Ueber das Verhältniß Italiens zum römischen Concil gab im Senate Visconti Venosta, der Minister des Aeußern, folgende Erklärung ab: „Die Politik Italiens in Betreff des Concils ist Achtung der Freiheit der Kirche, vorbehaltlich der Rechte des Staates. Italien hat an den Vorstellungen mehrerer Regierungen bei dem römischen Hofe nicht theilgenommen wegen der Natur seiner Beziehungen zu Rom, und weil es glaubt, den Rathschlägen anderer Mächte keine günstige Aufnahme verschaffen zu können."

Der Zwiespalt zwischen der päpstlichen und italienischen Regierung und deren Häuptern hat sich jedoch nicht ausgleichen lassen, sondern es wurde bisher alljährlich auch am Peter- und Paulsfeste in der schroffen Weise der Kurie in öffentliche Erinnerung gebracht. So auch am letzten 29. Juni. Morgens um 9 Uhr stand der Papst am ersten Altare der Peterskirche, umgeben von den Cardinälen, Patriarchen, Erzbischöfen des Concils und pontificirte das Hochamt. Als es zu Ende war, und Pius im Tragsessel auf dem Rückwege nach der Kapelle des h. Sebastianus sich befand, hielt der Zug an, und der Generalprocurator des Fiscus wiederholte knieend den seit einigen Jahren an diesem Tage öffentlich verlesenen Protest gegen den König von Italien, und mahnte, ihn zu verwirklichen. Darauf antwortete der Papst: er bestätige den Protest in seiner Rechtskraft. Es waren auch der Differenzpunkte zu viele und materiell zu bedeutende, als daß diese Proteste nur eine symbolische Bedeutung haben sollten, wie bei einigen andern Annexionsverhältnissen, welche noch weniger oder ebensowenig Aussicht auf Reactivirung haben, wie z. B. bei den ehemaligen italienischen Kleinstaaten.

Dazu kamen auch hier die üblen Finanzverhältnisse. Der bisherige römische Handelsminister Cardinal Berardi gab sein Ressort auf, und übernahm um die Mitte des Jahres statt dessen das der Finanzen, nachdem Gesundheitsverhältnisse seinen Vorgänger, Msgr. Ferrari, an der Fortsetzung seiner Functionen verhindert hatten. Leider war die Erbschaft, welche Ferrari hinterließ, keine gute. Die Kassen waren leer. Doch das war nicht seine Schuld, er erklärte oft genug, daß die Finanzen den altgewohnten Aufwand nicht ertrügen. Auch das Vertrauen zu finanziellen Operationen war dahin. In

den letzten Jahren schossen Bankgeschäfte wie Pilze nach einem Gewitterregen auf. Einer der Bankiers hatte sich mit Hinterlassung eines Deficits von einer halben Million Francs aus dem Staube gemacht. Derselbe gehörte einer, durch ihre kirchliche Gesinnung bekannten Familie an, und hatte namentlich große Baarbeträge von religiösen Gesellschaften in der Hand. So verloren die „armen" Cisterzienserмönche allein 20,000 Frcs.

Die päpstliche Regierung hatte bei Rothschild eine Anleihe gemacht, wofür sie an Immobilien verpfändete: den Palazzo Salviati und botanischen Garten in der Lungara, die Tabak- und Salzfabrik, das unter Gregor XVI. erbaute Gebäude in der Ripetta, für den Gebrauch der Akademie des h. Lukas bestimmt, das See- und Kameralgebäude zu San Felice bei Terracina. Das Ganze wird auf 30 Millionen geschätzt. Die Ausgaben sind namentlich erheblich gestiegen seit Eröffnung des Concils, bei welchem die Kosten besonders für Erhaltung einer großen Anzahl unbemittelter Bischöfe ganz außerordentliche gewesen sein sollen. Dazu kam eine dem Umfange des Staates kaum entsprechende hohe Truppenzahl, und aller Wahrscheinlichkeit nach werden die französischen Truppen für ihren Schutz auch entsprechende Ausgaben erfordert haben. Rechnet man die Summen hinzu, welche die Befestigungen von Rom verschlungen haben müssen, und wieviel Geld die Polizei zur Ueberwachung der Revolutionäre in Anspruch nahm, so wird sehr erklärlich, daß die Einnahmen mit den Ausgaben und Anleihezinsen nicht balanciren konnten. In den letzten zwei Jahren sind außerdem auf dem Aventin und den äußersten strategischen Punkten der Stadtgrenze Fortificationen angelegt und mit Schießscharten versehen, wobei die Oeffnungen der Keller und Souterrains von Kasernen, Klöstern und Palästen von Dikasterien vermauert wurden. Die liberale Partei meinte, man brauche Geld, und die Furcht solle in Lire und Scudi convertirt werden. Denn die bisherigen Versuche, den Finanznöthen abzuhelfen, blieben erfolglos, und die Angelegenheit wurde, nachdem die Sammlung eines Turiner Blattes unter dem italienischen Klerus 83,000 Lire eingebracht hatte, den Bischöfen empfohlen, deren sich eine allgemeine Aengstlichkeit bemächtigt hatte, als die Nachricht von dem Erscheinen von Freischaarenbanden an der Grenze eintraf. Jeder der Bischöfe, Patriarchen und Vorsteher von Klöstern, verordnete die Kurie, habe eine zahlreiche Clientel; eine Geldcollecte unter den Gläubigen könne nicht winzig ausfallen, und damit werde ein Druck auf die Börse geschaffen. Die Regierung bedürfe eines jährlichen Zuschusses von 30 Millionen Lire, diese könnten in den Diözesen durch Unterschriften aufgebracht werden. Ein anderes Project wollte eine Association (associazione christiana), deren Verwalter die obersten geistlichen Würdenträger wären.

Unter den Truppen im Kirchenstaate befand sich auch ein Mittelding,

die Legion von Antibes, welche vom Papſte, d. h. durch den Petersſpfennig, unterhalten wurde. Sie focht unter päpſtlichem Banner, ihre Befehlshaber aber ernannte Frankreich und ebenſo deren Offiziere, welche im Avancement vollſtändig mit ihren Kameraden in der franzöſiſchen Armee concurrirten. In dieſer Legion bildete übrigens das franzöſiſche Element nur den Kern; ſie war im Uebrigen aus Individuen aller Länder und Glauben zuſammengeſetzt. Man ſuchte ſich jedoch ſeit einiger Zeit zu bemühen, ſich aller dieſer fremden Elemente zu entledigen, und eine Anzahl von franzöſiſchen Biſchöfen hatte ſich anheiſchig gemacht, der Legion allmonatlich wenigſtens einen jungen Mann aus ihrer Diözeſe als Rekruten zuzuſchicken. Vermittelſt dieſer Epuration wurde dieſe Legion ſeit langer Zeit wieder einmal vollzählig, dafür aber auch vollſtändig mit Franzoſen beſetzt, und dadurch für franzöſiſche Zwecke um ſo brauchbarer.

Ueber die religiöſe Temperatur des Concils geben, wiewohl ſo viel und erſchöpfend darüber geſchrieben worden iſt, zwei Actenſtücke genügende Aufklärung. Das erſte iſt die Petition, welche ein Theil der Biſchöfe an den Papſt richtete: die Synode bis zum 1. Oktober vertagen zu wollen. Sie lautet in deutſcher Ueberſetzung: „Die unterzeichneten Väter richten in ihrem eigenen wie in dem Namen ſehr vieler anderer Väter an das Wohlwollen Ew. H. die ehrerbietige, vertrauensvolle und dringende Bitte, daß dieſelbe Nachfolgendes väterlich aufzunehmen geruhen wolle: An die Väter des fünften lateraniſchen Concils ſchrieb Papſt Leo X. am 17. Juni Folgendes: „Weil bei der dermaligen Witterung .... ſo geſtatten wir“, und gleichzeitig vertagte der Papſt das Concil auf den Herbſt. Schlimmer iſt gewiß unſere gegenwärtige Lage. Die Sommerhitze iſt ſchon jetzt, gegen Ende des Juni, übermäßig und wird täglich unerträglicher; in Folge deſſen iſt die Geſundheit der Ehrw. Väter, unter denen ſo viele ältere von der Laſt der Jahre gedrückt und von Anſtrengungen aufgerieben ſind, ſchwer gefährdet. Man fürchtet beſonders die Fieber, denen die des hieſigen Klimas ungewohnten Fremden mehr ausgeſetzt ſind. So viel aber auch Ew. H. verſucht und glücklich ausgeführt hat, um nicht wenigen Biſchöfen gute Herberge zu ſchaffen, ſo ſind doch die meiſten auf allzuenge, luftloſe, ſehr heiße und überhaupt ungeſunde Wohnungen angewieſen. Daher ſahen ſich ſchon mehrere Biſchöfe wegen Krankheit zur Abreiſe genöthigt; viele liegen auch in Rom krank und können dem Concil nicht anwohnen, wie das die vielen leeren Sitze in der Aula zeigen. Bevor daher die Zahl der Kranken mehr und mehr anwächſt, von denen mehrere der Gefahr ausgeſetzt wären, hier zu ſterben, erſuchen wir aufs Dringendſte, Ew. H. möge geruhen, eine Vertagung des Concils zu bewilligen, welche paſſend nach dem St. Petersfeſt beginnen würde. Denn, H. V., da 120 Biſchöfe ihre Namen hergegeben haben, um in einer

ſo wichtigen Frage gehört zu werden, ſo iſt klar, daß die Berathung nicht im Zeitraum weniger Tage übereilt werden kann, außer mit großer Schädigung der Sache und des religiöſen Friedens. Viel angemeſſener und nothwendiger wäre, im Hinblick auf die bevorſtehende drückende Sommerhitze, eine kurze Vertagung des Concils eintreten zu laſſen. Ein neuer Zuſammentritt der Synode könnte vielleicht auf den 1. Oktober feſtgeſetzt werden. Sollte Ew. H., wie wir zuverſichtlich hoffen, dies gewähren, ſo wird das in uns und unſeren Bevölkerungen die dankbarſten Gefühle erwecken, indem dieſelbe einer allgemeinen und dringenden Noth abgeholfen hätte."

Die Petition wurde nicht gewährt. Das andere Actenſtück iſt die kurze Anſprache, welche Pius IX. nach der Erklärung der Unfehlbarkeit hielt: „Die Autorität des ſouveränen Papſtes iſt groß; aber ſie zerſtört nicht, ſie erbaut. Sie unterdrückt nicht, ſie unterſtützt und vertheidigt ſehr oft die Rechte unſerer Brüder, d. h. die Rechte der Biſchöfe. Wenn einige nicht gut mit uns geſtimmt haben, ſo mögen ſie wiſſen, daß ſie in der Verwirrung geſtimmt haben, und ſich erinnern, daß der Herr nicht in der Verwirrung iſt. Sie mögen ſich auch erinnern, daß ſie vor wenigen Jahren des nämlichen Sinnes waren, wie wir, und wie dieſe große Verſammlung. Wie alſo, haben ſie zwei Gewiſſen und zwei Willen über die nämliche Sache? Gott bewahre ſie davor! Wir bitten alſo Gott, der allein die großen Wunder verrichtet, ihre Geiſter und ihre Herzen zu erleuchten, damit ſie an den Buſen ihrer Väter zurückkehren, d. h. an den des ſouveränen Pontifex, des unwürdigen Vicarius von Jeſus Chriſtus, damit er ſie umarme und ſie mit uns gegen die Feinde der Kirche arbeiten. Möge Gott zulaſſen, daß ſie mit Auguſtinus ſagen: „Mein Gott, Du haſt mir Dein bewunderungswürdiges Licht gegeben, und hier iſt, was ich ſehe." Ja! Mögen Alle ſehen, möge Gott über ſie ſeine Segnungen ausbreiten!"

Es war ein harter Schlag für die päpſtliche Regierung, als zu derſelben Zeit, ohne daß vorher vertrauliche oder officielle Unterhandlungen mit der italieniſchen Regierung vorausgingen und ohne daß auch nur von deren Seite ein Wunſch geäußert oder etwas geſchehen wäre, weil der italieniſche Miniſter des Aeußern jeden Schritt vermeiden wollte, der den Schein einer Verpflichtung der franzöſiſchen Regierung gegenüber gegeben hätte, — lediglich aus militäriſchen Rückſichten die Occupation des Kirchenſtaates aufgegeben und die franzöſiſchen Truppen gänzlich zurückgezogen wurden. Die franzöſiſche Regierung ließ ganz einfach, etwa am 20. Juli, der italieniſchen in vertraulicher Weiſe bekannt geben, daß ſie entſchloſſen ſei, ihre Truppen aus dem Kirchenſtaat zurückzuziehen und hierbei auf die Bereitwilligkeit der italieniſchen Regierung rechne, die bei der September-Convention übernommenen Verpflichtungen getreu zu erfüllen. Visconti Venoſta beeilte ſich, mit Genugthuung Act zu nehmen von der franzöſiſchen Erklärung, und

hinzuzufügen, daß die italienische Regierung wohl hinlängliche Beweise ihrer Bereitwilligkeit gegeben habe, die mit der September-Convention übernommenen Pflichten genau zu erfüllen, bestand aber gleichzeitig auf der mit eben dieser Convention ausgesprochenen Anerkennung des Rechts der Römer, sich frei für die von ihnen gewählte Regierungsform aussprechen und erklären zu dürfen, wobei er sich im Namen der italienischen Regierung verpflichtete, jeden äußern Angriff auf päpstliches Gebiet, sowie überhaupt Alles zu verhindern, was das freie Bestimmungsrecht der Römer zu beeinträchtigen im Stande sein könnte. Während die päpstliche Regierung, der diese Mittheilungen zugegangen waren, erklärte, daß ihre eigene Militärmacht vollkommen zur Aufrechthaltung der Ordnung im Innern des Kirchenstaates ausreiche, wies Italien auf den Vortheil hin, welchen ihm die Besetzung einiger strategischen Punkte des Kirchenstaates bei der Abwehrung aller revolutionären Angriffe auf päpstliches Gebiet bieten würde, und machte in zweiter Reihe auf die Opportunität der Besetzung von Civitavecchia durch italienische Truppen und Schiffe aufmerksam, um so dringender, weil dadurch die Neutralität dieses Hafens den kriegerischen Ereignissen gegenüber am besten gewahrt würde. Aber die päpstliche Armee wurde auf den Kriegsfuß gebracht; die Beurlaubten wurden einberufen, die Zuaven auf eine Brigade verstärkt; die französischen Freiwilligen erhielten die Begünstigung Leboeuf's, zu verbleiben. Civitavecchia wurde in Vertheidigungsstand gesetzt; an der italienischen Grenze baute man Schanzen. $1^1/_2$ Millionen Chassepotpatronen waren in Rom angekommen. Es hatte also allen Anschein, als wolle sich die päpstliche Regierung zur Wehr setzen, wenn die Truppen des Königs von Italien vorrücken sollten, um die Rolle der abziehenden französischen Occupationstruppen zu übernehmen. Der Kriegsrath in Rom entschied sich auch für den Widerstand; nur vor der Uebermacht sollten die Truppen in den Provinzen weichen, sich nach Rom zurückziehen, Eisenbahnen und Brücken zerstören. Wenige Tage war der Befehl zum Aufbruch der französischen Truppen suspendirt gewesen, aber am 27. Juli wurde er erneuert, der Ausmarsch erfolgte und war am 6. August beendet. Päpstliche Truppen besetzten Civitavecchia und Viterbo. Es kam dort bald zu revolutionären Kundgebungen; auf der Piazza Palestrina wurde eine italienische Tricolore aufgesteckt. In der zwölften Stunde erhielt General Dumont von Paris aus Befehl, 42 Geschütze, darunter Bombenmörser und Haubitzen, mit der nöthigen Munition dem päpstlichen Kriegsminister zur Verfügung zu stellen. Es war dies aber weder ein Kauf der päpstlichen Regierung, noch ein Geschenk des Kaisers, sondern lediglich eine Gebrauchsleihe auf Widerruf, so daß auf Verlangen der kaiserlichen Regierung die Geschütze zurückgegeben werden sollten. Das Cardinal-Collegium versammelte sich, um über die unter solchen Verhältnissen zu ergreifenden Maßregeln in Berathung zu treten.

Dem General Kantzler, als dem Prokriegsminiſter, wurde die Frage vorgelegt, ob er ſich mit der päpſtlichen Armee drei Monate lang gegen eine italieniſche würde halten können. Die Antwort fiel indeß verneinend aus, denn der General meinte, gegen eine Armee von dieſer Stärke ſei rein unmöglich ſich länger als 3—4 Wochen zu halten.

An demſelben Tage, als in Rom über das Infallibilitäts-Dogma abgeſtimmt wurde, war die Kriegserklärung zwiſchen Deutſchland und Frankreich unvermeidlich geworden; ſchon am 16. Juli fand in Florenz eine Kundgebung ſtatt. Maſſen zogen mit dem Rufe: „Nieder mit Frankreich, hoch die Neutralität! Es lebe Preußen!“ zuerſt nach dem auswärtigen Miniſterium, dann nach dem Hotel des norddeutſchen Bundesgeſandten. In Rom bekundete ſich eine entgegengeſetzte Aufregung und zwar namentlich in der Legion d'Antibes, die ihre nationale Antipathie zum Ausdruck bringen wollte; zwiſchen Deutſchen und Franzoſen kam es zum Conflict, der nur durch ſtrenges Einſchreiten beigelegt werden konnte. Sechs Hauptleute und achtzehn andere Offiziere wurden aus dieſer Legion vom franzöſiſchen Kriegsminiſter ſofort zum Eintritt in die franzöſiſche Armee reclamirt.

(Fortſetzung folgt.)

Hausmuſik.

Deutſche Liederſänger.

Keine Branche unſerer Kunſtwiſſenſchaften iſt in der populären Preſſe ſtiefmütterlicher bedacht als die Muſik. Zwar fehlen unſeren Journalen tägliche Opern- und Concertberichte nicht, ja wir erhalten ſogar hie und da die Biographie großer Tonſetzer, epochemachender Virtuoſen, berühmter Sängerinnen, wohl auch einmal die Charakteriſtik bedeutender Werke, aber darüber hinaus wagen ſich die Tagesblätter ſelten, und doch iſt gerade auf muſikaliſchem Gebiete wichtig und nothwendig, daß die in viele Hände gelangenden Blätter auch hier belehrend und fördernd mit einzuwirken ſuchen, daß ſie neben Novellen, Reiſeſkizzen, hiſtoriſchen und naturhiſtoriſchen, culturgeſchichtlichen und biographiſchen Aufſätzen u. ſ. w. auch der Muſik, die in unſern Tagen unbeſtreitbar eine geiſtige Macht geworden iſt, die mindeſtens gleiches Anrecht auf allgemeine Beachtung verdient, wie jedwedes andere Wiſſen, Forſchen und Können, beſcheidenen Raum gönnte. Unſere in Tauſenden von Familien mit Vorliebe geleſenen populären Zeitſchriften, theilen ſie ſich nicht mit der Tonkunſt in das allgemeine Intereſſe? Auf vielen Kla-

vieren liegen sie einträchtig neben den Werken Bach's, Mozart's und Beethoven's, bilden sie gleich und mit diesen eine Quelle reiner Freuden und beglückender Genüsse. Es ist ein beklagenswerther Umstand, daß die ausschließlich musikalischen Zeitungen, wie alle Fachblätter, nur einen so beschränkten Leserkreis haben, und andererseits die weitverbreiteten Journale nur selten und widerstrebend sich zur Aufnahme musikalischer Abhandlungen entschließen. Gewöhnlich werden solche Aufsätze als zu umfangreich zurückgewiesen, aber grade hier, wo schwer zu schildernde Tonverbindungen durch Worte zu erläutern sind, eine Kunstübung darzustellen ist, die fast nur mit abstracten Dingen zu thun hat, ist man häufig genöthigt — soll anders die Verständlichkeit nicht beeinträchtigt werden — zu Umschreibungen seine Zuflucht zu nehmen.

Die musikalischen Anschauungen aber zu klären und zu erweitern, ist heute mehr als je nothwendig. Keine Kunst ist so allgemein geworden, keine wird so vielfach mißverstanden, keine so oberflächlich beurtheilt, keine so mangelhaft betrieben. Zweck dieser Zeilen ist, durch einige Winke, die zugleich für das ganze gebildete Publikum von Interesse sein dürften, fördernd auf den musikalischen Geschmack, auf die Musikpflege und Kunstübung, vornehmlich aber auf die Hausmusik einzuwirken; dieses auf hervorragende und bedeutende Publikationen aufmerksam zu machen, die vorzugsweise zur Hausmusik sich eignen, und in erster Linie das musikalische Familienleben genußreich und ersprießlich zu machen vermögen. Man darf annehmen, daß in jedem guten Hause, in jeder gebildeten Familie musicirt wird. Vielfach bringt man die größten Opfer für den Musikunterricht. Schulen und Vereine wetteifern mit der Familie in der Belebung einer künstlerischen Thätigkeit, welcher die Philosophen des Alterthums, wie die Pädagogik der neuen Zeit so außerordentliche Wirkungen auf Geist und Herz nachrühmen. Folge der großen Nachfrage nach Novitäten ist die ganz erstaunliche, fast krankhafte Productivität auf musikalischem Gebiete, eine Productivität, die weitaus die jedes andern Literaturzweiges überflügelt hat und für sich allein fast eben so viel auf den Markt bringt, als der gesammte übrige Buch- und Kunsthandel. Dieser unnatürlichen Fruchtbarkeit gegenüber thut ein Sichten und Ausscheiden, eine Sonderung des Besten und Guten vom Mittelmäßigen und Schlechten doppelt noth. Man kann getrost behaupten, daß dem herrschenden Bedürfniß auch dann noch ein Genüge geschähe, wenn nur der fünfte, ja der zehnte Theil des Erscheinenden, aber dann in besserer Auswahl, wirklich erschiene. Was unter solchen Umständen an die Oeffentlichkeit tritt, wird sofort überfluthet und von dem Nachfolgenden in Vergessenheit zurückgedrängt und selbst die Namen und Werke der hervorragenderen unter den neueren Tonsetzern vermögen sich nur mühsam auf der Oberfläche zu halten. Um so wichtiger erscheint, das große Publikum immer wieder auf das wahrhaft Gute aufmerk-

ſam zu machen, es unermüdlich auf das Treffliche hinzuweiſen. Unſere Zeit erweiſt ſich zwar als eine Periode ſehr zahlreicher und vielſeitiger Productivität, weniger aber als eine ſolche bedeutſamer, epochemachender Kunſtleiſtungen. Wir ſind daher angewieſen, auf den Gebieten der Poeſie und Muſik immer wieder auf die Schätze vergangener Tage zurückzugreifen. Und wirklich ſcheint dieſe Art Schatzgräberei, bei der die Wünſchelruthe nie täuſcht, dankbarer und verdienſtlicher, als ſelbſtſchaffend aufzutreten. Da iſt ſo unendlich viel des Schönen und Guten vorhanden, von dem man nur den Schutt und Staub hinwegzuräumen braucht, welche die Zeit und der unharmoniſche Spektakel der Jüngeren darüber häufte. Denken wir uns, in einer guten, ehrenfeſten Familie ſtirbt eine alte Tante oder ein alter Onkel, der Großvater, die Großmutter. Sie haben ſtille, ehrwürdige, ſtets verſchloſſen gehaltene Häuſer bewohnt. Mit einem Male öffnen ſich die ſelten betretenen Gemächer mit ihren wohlverwahrten Schränken und Truhen. Helles Tageslicht fällt in die bisher dunklen Räume, eine junge, heitere Welt theilt ſich in das Erbe. Die Familienheiligthümer, die Erbſtücke, verſchwiegene, heimlich gehaltene, ſelten berührte Schätze werden hervorgezogen. Vom Keller bis zum Speicher herrſcht Ueberfluß, und wohin der Fuß tritt, wo die Hand forſcht, wo das überraſchte Auge hinblickt, findet ſich Beachtens- oder Bewundernswürdiges. Wie hier im gewöhnlichen Leben, ſo iſt es auch auf dem Gebiete der Literatur und Kunſt. Tretet doch die Erbſchaft der Ahnen an, hebt die ſagenhaften Schätze der Vorzeit, und dringt durch die verſchloſſenen Thüren, räumt den Moder hinweg, betrachtet euch die wiedergewonnenen Güter, und ſeht, wie ſie im Licht der Sonne in unvergänglicher Farbenpracht aufleuchten!

Wir wollen heute nur von unſeren Liederſängern ſprechen. Das deutſche Volk wird ja von Alters her als ein Volk des Geſanges gerühmt und geehrt. Sein Liederſchatz iſt unerſchöpflich und keine andere Nation kann ſich darin mit ihm auch nur annähernd vergleichen. Das Lied iſt das urſprünglichſte, einfachſte und zarteſte Product muſikaliſchen Schaffens und die erſte und liebſte Muſik, die man im Hauſe hört. Wie fröhlich ſind die Räume, die durch die Lieder vieler Kinderſtimmen belebt ſind. Wie anmuthend und rührend klingt es, die Mutter ein frommes Lied anſtimmen zu hören! Wo offenbaren ſich die innigſten und geheimſten Regungen der Seele freier und tröſtlicher als im Liede? Unſere Lieder ſind die Freude der Jugend, das Entzücken der erwachten Empfindung, der Sporn zur Thätigkeit und zum Ausharren in trüben Tagen, der Troſt des Alters. Das Lied iſt die eigentlichſte Hausmuſik. Ein gutes Lied muß ſelbſtverſtändlich einen guten Text haben, aber zugleich auch vom Componiſten innig, tief und warm empfunden ſein. Es darf keinen allzugroßen Stimmumfang beanſpruchen, ſoll einfach und ohne be-

ſondere dramatiſche Zuthat erdacht und beſonders in der Begleitung ſo eingerichtet ſein, daß der Sänger, ohne allzugroße Anforderung an ſein Klavierſpiel zu machen, ſich ſelbſt accompagniren kann. Aber das ſind verhältnißmäßig noch Nebendinge. Ein gutes Lied muß in erſter Linie eine ſchöne, faßliche, charakteriſtiſche Melodie haben, eine Weiſe, die man gern ſingt und leicht behält. Dieſen Erforderniſſen eines guten Liedes entſprechen, wenn wir einen Blick auf unſere Liederliteratur werfen, meiſt die Lieder der älteren Zeit. Sie haben meiſt treffliche, ſangbare, fließende, oft ſehr ausdrucksvolle Melodien; dagegen ſehr einfache, nicht ſelten ärmliche Begleitungen. Umgekehrt zeichnen ſich die Lieder der neuen Zeit in der Regel durch ein intereſſantes oder intereſſant ſein ſollendes, reiches, überladenes Accompagnement aus, durch eine Klavierpartie, deren erträgliche Ausführung einen Künſtler erfordert. Anders verhält es ſich mit der Melodie; ſie iſt ſehr häufig ärmlich, ſteif, unſangbar, wenig anſprechend, gewöhnlich und ausdruckslos. Das geſunde Verhältniß hat ſich alſo umgekehrt. Wir wollen durchaus das wahrhaft Gute unſerer Zeit nicht verkennen, aber das Beſte iſt immer auch das Seltenſte und wir glauben entſchuldigt zu ſein, wenn wir die Beweiſe für dieſe Behauptung damit beginnen, auf die zahlreichen trefflichen Leiſtungen einer früheren Periode aufmerkſam zu machen.

Da tritt uns zuerſt als älteſter Liedermeiſter J. Fr. Reichardt (1752—1814) entgegen, der eigentliche Schöpfer des modernen Liedes. Seine Compoſitionen der Gedichte Goethe's und Schiller's umfaſſen allein ſechs Bände (Leipzig, Breitkopf und Härtel), ſeine ſonſtigen Liederſätze zählen nach Hunderten. Er hat das ganze Gebiet der Empfindung, alle Liedformen erſchöpft, er iſt ſo recht der Meiſter kunſtgemäßer muſikaliſcher Declamation. Aber wer ſingt ſeine Lieder noch? Und doch haben ſeine Melodien die oben aufgezählten Eigenſchaften in hohem Grade. Reichardt hatte zwei berühmte Zeitgenoſſen, fruchtbar und tüchtig wie er, aber mit ihm vergeſſen, den Freund Schiller's: J. R. Zumſteeg (1760—1802), und den Freund Goethe's: K. Fr. Zelter (17581—832). Zählen nun dieſe Namen unbeſtritten zu den beſten ihrer Zeit, ſo gehören ſie freilich nicht zu den größten ihrer Kunſt und wir wollen einmal den Einwand gelten laſſen, daß man kein allzugroßes Unrecht begangen habe, ſie zu vergeſſen; wenngleich man ein vorzüglicher Liedercomponiſt ſein kann, ohne auch ein großer Componiſt zu ſein. Aber denken wir an größere Namen: J. Haydn (1732—1809) und W. A. Mozart (1756—1791). Wer ſingt ihre Lieder? Von letzterem hören wir hie und da, aber ſelten genug, „Das Veilchen", oder „Die Abendempfindung"; von erſterem noch ſeltner „Sympathie" oder „Ein kleines Haus", alles Andere iſt verſchollen und doch wie viel des Köſtlichſten findet ſich in den Sammlungen ihrer Geſänge, echte, unvergleichliche Liederperlen. Der Kenntniß unſerer Zeit

war fast entfallen, daß auch L. v. Beethoven (1770—1827) Lieder componirt hatte, und außer „Adelaide" und den „geistlichen Liedern von Gellert" alles Uebrige unbekannt. Nun bringt die neue Leipziger Ausgabe der sämmtlichen Werke des Meisters auch einen stattlichen Band herrlicher Lieder, deren Mannigfaltigkeit, Reiz und Originalität Sänger wie Hörer entzücken müssen. Von allen den großen Liedermeistern, die wir hier genannt haben, wurde neben Beethoven nur Reichardt in einer sehr geringen Auswahl seiner Tonsätze (Leipzig, Breitkopf und Härtel) der Gegenwart wieder zugänglich gemacht; die übrigen harren noch der Auferstehung.

Wenn diese Tonsetzer die frühere Periode des Liedergesanges repräsentiren, so bildet Fr. Schubert (1797—1828) mit einigen seiner Zeitgenossen diejenige der Uebergangszeit. Er ist unter seinen Collegen der gottbegnadetste und hervorragendste. Seine Lieder sind naiv und originell zugleich, von höchster Anmuth und Schönheit und doch ohne äußerliche Prätension; sie sind ebenso glücklich erdacht und erfunden, als tief und innig empfunden und seine Begleitungen halten noch gerade die rechte Mitte zwischen schwer und leicht. Dem Zauber seiner Gesänge vermag kein fühlendes Herz zu widerstehen und unter den Lesern dieses Blattes ist vielleicht keiner, der ihnen nicht schon mit Entzücken oftmals gelauscht hätte. Schubert theilt sich mit Mendelssohn und Schumann, zu denen hie und da noch R. Franz und J. Brahms tritt, ausschließlich in die Concertvorträge der Gegenwart. Unsere Concertsänger singen nur Lieder dieser Meister und da sie auch nur wieder einzelne der ansprechendsten derselben auszuwählen pflegen, so hört man in allen Concerten in der Regel immer nur die gleichen Compositionen, was jedenfalls eine große Einseitigkeit ist, von dem Unrecht, das man durch gänzliche Vernachlässigung andern Tonsetzern zufügt, gar nicht zu sprechen.

Zeitgenossen Schubert's waren K. M. von Weber (1786—1826) und L. Spohr (1784—1859), die Schöpfer des Freischütz und der Jessonda, der Euryanthe und des Faust. Seit Vater Hiller's Tagen (1728—1804) hat alle deutsche Componisten das gleiche Streben beseelt, ihr Volk mit schönen Liedern zu beschenken. Es gibt kaum einen nennenswerthen Tonsetzer, der nicht wenigstens einzelne gelungene Lieder geschrieben hätte, ja gerade die besten unserer Meister haben einen besonderen Stolz darein gesetzt, auch auf diesem Gebiete sich auszuzeichnen. Schiller's und Goethe's dramatische Werke sind anerkanntermaßen das Bedeutendste, was diese großen Männer geschaffen haben, aber wer wird deshalb ihre Gedichte, selbst die kleinsten, missen wollen?

Die Opern von Mozart, Beethoven, Weber und Spohr werden stets unsere ganze Bewunderung herausfordern, aber ist verzeihlich, über diesen gewaltigen Werken die kleineren, die vorzugsweise lieblichen, ihre Lieder ganz unbeachtet zu lassen? Und wie reich und mannigfaltig sind die Leistungen

dieſer Meiſter gerade in dieſer Gattung, wie lohnend und wohlthuend die Beſchäftigung mit ihren Liedern. Man erwarte freilich ja nichts Anderes, als die einfachſten Laute; aber auch die tiefſten und innigſten Offenbarungen des Lebens der Seele, der Empfindung. Dreiundvierzig Jahre ſind nun vergangen, ſeit K. M. von Weber, mitten aus der ruhmvollſten Thätigkeit herausgeriſſen, heimgegangen iſt in das Reich ewiger Harmonien. Seine dramatiſchen Werke ſind heute noch die Lieblinge des Volkes; ſie haben nichts von ihrem Zauber, von ihrem Glanze, von ihren Jugendreizen verloren; ſeine Melodien entzücken, täglich gehört, ſtets aufs Neue. Nun, dieſer von Gott mit einem unerſchöpflichen Melodienreichthum geſegnete Tonſetzer hat viele, viele Lieder componirt, die ſich durch Reiz, Schönheit, Tiefe und Innigkeit auszeichnen, aber wer kennt, wer ſingt ſie? Die Nachwelt hat ſie vergeſſen; ſie ſind überfluthet worden, haben Jahrzehnte, tief in Staub und Maculatur begraben gelegen. Endlich fand ſich ein Schatzgräber für ſie. Er erweckt, er belebt die Vergeſſenen wieder und zur Freude aller Muſikkenner unverdorbenen Sinnes, beſonders aber zur Freude und zur Ergötzung aller muſikaliſchen Familienkreiſe zieht er ſie ans Tageslicht. Dieſe Weber'ſchen Lieder gehören ganz jener naiven, erquicklichen, tröſtlichen und erheiternden Muſikgattung an, die im Liede vorzugsweiſen Ausdruck gewinnen ſoll. Ihr Melodienzauber iſt unerſchöpflich, ihre Sangbarkeit macht ſie jedem Sänger zugänglich. Vom einfachen Wiegen- und Volksliede an durchlaufen ſie die ganze Stufenleiter des Ausdrucks und der Empfindungen. Sogar für unſere rigoroſen Concertſänger dürfte ſich hier beachtenswerthe und lohnende Ausbeute finden. Auf eine Eigenthümlichkeit dieſer Lieder müſſen wir aber noch beſonders hinweiſen: die Einfachheit des Accompagnements. Man muß ſich hier fragen: warum haben Mozart, Beethoven und Weber, die doch zugleich zu den hervorragendſten Klaviervirtuoſen ihrer Zeit gehörten, ſo beſcheidene Begleitungen zu ihren Liedern geſchrieben? Etwa, weil ſie im Stande waren, Melodien zu erfinden, die ſo ſchön, ſo innig, ſo charakteriſtiſch und vielſagend ſind, daß ſie nur des einfachſten Rahmens der Begleitung bedürfen, um volle Wirkung hervorzubringen? Oder etwa aus Mangel an Fähigkeit, oder träger Geringſchätzung der kleinen Liedform? Nein, das gerade iſt eine unerläßliche Eigenſchaft des Liedes, daß ſich der Singende ſelbſt accompagniren kann; denn das Lied, dieſer geheimſte, beſeligendſte Zeuge der innerſten Empfindung, wird am beſten allein genoſſen, am leichteſten verſtanden, wenn der Sänger mit ſich allein iſt. Beim Liedergeſang, in dem die Seele ſich rückhaltlos ausſtrömt, ſind Zeugen und Zuhörer überflüſſig, kann ein beſonderer Begleiter geradezu läſtig werden. Blickt man über die mit Notenköpfen überdeckten, und mit Vortragszeichen überladenen Liederhefte der neueren Zeit, ſo kommt uns durch das Auge ſchon

alle Prätenſion dieſer geſchraubten Machwerke zum Bewußtſein; man braucht ſie gar nicht erſt zu hören. Weber's Lieder, herausgegeben von dem bekannten Kenner und verdienſtvollen Förderer der Edition der Werke des Meiſters, J. W. Jähns, ſind bei Schleſinger in Berlin in 2 Bänden, die 100 Nummern enthalten, erſchienen. Die Ausſtattung iſt ſchön, die Redaction eine äußerſt ſorgfältige. Zugleich mit dieſer ſogenannten „Geſammtausgabe" wurde eine Auswahl edirt, die 46 Nummern enthält. So ſehr man nun Urſache hat, das neue Verlagsunternehmen mit Freude zu begrüßen, ſo bleiben doch noch einige Wünſche auszuſprechen. Die Sammlung iſt zunächſt nicht vollſtändig; manche der kleineren Weber'ſchen Compoſitionen fehlen noch, man hätte, da man nun einmal eine Geſammtausgabe geben wollte, ſämmtliche Lieder in ihrer Originalgeſtalt, ſo weit ſie noch erreichbar ſind, bringen und dafür die Arrangements ausſcheiden ſollen: auch der Preis iſt noch zu hoch. Es iſt eine unerläßliche Bedingung ſolcher Ausgaben, daß ſie billig, ſehr billig ſind, wenn ſie die wünſchenswerthe allgemeinſte Verbreitung finden ſollen. In der Auswahl fehlen einige der zugänglichſten Lieder, während man andere gern miſſen würde. Aber immerhin ſind wir für die köſtliche Gabe, wie ſie nun vorliegt, zu großem Danke verpflichtet. Und nun ihr Sänger und Sängerinnen deutſcher Zunge heran zu dieſem friſchen Liederquell; erlabt und erfriſcht euch ſelbſt daran und macht Andern eine Freude damit!

Weber's großer Rivale war Spohr. Mehr als jeden anderen Tonſetzer befähigt ihn ſein ganzes Weſen zum Liedergeſange. Seine (74) bekannt gewordenen Lieder zählen zu dem Vorzüglichſten unter dem auf dem ganzen Gebiete Vorhandenen. Wird ſich auch für dieſen edlen Meiſter eine ordnende und ſichtende Hand einſt finden und ihn in ſeinen meiſterhaften Leiſtungen der muſikaliſchen Welt wieder zurückgeben? Zum Schluſſe ſei nun noch auf einen jener muſikaliſchen Kleinmeiſter hingewieſen, der eben nur Lieder ſchrieb, aber viele gute, treffliche und der allgemeinſten Aufmerkſamkeit würdige. Sein Name findet ſich in keinem Univerſallexicon der Tonkunſt, aber von ſeinen Liedern iſt eine Auswahl in 6 Heften (Ebner in Stuttgart) erſchienen. Alle Schwaben, ſoweit ſie über den Erdkreis verbreitet ſind, kennen den wackern E. F. Kauffmann, welchen Schreiber dieſes Aufſatzes vor Jahren als Präzeptor in Heilbronn a. N. perſönlich kennen lernte. Seine Geſänge verdienen, wie die ſeines Genoſſen Silcher, weit über Schwabens Grenzen hinauszudringen, ſie verdienen Gemeingut des ganzen deutſchen Volkes zu werden. Es ſind nicht nur gute Arbeiten, ſondern auch warme Ergüſſe, an und in denen Jedermann Freude haben und Erhebung finden kann.

H. M. Schletterer.

Zur Frage der internationalen Münzeinheit.

Bemerkungen zu der Denkschrift der Nordamerikanischen Regierung an ihre Gesandten.

(Schluß.)

Der zuerst von Mr. Kelley aufgestellte Plan ging dahin, in folgender Weise eine internationale Münzeinigung zu Stande zu bringen:

	Jetzt enthalten:		Sie sollen künftig enthalten:	
	Netto-Gr.	Brutto-Gr.	Netto-Gr.	Brutto-Gr.
3 deutsche Goldkronen	30	33⅓	30	33⅓
100 französische Goldfranken	29,032258	32,25806	30	33⅓
20 amerikanische Dollars	30,0926	33,4362	30	33⅓
1000 britische Pence Gold	30,5100	33,8999	30	33⅓
4 Sovereigns (960 Pence)	29,3895	32,5439	30	33⅓
5 russische Halb-Imperialen	29,9035	32,720	30	33⅓

Für den Fall, daß ein solcher Vorschlag, wie wahrscheinlich, nicht angenommen werden sollte, wird jetzt von der Regierung vorgeschlagen, der im Schreiben des Ministers enthaltenen Aufstellung gemäß, das Decigramm Goldes (den zehnten Theil des Grammes, fast 3 Sgr. an Werth) als internationale Rechnungseinheit anzunehmen, und die bisherigen Goldmünzen eines jeden Landes nur dahin zu modificiren, daß ihr Gewicht an feinem Golde eine bestimmte Anzahl Decigramme ohne Bruch beträgt.

Unter welcher Form die Amerikaner aber auch die Begründung einer internationalen Münzeinigung in Vorschlag bringen mögen, immer ist die deutsche Krone von 10 Gramm feinen Goldes das Vollkommene, die einzige Münzeinheit der civilisirten Völker, welche in ihrer bisherigen Gestalt beizubehalten sein würde.

In Betreff des dritten Punktes sagt das ministerielle Schreiben:

„Sie (die amerikanische Regierung) macht den Vorschlag, daß der internationale Tauschwerth der Münzen durch die Quantität des darin enthaltenen feinen Goldes bestimmt, und daß diese Quantität auf der Außenseite nach einem gemeinsamen Normalgewichte ausgedrückt werden solle."

Hierin liegt eine weitere Anerkennung des zuerst von deutschen Sachverständigen in der Goldkrone angewandten Princips, daß dasjenige, worauf es bei einer Geldmünze ankomme, ihr Gewicht an reinem Edelmetalle, und

dieſes daher unter allen Umſtänden als Einheit in einer Zahl ohne Bruch feſtzuſtellen ſei, möge die werthloſe Beimiſchung auch vermittelſt eines Bruches dargeſtellt werden, wenn dieſes nicht zu vermeiden wäre. —

Kommen wir jetzt zu der Nutzanwendung für Deutſchland. Wenn auch einerſeits kein Zweifel darüber ſein kann, daß für uns von jeher das nächſtliegende, wichtigſte Bedürfniß eine gemeinſame deutſche Münzreform auf rationeller Baſis ſelbſt, ohne Rückſicht auf das Ausland, geweſen iſt, und andererſeits die Löſung derartiger Fragen, wie diejenige einer internationalen Münzeinigung der Völker, durch den gegenwärtigen Krieg abermals in weitere Ferne hinausgeſchoben ſein mag; dennoch werden wir bei der Inangriffnahme unſerer Münzreform verſtändigerweiſe auch die jedenfalls ſpäter wieder in Ausſicht ſtehenden Verhandlungen der Haupthandelsvölker über internationale Münzeinigung berückſichtigen müſſen, und in dieſer Hinſicht iſt das vorliegende Schriftſtück von großer Bedeutung. Es beweiſt, daß die Amerikaner ihre eigene Stellung zum metriſchen Münzſyſtem richtig erkannt haben, und den feſten Entſchluß hegen, für ſeine allgemeine Einführung ihren ganzen Einfluß einzuſetzen. Dies genügt aber, um kaum einen Zweifel übrig zu laſſen, daß ſie ihren Zweck erreichen, daß früher oder ſpäter die übrigen Völker einwilligen werden, ihre bisherigen Münzſyſteme auf der Baſis des metriſchen Gewichtes umzuformen; denn das von den Amerikanern Vorgeſchlagene iſt — wie ſelbſt die bisherigen Gegner dieſes Syſtems wider Willen anerkennen müſſen — das allein Richtige, das allein Vollkommene. Es gibt kein anderes Münzſyſtem, ſei es das engliſche, ſei es das franzöſiſche, ſei es unſere bisherige Thaler- oder Gulden- oder Markrechnung, oder ſei es irgend ein anderes der auf der ganzen Erde beſtehenden, welches ſich neben das metriſche Syſtem ſtellen, ſich mit ihm vergleichen könnte. Dieſe Thatſache verbürgt ihm den endlichen Sieg. Das metriſche Münzſyſtem, bei Benutzung der Goldwährung, beſteht darin, daß man gänzlich von den Werthbezeichnungen abſieht, welche die Dinge in Silber hatten, ſo lange man nach der Silberwährung rechnete, und ſich einfach an den Grundſatz hält, daß Gold das Werthmaß für alle wirthſchaftlichen Güter ſein ſoll, daß der Werth des Goldes nach dem Gewichte beſtimmt wird, daß man alſo Münz- und Rechnungseinheiten benutzen ſoll, welche einheitliche Gewichtsgrößen nach metriſchem Gewichtsſyſteme vertreten, mit ihnen übereinſtimmen, z. B. Goldmünzen von 1, 5, 10 Grammen feinen Goldes. Die deutſche Goldkrone, welche zehn Gramme feinen Goldes enthält, iſt daher der vollkommenſte Typus einer Hauptgoldmünze für den Verkehr, und ebenſo iſt ihr zehnter Theil, der Goldthaler von 1 Gramm feinen Goldes, die richtigſte Rechnungseinheit eines Münzſyſtems auf der Grundlage der Goldwährung. Die Nordamerikaner,

welche, um bei der gewohnten Größe ihrer Rechnungseinheit, dem Dollar, zu bleiben, denſelben metriſch zu $1^1/_2$ oder 1,50 Gramm annehmen müſſen, erhalten dadurch ebenfalls metriſche Münzen, obſchon, wiſſenſchaftlich angeſehen, weniger vollkommene als die deutſchen Kronzehntel oder Goldthaler von einem Gramm feinen Goldes. In Deutſchland hat man bisher zwiſchen Annahme des Franken- und derjenigen des metriſchen Syſtems geſchwankt, und auch der vom Norddeutſchen Bundesrathe mit Bearbeitung der Münzfrage betraute Ausſchuß hat ſeine für die Münzunterſuchung beſtimmte Frageſtellung in dieſem Sinne formulirt. Hiebei mochte man ſich früher bis zu einem gewiſſen Grade von der Rückſicht auf die einflußreiche politiſche und commerzielle Stellung des lateiniſchen Münzbundes, d. h. Frankreichs, als ſeines Vorſtandes, leiten laſſen. So aber, wie jetzt die Verhältniſſe liegen, nachdem ſich jeder Deutſche überzeugt haben muß, daß früher ſchon Schwäche geweſen iſt, dergleichen Rückſichten Raum gegeben zu haben, daß jetzt aber keine Rede mehr von ihnen ſein kann, möchte ſchwer ſein, noch haltbare Gründe für das Frankenſyſtem oder für eine darauf begründete Gulden- oder Thalerrechnung beizubringen; denn ſachlich, in ſeinem eigentlichen Weſen, ſchwebt das Frankenſyſtem ſo zu ſagen wie ein Ballon in der Luft; es fehlt ihm jede richtige, feſte Grundlage.

Wenn wir bei der bisherigen deutſchen Silberwährung aus dem Pfunde feinen Silbers 30 Thaler prägen und ſie als Münz- und Rechnungseinheit benutzen, ſo iſt der Thaler nur ein anderer Name für den Begriff des $^1/_{30}$ Pfundes Silber. Die Benutzung der Silberwährung liegt im Grunde darin, daß wir eine geſetzlich beſtimmte Gewichtsgröße Silbers, nämlich das $^1/_{30}$ Pfund (= 1 Loth) oder, wenn man will, und wie es urſprünglich war, das Pfund Silber als Werthmaß für alle wirthſchaftlichen Güter benutzen. Die Münzen, die Thalerſtücke, ſind nur die äußere Form, unter der das Werthmaß benutzt wird, wie der Holzſtab diejenige der Elle iſt. Das wirkliche Werthmaß beſteht in einer Gewichtsgröße Edelmetalls. Bei der Silberwährung iſt es ein geſetzlich beſtimmtes Quantum Silbers, an deſſen Tauſchwerthe man den wirthſchaftlichen Werth der Dinge mißt. Bei der Goldwährung iſt es ebenſo ſelbſtverſtändlich ein Quantum Goldes. Da der Werth der Edelmetalle nach dem Gewichte beſtimmt wird, ſo iſt die Forderung, daß das geſetzliche Werthmaß eine einheitliche Gewichtsgröße, eine Gewichtseinheit ſein ſolle, ebenſo berechtigt, wie wenn man verlangt, daß das Flächenmaß oder Körpermaß nicht durch einen arithmetiſchen Bruch, ſondern durch eine Einheit des Längenmaßes beſtimmt werde, denn wie das Werthmaß vom Gewichte (des Edellmetalls) abgeleitet wird, ſo geſchieht daſſelbe in ähnlicher Weiſe mit dem Flächen- und Körpermaße, deren Baſis das Längenmaß iſt. Ebenſo verkehrt, wie es ſein würde, wollte man in einem Lande, wo das metriſche Maß ein-

geführt ist, als Einheit des Flächenmaßes anstatt des Quadratmeters etwa $1^{19}/_{31}$ Quadratmeter bestimmen, ebenso absurd, sage ich, würde sein, wenn wir (nach Einführung des metrischen Maß- und Gewichtssystems) bei der Münzreform und beim Uebergange zur Goldwährung ein Münzsystem errichteten, dessen Einheit (d. h. also das gesetzlich als Werthmaß für alle wirthschaftlichen Güter hingestellte Gewichtsquantum Goldes) anstatt eines Grammes oder anstatt 5 Gramm oder 10 Gramm Goldes, das goldene Fünffrankenstück (also $1^{19}/_{31}$ Gramm Goldes) wäre oder der Goldfrank, d. h. $^{10}/_{31}$ Gramm Goldes, oder der Goldgulden von $2^1/_2$ Franken, d. h. mit anderen Worten $^{25}/_{31}$ Gramm Goldes; denn diese $1^{19}/_{31}$ oder $^{10}/_{31}$ oder $^{25}/_{31}$ Gramm Goldes würden benutzt, um die Einheit des gesetzlichen Werthmaßes für alle wirthschaftlichen Werthe darzustellen; auf diesen als Einheit dienen sollenden Brüchen würde das Münzsystem errichtet, mit seiner Eintheilung in untere Einheiten.

Das Interesse des Verkehrs daran, daß bei der Goldwährung nach einer einfachen Gewichtsgröße an Gold gerechnet werde, ist ein inneres (theoretisches) und ein äußeres (praktisches). Das innere Interesse begründet sich darauf, daß alle menschlichen Einrichtungen vernünftig, d. h. der Vernunft gemäß erdacht und logisch richtig, ausgeführt sein sollen. So lange man nach Silber rechnete, war richtig, wenn man ein Pfund, eine Mark Silber als gesetzliches Werthmaß benutzte, oder wenn das französische Gesetz vom Jahre III der Republik bestimmte, ein silbernes Frankenstück solle an Gewicht 5 Gramm, ein Fünffrankenstück 25 Gramm Silbers $^9/_{10}$ fein enthalten. Nicht vernunftgemäß wäre gewesen, wenn das Gesetz z. B. bestimmt hätte, ein silbernes Fünffrankenstück solle so viel Silbers enthalten, wie $1^{19}/_{31}$ Gramm Goldes zum Preisverhältnisse von 1 zu $15^1/_2$ (1 Pfund Goldes zu $15^1/_2$ Pfund Silbers) ergebe. Wenn diese Bestimmung auch wieder dasselbe Resultat von 25 Gramm Silbers ergeben hätte, so wäre doch die Ausdrucksweise des Gesetzes eine unrichtige gewesen, weil sie das, was sich einfach und klar darstellen ließ, in verwickelter, unlogischer Form darstellte und dabei gänzlich außer Acht ließ, daß über die Macht des Gesetzes hinausging, das Preisverhältniß von $1 : 15^1/_2$ für alle Zeiten aufrecht zu erhalten. Noch verkehrter jedoch wäre gewesen, wenn das Gesetz zur Einführung oder Reform der Silberwährung die Norm festgesetzt hätte, ein Fünffrankenstück solle so schwer an Silber sein wie z. B. $1^2/_3$ Gramm Goldes zum Preise von $1 : 15^1/_2$ ergäben, nämlich $25^5/_6$ Gramm Silbers.*) Dies aber ist genau dasselbe, was jetzt

*) d. h. also, das Fünffrankenstück solle nicht allein eine Gewichtsgröße Silbers enthalten, welche auf künstliche Weise nach einem der Veränderung unterworfenen Werthverhältnisse zum Golde bestimmt sei, sondern welche nicht einmal selbst eine einheitliche Größe sei, wie etwa 25 Gramm.

das französische Münzsystem, auf die Goldwährung angewandt, vorschreibt, dasselbe, was man in Oestreich soeben nachgeahmt hat, dasselbe, was die Vertheidiger des Fünffrankenstückes, die Vertheidiger des Goldguldens von $2^1/_2$ Franken verlangen, und zwar als Weltmünze für den künftigen Verkehr der ganzen civilisirten Menschheit. Sie wollen das Gewicht an Gold, wonach gekauft und verkauft werden soll, das gesetzliche Werthmaß, woran alle wirthschaftlichen Werthe gemessen werden sollen, nicht in einer einfachen Gewichtsgröße Goldes unmittelbar hinstellen, sondern halten sich zunächst an einen ganz verschiedenen Werthgegenstand, das Silber, um das fragliche Quantum Goldes zu bestimmen, gehen also von der Silberwährung, von dem bei ihr benutzten Werthmaße von 1 Franken von 5 Gramm Silbers $^9/_{10}$ fein aus, indem sie festsetzen, (was an und für sich über ihre Competenz geht und sich nicht aufrecht erhalten läßt), daß das Preisverhältniß beider Metalle zu einander wie $1 : 15^1/_2$ sein, daß folglich 155 goldene Zwanzigfrankenstücke auf ein Kilogramm Goldes $^9/_{10}$ fein gehen, daß ein Frank in Gold $^{10}/_{31}$ Gramm wiegen soll. Wenn sich also das Preisverhältniß zwischen Gold und Silber eines Tages auf dem Weltmarkte radical verändern sollte, so würden sie überhaupt nur noch historisch nachweisen können, wie sie zu dem gesetzlichen Werthmaße von $^{10}/_{31}$ Gramm Goldes (1 Frank) gekommen seien, die materielle Basis hätten sie gänzlich unter den Füßen verloren. Kann man das überall ein rationelles Princip nennen?

Ich komme jetzt zu dem äußeren oder praktischen Interesse der Frage. Der Baron Nothomb hat in seiner Schrift (Die Weltmünze. Berlin 1869.) auf französische Autoritäten gestützt, nachgewiesen, daß man seit Jahren in den französischen Münzstätten ein eigenthümliches Verfahren beobachtet hat, indem man fortwährend mit großer Genauigkeit prägte, aber absichtlich niemals vollwichtige Napoleons herstellte, sondern stets ein Untergewicht existiren ließ und dabei bis an die äußersten Grenzen der gesetzlich zulässigen Toleranz ging. Er sagt daher (S. 13) „Ehe Deutschland daran geht, Zwanzigfrankenstücke auszumünzen, möchten wir ihm rathen, zu warten, bis Frankreich selber welche prägen wird: bis jetzt existiren gesetzlich vollwichtige Napoleons nicht." Hieraus folgt, daß bis jetzt Verschiedenheiten in der Art und Weise bestehen, wie das Princip der Toleranz von den Münzbehörden in Deutschland, den Verein. Staaten, England und Frankreich gehandhabt wird. Ob und in welcher Weise sich dieselben im Falle einer allgemeinen internationalen Münzeinigung würden heben lassen, ob für etwaige Differenzen ein internationales Schiedsgericht eingesetzt werden würde, ob man sich unter den betheiligten Regierungen indirecter Weise verständigen könnte, will ich dahin gestellt sein lassen. Zunächst ist die Möglichkeit nicht zu leugnen, daß es ein verschiedenes Resultat geben könnte, — angenommen, der Frank wäre als Weltmünze ein-

geführt, — ob man eine Million Goldfranken in französischer oder in englischer oder amerikanischer Prägung zugesandt erhielte, während der Werth des Goldes ein zu großer ist, als daß sich die möglichen Gewichtsunterschiede übersehen ließen. Ebenso sind die unausbleiblichen Gewichtsabweichungen zu berücksichtigen, welche bei allen Goldsendungen stattfinden müssen, sobald die Goldmünzen anfangen, durch Abnutzung leichter zu werden. Bei allen größeren Goldsendungen im Weltverkehre wird man also stets gezwungen sein, auf die Ermittelung des Gewichtes zurückzukommen. Sollten sich nun betreffs einer solchen Sendung von einer Million Goldfranken Differenzen zwischen Absender und Empfänger erheben, so würde erforderlich sein, zuvor zu berechnen, daß eine Million Goldfranken = $322{,}580^{20}/_{31}$ Gramm $^{9}/_{10}$ fein, also 290,322, 18 Gramm feinen Goldes enthalten solle, dann würde in derselben Weise das gefundene Brutto- und Nettogewicht der Goldsendung zu ermitteln, und so der Unterschied zu berechnen sein. Wäre statt dessen als Rechnungseinheit für den Weltverkehr der Goldthaler von 1 Gramm fein, als Hauptgoldmünze die deutsche Krone von 10 Gramm fein eingeführt, und man prägte z. B. nach dem Vorschlage des Barons Rothomb $^{10}/_{11}$ fein,*) so fiele in einem ähnlichen Falle alle und jede Erforderlichkeit einer Berechnung fort; denn man wüßte, daß 1 Million Goldthaler = 1,100,000 Gramm Münzgoldes und = 1,000,000 Gramm feinen Goldes wiegen müßte. Es wäre lediglich das empfangene Gold zu wiegen und, um das Nettogewicht zu ermitteln, $^{1}/_{11}$ des Bruttogewichts von der Summe des letzteren abzuziehen. Es liegt auf der Hand, welche große Erleichterung sich dadurch für diejenigen Geschäftszweige erzielen ließe, welche täglich mit dem Geldverkehre zu thun haben, so wie es im Allgemeinen für die Gesammtbevölkerung eines Landes von Vortheil sein muß, wenn sie in jedem Goldstücke eine einfache Gewichtsgröße feinen Goldes erkennt, und diese nebenher noch darauf geprägt erscheint.

Würde das metrische Münzsystem mit der Goldwährung in Deutschland eingeführt, so hätten wir also als Rechnungseinheit den Goldthaler von 1 Gramm feinen Goldes, als Hauptgoldmünze die Krone von 10 Gramm fein.

Wählten wir dagegen das Frankensystem, so hätten wir als Rechnungseinheit nach dem Vorschlage Einiger

den Goldfranken oder . . . . . $^{10}/_{31}$ Gramm feinen Goldes

nach Anderen den Goldthaler

*) Sobald nämlich das von dem amerikanischen Minister aufgestellte Princip allgemeine Anerkennung gefunden hätte, daß der internationale Tauschwerth der Münzen durch das darauf geprägte, in ihnen enthaltene Gewichtsquantum feinen Goldes direct fixirt würde, würde es keine Schwierigkeit machen, wenn in einem Lande $^{9}/_{10}$ fein, im anderen $^{11}/_{12}$ fein, im dritten $^{10}/_{11}$ fein geprägt würde.

von 5 Franken oder . . . . . $1^{19}/_{31}$ Gramm feinen Goldes

oder endlich nach Anderen den

Goldgulden von $2^1/_2$ Franken oder $^{25}/_{31}$ „ „ „

Zur Ermittelung des Maßes und Gewichtes hat man als äußere Werkzeuge

für das Längenmaß den Maßstab (Elle, Meter, Yard),

für das Maß der Schwere die metallenen Gewichtsstücke,

für das Werthmaß die Münzen, d. h. bestimmte Stücke Edelmetalls mit darauf geprägtem Gewicht, welches ihren Werth bestimmt.

Folglich kann man die Münzen im Grunde auch als Gewichtsstücke von Edelmetall zum Messen der wirthschaftlichen Werthe ansehen.

Wir würden nun solche Gewichtsstücke von Edelmetall beim metrischen Münzsysteme von 1, 2, 5, 10 Grammen (Goldes) haben, während sie beim Frankensysteme, je nach Annahme eines der obigen Vorschläge, Gewichtsstücke von $^{10}/_{31}$ oder $1^{19}/_{31}$ oder $^{25}/_{31}$ Gramm (Goldes) sein würden.

Man sollte denken, daß das Wissen eines Quartaners ausreichen würde, um hier einzusehen, daß das Einfache und Richtige auf der Seite des metrischen Münzsystemes liege; daß, sobald man einmal die Absicht hat, die wirthschaftlichen Werthe nach Gold zu bestimmen, vernünftigerweise geboten erscheint, sich von dem Gedanken an das bisher Gewohnte, nämlich die Werthbestimmung nach Silber, frei zu machen, und die Sache so anzusehen, als hätten wir bis jetzt überhaupt noch gar keine Münzen gehabt und es handelte sich darum, zum ersten Male Münzen, und zwar Goldmünzen als Werthmaße zu benutzen, damit uns die Erinnerung an die Silberwährung nicht irre mache bei den neuen Einrichtungen.

Die Gründe, welche bisher von den Vertheidigern der Frankenrechnung und der darauf begründeten Fünffrankthaler oder Goldguldenrechnung (Gulden zu $2^1/_2$ Franken), geltend gemacht wurden, waren:

1) der Glaube, daß das Frankensystem bestimmt sei, die Grundlage für eine künftige internationale Münzeinigung der Haupthandelsvölker abzugeben. Dieser Glaube ist zuerst durch das Scheitern der Pariser Münz-Conferenz-Pläne erschüttert worden, und sowohl das vorliegende Schriftstück des amerikanischen Ministers, wie der gegenwärtige Krieg des deutschen Volkes gegen Frankreich, welcher die bisher so einflußreiche Weltstellung Frankreichs wesentlich modificiren muß, sind beide vollkommen geeignet, dem Reste eines solchen Glaubens ein Ende zu machen. Es läßt sich kaum annehmen, daß man diesen Grund noch anführen wird.

2) Andere Vertheidiger des Frankensystems, namentlich unter der Form der Goldguldenrechnung, haben von jeher als Hauptmotive für ihre Richtung geltend gemacht, daß der Uebergang von unserer jetzigen Silberwährung

zum Frankensystem leichter sei als zum metrischen Münzsysteme, daß bei jenem ein Theil der jetzigen Silbermünzen noch werde benutzt werden können. Angenommen, sie hätten Recht hierin, so wird man doch an jeden vorurtheilsfreien Beurtheiler die Frage richten dürfen, ob bei der nothwendigen Reform einer Einrichtung von großer Wichtigkeit, bei einer Reform, welche auf lange Jahre berechnet ist, welche eine künftige Uebereinkunft mit anderen Völkern mit ins Auge fassen muß, etwas so Nebensächliches wie die größere oder geringere Leichtigkeit des Ueberganges zum Neuen vernünftigerweise als ein entscheidender Grund angesehen werden könne, um das Mangelhafte, auf völlig falscher Basis Beruhende dem als das Bessere, das Vollkommnere Anerkannten vorzuziehen. Wird etwa ein vernünftiger Mann, welcher im Begriffe steht, ein Haus zu kaufen, und zwischen einem neuen, festen, vollkommen eingerichteten Gebäude und einem alten, baufälligen, unbequemen Hause zu wählen hat, dem letzteren aus dem Grunde den Vorzug geben, weil es seiner bisherigen Wohnung etwas näher liegt und er den ein wenig unbequemeren Umzug fürchtet, wenn ihm auch die zu wählende Wohnung für die ganze Dauer seines Lebens dienen soll? Die Entscheidung darüber aber, ob der Uebergang zur Goldguldenrechnung oder einer anderen Form des Frankensystems wirklich bequemer sein würde als zum metrischen Münzsysteme, hängt ganz und gar von der mindestens sehr zweifelhaften Frage ab, ob der Uebergang Deutschlands zur Goldwährung, wodurch einige hundert Millionen Thaler an Silber dem Auslande zur Verwendung gestellt werden würden, ein Sinken der Silberpreise auf dem Weltmarkte verursachen, oder ob dieselben ihren jetzigen Standpunkt behaupten werden. Würde der Preis des Silbers dadurch nur um einige Procente hinabgedrückt, wie aller menschlichen Berechnung nach wahrscheinlich ist, so trifft die Behauptung, daß 20 Sgr. unsres bisherigen Silber-Courants in Zukunft noch = 1 Goldgulden sein würden, nicht zu, und die ganze hierauf gegründete Beweisführung fällt zu Boden. Sei dem, wie ihm wolle, so läßt sich mit vollem Grunde behaupten, daß eine solche Nebensache, wie der etwas bequemere Uebergang zu einem Münzsysteme oder dem anderen, niemals entscheidend auf die Wahl desselben selbst einwirken dürfe, zumal nie Angesichts eines Schriftstückes wie das vorliegende, welches für jedes unbefangene Auge die Gewißheit enthalten muß, daß die künftige internationale Münzeinigung nicht auf der Grundlage des Frankensystems zu Stande kommen werde.

Weitere Gründe für den Uebergang zur Goldwährung unter einer der oben genannten Formen sind überhaupt nicht geltend gemacht worden, und steht zu hoffen, daß die Einführung des metrischen Münzsystems dadurch in nächster Zukunft werde angebahnt werden, daß man der deutschen Krone von

Seiten des Staates zunächst einen festen gesetzlich gesicherten Cassencours beilege und dadurch der Geschäftswelt Veranlassung gebe, dieselbe massenweise ausprägen zu lassen*).

Aus Schwaben.

II. Württemberg während des Kriegs bis zum Abschluß der Verträge.

(Schluß.)

Nach den Siegen der deutschen Waffen schienen anfangs nicht nur die bisherigen gehässigen Parteianfeindungen gänzlich beseitigt, sondern auch völlige Harmonie zwischen Regierung und Volk hergestellt zu sein. Die Männer, welche eben noch an der Spitze der Agitation gestanden, waren von ihrer Heerde plötzlich verlassen. Der Professor und k. k. Regierungsrath Schäffle**), der verbissen ste und durch sein Talent hervorragendste Gegner der deutschen Sache im Süden, der in dem kritischen Moment der Entscheidung von Wien nach Stuttgart geeilt war, sah, von allen Seiten überwacht, sich genöthigt, die Residenz zu verlassen. Die Männer des Beobachters aber waren für ihre Sicherheit ernstlich besorgt. Es war offenbar, der Krieg mit Frankreich hatte den ganzen großdeutschen Schwindel mit einem Schlag hinweggefegt.

Trotz dieses unglaublich raschen Umschwunges in der Stimmung der Regierung, wie der Regierten, war übrigens, wie sich bald zeigen sollte, wenigstens in einer Richtung noch lange nicht alle Gefahr beseitigt. In den letzten Augusttagen war zwar der Minister von Varnbüler, welcher wegen seiner politischen Wetterwendigkeit das Vertrauen aller Parteien verloren hatte, seiner Functionen enthoben worden, aber aus Gründen rein persönlicher Natur, welche sich einer Erörterung in der Presse entziehen. Mochte sein Charakter noch so sehr beanstandet werden: seine Redefertigkeit, seine diplomatische Gewandtheit, seine vielfachen Beziehungen am Hof, machten seinen Abgang für das Ministerium zu einem unersetzlichen Verlust. Das Land konnte sich nun zwar — da der interimistische Chef des Auswärtigen Amts kaum in Betracht kam, vorerst rühmen, ein ausschließlich bürgerliches Ministerium zu besitzen, und man deutete von Seiten des letzteren mit einem gewissen Wohlbehagen auf diesen neuen Vorzug Schwabens hin. Allein die Sache hatte auch ihre

*) S. G. D. Augspurg, Zur Deutschen Münzfrage, Heft V.

**) Nach den neuesten Telegrammen, Handelsminister in Oestreich. D. Red.

Kehrseite. Bei der schroffen Abgeschlossenheit, welche, im Unterschied zu den benachbarten Höfen in München und Karlsruhe, seit Jahren die württembergischen Hofcirkel charakterisirt, und der großen Kluft, welche zwischen der hier von jeher den Ton angebenden ausländischen Diplomatie, und den in schwäbischer Derbheit herangewachsenen bürgerlichen Elementen des Ministeriums bestand, hatten bisher die adeligen Mitglieder gleichsam die Vermittelung zwischen dem Ministerium und dem Hof gebildet. Sie allein waren über die hier herrschende Stimmung informirt; und wenn auch die bürgerlichen Collegen sich bisher öfter darüber beklagen mochten, daß Herr von Varnbüler ihnen nicht immer reinen Wein eingeschenkt, so war doch noch ein Zusammenhang mit den Hofkreisen vorhanden. Jetzt war dieser plötzlich unterbrochen, und doch war dort nicht Alles, wie es sein sollte. Man hatte bisher die Souveränität bei jeder Gelegenheit so stark accentuirt, und sah nun plötzlich das Programm der Männer, die man eben noch als Hochverräther behandelt hatte, in der Verwirklichung begriffen. Die Theilnahme an den nationalen Freudenbezeugungen der letzten Zeit war mehr Sache der Courtoisie gewesen, mit den Verhandlungen über das Verfassungsbündniß dagegen war man an dem Punkt angekommen, wo man sich nicht verhehlen konnte, daß die Stellung der Monarchie einer wesentlichen Umgestaltung entgegen gehen werde. Sah man auch schließlich die Nothwendigkeit ein, so war doch der Widerwille nicht zu verkennen, mit welchem man sich in die neue Lage fügte. Die fremde Diplomatie wußte noch im letzten Augenblick diese Stimmung zu einem Gewebe zu benutzen, dessen Anzettelung dem Ministerium anfangs gänzlich fremd blieb. In der ersten Hälfte Oktobers war in einem Ministerrath beschlossen worden, das noch in München bei den Verhandlungen mit Delbrück beobachtete Zusammengehen mit Bayern aufzugeben. Man hatte herausgefühlt, daß trotz aller Zurückhaltung, welche der Bevollmächtigte der preußischen Regierung an den Tag legte, diese fest entschlossen war, an der Verfassung des Norddeutschen Bundes als Grundlage der Verständigung mit den süddeutschen Staaten fest zu halten, und wußte, daß der unbedingte Eintritt von Baden und Hessen bereits gesichert war. Es wurde daher beschlossen, mit diesen letzteren Staaten zusammen zu gehen, natürlich mit dem Vorbehalt, von der Selbständigkeit so viel wie möglich zu retten. Der König genehmigte die Beschlüsse des Ministerraths und die Herren von Mittnacht und von Suckow reisten mit der Vollmacht, auch den unbedingten Eintritt in den Nordbund zu unterzeichnen, am 19. Oktober nach Versailles ab, ohne die Ankunft der bayrischen Bevollmächtigten, welche am 20. durch Stuttgart kamen, abzuwarten. In Versailles nahmen die Verhandlungen mit Baden, Hessen und Württemberg, welche bis zum 7. November mit jedem einzeln durch Delbrück, von da an unter dem Vorsitz des Grafen von Bismarck

in gemeinſamer Conferenz gepflogen wurden, den beſten Verlauf; am 12. war man über die weſentlichen Grundlagen einig, und, am folgenden Tage ſollte die Unterzeichnung des Vertrags durch die beiderſeitigen Bevollmächtigten ſtattfinden, da man ſich verſtändigt hatte, daß die weiteren Verhandlungen mit Bayern, welches noch immer in ſeiner Sonderſtellung beharrte, in München fortgeführt werden ſollten. Da lief am Abend vor der Unterzeichnung das Telegramm aus Stuttgart bei den Herren v. Mittnacht und Succow ein: „Nicht unterzeichnen, mit Bayern zuſammengehen!“

Während nämlich die bayriſchen Bevollmächtigten, namentlich in Folge der ausweichenden Haltung des Herrn v. Mittnacht, ſich in Verſailles ziemlich iſolirt gefunden hatten, waren inzwiſchen mit Beihilfe des Herrn von Beuſt und ſeines Botſchafters durch den bayriſchen Geſandten in Stuttgart, H. v. Gaſſer, alle Hebel in Bewegung geſetzt worden, um bei den in den dortigen Hofkreiſen ſich das Gleichgewicht haltenden nationalen und particulariſtiſchen Strömungen, durch den Einfluß einer hohen Dame den Ausſchlag für letztere herbeizuführen, und Württemberg für die bayriſche Politik zu gewinnen. Die Tochter des Zaaren Nicolaus ſoll denn auch, ſo wird verſichert, ihrem Gemahl erklärt haben: „als ich Majeſtät die Hand am Altare reichte, wollte ich eine ganze Königin werden, nicht die Gemahlin eines mediatiſirten Fürſten.“ Genug, plötzlich erfolgte ein Umſchwung in den höchſten Kreiſen, welcher den in Stuttgart verbliebenen Miniſtern zu ihrer größten Ueberraſchung als vollendete Thatſache entgegentrat. Sie glaubten, ſich der neuen Strömung fügen zu müſſen, und das Telegramm ging ab. Die beiden Adreſſaten waren über das plötzliche Dementi, welches ſie dem Bundeskanzler gegenüber aufs Höchſte bloßſtellte, ganz verblüfft, reiſten ſofort, ohne eine Ermächtigung ihres Souveräns abzuwarten, nach Stuttgart zurück, und ſtellten hier den König vor die Alternative, entweder ihre Demiſſion anzunehmen, oder die von ihnen ihrer Inſtruction gemäß vereinbarten Abmachungen zu genehmigen. In den Hofkreiſen war die Beſtürzung über dieſe Rückkehr nicht gering; man hatte ja nur gewünſcht, daß die Miniſter mit Bayern im Einvernehmen blieben — und nun dieſer brüske Abbruch der Verhandlungen vor den Augen von ganz Europa! Dazu kam, daß nicht nur Baden und Heſſen inzwiſchen am 15. die neuen Verträge unterzeichnet, ſondern daß auch Bayern, das eben noch den Renitenten geſpielt, plötzlich eingelenkt hatte. Man mußte auch diesmal wieder die alte Erfahrung machen, daß Bayern zwar gern Württemberg gegenüber die Stellung einer Vormacht eingenommen hätte, daß es aber, ſobald man von dort mit Anſprüchen auf Gleichſtellung hervortrat, eine ſolche Anmaßung mit Geringſchätzung zurückwies und vortheilhafter fand, für ſich allein zu verhandeln. So war man denn in Stuttgart wieder einmal völlig iſolirt,

Man besann sich deshalb rasch eines Bessern, und schon am 20. November waren die beiden Minister auf dem Wege nach Berlin zur Unterzeichnung des Vertrags, welche am 25., nachdem inzwischen die Vollmachten der Gesandten einer genauen Revision unterworfen worden waren, endlich erfolgte. Seit diesen Vorgängen soll die Stellung des Herrn von Mittnacht, der schon bisher bei Hofe mehr gefürchtet als beliebt war, vollends untergraben sein; es wird ihm nämlich dort, wo man seiner Zeit seine Rede gegen Braun im Zollparlament mit so großem Beifall aufgenommen hatte, nunmehr vorgeworfen, daß er zu sehr bemüht gewesen sei, bei der neuen Reichsgewalt Verzeihung für seine früheren mißliebigen Rencontre's zu erlangen, und daß die Aussöhnung gleichsam auf Kosten der württembergischen Krone erfolgt sei.

So verlief die Geburt des deutschen Reichs in den officiellen Kreisen Schwabens; ungleich erfreulicher und erhebender war dagegen das Verhalten des Volks gegenüber der neuen Phase staatlicher Entwicklung. Der Krieg hatte alle Voreingenommenheit gegen Preußen, welche wenigstens in den protestantischen Theilen des Landes von Anfang an ein künstliches Product der Agitation gewesen, mit einem Schlag verwischt, die Bevölkerung lernte die norddeutschen Brüder nicht nur im Felde, sondern auch — durch die zahlreichen Verwundeten — zu Hause kennen und liebgewinnen. Der „Beobachter", und die andern demokratischen Organe, wagten nicht mehr von den „halbgermanischen Völkern der norddeutschen Tiefebene" zu sprechen, und den Racenhaß zu predigen, und wo sie es ausnahmsweise versuchten, wie durch den Abdruck der C. Vogt'schen Briefe aus der Wiener Tagespresse, so ernteten sie nur allgemeine Verachtung. In kurzer Zeit war jenes bisher tonangebende Blatt so sehr in der öffentlichen Meinung vernichtet, und sein Absatz so reducirt, daß sein bisheriger Eigenthümer und Redacteur, K. Mayer, mit Ende des Jahres die Redaction niederlegte, da die bisherigen Mittel der demokratischen Agitation verbraucht seien.

Die veränderte Stimmung des Landes fand ihren Ausdruck in dem Ergebnisse der Abgeordnetenwahl, welche am 5. December v. J. stattfand. Die Regierung hatte die im Juli 1868, unter dem Einfluß der bekannten dreifachen Coalition gewählte Ständekammer, am 22. Oktober v. J., unter Hinweisung auf die gänzlich veränderte Zeitlage aufgelöst. Noch vor dem Wahltag war der Inhalt der Verfassungsverträge veröffentlicht worden. Man wußte also ganz genau, um was es sich bei dieser Wahl handelte. Demokraten und Ultramontane suchten denn auch alle nur denkbaren Argumente gegen die Neugestaltung der deutschen Verfassung ins Feld zu führen, und dieselben Leute, welche im Zollparlament jede Competenzerweiterung aufs Erbittertste bekämpft hatten, weil hierzu die Einwilligung jedes einzelnen Südstaates nothwendig sei, verlangten jetzt die Berufung eines constituirenden

Reichstages, natürlich mit dem ſtillſchweigenden Vorbehalt, bei einer etwaigen Ueberſtimmung durch das übrige Deutſchland, wieder auf den Zollparlamentsſtandpunkt zurückzukehren; man klagte über den Verluſt der altwürttembergiſchen Freiheiten, und rechnete mit Zahlen à la Kolb dem Lande ſeinen gänzlichen ökonomiſchen Ruin vor, indem man es zugleich mit der künftigen Allianz zwiſchen Oeſtreich und dem rachedürſtenden Frankreich bedrohte. In Tübingen war es namentlich der ſ. Z. aus Prag berufene Profeſſor Brinz, der mit ſeinen auf die Hefe der demokratiſchen Partei berechneten Reden, welche er in verſchiedenen Bezirken, auf den Wahlverſammlungen herumziehend, im Geiſt der bayriſchen Patrioten abhielt, allgemeines Aufſehen erregte. Allein das Volk ließ ſich dieſes Mal durch die verbrauchten Mittel Kleoniſcher Beredtſamkeit nicht berücken. Von 70 durch das allgemeine Stimmrecht mit Diäten gewählten Abgeordneten, gelang der ultramontan-demokratiſchen Partei nur 18 durchzuſetzen, wogegen 36 Männer der nationalen Richtung und 16 Anhänger der Regierung um jeden Preis (Schulzen und Adminiſtrativbeamte) gewählt wurden. Dabei verdient als nicht ohne Bedeutung in einem ſo wichtigen Wendepunkt der ſchwäbiſchen Geſchichte hervorgehoben zu werden, daß gerade in den 38 Wahlbezirken des ehemaligen Herzogthums Württemberg welche allein auf eine Jahrhunderte alte Verfaſſungsfreiheit pochen konnten, nur 3, in 10 ehemals reichsſtädtiſchen Bezirken aber nur 1 Demokrat gewählt wurde, während die übrigen 14 gewählten Anhänger der großdeutſchen Demokratie aus ehemaligen geiſtlichen Fürſtenthümern und vorderöſtreichiſchen Beſitzungen geſendet wurden, alſo aus Bezirken, in welchen nicht nur alle hiſtoriſche Anhänglichkeit für gegebene Verfaſſungszuſtände fehlt, ſondern in welchen auch in Folge der geringen politiſchen Bildungsſtufe der Bevölkerung die Wähler einfach den Weiſungen des öſtreichiſch geſinnten katholiſchen Klerus folgten. Man erſieht hieraus am beſten, daß die großdeutſche Demokratie in den Kreiſen des Bürgerthums in Schwaben allen und jeden Boden verloren hat.

Am 19. Dezember trat die neue Stände-Kammer zum erſten Male zuſammen, der die Aufgabe geſtellt war, Württemberg als lebendiges Glied in das neue deutſche Reich einzureihen, und der langen fruchtloſen Fehde, welche ſeit vier Jahren das Land zerfleiſcht und jede Beſſerung ſeiner Zuſtände vereitelt hatte, ein Ende zu machen. Wie ganz anders war der Anblick dieſer Kammer im Vergleich mit der vor zwei Monaten entlaſſenen! Vergebens ſuchte das Auge die Männer des Zollparlaments: die Ammermüller, Deffner, Becher, Vayhinger, Reibel, Tafel; vergebens einen C. Mayer, S. Schott und Fricker, jene Männer, welche ſeit dem Jahr 1866 nichts gelernt und ſehr viel vergeſſen hatten, und in kleinlichen Tücken ihren Grimm über den Gang der Weltgeſchichte auszulaſſen gewohnt waren. An die Stelle dieſer politiſchen Fanatiker war ein neues Geſchlecht getreten, das der feſte Wille beſeelte, die

Bahn praktiſcher Politik zu betreten, und nicht durch pathetiſche Phraſen, ſondern durch die That die längſt der Reform bedürftigen ſchwäbiſchen Rechtszuſtände zu verbeſſern. Raſch und ſicher wickelten ſich jetzt alle Geſchäfte ab; die Commiſſionen wurden von den ultramontanen Elementen gründlich geſäubert und ein einheitliches Zuſammenwirken hergeſtellt. Die erſte Vorlage an die neue Kammer bildeten die Verträge über die Conſtituirung des deutſchen Reichs; nicht weniger als 30 Geſetze des bisherigen Norddeutſchen Bundes ſollten neben der Reichsverfaſſung auf einmal zur Einführung gelangen Geſetze, welche in alle Lebensverhältniſſe eingreifen und die wichtigſten Einrichtungen des Landes von Grund aus zu ändern geeignet ſind. Was die nationale Partei ihren Gegnern ſeit vier Jahren bei jeder Gelegenheit vorausgeſagt hatte, war jetzt eingetroffen; man mußte nun ohne Debatte alle die Geſetze annehmen, an welchen man, bei richtigem Verſtändniß der Situation, ſ. Z. hätte mitberathen können. Freilich, die Ueberreſte jener Männer, welche einſt ſo kleinlich über die Grenzen der zollparlamentlichen Competenz gewacht hatten, die Mohl, Probſt, Oeſterlen, machten auch jetzt noch einen Verſuch, die Entſcheidung wenigſtens zu verzögern, indem ſie auf Grund der Geſchäftsordnung einen gedruckten Bericht der Commiſſion verlangten. Welche Gelegenheit zu jahrelanger Ausarbeitung eines Berichts in Mohl'ſcher Manier! Eine Mehrheit von 67 gegen 17 Stimmen beſchloß aber Berathung auf Grund eines ungedruckten Berichtes. Am 22. und 23. Dezember fand die Debatte ſtatt. Obgleich man des Reſultats ſicher war, wurde dieſelbe erſt geſchloſſen, nachdem alle Redner von gegneriſcher Seite geſprochen hatten. Den Reden der Großdeutſchen fehlte diesmal jeder Schwung der Begeiſterung, ſie fühlten, daß ſie für eine verlorene Sache kämpften. Mohl „der Schreckliche", welcher durch eine zweiſtündige mit unheilvollen Prophezeihungen angefüllte Rede die Kammer langweilte, konnte aus dem Gelächter der Gallerie wie der Kammer entnehmen, daß ſeine Zeit auch in Schwaben vorüber iſt (in ſeiner Wahlrede in Aalen hatte dieſes Unicum erklärt, daß er dem Eintritt in den neuen Bund nimmermehr zuſtimmen werde, zugleich aber ſich zum Abgeordneten für den künftigen Reichstag empfohlen); Probſt aber kam auf das oben erwähnte caeterum censeo zurück, und verlangte, der preußiſche Staat müſſe erſt in ſeine einzelnen Provinzen zerſchlagen werden, ehe man in das Reich eintreten könne. Intereſſant war eigentlich nur die Abſtimmung. Während die Hauptverträge mit 74 gegen 14 Stimmen angenommen wurden, fanden ſich bei dem Nachtrag, betreffend die Annahme der Kaiſerwürde, nur noch 7 Opponenten gegen 81 Zuſtimmende. Die Namen dieſer merkwürdigen 7 Schwaben ſind: Mohl, Probſt, Stetter, Hopf, Gutheinz, Küble und Egelhof. Damit war das Hauptgeſchäft dieſer Seſſion erledigt. In der Kammer der Standesherrn ſtießen die Verträge nur auf 3 Widerſacher:

den katholischen Theologen Kuhn, den Fürsten von Oe. Wallerstein, und den aus dem Zollparlament bekannten Freiherrn von Neurath. Der letztere glaubte dem Ministerium den verdeckten Vorwurf machen zu müssen, daß es den König über die Gefahren, welche durch den neuen Rechtszustand für den Thron entstehen können, nicht aufgeklärt habe, indem er zugleich auf die Rechte der Agnaten hinwies. Ihm wurde jedoch von dem Berichterstatter, dem früheren Minister von Linden, der mit großer Wärme das neue deutsche Reich als den einzigen und sichersten Schutz der württembergischen Krone bezeichnete, sofort entgegengetreten, der persönliche Vorwurf gegen das Ministerium aber von Herrn von Mittnacht, dem Nachfolger Neuraths im Portefeuille der Justiz, mit Entrüstung zurückgewiesen. Die in der Kammer vertretenen Agnaten dagegen widerlegten den „getreuen Eckard des königl. Hauses" durch ihre einstimmige Genehmigung der Verträge. Diese Abstimmung lieferte zugleich den immerhin bedeutsamen Beweis, daß der oberschwäbische hohe Adel, welcher bis dahin eine der stärksten Stützen der sogenannten großdeutschen Partei gebildet hatte, bereits seine Blicke der neu aufgehenden Sonne des deutschen Kaiserthums zuzuwenden beginnt.

Der hiermit vollzogene Eintritt in das deutsche Reich involvirt, wenn man es auch von Seiten der Regierung nicht zugibt, und selbst die nationalen Organe es nur schüchtern einräumen, eine sehr weit reichende Beschränkung der Souveränität des württembergischen Staates, mit andern Worten eine Art von Mediatisirung desselben. Wir begrüßen hierin den segensreichsten Fortschritt, welchen die schwäbische Geschichte im Laufe dieses Jahrhunderts gemacht hat, und erkennen in ihr das einzige Mittel, unseren Staat, der seit Jahren in Folge der immer mehr um sich greifenden Absonderung auf allen Gebieten des Lebens einer völligen Versumpfung entgegenging, durch die Aufnahme in ein größeres Ganzes und Zuleitung neuer Lebenskräfte zu regeneriren. Die theilweise Sonderstellung, welche Württemberg durch die Verträge im Vergleich zu den Nordbundstaaten noch gewährt ist, kommt für uns nicht in Betracht, denn mit Sicherheit läßt sich voraussagen, daß diese Besonderheiten im Laufe weniger Jahre und zwar nicht durch das Eingreifen des Reichs, sondern durch die Entwickelung der Dinge in Schwaben selbst, über Bord geworfen sein werden.

Wir glauben überhaupt mit Grund annehmen zu dürfen, daß in der nächsten Zeit der Schwerpunkt der politischen Bewegung weit mehr in die Einzelstaaten fallen wird, als man dies gewöhnlich annimmt. Zwar das allgemeine Interesse wird sich vorherrschend im Reichstag concentriren, wo künftighin allein die Fragen der hohen Politik und diejenigen Aufgaben der Gesetzgebung ihre Erledigung finden werden, welche vorzugsweise die Aufmerksamkeit der sogenannten politischen Kreise zu erwecken geeignet sind, wie Presse, Vereinsrecht, Militäreinrichtungen ꝛc. Ganz anders verhält es sich dagegen hinsichtlich der ferneren

Entwicklung der Verfassungszustände. Die Reichsverfassung, so complicirt dieselbe im Augenblick auch erscheinen mag, wird die ihr noch mangelnde Einheit und Gleichförmigkeit weit rascher und sicherer auf dem Weg der Verfassungsreform in den Einzelstaaten als durch etwaige Competenzerweiterung des Reichstags und der Reichsregierung erlangen. Die Nothwendigkeit, den kostspieligen und verwickelten Staatsapparat zu vereinfachen, wird im Süden wenigstens schon jetzt als eine der nächsten Aufgaben der Zukunft angesehen. Die Abschaffung des Zweikammersystems insbesondere, welche, so lange Württemberg auf sich selbst gestellt, ein Spielball der extremsten Parteien zu werden drohte, mit den größten politischen Bedenken verknüpft war, ist jetzt erst, nachdem die berechtigten conservativen Interessen ihren festen Rückhalt im deutschen Reich gefunden haben, in das Stadium der praktischen Discussion getreten. Ebenso wird die Verminderung der gegenwärtig vorhandenen 6—7 Ministerien, ferner die Abschaffung der besondern diplomatischen Vertretungen schon mit Rücksicht auf die nothwendigen Ersparungen im Staatshaushalt in kürzester Zeit der Gegenstand erregter Debatten werden. Die Folgen dieser Entwicklung für das Reich ergeben sich dann von selbst.

In Württemberg hat die Ständekammer bereits bei der Genehmigung der Verträge einen hierauf abzielenden Wunsch gegen die Regierung ausgesprochen, und letztere sieht mit Sorgen der nächsten Etatsberathung entgegen, welche einen erheblichen Theil der in Versailles erzielten Sonderstellung aus finanziellen Rücksichten mit dem Untergang bedrohen.

Die nationale Partei wird denn auch nicht anstehen, die Consequenzen der neuen politischen Situation zu ziehen. Ob sie aber schon in nächster Zeit Erfolge in dieser Richtung erringen wird, hängt wesentlich davon ab, wie sich die der Mehrzahl nach nationalgesinnten Privilegirten in der Kammer zu dieser Frage verhalten werden, eventuell davon, ob die Demokratie auch fernerhin in ihrer particularistischen Stellung verharren, oder sich künftig auf den Boden der Thatsachen stellen wird.

Von der Abstimmung über die Verfassungsverträge abgesehen, bot sich bis jetzt nur zweimal Gelegenheit dar, das Stimmenverhältniß der verschiedenen Parteien, insbesondere des sogenannten Regierungsklubs und der Privilegirten, in der neuen Kammer kennen zu lernen. Zuerst bei der Präsidentenwahl, wo von Seiten der Regierungsanhänger dem von der „deutschen Partei" vorgeschlagenen Obertribunalrath Weber, der vor dem Jahr 1868 Präsident der Kammer gewesen, mit großer Hartnäckigkeit der Oberbürgermeister v. Sick, ein Mann der Hof- und Residenz-Politik, entgegengestellt wurde. Obgleich die Demokratie für den Candidaten des Hofes stimmte, konnte doch letzterer nur 33 Stimmen auf sich vereinigen, gegen 50, mit welchen Weber als Erster auf die Liste der Vorgeschlagenen gesetzt wurde. Das ist ein Beweis, daß

die deutsche Partei in der Kammer im Verein mit den nationalgesinnten „Privilegirten" (Ritterschaft, Prälaten und Universitätskanzler) unbedingt über die Mehrheit verfügt. Die Regierung legte ihre Verstimmung über dieses Wahlergebniß dadurch an den Tag, daß sie die Ernennung des Präsidenten länger als gewöhnlich verzögerte.

Aehnlich war das Stimmverhältniß bei dem Elben'schen Antrag. Bekanntlich hatte das Ministerium Varnbüler-Mittnacht im Frühjahr 1868 bei den Zollparlamentswahlen den Sieg der demokratisch-ultramontanen und particularistischen Coalition wesentlich durch die wahrhaft monströse Zusammensetzung der Wahlbezirke herbeigeführt, welche es unmöglich machte, selbst in ganz nationalgesinnten Orten einen Candidaten der deutschen Partei durchzusetzen. Die Bezirke waren sogar mit Rücksicht auf bestimmte einzelne Candidaten und deren Chancen gefertigt worden. Einer erstreckte sich wie ein schmales Band durch die ganze Breite des Königreichs von der bayrischen bis zur badischen Grenze: die ultramontanen Elemente sollten überall den Ausschlag geben. Da nun das Reichswahlgesetz eine definitive Abgrenzung der Wahlbezirke durch die Gesetzgebung vorbehält, bis dahin aber die gegenwärtigen Wahlkreise beibehalten werden sollen, während bis jetzt eine Regulirung solcher Kreise nur für die Zollparlamentswahlen vorliegt, wurde von Elben die Bitte an die Regierung beantragt, die Wahlkreise für die bevorstehenden Reichstagswahlen so abzugrenzen, daß unter räumlichem Zusammenhang der Kreise die einzelnen Oberämter (politische Verwaltungsbezirke) nicht zerrissen werden, ein Antrag, welcher um so mehr gerechtfertigt war, als die Verordnung des Jahres 1868 den Voraussetzungen des Reichswahlgesetzes über die örtliche Abgrenzung der Wahlbezirke jedenfalls nicht entspricht. Auch dieser Antrag, welchem natürlich die Zollparlamentsmänner Mohl und Probst Widerspruch entgegensetzten, während die Regierung unter Bezugnahme auf die maßgebende Stimme des Bundesraths eine ausweichende Antwort gab, wurde mit 46 gegen 35 Stimmen angenommen; wiederum bestand die Minderheit aus dem gesammten Regierungsklub und der demokratischen Partei.

Im Allgemeinen ließ sich während dieser kurzen Session die Beobachtung machen, daß dem Ministerium auch jetzt noch sehr schwer wird, mit seiner großdeutschen Vergangenheit zu brechen. Vernunft und Berechnung, um nicht zu sagen Egoismus, hat die Minister zwar genöthigt, wollten sie nicht durch den Strom der Ereignisse fortgerissen werden, sich zur nationalen Farbe äußerlich zu bekennen, die Sympathien der meisten aber sind immer noch im particularistischen Lager und das Mißtrauen gegen die „Hoch- und Landesverräther", welche den Eintritt in den Nordbund bisher schon erstrebt hatten, ist trotz aller Versuche der Aussöhnung noch nicht beseitigt. Die Erbitterung der Großdeutschen gegen ihre früheren Wortführer und nunmehri-

gen Renegaten ist allerdings auf der anderen Seite so groß, daß ein Zusammengehen des Ministeriums mit dieser Partei in nächster Zeit, namentlich bei den Reichsparlamentswahlen, kaum zu befürchten ist.

Die bitterste Pille für die Regierung war unzweifelhaft die am Schluß der Session von allen Fractionen, mit Ausnahme der Demokraten und Ultramontanen erlassene Dankadresse. Sie war verfaßt von dem Professor Römer in Tübingen, dem Mann, der in den letzten vier Jahren mit seltener Ueberzeugungstreue und Rücksichtslosigkeit die nationale Sache im Süden vertreten hatte, der stets aufs Genaueste über die Ränke der Minister, Varnbüler und Golther, instruirt war und sie unbarmherzig ans Tageslicht gezogen hatte. Auf ihn hatte sich der ganze Haß des bisherigen Regiments concentrirt, und noch drei Viertel Jahre zuvor war seiner Wahl zum Rector der Universität (als erstem in Vorschlag) die Sanction versagt worden, als einer Person, welche „unmöglich" sei, und heute überreichte eine Deputation der Ständekammer — darunter Römer selbst — dem König die von jenem verfaßte, und dann ohne Modification angenommene Adresse, in welcher die Stände der Krone ihren Dank aussprechen „für den hochherzigen Entschluß, die Herstellung eines deutschen Bundesstaats anzubahnen", und welche constatirt, „daß die Stände ganz in dem Geiste, welcher die Krone und das württembergische Volk beseele, den Verträgen über die Bildung des deutschen Bundesstaats und die Wiederaufrichtung der altehrwürdigen Namen Kaiser und Reich ihre Zustimmung ertheilt haben! — Wie schon angedeutet worden, wurden die Stände, nachdem sie noch die erforderlichen Credite für die Fortführung des Kriegs — letztere mit allen gegen die Eine Stimme von Hopf's, des Parteigängers von Kolb, Bebel und Liebknecht — so wie die Forterhebung der Steuern bis zum 30. Juni 1871 verwilligt hatten, bis auf Weiteres vertagt.

Sie haben in den 14 Tagen ihres Beisammenseins mehr vollbracht, als je eine Ständekammer seit dem 50jährigen Bestand der jetzigen württembergischen Verfassung; aber nicht geringer sind die Aufgaben, welche ihrer bei ihrem Wiederzusammentritt harren.

Jetzt gilt, den neuen Rechtszustand Schwabens im Innern auszubauen. Hoffen wir, daß dies im Geiste der Freiheit und mit derjenigen Mäßigung geschehe, welche nothwendig ist, um in dem durch Parteikämpfe zerrütteten Land endlich wieder den inneren Frieden herzustellen und zu sichern.

Ein neues Heilverfahren bei Schwerverwundeten.*)

Ein merkwürdiger Versuch, dessen unerhört glücklicher Ausgang der Kriegschirurgie selbst für die verzweifeltsten Fälle neue Wege eröffnet hat, ist in Heidelberg gemacht worden und glauben wir, da der betheiligte Arzt bis jetzt die Veröffentlichung abgelehnt hat, sowohl den Aerzten als den Angehörigen, besonders Schwerverwundeter, einen Liebesdienst zu erweisen, indem wir sie, wenn auch nur kurz, davon in Kenntniß setzen.

Der als glücklicher Operateur bekannte Augenarzt Dr. Röder in Heidelberg, welcher sein ganzes großartiges Etablissement dem badischen Kriegsministerium für die Verwundeten dieses Krieges zur Verfügung gestellt hatte, nahm in dasselbe unter vielen Andern auch einen in der Schlacht von Wörth schwerverwundeten bayrischen Offizier auf. Demselben hatte eine Mitrailleusenkugel das linke Knie dergestalt zerstört, daß sowohl die beiden das Gelenk zusammensetzenden Knochen, als auch die Weichtheile, sowie die Kniescheibe total zersplittert und zerrissen waren. Als einzig mögliches Mittel zur Rettung war von fachkundiger Seite die Amputation des Oberschenkels angegeben und mehrfach auf das Dringendste empfohlen worden. Der bereits sehr geschwächte Zustand des Verwundeten, sowie die traurigen Resultate solcher Amputationen, wenn sie nicht gleich auf dem Schlachtfelde vorgenommen werden, deren tödtlichen Ausgang man leider so vielfach zu beobachten Gelegenheit hatte, veranlaßten den behandelnden Arzt von der besagten Operation Abstand zu nehmen, wozu als bestärkendes Moment noch die entschiedene Weigerung des Verwundeten kam, der in Augenblicken klarer Besinnung gegen eine solche Verstümmelung seines Körpers energisch protestirte.

Mithin erschienen schwere chirurgische Eingriffe auf keine Weise gerechtfertigt, und so kam der Arzt des genannten Lazareths, ausgehend von den weiter unten noch zu erörternden Annahmen auf den Gedanken, durch Anwendung blutwarmer Bäder die Heilung zu erzielen. Da theilweise Bäder, des Sitzes der Verwundung wegen, nur mit großer Schwierigkeit hätten gegeben werden können, da außerdem der fortdauernde Gebrauch des Vollbades auch noch aus später zu erwähnenden Gründen zweckmäßig erschien, so wurde ein Badapparat construirt, welcher geeignet war, den ganzen kranken Körper während Tag und Nacht in sich aufzunehmen, und welcher seinen Zweck in jeder Beziehung so vollkommen erreichte, daß der Verwundete vier Monate lang beinahe unausgesetzt in demselben verblieb.

Zu diesem Zwecke wurde eine ungefähr 6 Fuß lange und 3 Fuß

*) Alle Redactionen werden um baldigen Nachdruck dieses Artikels höflichst ersucht. Die Red.

breite Badewanne aus ſtarkem Zinkblech, mit oben wulſtartig abgerundetem Rande hergeſtellt, mit deren Kopfende ein etwa 1 Fuß hoher und ebenſo breiter Keſſel von derſelben Subſtanz dergeſtalt durch zwei Röhren verbunden war, daß die untere das in der Badewanne befindliche Waſſer dem Keſſel zuführte, die obere dagegen das durch eine unter demſelben fortwährend brennende größere Gasflamme erhitzte Waſſer zur gleichmäßigen Erhaltung der Temperatur dem Bade wieder zurückbrachte. Auf dem Boden dieſer Badewanne befand ſich ein Geſtell von Holz, mit Gurten überzogen, und mit durch Charniere beweglichem Kopftheile, zu höherer oder niedrigerer Lage des Kopfes befeſtigt; auf dieſem Geſtelle ſelbſt aber eine aus Guttaperchatuch und Roßhaaren hergeſtellte Matratze.

Das Bad wurde jederzeit mit Waſſer von circa 37 bis 40 Grad C. auf zwei Drittel ſeiner Höhe gefüllt, der Kranke hineingebracht und ſodann die ganze Oberfläche der Badewanne vom Fußende an bis an den Hals des Patienten durch ein am Rande mit großem Saum verſehenes, und um den wulſtartigen Rand der Wanne mit ſtarker Schnur befeſtigtes und ſtraff angezogenes Stück Guttaperchatuch überſpannt. Auf ähnliche Weiſe wurde das Kopfende der Wanne bis an den Kopf bedeckt, damit die Dämpfe des Waſſers, welche ja jederzeit beinahe vollſtändig die Temperatur des Bades ſelbſt beſitzen, die nicht im Waſſer befindlichen Theile des Patienten, als Hals und oberen Theil der Bruſt, ſowie die Arme umgaben und auch die geringſte Erkältung vermieden wurde.

Der Verwundete wurde täglich gegen Mittag aus dem Bade herausgenommen, am ganzen Körper mit reinem warmem Waſſer abgewaſchen, und zu Bett gebracht; ſodann das ganze Bad ausgeleert, ſorgfältig ausgewaſchen und mit friſchem warmem Waſſer gefüllt, ſo daß nach Verlauf einiger Stunden der Kranke wieder hineingelegt werden konnte.

Das Waſſer mußte in der erſten Zeit des heftigeren Wundfiebers beinahe 40 Grad C. beſitzen, wenn der Kranke, deſſen Temperatur auf 39 und 40 Grad geſtiegen war, nicht frieren ſollte, während ihm, bei beginnender Reconvalescenz ſchon bei 37° C. beinahe zu warm wurde.

Die beabſichtigte, und auf ſo überaus glückliche Weiſe erreichte und von Erfolg begleitete Wirkung dieſes Bades läßt ſich in folgende Punkte zuſammenfaſſen:

1) Selbſtbei der ſorgfältigſten Lagerung in einem zweckmäßig eingerichteten Bett mit Waſſer- oder Luftkiſſen, oder Rehfellen, befindet ſich der Kranke nach und nach nicht mehr bequem; der am meiſten aufliegende Theil des Körpers beginnt dann in vielen Fällen „aufzuliegen“, oder doch in hohem Grade zu ſchmerzen. Bei der erwähnten Lagerung im Waſſer dagegen verdrängt der Körper des Kranken einen gleichen Raumtheil Waſſer, und nimmt dem

ſpecifiſchen Gewicht des Körpers entſprechend, eine halb ſchwimmende und viel bequemere Lage an. Der Kranke verſpürt daher auch kaum den leiſeſten Druck von Seiten des Lagers, und jedes Aufliegen iſt vermieden, wodurch auch die ſonſt oft beinahe unmögliche Nachtruhe dem Kranken wiedergegeben wird. Zu welch' ſchrecklichen Zerſtörungen der durch das Aufliegen entſtehende Druckbrand führen kann, iſt vielfach bei langdauernder Bettlagerung Schwerkranker beobachtet worden.

2) Die gewöhnliche Zimmertemperatur wird nicht leicht 25 ° C. überſchreiten dürfen, und der menſchliche Körper, deſſen Blutwärme in geſundem Zuſtand ohngefähr 37° C. — im fieberhaften dagegen oft bis 40° beträgt, muß daher von ſeiner höheren Wärme an die Luft abtreten, alſo auch mehr Stoffe zur Wärmeerzeugung in ſich aufnehmen. Es kann nun zwar bei akuten fieberhaften Krankheiten geboten erſcheinen, durch plötzliche Wärmeentziehung das unerwartet in die Höhe gegangene Fieber und den abnorm erhöhten Verbrennungsproceß in dem menſchlichen Körper, wenn auch nur auf kurze Zeit, herabzuſetzen, um die augenblickliche Gefahr zu beſeitigen; allein für die lange Dauer eines Eiterfiebers, während deſſen auch noch der große Säfteverbrauch durch die Eiterung in Betracht kommt, kann von ſolchen Abkühlungen zur Herabſetzung des Fiebers nicht ohne Schaden die Rede ſein. Zu dem kommt, bei dem mehr ſchleichenden Charakter der, langwierige Eiterungen begleitenden Fieber eher darauf viel an, dem Körper ſeine Kraft zu erhalten, dadurch, daß die ihn umgebende Temperatur des Waſſers der Körpertemperatur mehr gleichkommt; ſo daß hier gerade die umgekehrte Methode zum Ziele führen würde. Sollte, was in dem erzählten Falle glücklicherweiſe nicht eintrat, die Fiebertemperatur eine plötzlich hohe Steigerung erfahren, ſo würde das Bad, das ja mit Leichtigkeit ſchnell abgekühlt werden kann, auch dieſer Gefahr abzuhelfen im Stande ſein.

3) In doppelter Weiſe wirkt das permanente Bad der Entſtehung und Entwickelung des Fiebers entgegen. Zum Erſten wird die Aufnahme des, ſelbſt im friſchen Zuſtande Fieber erzeugenden Eiters in das Blut, mittelſt fortwährender Ausſpülung der Wunde durch das Waſſer verhindert. Zweitens wird aber jene, die ſchwerſten Fieberformen erzeugende Zerſetzung des Eiters, die unter dem Einfluſſe der Luft ſtattfindet, durch den Abſchluß der eiternden Fläche unter Waſſer, welchem in ſeiner Wirkung kein Verband gleichkommt, vollſtändig aufgehoben.

In Bezug auf die eben erwähnten Thatſachen muß bemerkt werden, daß die beabſichtigte, ausſpülende und reinigende Wirkung des permanenten Bades durch zahlreiche künſtliche Oeffnungen und eingelegte ſogenannte Drainageröhren (Kautſchouk) möglichſt befördert werden muß.

4) Als weitere und nicht genug zu rühmende Wirkung iſt aber die durch das Bad ermöglichte Reinheit der Luft in dem Krankenzimmer zu betrachten, indem zwar das Waſſer des Bades in den 18 bis 20 Stunden ſeiner Benutzung durch Aufnahme von Eiter und Auswurfſtoffen, deren Entleerung zudem größtentheils während jener der Reinigung des Körpers und Erneuerung des Bades beſtimmten Pauſe vor ſich gehen kann, oft ziemlich verunreinigt wird; aber lange nicht in einem Grade, der bei der Größe des angewandten Bades in Betracht käme; dagegen der Kranke, vermöge des Guttapercha-Abſchluſſes auf der Badewanne, eine verhältnißmäßig reinere Luft, als dies ſonſt der Fall wäre, einathmet.

Selbſtverſtändlich muß die größte Reinlichkeit, ſowohl in den Betten, als auch in den Krankenzimmern, hierbei beobachtet werden. Erſtes Erforderniß hierzu iſt, daß jeden Tag der Kranke aus dem Bade herausgehoben, am

ganzen Körper mit warmem Waſſer abgewaſchen, und für kurze Zeit zu Bett, oder in ein anderes Bad verbracht werde, während welcher Zeit im Falle des Verbringens ins Bett, das Bad durch naſſe Ueberſchläge unter Guttaperchaverſchluß erſetzt wird. Die Badewanne ſelbſt muß ausgeleert, total gereinigt, und mit friſchem warmem Waſſer gefüllt werden, und kann der Kranke hierauf ſofort wieder hineingebracht werden. Bei dem, durch die tägliche Erneuerung des Bades nöthigen kurzen Verbringen ins Bett haben Drahtſchienen die beſten Dienſte geleiſtet. — Unſere Mittheilung ſelbſt muß ſich nur auf kurze Angabe dieſer Methode beſchränken. Daß neben derſelben eine kräftige Diät, bei welcher der Genuß eines guten ſtarken Weines (Portwein) eine nicht untergeordnete Rolle ſpielte, einherging, braucht nicht beſonders erwähnt zu werden, und ſie hat zu der vollſtändigen Geneſung weſentlich beigetragen. Eine eigentlich arzneiliche Behandlung, welche von dritter Seite empfohlen war, wurde bald wieder verlaſſen.

Wie aus allem Geſagten hervorgeht, war der Zuſtand des Verwundeten im Beginn ein ſo ſchwerer, daß der erſte Zweck der Behandlung nur darauf hinausging, das Leben des Kranken zu erhalten. Dieſer Zweck wurde nun auch vollſtändig erreicht: nach ungefähr 4 Monaten beſuchte der ſo gräßlich Verwundete ſchon eine benachbarte Reſtauration.

Das verletzte Glied bleibt ihm daher erhalten, wenn auch natürlich durch die eingetretene Steifigkeit des zerſtörten Gelenkes, der Gebrauch ein etwas beſchränkterer ſein wird. Auch jetzt noch, nachdem dies Alles erreicht iſt, nimmt dieſer Herr, um ſeine vollſtändige Herſtellung zu befördern, das ihm ſo lieb gewordene Bad, dem er ſo viel verdankt, von Zeit zu Zeit noch fort.

Einen großen Antheil an der mehr oder weniger günſtigen Wirkung dieſer Bäder wird jedenfalls der Zeitpunkt haben müſſen, in welchem die betreffenden Verwundeten in dieſelben verbracht werden. Ganz natürlich werden die Hoffnungen um ſo größer ſein können, in je früherer Zeit, und in je günſtigerem Zuſtande der Kranke und die Eiterung ſeiner Wunden ſich noch befinden. Wie wohlthuend das permanente warme Bad auf einen Verwundeten wirken muß, welcher Schlachten und Mühſale in gegenwärtiger Temperatur mitgemacht hat, braucht kaum erwähnt zu werden, und was den Eindruck des Bades auf den Verwundeten ſelbſt betrifft, ſo können wir auf die Aeußerung eines preußiſchen Offiziers hinweiſen, der, trotzdem er auf die ſo ſehr günſtige Wirkung des Bades bei ſeinem viel ſchwerer verwundeten Leidensgefährten hingewieſen war, ſich 6 Wochen lang gegen Einleitung derſelben Behandlung geſträubt hatte, endlich, nachdem er 4 Tage vor ſeinem Tode, und als ſchon faſt jede Hoffnung geſchwunden war, nur der Erleichterung wegen, in das Bad gebracht, ſich in demſelben ſo überaus glücklich fühlte, daß er den Vergleich machte, es komme ihm ſein Verbringen aus dem Bette in das Bad und ſeine Nachtruhe in demſelben unendlich wohlthuender vor, als ſelbſt der erſte Erwerb eines guten Bettes nach dem zweitägigen Transport auf Leiterwagen und Bahn, nach der Schlacht bei Wörth.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Die Kaiserfahrt der Reichstagsdeputation nach Versailles.

Dreißig Mitglieder hatte der letzte norddeutsche Reichstag in seiner Schlußsitzung als Ueberbringer der Adresse an den Deutschen Kaiser durch das Loos erwählt. Nach der Geschäftsordnung stand unserem würdigen Präsidenten Simson die Leitung des Ganzen zu. Zur Hilfe bei Besorgung der Geschäfte wurde der Geh. Regierungsrath Metzel, Chef des Reichstags-Bureaus, mit auf die Reise genommen. Ferner nahm man zur Bedienung einige der Reichstagsdiener mit, zunächst um auf das Gepäck zu achten und sich sonst in ähnlicher Weise nützlich zu machen. So gut sie ihren Dienst aber in den Parlamentsgebäuden Berlins verstehen mögen, — eine derartige Reise lag außerhalb des Kreises ihrer Erfahrungen, und die von ihnen geleisteten Dienste werden sich auf ein höchst geringes Maß zurückführen lassen.

Als wir die vom Präsidenten Simson berufene Zusammenkunft der Mitglieder der Deputation verließen, in welcher unsere Abfahrt von Berlin auf den 13. December, Abends 8½ Uhr, unsere Ankunft in Versailles auf Freitag den 16. December festgesetzt worden war, trafen einige von uns in der Flur des Herrenhauses einen Greis mit schneeweißem Haare, welcher um Auskunft über die Reiseroute der Deputation bat. Er kam aus der Gegend von Danzig, hatte vor zwei Tagen ein Telegramm erhalten, wonach sein einziger Sohn im Lazarethe zu Orleans seinen Wunden erlegen war, und reiste hin, um den Sarg mit der Leiche nach seiner Heimath zu holen! Wir erboten uns, Sorge zu tragen, daß er mit uns zusammenreisen könne, und bestellten ihn zum Abende nach dem Anhaltischen Bahnhofe. Er ließ sich aber nicht wieder sehen.

Vielfach war die Rede davon gewesen, daß möglicherweise zwischen Epernay und Lagny Gefahr von Franc-Tireurs sein könnte, und ich erinnerte mich mit Interesse der Zeiten, als ich jenseit des Meeres in den ehemals spanischen Ländern Nordamerika's vor Antritt einer Reise zunächst darauf bedacht sein mußte, meine Waffen in guten Stand zu setzen. Wäre ich jetzt zu Hause gewesen,

ich würde nicht unterlassen haben, meinen Revolver mitzunehmen, welcher mehr als einen Sturm mit mir erlebt hatte. Eine neue, mir ungewohnte Waffe für die Reise zu kaufen, schien mir dagegen nicht angemessen, und ich beschränkte meine Vorsichtsmaßregeln darauf, alle unnöthigen Werthsachen direct von Berlin nach Hause zu senden, anstatt sie mit mir nach Versailles zu nehmen.

Als wir uns Abends auf dem Bahnhofe versammelten, jeder nach Möglichkeit gegen das kalte Wetter gerüstet, sah man manche etwas abenteuerliche Gestalten unter uns, die keineswegs parlamentarisch erschienen: neben modernen Ueberziehern, Pelzen, Reisedecken u. s. w. auch ungeheure Pelzstiefel, mit denen sich die Reiterstiefel unserer Cürassiere nicht vergleichen konnten; Pelzmützen mit Iltisfell, deren sich kein Roßkamm geschämt hätte, neben ihnen wieder Militärmäntel; kurz Costüme jeder Art. Einer unserer Collegen hatte übernommen, einer Dame Schutz zu gewähren, welche sich der Deputation auf der Reise anzuschließen wünschte, und mit deren Familie er bekannt war. Sie war die Gemahlin eines in Frankreich kämpfenden Obersten N., hatte auch bereits einen Sohn im Felde, und da beide verwundet waren, so reiste sie zu ihrer Pflege ins feindliche Land. Hoffentlich hat sie die Befriedigung gehabt, beide, den Gatten und den Sohn, bald hergestellt zu sehen.

Es war $8^1/_2$ Uhr; man rief zum Einsteigen, und wir nahmen unsere Plätze ein. Unsre Wagen erster Classe sind bekanntlich ganz bequem zum Schlafen eingerichtet. Wir saßen unsrer Vier in dem erwärmten Coupé und versuchten schon bald nach der Abfahrt uns die erste Langeweile mit Schlafen zu vertreiben; denn die ersten Stunden einer längeren Reise haben stets etwas Ungemüthliches. Die ganze Zahl der Tage und Stunden, welche die Reise zu dauern hat, liegt noch vor uns, und drückt wie ein bleiernes Gewicht auf unsere Stimmung. Nacht war es aber, dunkle, kalte Nacht; und suchte das Auge einmal die vom Froste angehauchten Wagenfenster zu durchdringen, so fand es draußen nichts als die öde Schneedecke, welche sich weit über das Land gelegt hatte. Um $11^1/_2$ Uhr kamen wir über Wittenberg nach Halle, um $12^1/_2$ Uhr nach Weißenfels, bald darauf nach Naumburg. So oft der Schaffner die Thür öffnete, drang die Winterluft erkältend auf uns ein, und da wir uns das mehr als durchaus erforderlich wiederholte Oeffnen verbaten, so versprach der Mann, wir sollten nun nicht weiter gestört werden; er werde auch seinen Amtsgenossen in Bebra, wohin wir um $4^1/_2$ Uhr in der Frühe kommen mußten, aufmerksam machen, daß man die Herren vom Reichstage in Ruhe lasse, bis der Zug um 8 Uhr Morgens in Hanau sei. So fuhren wir durch Thüringen und Kurhessen, ohne auch nur die Bahnhöfe beim Lichte der Lampen zu sehen, und wie uns versprochen war, fragte man erst in der Nähe von Frankfurt a/M. nach unseren Karten.

Auch der anbrechende Tag zeigte uns nur Winterliches; eine weite Schneelandschaft lag vor uns, als zum ersten Male das Fenster geöffnet wurde; wir aber freuten uns, daß eine lange, unbehagliche Nacht hinter uns lag. Als wir näher um uns schauten, fand sich, daß während der Nacht Thauwetter eingetreten war. In Frankfurt regnete es, und da die Entfernung von dem Bebra-Hanauer Bahnhofe nach den übrigen, in deren Nähe das Hotel Westend-Hall liegt, nicht unbedeutend ist, so hatten wir Ursache, der Aufmerksamkeit des Polizei-Präsidenten von Madai dankbar zu sein, welchen das Bureau des Reichstages um Bestellung unsrer Bewirthung im Hotel ersucht hatte, und auf dessen Veranstaltung wir eine genügende Anzahl mehr oder weniger eleganter Wagen zur Hinfahrt bereit fanden. Unser Frühstück ließ nichts zu wünschen übrig, und wenn die Lage der öffentlichen Angelegenheiten einen Jeden mehr zum Ernste als zu großer Heiterkeit stimmen mußte, so hatten wir doch alle Ursache, uns der bisherigen glänzenden Erfolge der deutschen Waffen, und als Folge davon unsrer eignen Sendung zu freuen, welche sich unmittelbar auf die welthistorische Wendung in der politischen Stellung Deutschlands bezog, und, wie zu hoffen steht, für eine Reihe von Jahrhunderten den Beginn der neuen Weltordnung bezeichnen wird, in der Kaiser und Reich deutscher Nation abermals, und vollständiger als früher, bestimmend auf die Geschicke der Menschheit einwirken werden.

Um halb elf Uhr Morgens fuhren wir über den Main, welcher, Gott sei Dank, aufgehört hatte, eine Scheidungslinie zwischen Deutschen und Deutschen zu sein, und bald befanden wir uns in der sandigen Ebene zwischen Frankfurt und Darmstadt, deren Föhrengehölze Einem unwillkürlich die schönen Gegenden zwischen Magdeburg und Berlin ins Gedächtniß rufen, wenn auch, um die heimathlichen Erinnerungen eines Hannoveraners ganz zu befriedigen, die weiten Haide- und Moorstrecken fehlen.

Jenseit Darmstadts war es mit dem Winter zu Ende. Es war, als wären wir in ein anderes Land gekommen. Keine Spur mehr von Schnee, selbst nicht in den Furchen des Ackerlandes oder an den Seiten der Gräben. Nur hie und da sah man mitten in den Wassergräben eine vereinzelte dünne Eisdecke, die, rings umher schon von Wasser umgeben, stündlich mehr zusammen zu schmelzen schien. Die Felder mit grünenden Wintersaaten bedeckt, die laue, angenehm erfrischende Luft, die Regenwolken, welche nebelartig an den Höhen der Bergstraße hingen und sich wie graue Schleier um das Gemäuer der fernen Burgruinen legten. Alles zusammen genommen machte auf uns, die wir noch vor wenigen Stunden in Nacht und Schnee gefahren waren, einen erheiternden, frühlingsartigen Eindruck. Die Fruchtbäume, mit denen alle Saatfelder bedeckt waren, die Menge der friedlich daliegenden Dörfer mit ihren schlanken Kirchthürmen und rauchenden Schornsteinen, geschützt

gegen den Ostwind durch die Bergreihen des Odenwaldes, erregten in dem Wanderer unwillkürlich das Gefühl, wie glücklich es gekommen, daß diese gesegneten Fluren und ihre friedlichen Bewohner vor den wilden Horden der Turcos und auch ihrer französischen Kampfgenossen bewahrt worden seien. Wohl mag auch der deutsche Soldat Manches unnöthig im Feindeslande zerstören, wenn er Abends müde und hungrig ins Quartier kommt, und statt eines erwärmenden Feuers, statt der stundenlang erwarteten Nahrung nur kalte, dunkle, verlassene Wohnungen findet: kein Feuer, kein Brod, kein Stroh, nichts als die unwirthlichen Räume. Aber sicher dürfen wir sein, daß die Franzosen und ihre afrikanischen Genossen zehnmal ärger gehaust haben würden, wenn ihnen gelungen wäre, nach Deutschland hereinzubrechen. Hat man je eine Klage gehört, daß der deutsche Soldat sich gegen Personen vergangen hätte? Wie möchte es aber den Frauen und Mädchen der deutschen Städte und Dörfer ergangen sein, wenn der Krieg sich über Deutschlands Fluren ergossen hätte! Ich, der ich dieses schreibe, habe es mit erlebt, als die Schaaren der großen Nation von 1861 an in die Republik Mexiko eindrangen, nicht als Feinde, sondern unter dem Namen von — — — ja unter welchem Namen? Ihre Generale kündigten an, sie kämen, um das mexikanische Volk von dem Drucke der liberalen Partei zu befreien, und ihm geordnete Institutionen zu bringen, um mit ihm nolens, volens einen Bund der lateinischen Race gegen die Angelsachsen in Nordamerika zu stiften, — kurz, sie kämen als Freunde. Ich bin gegenwärtig gewesen, wenn ein französisches Truppencorps in eine Stadt einrückte, und kann bezeugen, daß die Frauen aller Stände, auch der angesehensten, sich scheuten, bei hellem Tage nur über die Straße zu gehen, weil sie keinen Augenblick vor Beleidigungen der umherschlendernden Soldaten sicher waren; ich habe, als damaliger Consul Frankreichs, die häufigen Klagen gehört, daß sich zwanzig oder fünf und zwanzig Soldaten zusammenthaten, in die Vorstädte zogen, die Thüren und Fenster der Häuser einschlugen, und es dann hieß: wehe den weiblichen Bewohnern! Selbst zehnjährige Kinder fielen als Opfer der viehischen Begierden dieser Soldaten, welche sich in einem „befreundeten" Lande befanden; und wohlgemerkt, es waren Zouaven und Soldaten der Linie, also nur wirkliche Franzosen. Allerdings hatte man auch einige Bataillone Turcos mit nach Mexico genommen. Aber diese habe ich erst später gesehen, sie waren nicht unter den Garnisonen, mit denen ich damals in Berührung kam. Die Männer, welche ihre Frauen, Schwestern, Töchter zu schützen vermochten, wurden gebunden oder auch zu Boden geschlagen. Einige Male versuchte ich, derartige Klagen bei höheren Officieren anzubringen, nachdem die unglücklichen Mexikaner sich an mich um Gerechtigkeit gewandt hatten. Dann wurde in höflicher Weise Bedauern über das Vorgefallene ausgedrückt. Aber es

genügte nicht, daß die Opfer der Brutalität die Nummer der Uniformen ihrer Peiniger angaben. Es hieß, man könne nur einschreiten, wenn die schuldigen Soldaten selbst nachgewiesen würden. Man gab den Klagenden aber keine Gelegenheit, sie ausfindig zu machen. —

In Frankfurt und Darmstadt hatte die Durchreise der Adreßdeputation des Reichstages keine Aufmerksamkeit erregt, Niemand beachtete uns. Im Städtchen Weinheim an der Bergstraße brachte uns die versammelte Menge dagegen zum ersten Male ein „Hurrah", und später wiederholte sich dieses auf dem Bahnhofe zu Carlsruhe. Auch in dieser unbedeutenden Sache bewiesen die Badenser ihre deutsche Gesinnung, die sich schon oft Anderen als Vorbild gezeigt hat. Leider aber begann unser Zug nach und nach sich in bedenklicher Weise zu verspäten, — den Grund haben wir nie erfahren. An jeder kleinen Station gab es langen Aufenthalt, und bald begriffen wir, daß unsre Hoffnung, bei der planmäßig vorherbestimmten Ankunft in Straßburg, um 4 Uhr 50 Min., noch etwas von der Stadt in ihrem gegenwärtigen Zustande zu sehen, auf Sand gebaut gewesen sei.

Von Frankfurt ab fuhr ich in einem der Salon-Wagen und hatte sehr angenehme Reisebegleitung. Es gab mancherlei Unterhaltung unter den acht Insassen, welche Reiseerfahrungen jeder Art im In- und Auslande gemacht hatten. Einer von ihnen, Graf N., machte sich ein Vergnügen daraus, da er selbst bereits während des gegenwärtigen Krieges in Versailles gewesen war, einen anderen Collegen, der etwas ängstlichen Gemüthes zu sein schien, obschon er versicherte, das Gefühl der Furcht niemals gekannt zu haben, durch Räubergeschichten von den Franctireurs, namentlich von Plagiatoren zu erschrecken, welche angesehene Reisende fortgeschleppt und dann je nach deren Vermögen sehr erhebliche Summen für ihre Freilassung verlangt hätten. Wahrscheinlich hat unserem ängstlichen Collegen in der nächsten Nacht von seinen Geldsäcken geträumt, und der Gefahr, die sie in der Person ihres Besitzers zu laufen hätten.*)

Es fing endlich an Abend zu werden, und wir begannen ungeduldig die Stationen zu zählen, welche noch bis Straßburg fehlten. Aber das half zu nichts; weder ihre Anzahl, noch der Aufenthalt an jeder einzelnen wurde dadurch verkürzt. Es war schon lange dunkel gewesen, als wir endlich nach Kehl gelangten. Dort aber harrte unsrer eine neue Geduldsprüfung. Der Zug hielt eine Viertelstunde, dann noch eine; dann bewegte er sich langsam eine Strecke vorwärts, hierauf eine noch längere wieder rückwärts, dann stand er wieder lange Zeit wie angenagelt an den Boden. Einer der Herren,

*) Wir erwähnen nur beiläufig, daß Herr v. Rothschild Mitglied der Deputation war. D. Red.

welche schon während des Krieges im Elsaß gewesen waren, erklärte uns, daß man zwischen Kehl und Straßburg, namentlich bei Nacht, stets sehr langsam und vorsichtig auf der Bahn zu Werke gehe, um jede Gefahr zu vermeiden, die durch böswillige Zerstörungsversuche auf der Brücke oder vermittelst Aufnahme der Schienen entstehen könnte. Abermals bewegte sich der Zug, und abermals stand er still. Endlich nach Verlauf einer Stunde fuhren wir langsam vorwärts. Es war so dunkel draußen, daß wir nur ungefähr berechnen, nicht aber wirklich sehen konnten, daß wir uns auf der Rheinbrücke befanden. Ebenso schrittweise ging es jenseits, so daß wir auf der verhältnißmäßig kurzen Strecke von der Brücke bis nach dem Straßburger Bahnhofe wohl mehr als eine halbe, vielleicht dreiviertel Stunde zubrachten. Diejenigen unter uns, welche früher in Straßburg gewesen waren, wußten bereits, daß man, um von der Rheinbrücke nach dem Bahnhofe zu gelangen, zunächst an der Citadelle vorbei und dann rings um die ganze Stadt fahren muß. Aber dennoch wurde uns die Zeit gar lang.

Nähert man sich einer einigermaßen bedeutenden Stadt, so pflegt man zuerst in der Ferne eine Menge Lichter erscheinen zu sehen, deren Menge zunimmt, sowie man näher kommt. Wir wußten allerdings, daß nicht allein die Festungswälle eine Scheidewand zwischen uns und der Stadt bildeten, sondern daß auch bei der Belagerung die Gasanstalten zerstört worden waren. Trotzdem hatten wir erwartet, irgendwo Licht zum Vorschein kommen zu sehen, oder wenigstens jenen mehr oder weniger hellen Schein, welchen des Nachts die Straßenbeleuchtung über einer jeden Stadt zu verbreiten pflegt. Aber nichts von der Art wurde sichtbar, Alles blieb still und dunkel, als spräche sich auch darin die Zerstörung aus, welche über Straßburg gekommen war. Selbst als der Zug endlich am Bahnhofe hielt, erschienen nur einzelne hin und her getragene Laternen, obschon man eine Menge Menschen umherstehen sah. Wir stiegen aus und fanden zugleich mit der Nachricht, daß wir beim General-Gouverneur zum Essen geladen seien, abermals Wagen, welche bereit standen, um uns nach der Ville de Paris zu bringen, dem Hotel, worin Quartier für die Adreßdeputation bestellt war.

Es war 7½ Uhr, als wir in der Ville de Paris eintrafen, wo wir zunächst erfuhren, daß der General-Gouverneur, Generallieutenant Graf Bismarck-Bohlen, eben dort für die Adreßdeputation, als seine Gäste, ein solennes Mahl hergerichtet habe, und bereits unsrer warte. Nach kurzer Zeit kamen ein paar Adjutanten in glänzender Uniform, um uns mitzutheilen, daß Se. Excellenz, der bereits seit 6 Uhr in Gesellschaft der übrigen Gäste auf uns warte, uns bitten lasse, keine Umkleidung vorzunehmen, sondern so wie wir von der Reise kämen, bei Tische zu erscheinen. Es galt also kein Zögern. Etwas Waschwasser, Bürste und Kamm waren die einzigen Hülfs-

mittel, welche uns zu Gebote ſtanden, um unſere äußere Erſcheinung einigermaßen in Einklang mit der glänzenden Geſellſchaft zu bringen, welche unſrer harrte. Das Hotel, ein ſehr großes Gebäude, umſchloß einen inneren Hof, welcher vermittelſt eines gepflaſterten Thorweges unter den oberen Stockwerken mit der Straße in Verbindung ſtand. Dieſer Thorweg ſchied alſo, wie bei vielen franzöſiſchen Hotels, das Erdgeſchoß in zwei gleiche Hälften, welche zunächſt durch Glasthüren abgeſchloſſen waren. Zur Rechten für den von der Straße Eintretenden, lag der große Eßſaal mit ſeinen Vor- und Seitenzimmern, und links war ein Vorplatz, von dem aus die Treppen in die oberen Stockwerke führten; weiterhin verſchiedene größere Empfangszimmer, welche die Gäſte nach Beendigung des Mahles aufzunehmen beſtimmt waren. Am Eingange des Eßſaales, welcher in der Höhe außer dem Erdgeſchoſſe das erſte Stockwerk einnahm, und deſſen Decke, da er verhältnißmäßig groß war, von Säulen getragen wurde, warteten unſrer der General-Gouverneur von Elſaß-Lothringen in Geſellſchaft des Commandanten von Straßburg, Generallieutenants v. Decker, des Civil-Commiſſars Präſidenten von Kühlwetter, und des Präfecten Grafen Luxburg, und Simſon ſtellte uns einzeln vor; der Geladenen mochten reichlich hundert ſein. Außer einer Menge glänzender Uniformen ſah man auch viele höhere Angeſtellte in Civilkleidung. Die Tafel nahm in Form eines rechten Winkels zwei Seiten des Saales ein und bald hatte ein Jeder ſeinen Platz gewählt. Ueber Speiſen und Weine bedarf es keiner weiteren Angaben. Man weiß, daß die franzöſiſchen Köche wirklich an der Spitze der ſie ſpeciell betreffenden Abzweigung der Civiliſation marſchiren. Dieſen Ruhm können wir unſeren Nachbarn gern gönnen, ebenſo wie denjenigen, als Tanzmeiſter, Friſeure und Barbiere es uns und allen übrigen Völkern zuvorzuthun. Es war Alles ohne Tadel.

Graf Bismarck-Bohlen brachte die Geſundheit des Königs, unſeres künftigen Kaiſers aus; Präſident von Kühlwetter in längerer, ſehr gut geſetzter Rede, in der er der politiſchen Ereigniſſe, des bisherigen Ganges des Krieges, der Einigung Deutſchlands und unſerer Sendung gedachte, diejenige der Adreß-Deputation des Reichstages, worauf Präſident Simſon mit einem Hoch auf die vereinigten deutſchen Heere und Führer, insbeſondere der in Straßburg anweſenden, antwortete. General von Decker ließ den Reichstag des norddeutſchen Bundes hoch leben. In gehobener Stimmung verließen ſämmtliche Gäſte die Tafel, und verfügten ſich in den jenſeitigen Theil des Gebäudes, wo man noch Stunden lang bei der Cigarre den Lauf der uns unmittelbar berührenden welthiſtoriſchen Ereigniſſe beſprach.

Da unſere Abfahrt auf den nächſten Tag, 7½ Uhr Morgens angeſetzt war, zu einer Stunde, zu der es kaum anfing, Tag zu werden, ſo hatte ich

längſt die Hoffnung aufgegeben, etwas von Straßburg in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande zu ſehen, und mich dabei beruhigt, daß ich 1864, als ich mit meiner Familie von Vera-Cruz mit einem franzöſiſchen Dampfer nach St. Nazaire und ſpäter von Paris über Straßburg nach Deutſchland reiſte, während eines 36ſtündigen Aufenthaltes in dieſer Stadt Gelegenheit gehabt hatte, ſie ſelbſt, den Münſter, die Anlagen, ſowie auch die Rheinbrücke und den erſten Ort im Vaterlande, das jenſeits liegende freundliche Städtchen Kehl, wenigſtens oberflächlich kennen zu lernen, während ich andererſeits im Laufe eines langjährigen Aufenthaltes in den ehemals ſpaniſchen Colonien mehrfach, ja mehr als ich wünſchte, mit Belagerungen, Kanonenfeuer und zerſchoſſenen Häuſern in die unmittelbarſte Berührung gekommen war. Bewahrte ich doch nicht blos plattgedrückte Gewehrkugeln zur Erinnerung auf, ſondern auch kleine Kanonenkugeln, Granatſtücke und eine ganze, nicht krepirte Granate, welche einſt die Wände meines Hauſes in Guadalajara demolirt hatte. Ich ſuchte mich damals, im Jahr 1864, nach Möglichkeit mit den ſprachlichen Zuſtänden im Elſaß bekannt zu machen, und fand, daß das Landvolk auf dem Markte ohne Ausnahme deutſch ſprach, — meine Frau reclamirte gegen die Menge meiner Ankäufe, weil ich jedem Marktweibe, das mich deutſch anredete, etwas abkaufte, — während die jungen, eleganten Verkäuferinnen in den beſſeren Läden — wenn auch zwei Schilder, ein deutſches und ein franzöſiſches, über der Thür hingen, angeblich ſich nur franzöſiſch ausdrücken konnten. Ebenſo ſagte man mir, daß in der beſſeren Geſellſchaft das Deutſche immer mehr von der eingedrungenen Nachbarſprache verdrängt werde, ſchon wegen des ſteten Verkehrs mit den vielen eigentlich franzöſiſchen Beamtenfamilien, während in den unteren Ständen bis zum Regierungsantritte Louis Napoleons Niemand ſich um das Vorwalten des Deutſchen bekümmert habe, ſeitdem aber darauf gehalten werde, daß der Unterricht in den Volksſchulen ausſchließlich franzöſiſch ſei.

(Fortſetzung folgt.)

Wodan als Jahresgott.

Von Max Jähns.

Herbſt-Wodan.

Wir haben nunmehr Wodan kennen gelernt als den Bringer weihnachtlichen Neulichts, wir ſind ihm begegnet als ſiegreichem Sonnenhelden und

Maikönig; nun haben wir den Himmels- und Jahresgott auch als Herbstgott und Herrn der Ernte kennen zu lernen.

Daß Wodan aber in der That Erntegott war, lehrt schon die Erscheinung des „Schimmelreiters", sowie des „Haferbräutigams" bei den Erntefesten, namentlich der südlichen Sachsen; aber der alte Gott wird sogar noch heut unmittelbar bei der Ernte angerufen. Denn man läßt z. B. in Mecklenburg und der Mark, bei der Kornernte einen Büschel Getreide auf dem Felde stehen, welcher der „Vergodenteil"*) heißt. Um diesen Büschel, der oben zusammengeflochten, und mit Bier besprengt wird, sammeln sich die Arbeiter im Kreise, nehmen die Hüte ab, richten die Sensen aufwärts, und rufen Wodan dreimal mit folgendem Spruche an:

„Wode, Wode,
Hal dinem Rosse nu Voder;
Nu Distel und e Dorn,
Tom andren Jahr, beter Korn!"

Sie lassen das Aehrenbüschel also ausdrücklich für Wodan's Roß stehen und hoffen dafür im nächsten Jahr noch besseres Korn zu erhalten. — Nach dieser Ceremonie, welche „Erntesegen" heißt, gibt der Edelmann den Knechten ein Gelage, welches „Wodelbier" heißt. — Das Bier scheint überhaupt eine namhafte Rolle beim Wodansdienst und besonders bei der Erntefeier gespielt zu haben. So traf der heilige Columban seiner Zeit heidnische Schwaben bei einem solchen Opfer für Wodan, und in ihrer Mitte stand eine Kufe, welche gegen dreißig Maaß Bier enthielt; und daher war bis zur Neuzeit, ja noch am Ende des vorigen Jahrhunderts, z. B. im Schaumburgischen, Sitte, daß die Schnitter, unmittelbar nachdem die letzte Garbe gebunden war, den Acker mit Bier begossen, dann selbst tranken und nun, um die letzte Garbe, den „Waulroggen", entblößten Hauptes, in feierlichem Reigen tanzend, eine alte Strophe sangen, welche hochdeutsch folgendermaßen lautet:

„Wode, Wode, Wode!
Himmelsriese weiß, was geschieht,
Immer er nieder vom Himmel sieht.
Volle Krüge und Garben hat er,
Auch in dem Wald wächst's mannigfalt;
Er ist nicht geboren und wird nicht alt.
Wode, Wode, Wode!" —

Noch jetzt tanzen am Steinhuder Meer, in Lippe und Hessen, die Schnitter um die letzte Garbe, durch welche sie einen blumenbekränzten Stab ge-

*) Vergodenteil ist gleich „Für-Wodan" oder „Fro-Wodens", d. i. Herrn Wodans Theil. Wode wechselt vielfach in Gode, ein Wechsel, der sprachlich wohl begründet, und auch durch das Anklingen von „Gode" an „Gott" befürwortet sein mag.

ſchoben, ſchlagen an die Stufen und rufen: Wauden, Wauden, Wauden! oder ſie begehen dieſe Ernteſeier gar auf einem „Heidenhügel", indem ſie hutſchwenkend um ein loderndes Feuer tanzen. — Am deutlichſten aber tritt die uralte Verehrung Wodans, des Erntegottes, in einigen bayeriſchen Gegenden hervor. Hier nämlich werden die ſtehngelaſſenen Roggenbüſchel zu einer Menſchengeſtalt zuſammengebunden und mit Blumen geſchmückt. Dieſe Geſtalt heißt: der Oswald oder Danswald, d. i. Answalt, Walter der Anſen oder Aſen, der Herrſcher der Götter, Wodan. Und dieſer Deutung gemäß, fallen die Schnitter vor der Garbengeſtalt auf die Knie und beten: „Heiliger Oswald, wir danken Dir, daß wir uns nicht geſchnitten haben!" — Ganz entſprechend dem Himmelsherrn Wodan gilt denn auch in Süddeutſchland der heilige Oswald als der „mächtigſte Wetterherrſcher", der im Zorn alles Getreide zu Boden ſchlagen könne, von deſſen Güte alſo vorzugsweiſe das Gedeihen der Ernte abhängig ſei. — In Franken iſt ſeine Geſtalt bereits verblaßt, und die Schaar der Mäher tanzt um das geſchmückte Aehrenbüſchel, welches der „Olle" genannt wird, indem man es mit dem ganz willkürlichen Namen St. Mäha anruft.

„O heiliger St. Mäha,
Beſcher über's Jahr meha;
Soviel Köppla,
Soviel Schöckla;
Soviel Aehrla,
Soviel Jährla!"

Aber nicht St. Oswald und noch weniger St. Mäha, ſondern andere und zwar wieder reitende Heilige ſind es, welche ganz vorzugsweiſe in der Einbildungskraft und im Glauben des Volkes an die Stelle des großen Herbſtwodans traten.

Wodan ſtand ſowohl der Ernte des Winzers und des Jägers, wider des Ackerbauers vor. Die katholiſche Mythologie, welche die einfachen Göttergeſtalten zu Gunſten ihrer Maſſengötterei auseinanderfaſerte, hat an die Stelle des Ernte-Wodans drei Heilige geſetzt, welche mit der Ernte freilich an und für ſich gar nichts zu thun haben, in anderen Beziehungen aber Wodan zu vertreten wohl geeignet ſchienen, und deren Feſte derart angeordnet wurden, daß eines von ihnen mit der Kornernte, das andere mit der Eröffnung der hohen Jagd, alſo der Ernte des Wildes, das dritte aber mit dem erſten Trunk vom neuen Weine zuſammenfiel. Dieſe drei Heiligen ſind St. Michael, St. Hubertus und St. Martin.

St. Michael, der ſtreitbare Erzengel, der Bekämpfer des Teufels, der „Fürſt der Seelen und Fahnenträger der himmliſchen Heerſchaaren", dem die Apokalypſe ja ſchon ein Roß zuerkannt, und den uns unendlich viele Heili-

genbilder mit geschwungenem Schwerte auf strahlendem Schimmel einhersprengend zeigen, der war allerdings vortrefflich geeignet, als ein zweiter St. Georg an Wodans Stelle zu treten*). Als solcher ist er dem Volksgemüth auch alle Zeit nahe geblieben, sogar in Zeiten protestantischen Purificationseifers: wie denn noch 1551 die belagerten Magdeburger meinten, der Feind sähe bei ihren Ausfällen „den Helden Michael" auf weißem Rosse vor ihnen herreiten, und ergriffe deshalb jedesmal die Flucht vor den Städtern.

Die Einführung des alttestamentlichen Erzengels in Deutschland ist von ziemlich altem Datum. Schon der heilige Bonifazius hat christliche Kirchen, die dort errichtet wurden, wo früher Wodanstempel gestanden, dem Erzengel geweiht, und dies ist in der Folgezeit noch häufiger geschehn. Um aber den heidnischen Erntejubel zu christianisiren, wurde ebenfalls schon früh, jedenfalls vor dem fünften Jahrhundert verordnet, das Kirchweihfest gleich nach vollendeter Ernte zu feiern, und zwar am 29. September, auf

„Sankt Michelstag
Da der Summer endespflag,
Alle die Feld berobet sind
Und das Lob der kalte Wind
Zerfüret und zerströbet!"**)

Dieses Zusammentreffens wegen wird Michaelis schon in frühester Zeit ganz besonders festlich begangen worden sein, feierlicher gewiß als die Kirchmessen der Gegenwart. Die Fülle der betreffenden Festformen hier zu schildern, würde zu weit führen; wesentlich ist jedoch für uns: erstlich das Erscheinen des wohlbekannten „Schimmelreiters", welcher (diesmal höchst passend aus Erntesymbolen, aus Rechen und Dreschtüchern, zusammengesetzt) den „Schwingabend" belebte, und ferner der weitverbreitete Aberglaube, daß am Michaelistage (29. September) kein Getreide gesäet werden dürfe, sonst gäbe es mehr Stroh als Körner. Der Festtag des Herbstgottes sollte durch Arbeit nicht entheiligt werden. Auch das deutet auf Wodan hin, daß der Michaelistag ein wichtiger Wetterlostag ist, endlich aber characterisirt sich die ursprüngliche Bedeutung des Erzengels durch das unmittelbare Auftreten von einem, ganz ausdrücklich Wodan geheiligten Symbol, nämlich von Pferdeköpfen, vorzüglich bei den rheinischen Erntefesten. Noch im Jahre 1788 eiferte ein Pfarrer Magerus darüber, daß die Dorfburschen zur Kirmes einen Pferdeschädel mit Katzendärmen überspannten, und neben dem Hackebret darauf schnurrten „zu teuflischem Halloh und Hopsa". —

*) Wie St. Georg in Franken, so war der heilige Michael in Frankreich lange Zeit Patron eines der edelsten Ritterorden.

**) Großer Ausschweifungen wegen wurde die Kirchweihe später wieder durch bischöfliche und weltliche Gebote vom Erntefest abgetrennt.

Auch Wettrennen der Bauern erscheinen, wie bei allen Wodansfesten, zu Michaeli und haben sich namentlich in dem altsächsischen Mittellande (bei Halberstadt u. a. O.) als „Fahnenreiten" fröhlichen Ruf erworben. — Der helle Schall dieser Feste muß bis über die deutsche Grenze geklungen sein; denn eben der heilige Schimmelreiter Michael, welcher zugleich als Erntegott erschien, der ist es ja wohl, dem das deutsche Volk den Scherznamen „deutscher Michel" verdankt. —

Der fröhliche Jubel der Ernte ist aber nur eine Seite des Herbstcharacters; das vornehmste Herbstsymbol ist doch die Sense, die zugleich das Attribut des Todes ist. Das Jahr stirbt im Herbst; mit ihm wird der Jahrgott Wodan zum Geleiter in die Unterwelt; er stellt sich an die Spitze des wüthenden Heeres der Herbststürme, und führt das Jahr, führt die Seelen der Menschen hinab unter die Schneedecke des Winters und in den Grabhügel. Darum glaubt man in Süddeutschland, daß „das wütische Heer", das Wuotansheer aus den Seelen der Abgeschiedenen bestehe, die in langem Zuge mit dem Herbststurme durch die Lüfte zögen. „Wenn dieses Heer naht, so vernimmt man zuerst leisen Gesang, den Harfentöne begleiten: süß schaurig, daß es den Hörer bis in des Herzens Tiefen durchbebt. Das Gras der Matten, das Laub des Forstes wogt und neigt sich im Mondenschein, sobald die Töne nur ansetzen. Dann zieht es nah und näher, wie eine ungeheure Musik von tausend Instrumenten, und endlich bricht der rasende Orkan los, so daß krachend selbst des Waldes stärkste Eichen brechen. An der Spitze dieses Heeres aber zieht der Herbst-Wodan als Psychopompos, als Seelenführer. Er steht hier also genau in derselben Stelle, welche bei den Gräko-Italern der seelenführende Hermes-Merkur einnahm; und das war gewiß auch einer der Hauptgründe, um derentwillen die von Germanien redenden Römer den Wodan mit ihrem Merkur indentifizirten. Auch dies Hermes-Amt Wodans ist auf den heiligen Michael übergegangen, und der ritterliche Heilige leitete nach dem Glauben des ganzen Mittelalters die Seelen der gefallenen Helden in den Himmel. Darum ist in der ungarischen Volkssprache z. B. der Ausdruck für die Todtenbahre allgemein: „Michael lova", d. i. Michaelspferd; vom tödtlich Erkrankten heißt es: „des heiligen Michael Pferd hat ihn geschlagen", und eben darum wird Michael „Fürst der Seelen", „Fahnenträger der himmlischen Heerschaaren" und namentlich auch „Dux" genannt. Eine altberühmte lateinische Hymne beginnt:

„O magnae heros gloriae
Dux Michael!
Protector sis Germaniae!"

In der That war das Bild des heiligen Michael stets das Schildzeichen der Reichsheer-Fahne deutscher Nation. Nun, unser Volk, der deutsche

Michel, braucht ſich nicht zu ſchämen, nach dem ritterlichen Erzengel genannt zu werden, der für uns zugleich eine Phaſe des großen Wodan iſt, und der dem Volke vielleicht grade deshalb ſo lieb wurde, weil der ſemitiſche Name „Michael“ genau zuſammen klingt mit dem altdeutſchen Wort „michel“, welches ſo viel wie „groß, vollkräftig und ſtark“ bedeutet.

Der Ernte des Korns folgt im Spätherbſte die Ernte des Wildes, die eigentliche Jagdzeit, deren Vorſteher, Patron und Schutzheiliger, an Wodans des großen Himmelsjägers Stelle St. Hubertus geworden iſt, jener „Hut-bertus, d. h. Hut-träger, der ſich in ſeinen vornehmſten Attributen, wie in ſeinen Funktionen als ganz unmittelbar aus Wodansvorſtellungen abgeleitet erweiſt. Und zwar nimmt Hubertus eine beſonders intereſſante Stellung als Kalender-Heiliger ein. Nicht ohne Abſicht iſt nämlich ſein Feſt zu Beginn des Novembers geſetzt, deſſen uraltes Kalender-Monatszeichen bekanntlich der „Kentaure“*), Chiron der Schütze iſt, jener Schütz nämlich,

Vor dem die Sonne flieht,
Der uns ihr fernes Angeſicht
Mit Wolken überzieht.

Ein ſolcher Schütze iſt aber der Herbſt. Schon die Brahmanas der Veden bringen die Sage, daß auf Parjapati, den Sonnenherrn, Rudra, das heranziehende Novembergewölk, einen tödtlichen Pfeil geſchoſſen habe. Ganz dieſelbe Sage vom Schuß in die Sonne gilt aber auch vom wilden Jäger, vom Herbſt-Wodan, der ſich ſomit als derſelbe November-Schütze darſtellt. Daß dieſer „Schütze“ allezeit beritten gedacht wurde, und alſo auch in dieſer Hinſicht dem Wodan entſpricht, beweiſt ſeine Kentaurengeſtalt, derentwegen ihn die Alten auch „Hippotes“ oder „Eques“ nannten; und daher wird denn auch der Jagdheilige, der im chriſtlichen Kalender an der Pforte des November ſteht, nämlich eben St. Hubertus, von Malern und Bildnern ſtets mit dem Roß und zwar mit einem Schimmel, mit Wodans ſtolzem Sleipnir dargeſtellt, ſelbſt wenn er, der bekannten Legende gemäß, als bekehrter wilder Jäger vor dem cruzifixtragenden Hirſche kniet.

Die Hubertuslegende iſt indeſſen überhaupt nur eine Abwandlung der großen gewaltigen Sage von der wilden Jagd, in welcher die eigenthümliche Geſtalt Wodans, des Sturmgottes, am meiſten und unmittelbarſten aufbewahrt geblieben. Denn nachdem der Jahrgott mit dem

*) Der Kentaure iſt in griechiſcher Mythologie ein Waſſer- und Regen-Symbol: Schütze und Kentaure decken ſich. Im orientaliſchen Zodiacus tritt an Stelle des Schützen das Roß, und dies wird in orientaliſchen wie klaſſiſchen Sagen durch dieſe Stellung oft geradezu zum Symbol des Winters im Gegenſatz zu dem, den Sommer bedeutenden Löwen. Man erinnere ſich hier auch, daß die Römer zur Zeit der Herbſtgleiche dem Mars (St. Martin) ein Roß opferten, und daß um dieſelbe Zeit die Pallas-Hippia im Roßquell badete.

neuen Licht emporgestiegen war auf die winterliche Erde, in den Kämpfen der Frühjahrsstürme die Dämonen des Winters besiegt, und als sonniger Maikönig festlich triumphirt hatte, nachdem er dann der Ernte vorstand und den Seinen zum Abschied Brot und Wein verlieh, da muß er das Jahr auch wieder hinabführen in die dunkle Nacht des Winters. Wie das Licht im Sturm geboren ward, so scheidet es nun auch im Sturm. Und wenn in der Mythe vom Wodan-Michael als dem Psychopompos, dem Seelenführer des wüthenden Heeres, der Tod der Natur geistig umgedeutet erschien auf den Tod der Menschen, so tritt in der Sage vom wilden Jäger unmittelbar und unverkennbar die Vorstellung jener furchtbaren Herbst-Orkane vor uns hin, die der Todeskampf des Jahres sind.

Die allgemeine Gestalt der „Sage von der wilden Jagd" ist bekannt. „Oft in rauher finsterer Nacht bellen Hunde der Luft auf öder Haide, im brausenden Wald; Rosse wiehern und Hüfthörner dröhnen, Peitschen knallen und Treiber klappern. Der Landmann kennt diese Jagd, kennt ihren wilden Führer und bedauert den einsamen Wanderer. Um Mitternacht, wenn der Regen niederprasselt, der Sturm heult und schrankenlos durch die knarrenden, knackenden, krachenden Waldungen fährt, um Mitternacht, wenn der Fuchs im sicheren Bau, der Vogel im warmen Nest, der Mensch im Arm der Liebe ruht, dann braust der Heljäger in rasender Hast, in wirrem Getümmel zu grausiger Jagd heran. Voraus fliegen krächzende Raben, flattert die Eule „Tutursel", stürmen heulende Wolfshunde mit heiserem Kläffen, und dann naht der „Wilde Jäger" selbst auf luftigem, grauweißen Rosse, dem das Feuer aus den Nüstern sprüht. Das Haupt des Reiters bedeckt ein großer breitkrämpiger Hut; ein mächtiger schwarzer Mantel wallt um seine Schultern. Sturmgeschwind jagt das Gespenst vorüber, und ihm nach toben blasse Geisterschaaren (einst die Walkyrien und Einherier). Dann folgen zahllose Schatten erlegten Wildes, und vier Männer, die einen blutenden Eber tragen, schließen den wüsten Zug. — Wer ihm aus dem Wege geht, oder, noch besser, sich mit dem Antlitz platt auf den Boden wirft, dem widerfährt selten Uebeles; wehe aber dem, der der Wilden Jagd neckend oder höhnend nachruft, oder gar Wodans Jagdgeschrei zu wiederholen wagt. Dann stürzt auf einmal ein ungeheurer Reiter nieder und würgt den Spötter mit kalter Faust; oder ein Pferdeschinken saust herab, zerquetscht den Unglücklichen wie ein Meteorstein oder bleibt an ihm kleben, und eine Donnerstimme ruft:

„Hast du mit helfen jagen,
Mußt auch mit helfen tragen!"

Befindet sich der verwegene Spötter im Hause, so fährt ein glänzender Roßhuf durch's Fenster und erschlägt ihn, während eine schreckliche Stimme das ganze Gebäude in den Grundfesten erschüttert.

Die Roßkeule, welche der wilde Jäger wirft und die ſich, wenn der Wode gnädig geſinnt iſt, zuweilen am anderen Morgen in Gold verwandelt, iſt zunächſt wohl eine Erinnerung an die einſt dem Wodan gebrachten Roßopfer, von denen natürlich auch die Opfernden ihr Theil beim Schmauſe erhielten, um durch den Genuß des heiligen Mahls ihre myſtiſche Vereinigung mit dem Gotte darzuſtellen. Außerdem aber bedeutet jene herabſtürzende Keule, die immer ſtark „nach Schwefel“ riecht, ſowie der durch's Fenſter ſtoßende Roßhuf jedenfalls den Blitz; und das Geſchrei Wodans, das erſchütternde Gebrüll, das den Wurf begleitet, erklärt ſich dadurch von ſelbſt als der Donner. — Noch deutlicher aber erkennt man die Reſte elementarer Sturm- und Gewitterbilder, wenn man auch den Gegenſtand der Jagd ins Auge faßt. Dieſer iſt nämlich bald ein koboldartiges Weſen, das „Blitzkerlchen“, bald ein geiſterhaftes nacktes Weib mit ſchneeweißen Brüſten: die „Windsbraut“, (d. h. der dem größeren Sturm vorauffahrende Wirbel-Wind). Dieſer Windsbraut ſetzt der wilde Jäger ſieben Jahre nach bis er ſie ereilt und, quer über das Roß geworfen, heimbringt.

Deutlich tritt auch in Wodans Roß, in Sleipnir, die Vorſtellung vom Sturmroſſe hervor, wenn es heißt, der wilde Jäger pflege ſein Pferd an beſtimmten Stellen zu füttern oder graſen zu laſſen, und an ſolchen Orten wehe ein fortwährender Wind, oder wenn man meint, daß das Wiehern dieſes Roſſes Veränderung der Witterung vorherſage.

Es würde über die Gränzen unſerer Abhandlung hinausführen, wenn wir die Reihe mythiſcher und hiſtoriſcher Geſtalten betrachten wollten, die ſich an den wilden Jäger lehnen. Der Samiel der Freiſchützſage, welcher auch auf der modernſten Bühne nicht ohne gewaltigen Mantel und Breithut aufzutreten wagen würde, der ſchon genannte deutſche St. Hubertus, wie der ſchottiſche Robin Hood (d. i. Ruprecht-Hutträger, alſo eine ganz genaue Bezeichnung Wodans), ferner eine lange Reihe unerſättlicher Jäger, welche zur Strafe noch nach ihrem Tode weiter jagen müſſen, und endlich auch eine ſchöne Folge hiſtoriſcher Geſtalten: Herodes und Artus, Karl der Große und Karl der Quinte, ja ſogar Guſtav Adolph und der alte Fritz, ſowie viele andere weniger erlauchte Figuren — ſie erſcheinen ſämmtlich bald in dieſer, bald in jener Gegend als Führer der wilden Jagd, und ſind als ſolche allemal umgewandelte und getrübte Geſtalten des düſteren Gottes der Herbſtſtürme, Wodans des Weltjägers.

Die Vorſtellung von Wodan, als dem wilden Jäger, iſt offenbar eine der älteſten und roheſten, aber darum freilich auch handgreiflichſten und dauerhafteſten von dieſem Gotte. Sie iſt unabhängig geblieben von der Chriſtianiſirung deſſelben in der Geſtalt des heiligen Hubertus, der daher unter

den Herbſtheiligen eine zwar vornehme, aber doch nicht die erſte Stelle einnimmt.

Tiefer als St. Hubertus, ja tiefer noch als des Erzengels Michael erhabene Geſtalt, hat ſich vielmehr die des heiligen Martin in das Gemüth des Volkes eingeprägt, das auch in ihm eine Form des altheimiſchen Wodan liebt und verehrt.

St. Martin gilt meiſt als der eigentliche Schutzheilige der Reiter. Das Volksräthſel fragt: „Welches ſind die vornehmſten Heiligen?“ und antwortet: „St. Georg und St. Martin, denn ſie reiten, während die andern zu Fuße gehn!“ Die Legende, daß St. Martin Krieger geweſen, iſt freilich ſicherlich aus ſeinem Namen entſprungen, welcher „der Ritterliche“ bedeutet, und Martinus, der zuerſt auf romaniſchem Boden zu Hauſe war, iſt dort nichts als ein chriſtianiſirter „Mars.“

Wie St. Georg in Franken, ſo wurde St. Martin am Rhein, namentlich in Mainz, als deſſen Schutzheiliger er gilt, Patron eines ritterlichen Bundes. Er hatte ja, der Legende nach, als wackerer Krieger unter zwei römiſchen Kaiſern gedient und wird ſtets zu Pferde dargeſtellt, wie er ſeinen Mantel mit dem Schwerte zerſchneidet, um ihn mit einem frierenden Bettler zu theilen; er eignete ſich alſo ganz vortrefflich zum Beſchützer und Vorbilde ritterlicher Hingebung und Selbſtaufopferung.

Die Beziehungen zu Wodan liegen nah. Zunächſt iſt Wodan, wie wir erwähnt haben, als Gott des Sturms auch Schlachtengott; und ein Heiliger, der den Mars vertrat, konnte daher auch ſehr wohl an ſeine Stelle treten. Aber es gab auch noch feinere und nähere Beziehungen. Schon die erwähnte Mantellegende mußte ja an den „Mantelträger“, den „Hakelbärend“ des alten Glaubens mahnen, und die Identificirung des „Reiters Martin“ mit dem reitenden Wodan einleiten, der ſelber, vielen und weitverbreiteten Mythen zufolge, auch ſeinen Mantel Bittenden als „Wunſchmantel“ verlieh*).

Durch Gründung vieler Martinskirchen gewöhnte ſich das Volk an die Gleichſtellung beider Geſtalten, und manch alter Heidenglaube verlor ſich in die Legende. Noch jetzt werden die Krähen und Raben, Wodans weiſe Vögel, welche faſt allein noch im Herbſte die Felder bevölkern, „Martinsvögel“ und in demſelben Athem „Godeshähner“ genannt. Im Jahre 590 wurde „heidniſcher Unfug“ bei der Martinsfeier verboten; aber das half

*) Solch ein Wunſchmantel iſt z. B. der des Fauſt. Immer iſt der Begriff zauberſchneller Ortsveränderung mit ihm verbunden, ganz entſprechend der urſprünglichen mythiſchen Bedeutung des Göttermantels als der umhüllenden und doch ſo ſchnell dahin eilenden Wolken. „Eilende Wolken, Segler der Lüfte, wer mit euch wanderte, mit euch ſchiffte!“

wenig, und selbst die Fürsten des Volkes scheinen mehr den Schlachtengott, als den milden Gabenspender in dem Heiligen anerkannt zu haben. — Wenn die Merowingischen Könige in die Schlacht ziehen wollten, so beteten sie zunächst am Grabe des heiligen Martin um Sieg, und dann wurde sein Mantel aus der Kapelle geholt und dem Heere vorgetragen, sodaß Martin Fahnenheiliger ist, wie Michael. Dieser aber für die himmlischen Heerschaaren, jener für die irdischen.

Der kriegerische Charakter Martins stand also von Alters fest. Nun kann sich der Deutsche einen Reitersmann ohne eine wackre Kriegsgurgel gar nicht denken, und da man just um Martini den ersten neuen Wein trinkt, von dem man einst dem erntespendenden Wodan den ersten Becher geweiht, seine „Minne", sein Andenken getrunken hatte, so trank man jetzo „Martinsminne", und das launige Sprichwort jubelte: „Heb an Martini! Trink Wein ad circulum anni!" Aber wie einst bei den Wodansfesten, so trinkt sich noch heut das Volk in manchen Gegenden (z. B. im Böhmerwalde) am Martinstage „Schönheit und Stärke" zu. — In seinen Göttern spiegelt sich der Mensch! Daher kam St. Martin bei den Deutschen gar bald in den Ruf eines Zechers; wer sein Gut verpraßte und vertrank, wurde ein „Martinsmann" gescholten; ja selbst die Freiwilligkeit der Mantelgabe, des Fortschenkens der Tunika des Heiligen, wurde nun schelmisch in Zweifel gezogen, und das Volkslied sang:

„St. Martin war ein milder Mann,
Trank gerne Cerevisiam
Und hatt' doch keinen Pekuniam
Drum mußt er lassen Tunikam!"

Denn so große Milde, wie die der Martinslegende, bleibt ja nun einmal den meisten Menschen unverständlich, und von ihren Gaben gilt nur allzuoft das traurige Sprichwort: „Du heiliger St. Martin! sie opfern Dir einen Pfennig und stehlen Dir ein Pferd!"*)

Der Martinstag, der 11. November, gilt an vielen Orten auch für Winter-Anfang und wird durch hellleuchtende Festfeuer verherrlicht**). Wenn's um Martini schneit, sagt man in Schlesien: „Der Märten kommt auf seinem Schimmel geritten;" wie am Georgstag werden auch zu Martini vielerorts (namentlich) in der Oberpfalz) die Rosse um eine Martinskapelle geführt und vom Priester gesegnet, und sehr häufig stellt man den Heiligen

*) „Heiliger St. Martin! Dies lebendige Opfer geb ich Dir!" sprach die Frau, als ihr der Falk das Huhn entführte. — Man vergleiche hiermit auch die an die Martinssage anklingende Anekdote von Münchhausen, der einem nackten Bettler seinen Mantel vom Pferde herab wirft und dem dafür eine Stimme von Oben zuruft: „Hol mich der Teufel, mein Sohn, das soll Dir nicht unvergolten bleiben!"

**) Die Asche dieser „Märtensfeuer", auf die Felder gestreut, soll sie vor Schneckenfraß schützen.

an seinem Feste auch geradezu als „Schimmelreiter“ dar, und zwar ganz in derselben Weise wie zu Weihnachten oder zu Pfingsten. Wie zu Weihnachten werden auch die Kinder mit Aepfeln und Nüssen beschenkt, vorzüglich aber mit „Martinshörnern“, einem Gebäck, dessen Form die der Hufeisen des Rosses nachahmt, auf welchem Wodan-Martin reitet. Aber auch die Erwachsenen kommen nicht zu kurz; sie schmausen zum Martinstrunke die Martinsgans. „Iß gans Martini, wurst in festo Nicolai!“ ist ein alter Spruch, und er hat seine Begründung nicht sowohl darin,

„Weil die Gäns alsdann recht flück in vollem Fleische stehn,
Auch von der Weide ab und in die Ställe gehn,“

sondern darin, daß auch die Martinsgans ein zum Jahresgotte Wodan gehöriges, oder doch ihm leicht zu gesellendes uraltes mythologisches Naturbild, nämlich das Bild der Sonne ist.

Denn in des Aethers azurblauem Meere,
Das wonnevolle, glanzerfüllte Wogen
In unergründlich tiefen Räumen rollt,
Da schwimmt — so schauten's einst die Alten an —
Der schönste Wasservogel aller Welten,
Da schwimmt die Sonne leichtgeflügelt hin.
Der Süden nannte lieblich sie den Schwan,
Der rauhe Norden grüßte sie als Gans,
Die dem bescheidnen Sinne schön erschien.
Und dieses Sonnenvogels leichten Flug,
Der auf der feuchtverklärten Himmelsbahn
Im Herbst sich tief und immer tiefer senkt,
Den trifft zu Tod des Weltenjägers Pfeil.
— Doch wie um Abschied von der Sonnengans,
Der winterlich verblutenden zu nehmen,
Verordneten die Alten sich ein Fest,
Ein Sonnenfest, novemberlich zu feiern.
Da griffen sie von ihrem Hofe auf
Lebend'ges Sinnbild jenes Himmelsvogels
Und rupften es und brieten's, und der Gottheit
Mit frommem Muth als Opfer brachten sie's. —
Und weil's nun einmal Menschensitte ist,
Das Sinnbild eines Gottes zu verspeisen,
Wenn man sich mystisch ihm vereinen will,
So thaten's unsre Alten mit der Gans
Denn auch nicht anders. — Zechend saßen sie
Am stürmischen Novemberabend froh
Zu feierlichem Opfermahl beisammen.
— Wenn dann das Sonnensinnbild, wohl zerlegt,
Im eignen Fette schwimmend, sie entzückte,

Dann ward's den Schmauſenden von Herzen wohl,
Und Manchem kam der ketz'riſche Gedanke:
Ein Vogel auf der Schüſſel ſei am Ende
Noch vorzuziehn dem Vogel hoch im Blauen —
Und von der Sonne ſchied man voll von Troſt*).

Wodan im Hügel.

Man ſieht: an den Jahresgott Wodan knüpfen ſich die verſchiedenartigſten Geſtalten! Von den ernſten Todesgöttern zu der lichten Heldengeſtalt des Drachentödters, von der dämoniſchen Macht des wilden Jägers bis zu dem in einigen Zügen ans Burleske ſtreifenden Zecherfürſten St. Martin — immer geht man in ein und deſſelben Gottes Geleite, ja man verehrt ihn ſogar in ſeiner primitivſten Form als atasa, als „wehenden Hauch", als den „Wind, das himmliſche Kind" noch in unſeren Tagen und ſelbſt geopfert wird ihm als ſolchem noch heut. Um ihn freundlich zu erhalten „füttert" man in Kärnten den Wind, indem man eine hölzerne Schaale mit verſchiedenen Speiſen auf einen Baum ſtellt und Heu in die Luft wirft, als Wegzehrung für den Windreiter und für Windreiters Roß. In anderen Gegenden, z. B. in Schwaben, wirft man ihm eine Handvoll Mehl entgegen mit dem Ausruf: „Da Wind, haſt Du Mehl für Dein Kind; aber aufhören mußt Du!" und ſo ſucht man in erſtaunlich alterthümlicher und kindlicher Weiſe den Gott im Elemente zu beſchwichtigen. — Aber neben dieſen rückſtändigen, naivſten Vorſtellungen entwickelten ſich die erhabenſten und um-

*) Sehr ſcherzhaft ſind die Verſuche, welche gemacht ſind, um die Martinsgans chriſtlich zu deuten. Einige dieſer Berichte melden, der Heilige ſei durch Gänſe im Predigen geſtört worden; andere wollen, Martin habe ſich, als er noch ſehr jung zum Biſchof gewählt worden, aus Beſcheidenheit im Gänſeſtalle verſteckt, ſei jedoch durch das Geſchnatter der Vögel verrathen und gefunden worden. Hierauf ſpielt eine Einladung zur Martinsgans in „des Knaben Wunderhorn" an:

Wann der heilige St. Martin
Will der Biſchofsehr' entflieh'n,
Sitzt er in dem Gänſeſtall,
Niemand find't ihn überall,
Bis der Gänſe groß Geſchrei
Seine Sucher führt herbei. —
Nun dieweil das Gickgackslied
Dieſen heil'gen Mann verrieth,
Dafür thut am Martinstag
Man den Gänſen dieſe Plag',
Daß ein ſtrenges Todesrecht
Geh'n muß über ihr Geſchlecht.

Eine nicht minder drollige Erklärung verſucht die Verbindung des Biſchofs mit der Gans davon herzuleiten, daß bei der Beerdigung des Heiligen, am 11. November 402, die ſtattliche Anzahl von 2000 Mönchen zugegen geweſen ſeien, und bei dieſer Gelegenheit eine ungeheure Anzahl von Gänſen aufgezehrt hätten.

faſſendſten Anſchauungen, die, um ſich ſelbſt genug zu thun, auch über das Bild des die Sonne und die Seelen hinabgeleitenden Herbſtwodans noch hinausgehen und die Continuität des göttlichen Princips, die Unſterblichkeit, zum Ausdruck bringen mußten. Denn ſobald Wodan im Volksbewußtſein vom bloßen Sturmgotte zum allgemeinen Himmelsgotte geworden, da hatte er ſich ſo hoch über das rohe Naturweſen, von dem er ausgegangen war, erhoben, daß man nun vorzugsweiſe einen Segenſpender in ihm erblickte, und wohl noch die das Jahr abſchließenden Herbſtſtürme, aber nicht mehr den wirklichen Winter mit ihm in Verbindung brachte, dieſe troſtloſe Zeit, in welcher alles Leben erſtirbt, die Sonne nur tiefer und tiefer hinabſinkt, die Tage immer kürzer und kürzer werden, und der Tod zu herrſchen ſcheint. — Darum dachte man ſich Wodan von den Herbſtſtürmen bis zu Weihnachten ruhend. Als Aufenthalt des ſchlummernden Gottes betrachtete man, und das erſcheint als eine höchſt natürliche Vorſtellung, die gewaltigen Wolkenberge, welche der Spätherbſt am nordiſchen Himmel emporthürmt.

Dieſe tiefſinnige mythologiſche Anſchauung wurde jedoch bald wieder auf die Erde übertragen, ſo daß man Wodan in irdiſchen Bergen ruhend dachte. So ſitzt er zu Cochſtädt im Berge als Hackelberg auf ſeinem Schimmel und bewacht Schätze, (d. i. urſprünglich die Winterſaat) und in Pommern erzählt man gar, daß der Schimmelreiter ſich während der Zeit, wo er nicht jage, in einen Feldſtein verwandele. Als ſolcher läge er ſtill am Wege; aber man könne ihn daran erkennen, daß die Pferde vor ihm ſcheuten und nicht vorüber wollten. — Das „Ruhen im Berge" hatte nun aber bei unſern Altvordern eine ganz beſtimmte Bedeutung. „Im Hügel ſitzen" hieß ſoviel als begraben ſein. Wodan im Hügel, war alſo der Begrabene; er war aber auch der der Auferſtehung entgegenharrende, jener Auferſtehung, die ihm mit dem weihnachtlichen Neulicht ſicher kam. Da Wodan aber nun auch, wie wir geſehen haben, Seelenführer, Fahnenträger der Abgeſchiedenen iſt, ſo lag nahe, die in den Herbſtſtürmen von ihm entführten Seelen in derſelben Weiſe wie den Gott ſelbſt, und unter ſeinem Vorſitze im Wolkenberge, ruhend zu denken. Dieſe Vorſtellung hat in der Edda zu der ſchönen Anſchauung geführt, daß in Walhalla, der Wolkenwohnung des himmelbeherrſchenden Schlachtſturmgottes, ſich aller im Kampf ruhmreich gefallenen Krieger Seelen ſammelten, um hier einſt unter des Gottes Vorkämpferſchaft die Schlacht der Götterdämmerung auszufechten. Auch in Deutſchland lebte dieſe Vorſtellung, ja ſie hatte noch eine beſonders liebenswürdige Vertiefung erfahren, indem man die Sterne als die Seelen der Abgeſchiedenen auffaßte, die der Himmelsherr um ſich verſammelt. Darum meint ein ſchweizeriſches Räthſel, deſſen Auflöſung „der Sternenhimmel" iſt: „Der Muot (Wuot) mit dem Breithut hat mehr Gäſte, als der Wald Tannen-

äſte.“ — Im Allgemeinen aber herrſcht doch in deutſcher Sage, ſoweit ſie uns erhalten iſt, die ſchon entſtellte Form des Mythus vor, die den Gott in irdiſchen Bergen ruhen läßt, und gerade in dieſer Geſtalt hat ſie eine ungemein reiche Entwickelung erfahren, indem ſie hundertfältig localiſirt und — gerade wie der Mythus von der wilden Jagd — hiſtoriſchen Lieblingsgeſtalten des Volkes aufs Innigſte verbunden wurde.

An vielen Orten Deutſchlands nämlich weiß man von einem Kriegsheer, das in dem Berge ſchläft, mit irgend einem Helden an der Spitze, ſei es Carolus Magnus, Heinrich der Vogler oder Otto der Große, an deſſen manches Jahrhundert durch inne gehabte Stelle im Kyffhäuſer ſpäter Friedrich Rothbart trat. Jedermann in Norddeutſchland iſt bekannt, wie Barbaroſſa, unten im Berge mit ſeinen Helden ſchlummernd, jenes Auferſtehungstages harrt, an dem die Raben (Wodans Vögel) nicht mehr um den Berg fliegen werden, und jeder Süddeutſche hofft auf den Tag, an dem der Kaiſer Karl an der Spitze eines gewaltigen Heeres aus dem Untersberg bei Salzburg hervorbrechen wird, um die letzte aller Schlachten zu ſchlagen, und nach dem Siege ſeinen glänzenden Heerſchild aufzuhängen an jenem längſt abgeſtorbenen dürren Birnbaum auf dem Walſerfeld, der in dem Augenblicke dann ergrünen, und Deutſchlands neue Größe durch dies lichte Frühlingswunder künden wird. — Dieſe letzte Schlacht des Kaiſers aber, ſie iſt urſprünglich auch nichts anderes, als der in den Lenzſtürmen auszufechtende Kampf zwiſchen Winter und Sommer, und in weiter entwickelter kosmiſcher Auffaſſung die Götterdämmerung, die Weltſchlacht beim Anbruch des jüngſten Tages, jene Wigridsſchlacht der Edda,

„In der zum Kampf ſich finden
Surtur und die ewigen Götter.“ —

Der Baum, an den der auferſtandene Götterkönig den Heerſchild hängen wird, das iſt der Weltenbaum, an welchem die ſiegende Sonne leuchtend erſcheint, ſo daß er, der verdorrte, neu aufgrünt bei ihrem warmen himmliſchen Strahl; ſei dieſer Strahl nun das Neulicht des einzelnen Jahrs, oder das Licht einer neu anbrechenden Weltepoche. In beiden Fällen iſts recht eigentlich der Weihnachtsbaum; und ſo ſteht denn dies volksthümliche, uns allen ſo liebe und vielvertraute feſtliche Symbol an der Schwelle, wie am Ausgang des reichen Sagenkreiſes, der ſich geſchaart hat um Wodan als Jahrgott.

Italien im letzten Halbjahr 1870.

(Fortsetzung.)

Die achtbarsten italienischen Stimmen verdammten den frivolen Hochmuth Frankreichs, und forderten Italiens Neutralität; nur die Rechte in der Kammer, welche meinte, daß man die Neutralität nicht werde festhalten können, verlangte den Anschluß an Frankreich; ja einzelne Politiker hielten dadurch gerade den Erwerb Roms für sicher. Andere gaben zu bedenken, wie wenig Italiens Hülfe in die Wagschale falle, da die Finanzen schlecht und die Anleihen bisher nur auf dem französischen Markt gelungen seien, der jetzt pro domo in Anspruch genommen war; das Heer aber sei nach einem erst vor wenigen Wochen von dem Kriegsminister gethanen Ausspruch in einer Verfassung, die weit hinter der moralischen und materiellen Stärke von 1866 zurückbleibe. Zudem würden Mazziniſten und Garibaldianer diese Gelegenheit nicht ungenützt vorüber gehen lassen. In der italienischen Bevölkerung herrsche das Gefühl vor, daß Nizza und Mentana die Schuld an Frankreich berichtigt habe, und daß dieses die Antipathie Italiens verdient habe. Die Regierung scheint auch zuerst zu bewaffneter Neutralität entschlossen gewesen zu sein, indem sie die zwei verabschiedeten Altersklassen (ca. 60000 Mann) wieder unter die Waffen rief, so daß das Heer bis zur Höhe von 200000 Mann gebracht ward. Zwei Beobachtungslager wurden gebildet, das eine in Ober-, das andere in Unter-Italien. An dem unter dem Vorsitz des Königs in Florenz gehaltenen Ministerrathe, in welchem diese Beschlüsse gefaßt wurden, nahmen außer den Ministern auch andere politische Persönlichkeiten Theil, wie der General Lamarmora. Dabei wurde der Fall in Betracht gezogen, daß der Krieg eine größere Ausdehnung annehmen könnte, bei welcher Eventualität die Bewahrung der Neutralität eine Unmöglichkeit würde. Hier war die Ansicht vorherrschend, daß man sich dann doch an Frankreich anschließe, falls noch andere Mächte ins Feld rücken sollten, da dieses große Anstrengungen mache, um sich den Beistand Italiens zu sichern. Um diesen Punkt drehten sich die häufig wiederholten Unterredungen des Herrn Malaret, Vertreter Frankreichs, mit dem italienischen Minister des Auswärtigen. Am 20. Juli interpellirte bereits der Abgeordnete Corte in der Deputirtenkammer die Regierung wegen der Maßregeln, die sie getroffen habe, um Italien während des Krieges zwischen Preußen und Frankreich einen regelmäßigen Depeschendienst zu sichern. Corte sprach sich für eine ruhige Haltung des Landes aus, und gegen tumultuarische Straßenkundgebungen. Die Neutralität schließe indessen nicht aus, daß sich das Land

genau über die Dinge unterrichte, welche ſich auf dem Kriegsſchauplatze ereignen. Der ganze telegraphiſche Dienſt ſei aber in den Händen der Agentur Stefani, die, mit der Agentur Havas in Paris aſſociirt, nur Nachrichten franzöſiſchen Urſprungs bringe. Man wiſſe aber recht gut, was man von franzöſiſcher Wahrhaftigkeit halten könne. Er forderte die Regierung auf, auch über Berlin Nachrichten einzuziehen, damit die Meldungen aus beiden Lagern ſich gegenſeitig controlirten; das Land könne ſich nicht blos mit franzöſiſchen Nachrichten begnügen. Der Miniſter-Präſident Lanza zollte dem Vorredner Beifall wegen ſeines Tadels der Straßendemonſtrationen; die Regierung müſſe dieſelben um ſo mehr verdammen, als dadurch ein Druck auf ihre Entſchließungen ausgeübt werden ſolle. Das Verlangen, daß das Land directe Nachrichten aus Berlin erhalte, ſei vollkommen berechtigt und er werde dafür Sorge tragen. Die Regierung werde alle Nachrichten veröffentlichen und ſoviel, als ſie dazu in der Lage ſei, Irrthümer berichtigen. Miceli erklärte dem Miniſter ſein Mißfallen über die Aeußerung wegen der Straßendemonſtrationen, er ſei verwundert über ſeine Worte, da in einem freien und conſtitutionellen Lande das Verſammlungsrecht ein heiliges Recht ſei, dem Niemand widerſprechen dürfe; das Volk müſſe ſeine Meinung ausdrücken können. Es folgte eine heftige Scene, weil die Rechte den Redner unterbrach, und nachdem Maſſori aus ihren Reihen erklärt hatte, bei ausnahmsweiſen Ereigniſſen verhalte ſich Parlament und Land, das wahre Volk, ſtill und warte mit Ruhe die Entſchließungen der conſtituirten Gewalten ab — wurde vom Präſidenten dem Redner der Linken Schweigen geboten.

Dem bald darauf in Florenz eingetroffenen Norddeutſchen Botſchafter, Grafen Braſſier de St. Simon, ertheilte in einer Unterredung Visconti Venoſta die Verſicherung, daß die italieniſche Regierung frei von jeder Verpflichtung, und daß es ihre förmliche Abſicht ſei, die ſtrengſte Neutralität zu beobachten, daß die ſeit einigen Tagen im Werke befindlichen Rüſtungen keinen andern Zweck hätten, als den Staat in die Lage zu verſetzen, der neutralen Haltung, die er zu beobachten gedenke, nach allen Seiten hin Achtung zu verſchaffen, und ſich gegen die Anſchläge der extremen Parteien im Innern zu ſichern. Daher brachte am folgenden Tage ſchon die officielle Gazzetta die Erklärung: „Der Regierung iſt notificirt worden, daß zwiſchen Frankreich einerſeits und dem Norddeutſchen Bunde, Bayern, Württemberg, Baden und Heſſen andererſeits der Krieg erklärt worden iſt. Dieſer Kriegszuſtand zwiſchen Mächten, mit denen Italien in Frieden lebt, legt jedem die Pflicht auf, ſich den früher in Kraft getretenen Neutralitäts-Geſetzen und den allgemeinen Grundſätzen des internationalen Rechtes gemäß zu verhalten. Die Perſonen, welche dieſe Pflicht aus den Augen ſetzen, könnten nicht den Schutz der Regierung und ihrer Agenten anrufen und würden die von den beſonderen

und allgemeinen Gesetzen der Staaten festgesetzten Strafen verwirken." Charakteristisch ist, daß an vielen Orten im Volke diese Erklärung mit Mißtrauen aufgenommen wurde. Dasselbe hat sich in Florenz selbst, sowie in Turin, Genua, Palermo, Piacenza durch Volksdemonstrationen kund gegeben; in Mailand wurden sehr ernste Ruhestörungen daraus. Bald ließ sich auch Frate Pantaleo sehen, um den Pöbel mit Invectiven gegen die Regierung, die Verfassung, den König und den Kaiser Napoleon aufzustacheln. Eine von der Polizei aufgelöste Versammlung rottete sich bald wieder zusammen, trug den Mönch wie im Triumphe umher, und vergrößerte sich bald durch einen Zuzug von Arbeitern, die mit Flinten und Bayonnetten bewaffnet waren. Ein wiederholter Versuch, die geschlossenen Läden mehrerer Waffenhändler mit Gewalt zu öffnen, wurde von der öffentlichen Macht vereitelt. Erst nach mehreren Stunden war die Ruhe wieder hergestellt.

Auch in der Kammer schien Mißtrauen vorzuwalten. Mehrfache Anträge auf Discussion der Frage gab es, und heftige Scenen, sogar Tumulte, worauf die Linke ihre Plätze verließ. Je weniger dort Auskunft ertheilt wurde, welche befriedigte, desto mehr wucherten die verschiedenartigsten Gerüchte, welche oft die entgegengesetzten Behauptungen enthielten. Den meisten Glauben fand das Gerücht von der Abreise des ehemaligen italienischen Gesandten in Baden, Cavalière Artom, nach Wien in Sachen einer Tripelallianz mit Oestreich und England. Es war auch nicht ganz unbegründet. Unterhandlungen sind lange geführt worden, doch führten sie nur dazu, daß die drei Mächte gegenseitig sich verpflichteten, aufmerksame, aber ganz unbetheiligte Zuschauer bei dem deutsch-französischen Kriege zu bleiben, nach keiner Seite hin Partei zu nehmen und den ersten passenden Moment zu benutzen, mit vereinten Bemühungen den Frieden zu vermitteln. Eine Consequenz dieser Friedensliga wäre gewesen, daß, wenn eine dieser Mächte gewaltsam provocirt würde und zum Kampfe gezwungen werden sollte, die beiden andern sich auf ihre Seite stellen müßten. Die italienische Regierung legte großen Werth darauf, und sie hatte den Mann zu den Verhandlungen gewählt, von welchem einst Cavour sagte, daß wenn er in einer Angelegenheit am Erfolge verzweifle, er sie ihm, dem Cavalière Artom, in die Hände gebe, um sie zu einem glücklichen Resultat zu führen. Bald nachher legte der Finanzminister Sella einen Gesetzentwurf vor, betreffend einen außerordentlichen Credit von 15 Millionen für das Kriegsbudget und 1 Million für das Marinebudget. Visconti Venosta antwortete auf einige Fragen Nicoteras über die auswärtige Politik, daß Italien eben so wie andere Mächte, welche systematisch bei europäischen Fragen nicht unbetheiligt bleiben können, genau seine Neutralitätspflichten erfülle, und sich seine Actions-Freiheit wahre, indem es darüber wache, daß seine Interessen niemals compromittirt würden. In Bezug auf die römische Frage sagt Visconti Venosta

unter anderm, es wäre die schlechteste Politik, die gegenwärtige Lage zu benutzen, um selbst nur indirect an Gewaltsamkeiten von Seiten Italiens in der römischen Frage glauben zu lassen. Das Ministerium erhielt nach langer Debatte ein Vertrauensvotum mit 181 gegen 103 Stimmen. Aber die Interpellationen wiederholten sich nach wenigen Tagen. Am 31. Juli kritisirte Laporta das Vorgehen der Regierung, indem er ausführte, sie hätte die September-Convention, welche von Frankreich verletzt wurde, und deren Aufrechterhaltung innere Unruhen verursachen könne, kündigen sollen. Lanza erwidert, eine solche Politik würde die von ganz Italien gewünschte Räumung der römischen Staaten gehindert haben und wäre unwürdig; weil sie Frankreich in dem Augenblicke, wo dieses einen Krieg eingeht, Verlegenheiten bereiten würde. Die Regierung fürchte nicht die angedrohten Unruhen, die, von welcher Seite sie auch kämen, unterdrückt werden würden. Im Senate erklärte, auf eine Interpellation Scialoja's, Venosta, daß Frankreich freiwillig zur September-Convention zurückgekehrt sei. Italien stimme diesem Entschlusse bei. Gewalt könne eine moralische Frage, wie die römische sei, nicht lösen. Die Regierung gestatte Niemandem, ihre Intention bei dieser Lösung vorwegzunehmen. Offenbar glaubte die Regierung noch ein siegreiches Vorrücken Frankreichs gegen Deutschland befürchten zu müssen. Auf Grund dieser Annahme wurde folgender Depeschenwechsel zwischen den Cabinetten von Paris und Florenz geführt:

„Der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten an den französischen Gesandten in Florenz. Paris, 2. August 1870. Herr Baron! Als die Ereignisse von 1867 die französischen Truppen, welche im vorhergehenden Jahre aus den römischen Staaten zurückgezogen worden waren, neuerdings dahin führten, machte die kaiserl. Regierung kund, daß ihr Zweck nicht der sei, sich von der Convention vom 15. September 1864 loszumachen. Frankreich intervenirte, um den in diesem Vertrage zu Gunsten des hl. Stuhls stipulirten Schutz herzustellen, erklärte aber zugleich, daß es sich durchaus nicht als von den mit Italien eingegangenen Verbindlichkeiten gelöst betrachte. Das Cabinet von Florenz hat seinerseits nie die Gültigkeit der dasselbe uns gegenüber bindenden Verpflichtungen bestritten. Die Erklärungen, die es uns zukommen ließ, die würdige Sprache, welche letzthin im italienischen Parlament geführt ward, sind uns dafür Bürgen. Wir haben daher die Truppen zurückberufen, welche wir bisher in Civita Vecchia belassen hatten. Die beiden Mächte finden sich also zurückversetzt auf den Boden der Septemberconvention, in Kraft deren Italien sich verpflichtet hat, das päpstliche Gebiet nicht anzugreifen und nöthigenfalls gegen jeden Angriff zu vertheidigen. Indem die beiden Cabinette die verschiedenen Bestimmungen dieses Vertrages wieder in Kraft setzen, ertheilen sie demselben eine neue Bestätigung,

welche seine Autorität befestigt, und nachdem wir jetzt in die Grenzen der Frankreich auferlegten Verbindlichkeiten zurückgekehrt sind, bauen wir mit völligem Vertrauen auf die wachsame Festigkeit, womit Italien alle es angehenden Bestimmungen erfüllen wird. Sie sind hierdurch eingeladen, diese Depesche Herrn Visconti Venosta vorzulesen, und falls er den Wunsch ausdrückt, Abschrift zu belassen. Gramont."

Darauf gab Italien folgende Antwort:

„Der italienische Minister der auswärtigen Angelegenheiten an den italienischen Gesandten in Paris. Florenz, 4. August 1870. Herr Minister! Der außerordentliche Herr Gesandte und bevollmächtigte Minister des Kaisers hat uns Mittheilung gegeben von einer Depesche, womit seine Regierung uns kund macht, daß sie zur Erfüllung der Convention vom 15. September 1864 zurückkehrt, indem sie ihre Truppen aus dem römischen Gebiet abberuft. Die Regierung des Königs nimmt Act von dieser Entschließung der kaiserl. Regierung; Sie, Herr Minister, kennen die Erklärungen, welche ich am 31. Juli letzthin vor dem Parlament abgegeben habe. Ich bitte Sie, dieselbe Sprache bei dem kaiserl. Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu führen. Die Regierung des Königs wird, was sie betrifft, genau den für sie aus den Stipulationen von 1864 hervorgehenden Verpflichtungen nachleben. Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß wir auf eine billige Gegenseitigkeit von Seiten der kaiserlichen Regierung zählen. Sie wollen diese Depesche Sr. Excellenz dem kais. Minister der auswärtigen Angelegenheiten vorlesen und, wenn er es wünscht, Abschrift davon geben. Visconti Venosta."

In Rom war man rathlos, als die Franzosen völlig abzogen. Der Papst hatte erklärt, er werde sich nie von Soldaten Neu-Italiens bewachen lassen, vielmehr in diesem Falle für die eigene Freiheit und Würde des Kirchenoberhaupts zu sorgen wissen. Die Klerikalen verwünschen den Urheber dieser gefährlichen Isolirung und wollen nun nicht mehr, wie bereits arrangirt war, in regelmäßigen Conventikeln für Napoleons Sieg über Preußen beten. Die Redactionen der in Rom erscheinenden Blätter werden von der päpstlichen Regierung bedeutet, in dem Streite Frankreichs mit Preußen nicht Partei zu nehmen. Aber unter den Prälaten und in den Vorzimmern des Vaticans, in den Salons und den Kaffeehäusern der Liberalen, ebenso unter der Landbevölkerung wünschte Alles den deutschen Waffen Sieg, eine Niederlage Frankreichs und den Sturz Napoleons. Officiell dagegen erließ der Minister des Innern an die Provinzialbehörden folgendes Rundschreiben:

„Se. Excellenz der Cardinalstaatssecretär theilte mir am 26. d. mit, daß die Regierung des heil. Vaters aus Rücksicht auf ihren Charakter und das Interesse der Unterthanen erklärt habe, während des ausgebrochenen Krieges jene absolute Neutralität halten zu wollen, welche stets ihre politische

Haltung den kriegführenden Mächten gegenüber bestimmte. Ich setze Sie mit dem Ersuchen davon in Kenntniß, Ihre Untergebenen zu der gewissenhaftesten Beobachtung anzuhalten, soviel jedem von den Vorschriften des internationalen Rechts bezüglich der neutralen Mächte obliegt, um der Wohlthaten davon nicht verlustig zu gehen, zumal derer, welche auf dem Pariser Congreß 1856 vereinbart wurden."

Viele bange Stunden veranlaßte die Sorge vor dem Einmarsche der italienischen Truppen, wie die Furcht vor einem Angriffe Garibaldi's und der Republikaner. Man forschte in der Stadt nach den Anhängern derselben, es fanden Verhaftungen statt, man entdeckte sogar Waffenniederlagen. Ein Theil der Rathgeber des Papstes strebte, ihn zur Flucht zu bewegen, ein anderer rieth, auszuharren und die Thatsachen widerstandslos abzuwarten. Das war der Rath der Jesuiten; ihr Plan aber war, den Papst nicht fortzulassen, da sie fürchteten, daß eine nochmalige Flucht den Untergang der weltlichen Herrschaft herbeiführen würde und den Triumph der Geistlichkeit, welche ihnen Feind ist. Pius IX. hatte beabsichtigt, die Stadt zu verlassen und sich zunächst nach Malta einzuschiffen, aber die Aerzte widersetzten sich diesem Plane wegen seines Alters, seiner Gesundheit. Zudem hatte Napoleon in einem Briefe beruhigende Zusicherungen für jetzt und für die Zukunft gegeben.

Der König Victor Emanuel schrieb an den Papst, um ihn zu versichern, daß er von der italienischen Regierung eben so gut geschützt werden solle, wie von der französischen. Man sagt, er habe darauf keine Antwort erhalten. Gleichzeitig wurden mehrere Observationscorps an der römischen Grenze aufgestellt, „um das päpstliche Gebiet zu schützen." Ein Corps bei Chiavone commandirte General Pianelli, eines in den Marken General Cadorna, ein drittes, an den Grenzen gegen Neapel, Petinengo.

Unterdeß waren die Nachrichten von den Siegen des Kronprinzen von Preußen eingetroffen, den der Kronprinz Humbert und die Herzogin von Genua beglückwünschten. Der Graf Brassier de St. Simon war Gegenstand einer ganz besonderen Aufmerksamkeit, da man in Italien sehr wohl begriff, welche Folgen die fortgesetzten Siege Deutschlands haben würden. Trotzdem hatten dieselben bei der italienischen Regierung zunächst die eigenthümliche Folge, daß die Rüstungen Italiens in höherem Grade fortgesetzt wurden, und am 16. August Lanza in der Kammer folgende Erklärung abgab: „Die Ereignisse haben unsere Haltung nicht geändert, dieselben lassen jedoch die Dringlichkeit erkennen, die nöthigen Maßregeln zu ergreifen, um ohne Schwäche und Unruhe zu bleiben. Es ist nöthig, daß wir unsere Kräfte verstärken um für die innere Sicherheit zu sorgen. In Folge dessen hat sich die Regierung entschlossen, zwei weitere Altersklassen einzuberufen; sie verlangt einen Credit von 40 Millionen, welche die Nationalbank beschaffen wird. Ebenso

fordert die Regierung die Befugniß für das Verbot der Pferdeausfuhr." Natürlich legten solche Rüstungen dem ausgesogenen Lande, das ohnedies mit Schulden belastet war, große Opfer auf. Man wurde mißtrauisch und meinte, die Regierung dürfe sich der Pflicht nicht entziehen, klaren Aufschluß über die Zwecke zu geben, zu denen sie die Rüstungen zu verwenden gedenke. Man interpellirte sie wegen der Neutralität und in Betreff ihres Verhältnisses zu Preußen, das nicht als das freundlichste erschien, nachdem in dem offenen Briefwechsel zwischen Theodor Mommsen und Terenzo Mamiani von dem Letzteren Aeußerungen ausgesprochen worden waren, die man für übereinstimmend mit den Meinungen des italienischen Ministeriums hielt. Mommsen constatirte Deutschlands Sympathie für Italien und rieth zur Neutralität Italiens; der Kampf könne sonst zum Racenkriege zwischen den lateinischen und germanischen Völkern ausarten. Er erinnerte an die internationalen Sünden Napoleons und schloß mit den Worten: „Deutschland strebe nicht nach dem, was Italien rechtlich gebührt. Die Niederlage Napoleons befreie Italien vom französischen Joche und sichere dessen Bestand, so wie dessen Freiheit." Mamiani warf den Deutschen Gelüste nach der Minciogrenze vor und behauptete, ein einiges großes Deutschland sei eine fortwährende Drohung gegen Italien, weil — im Jahre 1848 einmal bei der östreichischen Partei im deutschen Parlament diese Idee aufgetaucht und zur Sprache gebracht worden war, welche damals wenig Anklang fand, heute wohl keinen Anhänger in Deutschland mehr haben wird. Für die Sympathien Italiens zu Frankreich gibt er als Grund die Dienste an, welche ihm dieses geleistet, ohne zu bedenken, daß nicht Frankreich den Italienern den Dienst geleistet, sondern Napoleon, der sich dafür auf die verschiedenste Weise bezahlt gemacht hat und noch mehr machen wollte. — Natürlich war, daß man die italienische Regierung einverstanden mit solchen Gedanken hielt, als sie ihre Rüstungen ausdehnte und den Credit von 40 Millionen verlangte. Andrerseits konnte man nicht annehmen, daß Italien jetzt noch eine directe Hülfe Frankreich zu leisten beabsichtige, da die Bemühungen des Prinzen Napoleon, der bei Zeiten dem feindlichen Feuer entronnen war, so gut als gescheitert angesehen werden konnten. Nur darüber schien man ein Auge zuzudrücken, daß die italienischen Waffenfabriken in Turin und Brescia Gewehrlieferungen für Frankreich ausführten, wie dies ja von England und auch von Oestreich geschah. Die Sendungen aus letzterem wurden freilich in Chur mit Beschlag belegt. Aber man sah doch den guten Willen.

In vielen Städten des Landes hatte die Agitation zugenommen. Jetzt werden Volksversammlungen veranstaltet, um die Regierung zur Occupation Roms zu drängen, und dieselbe zeigt sich nun um so geneigter, dem Drängen nachzugeben, je mehr die Nachrichten aus Frankreich eine vollständige Aende-

rung der Dinge in den Regierungsverhältnissen in nahe Aussicht stellen. Im Princip wird daher im Ministerrathe schon am 26. August der Beschluß gefaßt, Rom zu besetzen, da man glaubt, die Schwierigkeiten beseitigt zu haben, welche etwa von andern Mächten dagegen erhoben werden könnten, indem man denselben, namentlich in Wien durch Minghetti den Entschluß notificirt hatte. An ihren Agenten in Rom hatte die italienische Regierung gleichfalls sofort eine Mittheilung erlassen, deren Hauptinhalt folgender war: „Die Regierung habe die ausdrücklich als private bezeichneten Erklärungen Nardi's während seiner Anwesenheit in Florenz mit lebhafter Befriedigung entgegengenommen. Sie sei entschlossen, alle Maßregeln zu ergreifen, welche dazu dienen können, die Unabhängigkeit des päpstlichen Stuhls und des Oberhauptes der katholischen Kirche zu sichern, indem sie ihn mit allen Garantien und Prärogativen umgebe, welche zur Erfüllung seiner geistlichen Mission nöthig seien. Ein anderes Recht erkenne sie nicht an und könne sie nicht anerkennen, außer dem nationalen Rechte auf eine volle und absolute Integrität der Territoriums der Nation. Dieses Recht, von der National-Repräsentation wiederholt ausgesprochen, durch die Septemberconvention verloren gegangen, verlange, aus der Frage der weltlichen Herrschaft des Papstes eine rein italienische zu machen, dasselbe Recht übrigens, welches die Regierung des Königs zu allen Zeiten festgehalten habe. Gegenüber den Verhältnissen, Traditionen und Gewohnheiten der römischen Curie sei in Bezug auf die Lösung der römischen Frage eine Verständigung nicht zu hoffen. Der lebhafteste und aufrichtigste Wunsch des Königs sei, Sr. Eminenz ans Herz zu legen, daß im Interesse der Würde und des Ansehens der Kirche namentlich, und der Gewissensberuhigung, jeder Anschein von Gewalt vermieden werden möge. Der Papst dürfe allezeit auf die größte Hochachtung und Ehrerbietung seiten der Regierung rechnen. Im Uebrigen aber sei dieselbe entschlossen, den Rest des ehemaligen Kirchenstaates mit dem Königreich Italien zu vereinigen. Und zu diesem Zwecke würden die königlichen Truppen in denselben einrücken. Die Regierungsgewalt werde unmittelbar auf den König übergehen. Bis zur Einvernehmung des Parlaments werde an der Form der Administration und Justizverwaltung, welche im Augenblick in Geltung sei, nichts geändert werden, soweit nicht von der öffentlichen Sicherheit anderes verlangt werde. Anlangend die Besetzung der Stadt Rom selber, werde sie gleichzeitig mit der des römischen Gebiets erfolgen, aber lediglich zum Zweck einfacher Besitzergreifung mittelst der Aufhissung der Nationalflagge auf dem Castell Sant Angelo. Unmittelbar nach Vornahme des Aktes würden sich die königlichen Truppen aus der Stadt wieder zurückziehen, und nur eine einzige Compagnie zum Schutze der Flagge, und eine Anzahl von Carabinieri zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit daselbst zurück-

laſſen. Mit dem Augenblick des Einrückens der königlichen Truppen müſſe aber jede bewaffnete Macht im Kirchenſtaat als aufgehoben betrachtet werden. Die fremden Söldner müßten in ihre Heimath geſchickt, die Eingeborenen dem italieniſchen Heere einverleibt werden. Die Regierung werde dafür ſorgen, daß dem Oberhaupte der Kirche die im Hinblick auf ſeine Stellung unentbehrlichen Einkünfte nicht fehlen. Demſelben werde auch die Unverletzbarkeit ſeiner Perſon und der Perſonen ſeiner Umgebung, des Klerus und zugleich die volle und freie Ausübung der kirchlichen Gewalt garantirt. Jede weitere Beſtimmung über die Beziehungen des heiligen Stuhles zum Staate und die Verhältniſſe der Stadt Rom als Hauptſtadt Italiens, über die Ausübung der Kirchengewalt und Reſidenz des Oberhauptes der Kirche, müſſe beſonderen ſpäteren Verhandlungen vorbehalten bleiben, und würde die Regierung des Königs dabei mit aller Loyalität vorgehen, welche in der freiheitlichen Geſtaltung des Königreichs und den freien Principien ihren Grund hätte, von denen die Regierung deſſelben geleitet werde."

Man kann ſich die ungeheure Aufregung denken, in welche man im Vatican verſetzt wurde. Es wurde bei mehreren Mächten angefragt, welche Haltung dieſelben bezüglich der weltlichen Macht und Herrſchaft des Papſtes einnehmen würden. Aber die Antworten lauteten ausweichend; die Mächte verſicherten, ſie reſpectirten die geiſtliche Macht. Der Hauptbeſchützer war machtlos; von den beiden andern katholiſchen Staaten, Spanien und Oeſtreich-Ungarn, war von erſterem gar nichts zu erwarten, der letztere war theils mit den inneren Angelegenheiten zu ſehr beſchäftigt, um ſein Gewicht geltend zu machen, theils waren die Beziehungen durch das Concil und deſſen Erfolge veränderte geworden und einigermaßen erkaltet. Kleinere Staaten, wie Bayern, konnten höchſtens ihre Theilnahme kund geben, aber weder einen Einfluß ausüben, noch eine Entſcheidung herbeiführen. Die proteſtantiſchen Staaten ſtanden dem Intereſſe der weltlichen Macht Roms zu fern, und waren auch Italiens Dynaſtie und Regierung ſo befreundet, daß ſie nicht Veranlaſſung fanden, in irgend einer Weiſe feindlich gegen dieſelben aufzutreten. So hatte auch Preußen erklärt, es laſſe aus dieſem Grunde Italien freie Hand, und wünſche nur die Freiheit des Papſtes in geiſtlichen Dingen ungeſchmälert erhalten zu ſehen, ſowie die Garantirung des freien Verkehrs ſeiner katholiſchen Unterthanen mit ihm.

Um die Beſorgniſſe vor der Beſitznahme zu zerſtreuen, erhielt der Redacteur des Oſſervatore Romano die Weiſung, folgendes Communiqué aufzunehmen: „Das Gerücht, daß eine große Anzahl Truppen von der italieniſchen Regierung an den Grenzen zuſammengezogen worden, hat nicht verfehlt, in Rom einen bedeutenden Eindruck zu machen, zumal es heißt, die Truppen hätten einen andern Zweck, als Garibaldianiſche Banden von der Ueberſchrei-

tung der Grenzen abzuhalten. Wir ſind indeß in der Lage, alle Gerüchte von einer Invaſion für rein erfunden zu bezeichnen. Manche mögen ſie verbreiten, um der päpſtlichen Regierung Schwierigkeiten zu bereiten. Die italieniſchen Truppen werden aber nie die Grenze paſſiren, und den päpſtlichen Truppen niemals die geringſte Unannehmlichkeit bereiten u. ſ. w." Die Aufregung war aber in der That viel ſchlimmer über andere Dinge, wie z. B. über die Mordthaten, welche in der Stadt durch fremde Lohnſoldaten verübt wurden. Ein Zuave erſchoß drei Bürger und verwundete noch mehr; ein Soldat von der Legion d'Antibes ermordete einen ſchlafenden Mann, und verwundete eine Frau mit zwei Kindern. Die Regierung erklärte beide für betrunken! Niemand wagte mehr auszugehen, und die Geduld der Bürger war erſchöpft. Dabei dauerten die Verhaftungen aller halbwegs Verdächtigen fort. Die Soldaten der Legion fingen an zu tumultuiren, weil ſie entlaſſen ſein wollten, um nach Frankreich in den Kampf zu gehen. Da der General Kanzler die Bittſteller abſchlägig beſchied, wendeten ſie ſich an den franzöſiſchen Geſandten, den Marquis de Banneville, um Vermittelung und Unterſtützung ihres Geſuches. Der war jedoch in Folge ſeiner diplomatiſchen Stellung nicht in der Lage, dieſem Verlangen zu entſprechen. Den etwaigen ſtürmiſchen Manifeſtationen der Legionäre zu begegnen, hatte der Marquis am 21. Auguſt (Sonntags) die Thore des Palaſtes Colonna ſchließen laſſen, was ſonſt nur bei tiefer Trauer zu geſchehen pflegt. Daraus hatte man in Rom irrigerweiſe auf eine Nachricht vom Tode des Kaiſers Napoleon geſchloſſen. Dieſer Irrthum konnte erſt am folgenden Tage berichtigt werden, da Sonntags dort natürlich keine Zeitung erſcheinen durfte. Die Stellung des franzöſiſchen Geſandten war überhaupt keine ſonderlich angenehme, ſeitdem Napoleon den Papſt ſeinem Schickſale überlaſſen hatte. Ihm mußte alſo doppelt peinlich ſein, daß ſeine Landsleute ſo tumultuariſch ihre Entlaſſung verlangten. Auf ſeine Verwendung, und in Folge ihrer Widerſpenſtigkeit, wurde ſpäter die Legion aufgelöſt. Man ſoll nachher den Marquis dadurch chicanirt haben, daß man ihm die angekommenen telegraphiſchen Depeſchen 10 bis 12 Stunden lang vorenthielt. Auch zwiſchen den Legionären und den Carabinieri, die meiſt aus Deutſchen beſtanden, war es in Folge der Nachrichten von den deutſchen Siegen zu Kämpfen gekommen, wobei 120 Mann verwundet wurden, von denen mehrere im Militär-Hoſpital ſtarben.

Als nicht mehr daran gezweifelt werden konnte, daß der Vormarſch der italieniſchen Truppen in das römiſche Gebiet erfolgen werde, ertheilte der Kriegsminiſter den außerhalb Roms befindlichen Truppen den Befehl, ſich in Marſchbereitſchaft zu halten, um auf telegraphiſche Weiſung ſich ſogleich nach Rom verfügen zu können. Patrouillen von Infanterie und Cavallerie, die nach der Grenze entſendet waren, hatten berichtet, daß in der That die meiſten

Grenzorte des Kirchenstaates von italienischen Soldaten angefüllt seien. Aber obwohl bereits seit acht Tagen der Beschluß der Occupation gefaßt worden war, wurde noch nicht zu dessen Ausführung geschritten. Da traf am 3. September die Nachricht von der Gefangennehmung Napoleons ein. Sofort hielten die in Florenz anwesenden Deputirten der Linken eine Versammlung. Briefe und Telegramme wurden von ihnen in die Provinzen abgeschickt, und am 4. fanden in Mailand, Turin, Parma, Neapel und in andern Städten große Versammlungen statt. Nachmittags begab sich in Florenz eine Commission der Linken, bestehend aus Mancini, Cairoli, Laporta und Oliva, in den Palazzo Ricciardi, wo sie, vom Minister-Präsidenten empfangen, unverzügliche Besitznahme Rom's verlangte. „Eine Verzögerung würde als Verrath an der Nation betrachtet werden." In Folge dessen fand an demselben Tage zweimal Ministerrath unter des Königs Vorsitze statt. Der zweite währte bis in die späte Nacht; am 5. früh wurde er wieder fortgesetzt, doch wurde ein definitiver Bescheid nicht gefaßt, da eine Stimme zu dem Beschlusse der sofortigen Occupation Roms fehlte. Raelli, Sella, Gavone, Castagnola stimmten dafür, die übrigen Minister bedingungsweise dagegen. An die Deputirten der Linken ging eine Antwort des Gesammt-Ministeriums ab, welche lautete: „Die Regierung wird in der römischen Angelegenheit gemäß den abgegebenen Erklärungen in der Kammer und im Senate verfahren und ist bereit, über ihre politische Haltung dem Parlament Rechenschaft zu legen." (Fortsetzung folgt.)

Luxemburg und Holland.

Haarlem, Ende Januar 1871.

Das Verhältniß, in welchem die beiden Staaten zu einander stehen, deren Kronen seit König Wilhelm I. im erblichen Besitz des Hauses Oranien sind, wird in Deutschland mannigfach irrthümlich aufgefaßt. Vielfach ist die Meinung verbreitet, daß Luxemburg mit den Niederlanden in einer engeren politischen Verbindung stehe; daß z. B. das Gebiet des Großherzogthums zum niederländischen gerechnet werden müsse — so wie neuerdings noch auf der Karte des Elsaß in Petermann's geographischen Mittheilungen — und daß unsere Regierung Einfluß ausübe auf die Geschäfte in Luxemburg. Diese Meinung wurde zwar sehr unterstützt durch die Handlungen des Ministeriums

van Zuylen-Heemskerk im Jahre 1867; sie ist jedoch nichtsdestoweniger ganz falsch.

Auf dem wiener Congresse wurde Luxemburg dem Hause Oranien als Ersatz für die Abtretung seiner Erbrechte im Herzogthum Nassau gegeben. Ob man bei dem Länderhandel damals eine Vergrößerung der Niederlande mit dieser Transaction bezweckte, ist sehr zweifelhaft, da das Großherzogthum im deutschen Bund blieb. Jedenfalls aber wurde sie von den Holländern nur als eine Personalunion aufgefaßt. Während der Vereinigung der südlichen und nördlichen Niederlande, und dem ziemlich autokratischen Regiment Wilhelm I., trat dieses Verhältniß nicht in ein so scharfes Licht, wie nach der belgischen Revolution, wo nicht allein die Verwaltung, sondern Verfassung und Regierung des Großherzogthums vom Königreich völlig getrennt wurden. Nach der Verfassung des Jahres 1814 war Luxemburg von Holland getrennt, nach derjenigen aber v. J. 1815 wurde es damit vereinigt. Es wurde eine reine Personalunion der beiden Länder hergestellt; nur die Person des Fürsten haben beide gemein. Bis zur Auflösung des Bundestages bestand die einzige Gemeinschaftlichkeit des Handelns in der Vertretung beim Bundestag in Frankfurt, wo dieselbe Person die Niederlande für Limburg und Luxemburg vertrat. Seit 1866 hat aber auch dieses Zusammengehen aufgehört, so daß wir Holländer politisch dem Großherzogthum völlig fremd sind.

Diese Trennung hat zu einer völligen Abneigung der Holländer gegen Luxemburg geführt. Man wäre diesseits froh, wenn auch das letzte Band, das uns noch durch die Person des Fürsten an das entfernte Ländchen knüpft — die Union — gelöst würde. Nichts käme uns erwünschter, als wenn es durch den einen oder andern Vertrag einem andern Herrscher überlassen würde, so daß wir selbst keine Erinnerung mehr an dasselbe haben. Von uns muß man aber Nichts in dieser Richtung erwarten, da wir weder Recht noch Lust haben, uns in die Angelegenheiten des Großherzogthums zu mischen.

Die Bemühungen des Herrn van Zuylen bei dem projectirten Verkauf Luxemburgs an Frankreich, die uns von ihm aufgebürdete Mitgarantie der Neutralität jenes Fürstenthums, waren eine Hauptursache des Falls seines Ministeriums. Zwar berief sich derselbe auf das gegebene Verhältniß unseres Königs zum Großherzogthum; aber das half ihm nichts: die Furcht, einmal in Händel verwickelt zu werden, die Möglichkeit, man könne sich zu Gunsten der Interessen unseres Königs als Großherzog, zum Handeln hinreißen lassen, oder unsere Regierung könne zu Gunsten derjenigen von Luxemburg einschreiten, — diese Furcht schon drückte uns wie ein Alp und lastet noch heute auf uns.

Für Deutsche wird diese Auffassung des Verhältnisses unseres König-

reichs zum Großherzogthum großentheils unbegreiflich sein. Daß die Holländer für die Person ihres Königs so wenig Sympathien fühlen, daß ihnen die Interessen ihres Fürsten so gleichgiltig sind, wird Manchem unverständlich sein. Der altdeutsche Zug der persönlichen Hingebung des Dienstmanns an den Herrn, des Unterthanen an den Fürsten, ist dem Holländer fremd. Sein stark entwickelter Egoismus tritt überall hervor und zieht sich als rother Faden durch seine ganze Geschichte. Immer kleinliche, selbstsüchtige Händel zwischen Städten, Provinzen, Volk und Statthalter oder Fürst, die nur in den Zeiten der äußersten Noth für kurze Zeit ruhen. Die Sympathie für das Haus Oranien ist innig mit unsern Traditionen aus unserer glänzenden Zeit verbunden; und im Abglanz dieser Tage denkt sich der Fremde unser Königthum; aber dem jetzigen Nachkommen Wilhelm des Schweigers zollt man nichts von der Anhänglichkeit, wie der Deutsche oder Engländer seinen Fürsten.

Ein Beispiel so abstracter Personalunion ist anderwärts unbekannt. Ueberall, wo zwei Länder durch einen Herrscher verbunden waren, hat man auch die politische Vereinigung zu Stande zu bringen gesucht. Eigentlich ist eine solche bloße Union, wo eine nähere Verbindung der betreffenden Gebiete unmöglich, oder nicht wünschenswerth ist, ein unnatürliches Verhältniß. Aber einestheils wünschen die Niederlande nicht, ihr Landesgebiet zu erweitern, andererseits ist eine politische Einigung mit Luxemburg ein Unding. Darum wäre eine Trennung der beiden Kronen für uns das Ersprießlichste.

Was nun die Zustimmung der luxemburgischen Bevölkerung bei einer Aenderung ihrer Lage betrifft, so hat man dieselbe Anfangs stark betont. Man begreift wohl, daß dieselbe sich in ihrem gegenwärtigen Zustand sehr wohl befindet, und sich deshalb in Loyalitätsadressen an den Großherzog und Prinzen-Statthalter ergeht. Dagegen finden die Wünsche der Luxemburger nach Erhaltung ihrer begünstigten Sonderstellung hier sehr wenig Anklang. Freilich wird man nach unsern Begriffen diesen, wenn auch ungerechten Wünschen Rechnung tragen müssen, und darin liegt die Schwierigkeit bei einer Annexion durch Deutschland.

Bei den ersten Gerüchten über die Bismarck'sche Note in Betreff der Luxemburger Neutralität brach zwar wieder ein Sturm los gegen diesen treulosen Vertragsbruch; da aber eine sofortige preußische Occupation ausblieb, und der Wortlaut der Note ein wesentlich anderer war, als Anfangs verkündet wurde, so haben wir uns bald wieder beruhigt, und wir hoffen nun, daß wir von dieser lästigen Angelegenheit baldigst erlöst werden. Im Uebrigen hat man sich aber die ganze Sache hier nicht sehr angelegen sein lassen, und das große Publikum weiß schließlich von Luxemburg so wenig, daß es sich auch kein Urtheil bilden kann. Es weiß nur, daß wir Niederländer nichts

damit zu ſchaffen haben, da unſere Garantie der Neutralität nach engliſchem Begriff ja ſchon verfallen iſt. Hätte die Preſſe in England nicht mit ſo maßloſer Uebertreibung von der Sache geredet, dann wäre ſie hier wohl, ohne Eindruck zu machen, kaum bemerkt vorüber gegangen. Indeſſen hat ſie, obgleich ſich herausgeſtellt hat daß von einem Vertragsbruch nicht die Rede ſein kann, der hieſigen Pruſſophobie neue Nahrung gegeben.

Merkwürdig iſt, zu welchen Abgeſchmacktheiten dieſe Furcht, ja dieſer Haß die Leute treibt. So hat man z. B. einen Defenſivbund zwiſchen England, Belgien, Holland und Scandinavien vorgeſchlagen, und unſere Zeitungen redeten allen Ernſtes davon. Die Ultramontanen behaupten, bei Einführung der allgemeinen Wehrpflicht bei uns, könnte Preußen ſich derſelben zur Erreichung ſeiner eigenen Zwecke bedienen. Denn daß Preußen uns annectiren will, kann man den Leuten nicht aus dem Sinn reden, das bildet einen Glaubensartikel des richtigen Holländers. Aber eben dieſe Furcht iſt Frucht und Zeugniß der eigenen, innern Schwäche. Das Nationalitätsgefühl äußert ſich in der Abneigung und in der Mißgunſt gegen den Mächtigern, und nicht in dem ruhigen Bewußtſein des Willens, das Vaterland mit aufopfernder Hingebung zu vertheidigen, welches die ſittliche Kraft verleiht, auch dem Feinde Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Man verdächtigt lieber den Gegner, und ſtreut unwahre Berichte über ihn aus, oder ſtellt ſein Benehmen in ein falſches Licht. Trotzdem ſich herausgeſtellt hat, daß die dem Grafen Bismarck untergeſchobene Abſicht, Luxemburg ſofort einzuverleiben, ſich nicht bewahrheitet hat, ſo läßt man dennoch die Beſchuldigung nicht fallen. Man weiß ſich zu helfen; man nimmt einfach an, die Abſicht habe beſtanden, aber die Ausführung ſei verhindert worden. Zu bedauern iſt, daß durch ſolche unehrliche Mittel das Mißtrauen gegen Deutſchland genährt wird. Wir haben uns bisher nicht im Geringſten über irgend eine unfreundliche That unſeres mächtigen Nachbarn zu beklagen gehabt; bleibt aber unſere Abneigung beſtehen, dann iſt ihm nicht übel zu nehmen, wenn künftig ſeine guten Geſinnungen ſich ändern. Man kann ein guter Niederländer ſein, und anderen Nationen dennoch Recht widerfahren laſſen. Unſere ganze Haltung aber bei dem gegenwärtigen Krieg iſt die der Charakterloſigkeit und Schwäche, die bei uns überall herrſchen. Man hat nicht den Muth, ſich zu Gunſten Frankreichs zu erklären, und doch verurtheilt man die Deutſchen. Zerfahrenheit, Halbheit iſt unſer Loos, deren Quell der Verfall der ſittlichen Würde iſt.

Verleumdung iſt eine verabſcheuungswürdige Waffe, ein ſcheußliches Laſter, wie der Berliner ſagen würde. Daß dieſelbe von den Holländern ſo gern gebraucht wird, zeigt, wie weit franzöſiſche Civiliſation auch bei uns durchgedrungen iſt. Germaniſche Treue und Ehrlichkeit hat welſcher Lügenhaftig-

keit Raum gemacht, und selbst bis in die untersten Schichten unserer Bevölkerung ist diese Wandlung merkbar.

Dem Siege der deutschen Waffen folgt zweifelsohne auch der mächtige Einfluß deutschen Geistes. Wenn nun der nahe bevorstehende Friede geschlossen ist, die Aufregung der Gemüther zur Ruhe kommt; wenn die Geschichte anfängt, die Wahrheit aus dem Chaos der verschiedensten, sich widersprechenden Nachrichten und noch unbekannten Thatsachen ans Licht zu ziehen: dann wird Mancher, der sich durch unsinniges Schreien und Declamiren zur Geltung bringen will, schweigen müssen; dann wird auch das hiesige tolle Gebaren ein Ende nehmen, und die Holländer werden, wenn auch widerstrebend, zu einer besseren Einsicht und zu richtiger Schätzung der Thatsachen und Zustände kommen. Vorläufig muß man die Wuth, in welcher ein Theil unseres Volkes hineingerathen ist, ruhig austoben lassen; dagegen läßt sich nicht mit Vernunftgründen streiten.

Die Franzosen in Deutschland 1870.

Die Mittheilungen, welche wir im Folgenden machen, fußen auf einem mehrere Monate andauernden Verkehr mit den in verschiedenen deutschen Festungen internirten französischen Kriegsgefangenen. Was wir in dieser Beziehung wahrnahmen, rubricirten wir seit dem August 1870; viele Tausende unserer rothhosigen Gäste gingen an unseren Augen vorüber, und so sind unsere kurzen Skizzen wohl immerhin das Ergebniß einer systematischen Massenbeobachtung und fallen also in das Gebiet der Statistik. Zahlen allerdings wollen wir nicht geben; diese würden hier nichts beweisen, denn alle Franzosen in Deutschland zu sehen war uns nicht vergönnt und dürfte auch für einen Einzelnen schwer sein. Ermattete doch selbst der scharfe Blick unseres Vogel von Falckenstein an dem ewigen Krapproth der französischen Uniformen, als der General neulich eine Inspectionsreise in die Festungen der ihm anvertrauten Küstenlande unternahm.

Aber jetzt im Winter, von der allgemeinen Schneeumgebung gehoben, erscheint jene nationale Farbe erst recht grell; wie ganz anders machte sich dies beliebte Roth, mit dem auch Vernet auf den großen Bildern der Versailler Galerien recht verschwenderisch umzugehen sich nicht gescheut hat, am 6. August 1870, als die ersten bei Weißenburg gefangen genommenen Troupiers in Berlin eingebracht wurden. Chocoladenbraun und in noch ärgeren Tinten verschossen sah es aus, und trug wesentlich dazu bei, den ersten Eindruck, welchen die Weltbesieger auf das längs der Berliner Verbindungsbahn sich stauende und staunende Publikum machten, zu keinem angenehmen, geschweige denn noblen zu machen. Wie anders hatte man die glorreichen Prätorianer sich vorgestellt; wie anders hatte man sie gesehen, wenn man in Paris gewesen war! Doch zeigte sich später, daß man auch besser equipirte Gefangene unsererseits den Berlinern zu bieten verstand als jene ersten von Weißenburg und Wörth, die nach des alten Fritzen Ausdruck nicht anders aussahn, „als wie die Heupferde“. Ueberhaupt mußte auch dem oberflächlichen Betrachter die Wahrnehmung sich aufdrängen, daß trotz der vielgerühmten homogénité des centralisirtesten Staats der Welt dennoch viele Unterschiede zwischen den mehrmal hunderttausend Mann bestehen, die wir bei uns zu sehen die Ehre haben.

Divide et impera! war so lange der Wahlspruch des Cäsars, dem diese Legionen noch vor sechs Monaten huldigten. Wenden wir die Regel auf die kriegsgefangene Armee an, um den gleichmachenden Firniß aufzulösen, der für

die meisten bisherigen Beschreiber des französischen Heeres undurchdringlich schien, so finden wir, daß die Theilung und Eintheilung nicht gar schwer ist. Die Besonderheiten, die sonst unter der egalisirenden Decke verborgen waren, treten jetzt deutlich zu Tage, nachdem die eigenthümlich soupçonneuse Disciplin der Armee des zweiten Kaiserreichs aufgehoben ist, nachdem durch die Folgen des Kriegs die centralisirende, für jedes Regiment die Ersatzmannschaften aller Departements in Anspruch nehmende Organisation ihre Wirkungen ebenso wenig mehr äußern kann, als die Einrichtung, daß jedes französische Regiment oder Bataillon so oft als möglich, nicht selten drei- oder viermal im Jahre seinen Standort ändern mußte. Während gar nichts Seltenes ist, Leute zu finden, die bei zweijähriger Dienstzeit schon ganz Frankreich durchmarschirt haben, weil sie in sieben ganz verschieden auseinandergelegenen Garnisonen gewesen sind, gönnt die preußische Militärverwaltung den Gefangenen jetzt das Vergnügen, mehr als sechs Monate an einem Ort bleiben zu dürfen, dessen sie in Frankreich selten theilhaftig waren.

Auf der andern Seite sind die Gefangenen jetzt gänzlich dérégimentés. Selten sind, Dank der Vorsicht unserer Administration mehr als zwei Compagnien von Einem Regiment an demselben Orte zusammen. Da bildet sich denn das, was in Frankreich verpönt war, unter den Soldaten aus: die Landsmannschaftlichkeit. Es finden sich die Eingebornen der verschiedenen Departements je nach ihren Geburtsgegenden zusammen, soweit die Bewachung der preußischen Soldaten das zuläßt; alte Bekanntschaften erneuern sich; Jugendfreunde, die Jahre lang nichts von einander gehört haben, müssen sich „so wiederfinden". Da sind denn die politischen Anschauungen der Gefangenen nach den Provinzen sehr auseinandergehend, und wenn wir in unseren Mittheilungen den politisch-culturgeschichtlichen Moment hervorheben wollen, müssen wir die *erste* Trennungslinie unter den Franzosen in Deutschland nach deren verschiedener geographischen *Abstammung* ziehen.

Eine *zweite* Kategorisirung ergibt sich dann von selbst nach dem *socialen* Princip; die Gefangenen gliedern sich in die drei Stände der Officiere, sous-officiers (nicht mit den deutschen Unterofficieren zu verwechseln), und die Gemeinen. Durch die verschiedene Behandlung, welche diese drei Classen in empfindlicher Weise von Seiten der beaufsichtigenden Behörde erfahren, wird die, namentlich zwischen der ersten und zweiten Schicht schon sonst bestehende, Rivalität bedeutend gesteigert, und man kann darauf wetten, daß, wenn es jetzt zu einem Plebiscit innerhalb der Armee Gelegenheit gäbe, die sous-officiers einfach aus Erbitterung die den Officieren entgegengesetzte Partei ergreifen würden. Man denke auch nur: die Officiere haben sämmtlich elegante Civilkleider bekommen; die andern, die jeden Augenblick gleichfalls Officiere werden können, oder es hätten werden können, müssen jetzt Monate lang in der häßlichen Capote oder Tunique umhergehen, und die Ersteren spotten noch der Zweiten; welcher Schmerz für die Nation, deren hervortretendstes Merkmal die Eitelkeit von jeher gewesen!

Der *dritte* Eintheilungsgrund, nach welchem wir die Kriegsgefangenen betrachten müssen, ist die *Zeit* der Gefangennahme. Auch hier sind drei scharf geschiedene Classen zu constatiren; nach der Wahl ihres Umgangs und nach ihrer verschiedenen politischen Gesinnung zweigen sich scharf von einander ab: die bis zum Tag von Sedan einschließlich gefangen genommenen 150,000 Mann; die bis Ende October, (Capitulation von Metz u. s. w.) in unsere Hände übergegangenen 200,000, und die heute auch wohl bereits 100,000 Mann betragenden seitdem in unsere Botmäßigkeit gerathenen „Krieger" (sic! guerriers, die Gefangenen der Loirearmee protestiren nämlich gegen die Bezeichnung soldat). Sieht einer von den

später gefangen genommenen Franzosen einen der früher an uns gefallenen Kameraden, so ist gar nichts Seltenes, ihn ein nicht immer gemurmeltes „Lâche“ von sich geben zu hören, wie denn der Ton unter allen Kategorien, soviel man ihrer auch sonst machen mag, durchaus kein feiner ist und sehr viel von der durch deutsche Schriftsteller gerühmten Eleganz vermissen läßt. So wird ein Hauptverdienst dieses Krieges sein, daß sich die beiden Völker, die sich einander theils über-, theils unterschätzten, gegenseitig kennen lernen.

Doch gehen wir zu der ersten Classification der Gefangenen, nach ihrer Herkunft, über, so müssen wir im Voraus bemerken, daß wir dabei lediglich den Verschiedenheiten folgen, welche die französischen Gefangenen unter sich selber constatiren. Die Abkömmlinge der einzelnen Departementsgruppen werden nach dem Grade der Tapferkeit geordnet. Während die Pariser nicht als die größten Helden betrachtet werden, und auch den Leuten aus den mittleren Departements (centre) nur eine mittelmäßige Tauglichkeit zugeschrieben wird, gibt man allgemein den höchsten Preis der valeur, des militärischen Werths, den Grenzbewohnern. Und wessen Lob, meint man wohl, erschallt am lautesten und durchaus ungetheilt aus den Reihen der französischen Gefangenen aller Kategorien? Das Lob unserer Sprachgenossen und bald Reichsbrüder, das Lob der Elsässer und Deutsch-Lothringer! „Niemand ficht so gut“, sagte mir ein alter durchwetterter Sergeantmajor, „als derjenige, der schlecht französisch spricht, und wer es am schauderhaftesten radebrecht, der hat das beste französische Herz und schlägt die beste Klinge; das sind die conscrits du Rhin!“

d/l.

Aus Hessen.

Wie anderwärts in Deutschland, hat der nationale Krieg auch im Großherzogthum Hessen auf viele Gegner des nationalen Gedankens heilsam gewirkt, und eine nicht geringe Zahl derselben ist zu warmen Freunden der deutschen Einheit geworden. Trotzdem kann man sich hier der Besorgniß nicht völlig entschlagen, daß nach Beendigung des Krieges die alten Gegensätze wieder erwachen und sich geltend zu machen versuchen werden, wenn nicht mit dem alten Regierungssystem gründlich gebrochen, wenn nicht — um deutlicher zu reden — der Großherzog bewogen wird, das Ministerium des allgemeinen Mißtrauens mit einem solchen zu vertauschen, welches aufrichtig national gesinnt ist.

Die Haltung des Freiherrn v. Dalwigk in den letzten beiden Jahrzehnten vor dem Kriege ist bekannt. Die schroffste, weitgehendste Reaction in der innern Regierung, die preußenfeindlichste Politik in allen Verhältnissen des Großherzogthums nach außen, bezeichnet das System Dalwigk's von dem Moment an, wo er 1850 aufhörte, Territorialcommissar in Rheinhessen zu sein, um Ministerpräsident von Hessen zu werden. Sein erster Schritt war 1850 der Rücktritt vom Dreikönigsbündniß, dann am 4. Oct. desselben Jahres die verfassungswidrige Aufhebung der Preßfreiheit durch einfache Ministerialverordnung, die nicht minder verfassungswidrige Forterhebung der Steuern ohne landständische Genehmigung, die Aufhebung des Vereins- und Versammlungsrechts. Dann folgten die noch heute den Frieden des unglücklichen Landes schwer gefährdenden heimlichen Unterhandlungen mit dem Bischof von Mainz, die frivole Ausantwor-

tung der Glaubensfreiheit des Landes an die Prätensionen der Jesuiten und Ultramontanen, mit einem Worte die Mainz-Darmstädter Convention. Gleichzeitig wurde in zwölf Jahren, bis zum „Oppositionslandtag“ von 1862 das Menschenmögliche versucht, um durch Denunciationen und Beförderungen, Maßregelung und Spionage das tüchtige Beamtenthum von Grund aus zu verderben und zu feiler Sklaverei herabzuwürdigen. Noch in unvergessener Erinnerung steht, was das Ministerium Dalwigk in den zwei Jahrzehnten seines Bestehens auf dem Gebiete der „Deutschen Politik“ geleistet hat. Auf den Dresdener Conferenzen widersetzt sich Dalwigk, unter russischem Einfluß, der dualistischen Spitze; er bringt unter Allen der erste dem Kaiser Napoleon nach dem Staatsstreich seinen ehrfurchtsvollen Glückwunsch dar; 1859 ist Dalwigk enthusiastischer Theilnehmer der Würzburger Conferenzen, nachdem er 1853 unter den „Bambergern“ nach seiner schwachen Kraft die Sprengung des Zollvereins versucht hat. Auf dem Fürstentag in Frankfurt, am Bundestag von 1851—1866, in der schleswig-holsteinschen Frage, in all den Fragen, welche das Jahr 1866 herbeiführten, und natürlich im Krieg von 1866 selbst, überall steht das Ministerium Dalwigk auf östreichischer Seite, unter den Feinden Preußens, unter den erbittertsten Widersachern der deutschen Einheit. — Man hätte glauben sollen, ein so ausdauernder Feind aller nationalen Wünsche und Strebungen der Deutschen werde schon durch eine gewisse Selbstachtung dazu getrieben werden, von seinem Posten zurück zu treten, nachdem das blutige Urtheil des Jahres 1866 über seine Thorheit gesprochen war. Dieser Glaube ist bis heute getäuscht worden. Mit derselben Unverfrorenheit, mit welcher Herr v. Dalwigk bis 1866 undeutsche Politik trieb, muthete er uns zu, von 1866 ab an seine „Bundestreue“, an seinen aufrichtigen Eifer für das gemeinsame Vaterland und die Ausbildung der deutschen Verfassung zu glauben. Wir haben bis 1870, bis zum Ausbruche des Krieges, klare Beweise erhalten von dieser Dalwigk'schen Bundestreue. Seine Widersetzlichkeit gegen die Befugnisse der Zollvereinsbehörden hat zum größten Tag des Zollparlaments geführt. In jeder Frage, in welcher nach seiner Ansicht die Competenz des Norddeutschen Bundes und des Zollparlaments bezweifelt werden konnte, hat er sie bezweifelt, die Ausdehnung der Bundesgesetzgebung verzögert. Das wiederholt fast einstimmig ausgesprochene Verlangen unserer Landesvertretung nach sofortigem Eintritt Gesammthessens in den Norddeutschen Bund hat er keck mißachtet, und dadurch bisher einen unerträglich verschiedenen Rechtszustand der beiden Landeshälften geschaffen.

Bei Ausbruch des Krieges wich man lediglich der Noth und dem Drang der Umstände, nachdem man kurz vorher noch auf zwei Achseln zu tragen versucht hatte und gegen den französischen Gesandten übergefällig gewesen war. Auch die Versailler Verträge waren hessischerseits rein der Ausfluß der bitter empfundenen Ueberzeugung, daß man nur so und nicht anders weiter existiren konnte. Nichts in der Haltung unseres Premiers läßt darauf schließen, daß er sich bekehrt, wie patriotisch auch die Versicherungen klingen mögen, die man gelegentlich von ihm zu hören bekommt. Er ist zu alt geworden, particularistische Auffassung der Verhältnisse und Ereignisse ist ihm zu sehr zur andern Natur geworden, als daß ein nüchtern denkender und nicht gar zu gutmüthiger Beurtheiler hoffen könnte, von ihm Förderung der Institutionen, die 1866 und 1870 für Deutschland geschaffen wurden, ehrliches und rückhaltsloses Mitarbeiten am Ausbau unsrer Reichsverfassung im nationalen Sinne zu erleben. Nichts deutet wenigstens bis jetzt darauf hin. Allerdings ist geschehen, wozu man sich in Versailles anheischig gemacht. Aber der Geist der Verwaltung ist durchaus derselbe wie früher geblieben, alle einflußreichen Stellen sind nach wie vor mit Trägern des alten Systems, mit Ultramon-

tanen und andern Preußenfeinden besetzt; auch die letzten Ernennungen erfolgten in dieser Richtung, und sicher wird die hessische Politik auch künftig nur dem Gebot des Augenblicks gehorchen.

Viele Beispiele ließen sich hierfür anführen. Wir begnügen uns aber für dieß Mal mit einigen wenigen, indem wir Hoffnung haben, die Sache von anderer Feder ausführlicher besprochen zu sehen und nur Anregung zur Beseitigung eines Mißstandes geben wollen, der gefährlich werden kann. Die oberste Leitung der Justiz in Hessen ist, wie seit Jahren, noch jetzt in der Hand eines Ultramontanen vom reinsten Wasser. Der Geheime Rath Franck vereinigt mit der Eigenschaft eines Justizministers zugleich die des Centrums für alle antipreußischen Wünsche, Versuche und Bestrebungen innerhalb des Großherzogthums wie nach außen hin; und so hier nicht Wandel geschafft wird, so lange Anstellung und Beförderung aller unserer Rechtsgelehrten, soweit sie vom Staate abhängen, unter dem Einfluß dieser Persönlichkeit stehen, kann man sich darauf verlassen, daß die Gerichte, vorzüglich die, welche mit politischen und Preßprozessen zu thun haben, weniger im Hinblick auf Würdigkeit und Nützlichkeit, als mit Rücksicht auf die politischen Velleitäten besetzt werden, die in den Kreisen, zu denen der Geheime Rath gehört, Glaubensbekenntniß sind. Eine zukünftige gemeinsame Gesetzgebung wird dem Uebel nicht genügend abhelfen können. Es kommt immer zugleich auf die Richter an, welche die Gesetze zu deuten und anzuwenden haben. Und wie auf dem Gebiete der Justiz ist es auch auf dem der Verwaltung. So weit hier die Hand der Regierung reicht, werden auch hier die Anhänger des alten Systems auf ihren Stühlen erhalten oder bei Ernennungen und Beförderungen bevorzugt. Ein Beispiel hatten wir ganz vor Kurzem. Bekanntlich ernennt in Hessen die Regierung die Bürgermeister, und zwar aus der Mitte des Gemeinderathes. Nun war in Mainz, der größten Stadt des Landes, der Posten des Bürgermeisters erledigt, und beinahe allgemein war man der Meinung, daß die Stelle durch keinen geeigneteren Mann ausgefüllt werden könne und darnach besetzt werden würde, als durch den Beigeordneten Racké, der sich in dieser seiner Stellung seit langen Jahren durch Geschäftskenntniß, Umsicht und Eifer ausgezeichnet hatte. Diese Hoffnung aber wurde getäuscht. Racké wurde von der Regierung nicht gewählt, und zwar (eine entschuldigende Darstellung der Sache in der „Köln. Zeitung" war sehr lahm) lediglich deshalb nicht, weil derselbe ein Vertreter der nationalen Idee, ein Freund Preußens, ein National-Liberaler ist, und mit diesen Eigenschaften der Regierung früher wiederholt entgegenzutreten in der Lage war.

Wir können mit diesem Ministerium unmöglich im neuen Reich bestehen! Die Minister der neuen Deutschen Staatseinheit müssen noch andere Eigenschaften haben als diejenige der Katze, aus noch so großer Höhe immer gesund auf die vier Pfoten zu fallen. Das ganze Deutschland, nicht nur unser Hessen, leidet unter diesem Mann und seinem Helfershelfer. Denn eher ist nicht Verlaß auf die hessische Politik, eher ist der Schritt der deutschen Gesetzgebung und Verfassungsentwickelung kein gleichmäßiger, ehe nicht dieser Minister und sein Franck zu gehen gezwungen wurde, da die Pflichten der Ehre und des Gewissens gewöhnlicher Sterblicher für diese Männer zu freiwilligem Rücktritt nicht ausreichen. Pflicht der gesammten nationalen Presse ist, die Beseitigung dieses Ministers und seines Anhangs als caeterum censeo fort und fort zu verlangen. Der Erfolg dieses energischen und allgemeinen Verlangens ist ja um so unzweifelhafter, als unser Großherzog in aufrichtigem Sinne auf dem Boden der neuen Thatsachen zu stehen, und ernstlich gewillt scheint, genau zu halten, wozu er sich verpflichtet hat. X.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Die Poesie des Krieges bei den Griechen.

Aller Dinge Vater und König ist der Krieg nach dem Spruch eines griechischen Philosophen. Aber die Auffassungen von seinem Wesen, die Stimmungen, die er erzeugt, die Ideen, welche er im Schooß trägt, wechseln wie seine Gestalt mit dem Culturleben der Völker, ihren politischen Zielen und sittlichen Idealen. Man kann sagen, daß der Geist, welcher über den Waffen schwebt, ein Gradmesser der nationalen Bildung, eine Ausstrahlung der Gesinnungen eines Zeitalters ist. Wenn nun die Poesie in zwar verklärtem, aber doch im Wesentlichen treuem Spiegel menschliches Empfinden und Denken zu sehen vermag, so muß es von Interesse sein, zu untersuchen, welche Eindrücke und Aufgaben die Muse von jenen mächtigsten Erschütterungen des Völkerlebens empfängt. Keineswegs eingeschüchtert wird sie durch dieselben, sondern erweckt und befruchtet. Nicht nur zu jenen Soldatenliedern, die, Kinder des Augenblicks, oft wie lose Blätter im Winde verwehen, sondern in langhaltiger Nachwirkung zur Schöpfung edelster Denkmäler, die Marmor und Erz überleben. Denn die Kunst, welche dauern soll, bedarf meist Sammlung und Entfernung vom Schauplatz. Nicht das in die Ohren gellende Geräusch, sondern das Nachklingen in erinnerungsreicher Phantasie begeistert, nicht das blendende Licht des heißen Tages, sondern der Widerschein im inneren Auge erleuchtet sie. So haben die Kriege Karls des Großen, die Kreuzzüge, der siebenjährige Krieg, die deutschen Freiheitskämpfe mannigfache Strahlen in das Gemüth der Dichter geworfen. Vor allen Völkern aber haben die Griechen in ihrer Litteratur voraus, daß die Schöpfungen derselben ganz auf eignem Boden aus den gegebenen Culturverhältnissen heraus sich mit einer Art von Naturnothwendigkeit organisch entwickelten. Bei ihnen vorzüglich, wo die Geschicke des Einzelnen von denen der Gesammtheit so verschlungen wurden, wo die Poesie sich so lebhaft an das Gemeingefühl wendete, muß ein so gewaltiger Bahnbrecher wie der Krieg seine Physiognomie scharf in dieselbe eingedrückt und mitbestimmend auf ihre Entwickelung eingewirkt haben.

Und in der That läßt sich sein Einfluß fast durch alle Gattungen, welche in dem Garten der griechischen Poesie nach und nach gewachsen sind, verfolgen, einzelne derselben sind geradezu durch ihn geschaffen, und jedesmal sind Form und Geist dieser Schöpfungen ein Abglanz des kriegerischen Geistes, der die Zeitgenossen und Landsleute bewegt.

Der Krieg im Epos.

In der traumhaften Erinnerung der Griechen an die älteste Vorzeit ihrer Heimath verschmolzen sich die Eindrücke elementarer Naturrevolutionen mit den Bildern stürmischer Umwälzungen und Kämpfe zwischen wilden Urbewohnern und überlegenen Ankömmlingen, die Sturz und Erhebung von Fürstengeschlechtern und tiefgreifende Wandelungen in der Welt religiöser und sittlicher Ideen zur Folge hatten. Wie die Gesetze des Gleichgewichts und harmonischer Bewegung der Weltkörper, wie Berg und Thal und der Friede der Landschaft erst aus furchtbarem Aufruhr der Elemente hervorgegangen waren, so war auch Sitte und Ordnung des Menschenlebens in seinen mannigfachen Kreisen, Reinheit des Empfindens, Klarheit des Denkens erst abgerungen einer unbändigen, von blinden Trieben bewegten dämonischen Naturkraft. Gemahnte doch noch oft genug hier ein Unwetter im Gebirge, Erdbeben und Felsensturz, Ueberschwemmung und Windsbraut, dort ein Ausbruch roher Leidenschaft oder ungezügelter selbstischer Kraft an die noch grollenden Mächte einer ungebändigten Vorzeit, welche die Phantasie als ungeheure Göttergestalten sich dachte.

Als eigentliches Schlachtfeld dieser Kämpfe galt das Thalbecken Thessaliens, rings umschlossen von einem Gebirgskranze, dessen Spitzen sich bis zu einer Höhe von 5—6000 Fuß erheben. Nur zwischen den himmelanragenden Häuptern des Olympos und Ossa bricht sich der die Ebene durchströmende Peneios durch eine enge Felsschlucht, die heilige Tempe, eine Bahn zum Meer. Gesetzlose Willkür in öffentlichen Dingen, Zügellosigkeit, Verrätherei und ein unheimlicher Hang zu Zauberkünsten bei den Weibern, erinnerten noch in späteren Zeiten an die wilde Sage vom Titanenkampf.

Söhne des Uranos und der Gaia, des Himmels und der Erde, waren sie die Herren des Wassers, der feurigen kreisenden Weltkörper, der Winde und aller bewegenden Kräfte. Aber ihnen machte ein jüngeres Geschlecht die Herrschaft streitig, die Söhne des jüngsten der Titanen, des Kronos, dessen geistigere Natur durch sein Beiwort, „der Krummsinnige", angedeutet ist. Diese heißen die „Geber des Guten": die Segnungen, nicht die Schrecken der Natur liegen in ihrer Hand. Wie Wolken auf den Bergen lagern, die einander zu bedrohen scheinen, so führten von zwei gegenüberstehenden Gipfeln (Othrys und Olympos) herab Titanen und Kronossöhne, Zeus an der Spitze, viele Jahre hindurch ihren erbitterten Kampf, der lange unentschie-

den ſtand. Auch Zeus hat rieſige Ungeheuer derſelben Abſtammung wie die Titanen zu Gehülfen: Dämonen des Gewitters, die Blitz und Donner ſchleudernden Kyklopen mit dem Feuerauge, und die hunderthändigen Unholde der brauſenden Meereswogen kehren aus der finſtern Tiefe, wo ſie gefeſſelt waren, zurück, um ihm den Sieg zu erſtreiten. Außerdem aber hat die getreue Styx, die geheimnißvolle Urquelle alles Lebens, ihre Kinder, Eifer und Sieg, Kraft und Gewalt, dem vom Schickſal auserſehenen Herrſcher zugeführt, daß ſie ihm auf allen Wegen folgen.

In der Schilderung des Kampfes, wie ſie Heſiod im Anſchluß an die Volksſage gibt, tritt das Perſönliche faſt gar nicht hervor. Ungeheure Kräfte meſſen ſich gegen einander: kein Wort fällt, der einzelnen Kämpfer wird faſt gar nicht gedacht. Felſen werden gegen die Titanen geſchleudert, das Meer brüllt, die Erde dröhnt, der weite Himmel kracht von der Erſchütterung, der Olympos wankt unter dem Anſturm der Unſterblichen, bis in den nebligen Tartaros drang der Stoß der Füße und das gellende Getöſe. Von beiden Seiten erſcholl der Schlachtruf zum geſtirnten Himmel. Da hielt auch Zeus ſeinen Muth nicht länger zurück. Beſtändig ſchritt er einher, vom Himmel und vom Olymp herab blitzend; die Donnerkeile flogen aus ſeiner ſchweren Hand, zündeten wirbelnd die heilige Flamme an, und nun praſſelt ringsum die Erde in Feuer, und der unendliche Wald brennt, der Boden und die Fluthen des Okeanos ſieden, die Titanen ſind eingehüllt in heißen Qualm, die Flamme und die Blitze blenden ihre Augen. Es war, als ob Himmel und Erde übereinanderſtürzten, die Winde und das Kampfgewühl rührten den Staub zwiſchen beiden auf. Unter den Vorkämpfern ſchleudern jene drei Rieſen, die hunderthändigen, dreihundert Felſen und beſchatten die Titanen mit ihren Geſchoſſen. Endlich werden die Beſiegten gefeſſelt und unter die Erde gebannt, ſo tief, als der Himmel über ihr iſt.

So kommt Zeus auf den Thron, der Herr des harmoniſch geordneten Weltalls, der nach den ewigen Satzungen einer ſittlichen Weltordnung regiert und den übrigen Göttern ihre Würden und Machtgebiete zutheilt, während freilich die Ueberwundenen, im Finſtern grollend, noch vielfach hier und da ſich geltend machen.

Es iſt freilich nur eine ſchwächere Copie dieſes großartigen Naturgemäldes, wenn gegen das neue Götterreich die übermüthigen Giganten ins Feld geführt werden, gleichfalls Kinder des Himmels und der Erde, vulcaniſche Kräfte, die das Gleichgewicht des Weltenbaues gewaltſam durchbrechen. Auch ſie ſchleudern Felſen und Eichen, thürmen den Pelion auf den Oſſa, um den Himmel zu erſtürmen. Jetzt betheiligt ſich die ganze Schaar der mit Zeus verbundenen Olympier an der Schlacht, beſonders Athene, die Göttin des klaren Aethers und des hellen Geiſtes. Dem Einen, der ſchon flieht, wirft

sie Sicilien über den Kopf und begräbt ihn unter der Masse. Einen Andern verfolgt Poseidon durch das Meer, reißt ein Stück der Insel Kos ab und bedeckt ihn damit. Andre trifft Apollo, der Lichtgott, mit seinem Bogen. Den Ausschlag aber giebt nach dem Schicksalsspruch ein Sterblicher, des Zeus Sohn Herakles, die unermüdliche Arbeit menschlicher Cultur, die mit zähester Ausdauer und unwiderstehlichem Willen Herr über die Erde und ihre wüsten, trotzigen Ausgeburten wird. Seine Pfeile machen den schon verwundeten Rebellen vollends den Garaus.

Und noch enger beschränkt, schon in die Anfänge menschlicher Staatenbildung hineinragend, ist der Kampf der Lapithen und Kentauren. Die Steinmänner in ihren Felsenburgen, gleichsam selbst noch umwetterte Felskuppen in der Ebne wurzelnd, und der mit seinem Roß verwachsene, das Gebirge durchziehende Raubritter, der wie ein tosender Gebirgsstrom in Horden zu Thale stürzt, gerathen aneinander. Sie kämpfen wie Thiere des Waldes gegen einander: entwurzelte Fichtenstämme und riesige Felsblöcke, wie Erdbeben und Ueberschwemmung sie fordern, sind auch ihre Waffen, bis Theseus, der Heros des staatenbildenden Geistes, Frieden und Ordnung schafft.

So hatten nach einiger Beruhigung der elementarischen Mächte Menschen von dämonischer Leidenschaft und Kraft mit einander um den Besitz der für das ganze Geschlecht besiegten Erde gestritten. Völkermassen hatten sich über andre gestürzt, von Norden nach Süden, von Osten nach Westen und wieder zurück. Raub- und Rachezüge größeren und kleineren Umfangs hatten Bestehendes umgewühlt und verschoben, Burgen und Städte waren gegründet und zerstört, Geschlechter erstanden und versunken, Schichten fortschreitender Cultur hatten sich übereinander gelagert; allmählig stellten sich mildere Empfindungen und freundlichere Bilder der Gegenwart ein, vor der die stürmische Vergangenheit nun eben in den Nebel jener märchenhaften Vorstellungen zurücktrat.

Ansiedler von mannigfachen Landschaften des jenseitigen Festlandes bevölkerten die Inseln des Meeres und die Küste Asiens: ein muntres, kampflustiges, aber noch lebensfroheres Volk, das gern der verlassenen Heimath, des Ruhmes der Ahnen gedachte. In den gastlichen Sälen der Herren war der göttliche Sänger gern gesehen, dessen von der Muse begeistertes Gedächtniß die Thaten der Helden in einem Schatz von Liedern bewahrte, die, in strengen Kunstschulen nach einander geschaffen, allmählig Zusammenhang und innern Bezug gewannen. Immer das Neuste war am willkommensten; sonst wählte der gefällige Rhapsode gern aus, was seine Zuhörer nach ihren Erinnerungen und Beziehungen am herzlichsten bewegen konnte.

Da lag vor den Augen des ionischen Sängers das in die Wolken

ragende Idagebirge, an seinem Fuß eine längst zerstörte Stadt, Ilion; weiterhin am Meere die Grabhügel der Helden Achilleus, Hektor, Patroklos. Man wußte, daß adlige Geschlechter von drüben, geführt von Argivischen Königssöhnen, den Atriden, herübergekommen waren und sich neue Wohnsitze erkämpft hatten. So gestaltete sich in der Phantasie das Bild eines gewaltigen nationalen Kriegszuges der gesammten Blüthe Griechenlands gegen ein mächtiges Barbarenreich, dessen Abkömmlinge ja noch immer die Abhänge des Ida bewohnten. In dieses große Gemälde des Zusammenstoßes zweier, an Kraft und Bildung ebenbürtiger Völker wurde nach und nach wie in eine umfassende Urkunde fast der ganze Schatz heldenhafter Erinnerungen in künstlerischer Perspective aufgenommen.

Wir können die beiden dornigen Fragen nach dem mythisch-historischen Kern der Troischen Sage sowie nach der Einheit und Zusammensetzung der unter dem Namen Ilias verbundenen Gesänge hier bei Seite lassen, und uns einfach auf den naiven Standpunkt stellen, welchen Thukydides, Aristoteles, Alexander der Große, die ganze griechische Nation ihnen gegenüber eingenommen hat, indem wir sie als ehrwürdige Monumente und beredte Zeugen von den Anschauungen und Empfindungen betrachten, welche die Menschen des homerischen Zeitalters, etwa im neunten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung bewegten.

Wenn es sich auch buchstäblich nur um die Genugthuung für einen beleidigten königlichen Gemahl und die Auslieferung seiner entführten Gattin handelt, so hatte doch das Unternehmen Dimensionen, welche ihm den Charakter eines Entscheidungskampfes um die Existenz zweier Nationen aufprägt, deren eine den Westen, die andere den Osten der gesitteten Welt beherrschte. Die Vorkämpfer aber sind nicht gewöhnliche Sterbliche, sondern göttlicher Abkunft, zum Theil noch menschliche Gestaltungen dämonischer Naturkräfte, wie Achilleus, der thessalische Dämon des reißenden Gebirgsstromes. Noch einmal greifen auch die Olympier zu den Waffen und theilen sich in beide Feldlager, aber es handelt sich nicht mehr um ihre eigene Existenz. Die Entscheidung ist vom unentrinnbaren Geschick vorherbestimmt, nur zu gelegentlicher Unterstützung desselben oder in augenblicklicher Laune, gleichsam zum Spiel und Zeitvertreib mischen sich die Unsterblichen hinein, schlagen mit gewaltigem Getöse aufeinander, ermuntern, schützen, unterstützen ihre Lieblinge, werden sogar hie und da zur Belustigung der Uebrigen von den Waffen eines Sterblichen geritzt oder niedergestreckt. Ganz an den Titanenkampf erinnert jene Götterschlacht der Ilias: hier bei den Griechen Athene, dort von der Veste der Stadt herab Ares, dem dunkeln Sturmwinde gleich eilend und den Schlachtruf erhebend, wie zwei Feldherrn. Ueber Allen die gewaltigen Donner des Zeus. Poseidon erschüttert Erde und Berggipfel, der Ida, die Stadt

der Troer und die Schiffe der Achäer ſchwanken, und Aidoneus in der Tiefe ſpringt erſchrocken vom Throne, ſchreit auf in Beſorgniß, Poſeidon möchte die Erde aufreißen und die Wohnungen der Unterirdiſchen Sterblichen und Unſterblichen ſichtbar machen. Aber nur einmal, als der göttergleiche Achilleus die Waffen wieder ergriffen hat, da die Sterblichen zu ſchwach wären, ihm auch nur kurze Zeit zu widerſtehen, entſendet Zeus das Heer der Olympier nach beiden Seiten, entfeſſelt er auch die Elemente, um die übermenſchliche Kraft des Helden zugleich zu dämpfen und auf die glänzendſte Probe zu ſtellen. Auch dies iſt nur ein mächtiges Waffenſpiel, eine Mahnung für den Sterblichen, ſich ſeiner Grenzen nicht zu überheben.

Denn Zeus iſt der Verwalter des Krieges, ihm iſt der vom Schickſal beſtimmte Ausgang deſſelben bekannt, er hat die rechtzeitige Erfüllung des Geſchicks zu überwachen, zu verhüten, daß es nicht etwa durch einen unvorhergeſehenen Zufall vereitelt werde. In entſcheidenden Augenblicken, wo ſichs um Sieg und Niederlage beider Heere, um Tod und Leben zweier gegenüberſtehender Helden handelt, nimmt er die goldne Waage zur Hand, legt in beide Schalen zwei Keren, Looſe des Todes, und prüft, weſſen Schickſalstag die Schale niederzieht. Dann folgt unmittelbar die Entſcheidung. Innerhalb der von Ewigkeit gezogenen Grenzen jedoch kann er Gunſt und Ungunſt nach Belieben vertheilen. Er ſendet tröſtliche Zeichen oder breitet düſtern Nebel über die, denen er Uebles will; aber ein kräftiges Gebet des Ajax, der verzweifelt in Thränen ausruft: vernichte uns wenigſtens im Licht, wenn es dir ſo gefällt, rührt ihn. Er läßt die Sonne wieder ſcheinen und gibt den bedrängten Achäern neuen Muth.

Leicht erkennbar iſt des Zeus Hilfe in der Schlacht: die Begünſtigten treffen mit allen Geſchoſſen, den Andern fallen ſie wirkungslos zu Boden. Den übrigen Göttern erlaubt oder verbietet er, je nach ſeinen eigenen Abſichten, und wie es der Vollzug des Geſchicks fordert, in den Kampf einzugreifen, er ſendet die Botin Iris aus, um Poſeidon aus der Schlacht abzuberufen, ihm zu gebieten, ſich in das Meer zurückzuziehen — grollend gehorcht derſelbe —, oder um dem Apollo zu befehlen, daß er die Achäer in die Flucht ſchlage, was dieſer eifrigſt thut, gleich einem taubenmordenden Habicht vom Ida herabſtürzend. In ſeiner Hand ruht die nie alternde, leuchtende, ſtürmiſche Aegis (die Wetterwolke), die Hephäſtos für ihn gemacht hat zum Schrecken der Menſchen. Sie iſt koſtbar, mit hundert goldenen Quaſten verſehen, jede 100 Rinder werth. Ringsum iſt ſie bekränzt von Furcht, drinnen iſt Streit, Abwehr, ſchauriges Heulen und das ſchreckliche Gorgonenhaupt. Hält er ſie ſtill, ſo treffen die Geſchoſſe auf beiden Seiten. Schüttelt er ſie aber und ſieht die Troer an, und ruft laut dazu, — der Ida verhüllt ſich, es blitzt und donnert, — ſo werden die Achäer wie eine Heerde Lämmer in die Flucht

geſchlagen. Athene oder Apollo vertraut er, je nachdem es ihm gefällt, die furchtbare Aegis an, jener, wenn die Troer, dieſem, wenn die Achäer geſchlagen werden ſollen. Einmal ſogar wirft ſie Athene dem Achill um die Schultern.

Zeus gibt das Zeichen zum Beginn des Kampfes. Während aber die Uebrigen den Olymp verlaſſen und ſich in die Reihen der Streitenden miſchen, ſitzt er behaglich auf wolkigem Gipfel, hört das Getöſe an, und das Herz lacht ihm vor Freude, wie er Sterbliche und Unſterbliche ſich tapfer durcheinander tummeln ſieht. Bisweilen jedoch wendet der Weltbeherrſcher ſeinen Blick ab nach einer andern Gegend ſeines weiten Reichs, oder der gefällige Schlaf berückt ihn: dann nimmt einer und der andere die Gelegenheit wahr, um den Seinen eine ſchnelle, wenn auch vorübergehende Hilfe zu bringen. Sogar Mitleiden und Schmerz kann ihn anwandeln und in Verſuchung führen, dem Geſchick entgegen zu handeln. Wie gern möchte er den wackern Hektor retten, der ihm ſo manche Rinderſchenkel auf den Gipfeln des ſchluchtenreichen Ida und auf der Burg verbrannt hat! Er gibt dem Götterrath zur Erwägung: wollen wir ihn noch einmal vom Tode retten, oder, ſo trefflich er iſt, ſchon jetzt dem Peliden überantworten? Athene, die ihres Opfers harrt, erwidert gereizt:

> Vater mit blendendem Blitz, Schwarzwolkiger, welcherlei Rede!
> Einen ſterblichen Mann, der längſt dem Verhängniß beſtimmt iſt,
> Willſt von dem traurig tönenden Tod du wieder erlöſen?
> Thu's, doch können wir anderen Götter es nimmermehr loben.

Da antwortet Zeus begütigend und läßt ſie gehen, den verhängnißvollen Ausſchlag zu geben. Ein andermal ſchreitet die eigene Gemahlin Here mit denſelben Worten proteſtirend ein, als er ſchwankt, ob er ſeinen geliebten Sohn aus der Schlacht in ſeine lykiſche Heimath entrücken oder, wie es die Moira beſchloſſen, dem Patroklos preisgeben ſoll. Blutige Tropfen vergießt er zur Erde, indem er ſich dem Schickſal fügt.

Der Vater der Götter und Menſchen ſelbſt kann ſich bisweilen noch nicht in die ewigen Geſetze der Vergänglichkeit alles Irdiſchen, das er zu hüten hat, finden.

Die Sympathieen der übrigen Olympier ſind zwiſchen beide Lager getheilt, Jeder aber hält ſich zu den Seinigen: zu den Achäern ihre alten angeſtammten Nationalgötter, die engere Familie des Zeus: die Gemahlin und Schweſter Here, der Bruder Poſeidon, der ja ſelbſt die Schiffe hinübergetragen, die Kinder Athene, Hephäſtos und Hermes; den Troern ſind Gottheiten orientaliſchen und barbariſchen Urſprungs hold: der thrakiſche Ares, Leto mit ihren Kindern Apollo und Artemis, Aphrodite, die orientaliſche Liebesgöttin. Bei jedem entſcheidenden Wendepunkt greift

dieſe oder jene Gottheit ein: ruhen die Sterblichen, ſo ruhen auch die Götter. Thatſächlich fügen ſie ſich, wenn auch bisweilen unwillig, dem Belieben des Zeus; denn harte Strafen bedrohen ihren Ungehorſam. Aber bisweilen werden ſie doch von ihren Empfindungen hingeriſſen und wagen hinter dem Rücken des ſtrengen Gebieters einen Ausfall, werden aber bald genug, wie Kinder geſcholten, zum Gehorſam zurückgerufen. Am meiſten nehmen ſich Here und Athene heraus, jene als die Göttin von Argos, der Atridenheimath, und die Beſchützerin eines würdigen ehelichen Familienlebens nach guter altgriechiſcher Sitte, das ſie gegen Aphrodite's verderblichen Einfluß zu ſchützen hat, dieſe als der allgemeine Hort des Hellenenthums. Einmal verſchwören ſich beide, den bedrängten Achäern zu Hülfe zu eilen. Die Himmelskönigin legt den Roſſen das goldene Geſchirr an, während die Tochter des Zeus ſich mit des Vaters eigenem Untergewande zum Kampf rüſtet. So ſteigt ſie auf den flammenden Wagen, die wuchtige Lanze in der Hand, Here treibt mit der Peitſche die Roſſe an, von ſelbſt öffnen ſich weit die Thore des Himmels, von den Horen gehütet, und hindurch jagt das Geſpann. Aber alsbald gewahrt es Zeus vom Ida her, und ſehr unwillig ſendet er Iris mit dem Befehl umzukehren, ſonſt werde er die Pferde lähmen und den Wagen zerbrechen und die Göttinnen herabſchleudern, daß ſie zehn Jahre lang an ihren Wunden zu curiren haben ſollen. Und ſo müſſen ſie kleinmüthig noch dicht vor den Thoren wieder heimwärts lenken.

Ihre Günſtlinge, wenn deren Schickſalstag noch nicht vollendet iſt, wunderbar aus der Gefahr zu retten, iſt den Olympiern vergönnt. Sie offenbaren dann, wie ſehr der Sterbliche ſich auf Treue und Eifer ſeines göttlichen Beſchützers verlaſſen kann, ſoweit eben deſſen Macht reicht. Wie eine Mutter ihrem ſchlafenden Kinde die Fliege abwehrt, ſo lenkt Athene den tückiſchen Pfeil des Pandaros, den ſie freilich ſelbſt herausgefordert hat, von der bloßen Haut des Menelaos ab, daß er nur durch den Gürtel dringt und die Kraft verliert. Ihren Paris entrückt Aphrodite aus dem gefährlichen Zweikampf, und um ihren verwundeten Sohn Aeneas legt ſie ſchützend die weißen Arme und breitet die Falte ihres Gewandes vor ihm aus als Deckung gegen die feindlichen Geſchoſſe. Auch Apollo entzieht den Agenor Achills Händen und für eine Zeit lang auch den Hektor. Ueberhaupt ſind die Beſchützer der Troer mehr geneigt oder genöthigt, den Ihrigen in dieſer Weiſe beizuſpringen.

Die Majeſtät des Zeus allein hält ſich von allem perſönlichen Verkehr mit den Menſchen zurückgezogen. Die übrigen Götter treten ermuthigend, meiſt in der Geſtalt befreundeter, einflußreicher Gefährten zum Einzelnen oder durcheilen die Reihen. Seltener greifen ſie unſichtbar ein. Unerkannt hört es der Beſchützer gern, wenn der Held ſich vor allen an ihn vertrauensvoll

im Gebet wendet; wie dieſer umgekehrt nur der Uebermacht oder Tücke einer feindlichen Gottheit unterliegt, wenn er ſonſt bedeutend iſt. So als des Patroklos Stunde gekommen, tritt Apollo hinter ihn, ſchlägt ihm Rücken und Schulter, wirft ihm den Helm ab, macht ihn ſchwindlig, und windet die Waffen aus ſeiner Hand. Argliſtig überliefert Athene den Hektor ſeinem Rächer.

Alſo eine verhängnißvolle Ohnmacht in plötzlicher Todesahnung, ſowie ſiegreiche Stärke, das Unheil einer falſchen Nachricht, eines Irrthums, ſchnell aufleuchtende Gedanken, leidenſchaftliche Regungen der Seele, unverdientes Mißlingen ſowohl, als glänzender Erfolg und wunderbare Rettung, beſonders auch die wechſelnden Launen des Wetters und der Elemente, die ſo tief in den Lauf des Krieges eingreifen, — alle bedeutenderen Wendungen deſſelben wie des Menſchenlebens überhaupt ſind Wirkungen einer freundlichen oder feindſeligen Gottheit.

Von allen der unliebenswürdigſte, obwohl nicht der mächtigſte, iſt der mit zahlreichen Beinamen ſeiner Ungeberdigkeit gezierte Ares. Kein Grieche von Hauſe aus, ſondern im Gebirge Thrakiens heimiſch, ein Gott des Winters, von barbariſchen Raubhorden gepflegt, mit den Nordſtürmen ſüdwärts in griechiſche Landſchaften getragen, hat er zu den Olympiern, obwohl in ihre Gemeinſchaft als Sohn der Here aufgenommen, doch kein innerliches, wahlverwandtes Verhältniß. Ein unholder Geſell, der wenig von griechiſcher Art angenommen hat. Nicht Herr des Krieges, ſondern der Krieg ſelber in ſeiner ganzen ungeſchlachten Geſtalt, iſt er dem Zeus als dem Herrſcher einer geordneten Welt der verhaßteſte unter allen Göttern des Olymps. Ungeheuer, Wütherich, Mann gegen Mann, blutbeſudelt, menſchenvertilgend ſtädtebelagernd, thränenreich, des Kampfes und Blutes unerſättlich wird er genannt. Ihn wecken heißt die Schlacht beginnen, ihm iſt ſie ein Tanz. Er iſt es, der die Wunden gefährlich macht. Flucht und Schrecken ſind ſeine Kinder, ſie ſpannen ihm den Wagen an, wenn er auszieht, und begleiten ihn. Der Athene iſt er freilich in keiner Weiſe gewachſen. Sie lenkt des Diomedes Lanze, daß ſie ihm in den Bauch fährt. Da brüllt der eherne Flegel wie 9000 oder 10000 ſtreitende Männer, daß Achäer und Troer erzittern. Und ein andresmal ſtreckt ihn ein Steinwurf aus Athene's Hand zu Boden, daß er 7 Klaftern mit ſeinem Leibe deckt. Ja als er ausziehen will, um den Tod ſeines Sohnes Askalaphos zu rächen, nimmt ſie ihm ohne Weiteres Helm und Schild wieder ab, ſtellt die Lanze aus ſeiner Hand und ſchilt ihn wie einen Knaben, ob er keine Ohren und keinen Verſtand habe, dem Verbot des Zeus zu gehorchen. So kann ihn Niemand im Olymp leiden und Jeder freut ſich, wenn ihm eine Beſchämung bereitet wird. Befreundet und zugethan iſt ihm nur eine Schaar ver-

wandter Dämonen, unter Andern die städteſtürmende Enyo, die Mörderiſche, und vor Allen ſeine Schweſter und Gefährtin Eris, die ſelber dem Kampf nur mit Behagen zuſieht, aber ihn entzündet, Stimmung macht und unermüdlich in den Gemüthern wühlt. Erſt klein, wenn ſie auftritt, wächſt ſie unaufhaltſam, bis ſie auf der Erde ſchreitend das Haupt an den Himmel ſtemmt.

Unter ſolchen Einflüſſen und Gewalten bewegt ſich der homeriſche Krieger. Daß Wille und Kraft nicht nur von einer dunkeln Nothwendigkeit des Schickſals, ſondern von unberechenbaren Einfällen der Himmliſchen regiert werden, weiß er und gibt doch ſein naives freudiges Selbſtvertrauen ſelten auf. Den Göttern fühlt er ſich verwandt. Viele der Helden ſind von Unſterblichen gezeugt oder geboren, oder können doch ihren Stammbaum als Enkel oder Urenkel in gerader Linie auf ſie zurückführen. Ihre dämoniſche, wenn auch endliche Natur fühlt ſich der göttlichen noch nahe genug, um das Band eines herzlichen Verkehrs und Vertrauens mit dem unſterblichen Anverwandten trotz der Schranke feſtzuhalten. Noch ragen Geſtalten und Erinnerungen aus jener ringenden Dämmerzeit in das fröhliche Morgenlicht der homeriſchen Sage hinein. Zwei Lapithenſöhne halten am Lagerthor der Griechen Wacht wie hochſtämmige Eichen auf den Bergen, die mit ſtarken Wurzeln Wind und Wetter trotzen. Der greiſe Neſtor, der drei Geſchlechter geſehen, weiß von Kämpfen zu erzählen, die er in ſeiner Jugend mit den gewaltigſten jener Rieſen beſtanden hat, denen nach ſeiner Meinung ſchon von den Helden vor Troja keiner gewachſen ſein würde. Und doch wie gewaltig iſt noch dieſes Geſchlecht, wie unendlich überlegen den Zeitgenoſſen des Sängers, deſſen wehmüthige Formel „wie nunmehr die Sterblichen ſind“ an dieſes ſtufenweiſe Herabſinken der Kraft gemahnt. Hektor wirft noch einen Felsblock, den zur Zeit des Sängers nicht zwei der ſtärkſten Männer aus dem Volk mit Hebeln ſo leicht auf den Wagen zu ſchaffen vermöchten, behend wie eine Flocke Schaafwolle mit einer Hand gegen das Thor der Achäer, daß die Riegel zerſpringen.

Auch äußerlich noch ſind ſie ja den Göttern ähnlich. Agamemnon, von Zeus ſelbſt in gerader Linie abſtammend, iſt zwar weder im Kampf noch im Rath der beſte. Bittre Dinge ſagen ihm die Fürſten, nur ſeiner Hausmacht verdankt er die Herrſchergewalt. Aber ſein Ausſehen iſt des Führers ſolcher Helden würdig: an Augen und Haupt dem donnerfrohen Zeus gleich, an Bruſt dem Poſeidon, an Gürtel dem Ares, jeder Zoll ein König. Daß die Helden im Kampf vorzugsweiſe dem Ares als dem Krieger mit Leib und Seele verglichen werden, iſt natürlich. Patroklos, Achill, Hektor raſen und ſtürmen wie er. Lächelnd mit grimmigem Antlitz (man denke an die Aegineten), die Lanze ſchwingend ſchreitet Ajas, der Thurm der Achäer, weit aus wie der ungeheure Ares, wenn er in den Kampf unter Männer geht; wie wenn er und ſein lieber Sohn Phobos von Thrakien zu den räuberiſchen

Phlegyern ziehen, so schreiten die beiden Waffengefährten Meriones und Idomeneus zusammen.

Selbst die Rosse in beiden Lagern sind zum Theil göttlichen Ursprungs. Xanthos und Balios, Fuchs und Scheck, von der Harpyie Podarge, Schnellfuß, dem Zephyros geboren, von Zeus einst dem Peleus geschenkt, ziehen den Wagen Achills. Und auch den Troern hat jener zur Entschädigung für Ganymedes Pferde verehrt, die besten von allen, soweit Eos und Helios reichen. Aus dieser Race besitzt Aeneas ein Paar, die zu erbeuten des Diomedes Herzenswunsch ist. Apollo selbst hat die Stuten des Eumelos aufgezogen: sie sind schnellfüßig wie Vögel und über dem Rücken gleich als wären sie mit der Bleiwage gemessen.

Dem entspricht der durchaus aristokratische Geist der Kriegführung. Könige oder in deren Vertretung Königssöhne führen die einzelnen Völker an, die vor dem strahlenden Licht, welches ihren Vorkämpfer umgibt, in tiefen Schatten zurücktreten: numerus fruges consumere nati. Auf den „Brücken des Krieges", zwischen den einander gegenüberstehenden Heerschaaren wird meist die Entscheidung errungen durch die Heldenkraft Einzelner; ja dem Zweikampf im Namen Aller kann der Ausschlag des ganzen Krieges anheimgestellt werden. Bogen und Schleudern, die aus der Ferne wirken, sind wenig geachtet. Würdig des Edlen ist nur der Nahkampf mit dem Speer, vom Streitwagen herab, zu Fuß mit Schwert und mächtigem Steinwurf. In voller Plastik hebt sich die heroische Persönlichkeit vom kriegerischen Hintergrunde ab.

Wie sehr aber die Phantasie des Sängers noch in überwältigenden Naturerscheinungen lebt, zeigen die Gleichnisse, welche die übermenschliche Kraft und Herrlichkeit seiner Helden veranschaulichen. Wie ein vom Regen angeschwollner Waldstrom, der vom Berge herabstürzt: viel Eichen und Fichten führt er mit sich fort, viel Gras spült er ins Meer, so wogt Ajas in der Ebne Rosse und Männer tödtend. Und Hektor. Wie ein Steinblock, den ein Waldstrom vom Berggipfel abgespült hat, hochspringend fliegt durch den dröhnenden Wald bis in die Ebne, wo er Halt macht, so stand Hektor still, als er auf die festgefügten Reihen der Griechen stieß. Derselbe springt auf ein Schiff der Achäer und erregt ihr Entsetzen wie eine Meereswoge im Sturm, die Alles in Schaum begräbt. Oder er rast wie ein Waldbrand, der in tiefen Schluchten des Gebirges vom Winde überall hin geweht wird. Mit strahlendem Erz gepanzert leuchtet er wie die Flamme des Hephäst, seine Augen flammen, er selbst gleicht der stürmenden Nacht. Und besonders Achills leuchtende Erscheinung wird oft gepriesen. Seine Lanze blitzt wie der Abendstern. Und er selbst erscheint dem Priamos wie Orion, der hellste von allen Sternen, der aber den Leuten Unglück und

Fieber bringt. Aber tröſtlich iſt es für die bedrängten Achäer, als Athene von ſeinem Haupt wie einen Feuerſchein anzündet, der aus einer belagerten Stadt Abends aufſteigt, den Umwohnenden zum Zeichen, daß ſie zum Entſatz kommen ſollen. So, mit der Aegis um die Schultern, tritt er zum Graben und jagt durch ſeine Stimme die Troer davon. Von ſeinem Schilde dringt ein Glanz in die Luft, wie wenn die Schiffer auf dem Meere aus einſamem Gehöft in den Bergen eine Flamme erglänzen ſehen.

Näher der Menſchennatur treten die Vergleiche mit Thieren, aus den Anſchauungen des Jäger-, Hirten- und Landlebens geſchöpft, die nicht mehr allein die elementare, gleichſam blinde Naturkraft ins Auge faſſen, ſondern zugleich die Gemüthsſtimmung und dauernde Charakterzüge veranſchaulichen. Eben hier knüpft ja auch die Fabel an.

Am nächſten lagen Gleichniſſe von Raubthieren, deren Sinnesart und Benehmen etwas großartiges hat. Vor allen hat der Löwe, der im Idagebirge noch heimiſch war, reichen Stoff geboten: nur die Hauptheldeu, Achill, Hektor, Patroklos, die Ajas, Menelaos, Diomedes werden ihm verglichen, in mannigfachen Situationen. Da iſt der hungrige Löwe, der unvermuthet auf eine gute Beute ſtößt: ſo freut ſich Menelaos, als er Paris allein vor der Schlachtreihe einherſtolziren ſieht. Eine Rinderheerde weidet in der Niederung unter einem unerfahrenen Hirten. Plötzlich ſtürzt ein Löwe mitten hinein, zerreißt eins, die übrigen ſtieben auseinander: ſo Hektor unter die Achäer. Den Diomedes hat ein Pfeil in die Schulter getroffen, aber Athene auf ſein Gebet tritt zu ihm, macht ihm die Glieder wieder behende und ſpricht ihm zu. Da ergreift ihn dreifacher Muth wie den Löwen, der über das Gehöft geſprungen, vom Hirten verwundet, aber nicht bewältigt iſt. Nun würgt er die Schafe im Stall, daß ſie in Reihen übereinander liegen, und dann ſpringt er ungeſtüm aus der Hürde davon. Menelaos hat den Euphorbos getödtet und zieht ihm behaglich die Rüſtung aus. Wie wenn ein Löwe den beſten Stier aus der Heerde geraubt hat, ſein Blut und Eingeweide ſchleckt, Hunde und Hirten ſchreien aus der Ferne, wagen aber nicht nahe zu kommen: ſo wagt keiner von den Troern dem Menelaos entgegen zu treten. Ajas von Zeus geſchreckt, nach langem Kampf gegen die Uebermacht, weicht zögernd wider Willen zurück, wie der Löwe aus dem Gehöft. Die ganze Nacht hindurch hat er den Braten liebend ſich gegen Hunde und Männer, die ihm das Fett der Stiere mißgönnen, zur Wehr geſetzt. Endlich am Morgen zieht er langſam, Schritt um Schritt bekümmerten Gemüthes ab. Hektors Wiedererſcheinen in der Schlacht ſetzt die Griechen, die ſorglos den Feind verfolgen, in einen Schreck, wie wenn Hunde und Hirten einen Hirſch hetzen, der ins Dickicht entkommt, und plötzlich vom Lärm aufgeſcheucht tritt ein Löwe ihnen entgegen. Nun aber Achilleus im Angriff. Er iſt der

Löwe, dem eine große Schaar von Männern zu Leibe will. Erſt kommt er nicht achtend einher. Wenn ihn aber Einer mit einem Speer wirft, ſo reckt er ſich und gähnt, Schaum um die Zähne; das Herz brüllt ihm, mit dem Schweif peitſcht er die Seiten, mit funkelndem Blick greift er an. So trieb den Achill ſein Muth gegen Aeneas. Auch das Gemüthliche fehlt nicht. Mit ſeinem Schilde ſchützt Ajas die Leiche des Patroklos wie ein Löwe ſein Junges, wenn ihm unverſehens Jäger im Walde begegnen. Von Muth ſtrotzend zieht er die Augenbrauen nieder, den Blick verdeckend. Endlich dem Kampfe zweier Löwen um den todten Hirſch gleicht der des Hektor und Patroklos um die Leiche des Kebriones. Als aber letztrer endlich erliegen ſoll, iſt es wie wenn ein Löwe einen Eber bezwingt: beide ringen im Gebirge um einen Quell, aus dem ſie beide trinken wollen.

Gegen die Fülle und Prägnanz dieſer Anſchauungen treten andre Bilder des Jagdlebens wie ſchwächere Wiederholungen in Schatten. Helden zweiten Ranges wie Idomeneus und Odyſſeus werden dem Eber verglichen, und dem verwundeten die beiden Ajas, welche die ſchwere Aufgabe haben, die Träger der Patroklosleiche vor dem gierigen Nachdringen der ſiegreichen Troer zu ſchützen. Wie Hunde laufen ſie voran, umſtellen ihn, möchten ihn zerreißen. Kehrt er ſich aber um, ſo laufen ſie davon. Noch ſeltner tritt das Pardel auf.

Ebenbürtig dem Löwen iſt nur noch der Adler: Achill und Hektor allein gleichen ihm. Wie dieſen aber der Pelide um die Mauern Troja's jagt, iſt es, als wenn ein Habicht im Gebirge ſich hinter der ſchüchternen Taube herſchwingt. Als Hektor dann Stand hält, den Verfolger vor der Mauer erwartend, gleicht er der giftgeſchwollenen Schlange, die grimmig, mit drohendem Blick vor ihrer Höhle ſich windet, dem Angriff des Mannes Trotz bietend.

Wo der Geſang weniger erhaben anſteigt, werden auch zahmer und niederer Thiere Naturen mit einer gewiſſen Unſchuld, ausnahmsweiſe mit einem Anflug von Humor zur Charakteriſtik verwendet. Der kurze gedrungene Odyſſeus, der die Reihen der Seinigen durchſchreitet, gemahnt den Priamos an den wolligen Widder inmitten der Schafheerde. Im Waffenputz, ſtolzen, ſchnellen Schrittes kommt Paris von der Burg herab wie ein Paradepferd, das mit wehender Mähne, ſeiner Schönheit bewußt, durch die Ebne galoppirt. Dagegen dort die beiden Ajas, die im mühſelig langſam vorſchreitenden Kampfe als gute Kameraden unverdroſſen dicht neben einander aushalten wie zwei weinfarbige Stiere auf dem Blachfelde, die einmüthig den Pflug ziehen, während ihnen reichlich der Schweiß um die Hörner quillt. Und das wackre Trägerpaar Menelaos und Meriones, die mitten durch das Schlachtgedränge die Leiche des Patroklos zu den Schiffen tragen. Es ſoll ihnen wahr-

lich nicht zur Unehre gereichen, daß sie zwei starken Mauleseln gleichen, die vom Gebirge her auf steilem Pfad einen Mast thalwärts tragen. Nicht ohne Lächeln freilich lesen wir von der zähen Widerstandskraft des Ajas, der auf dem Rückzuge dem überlegenen Feinde jeden Fuß breit streitig macht, wie ein fauler Esel, der ungestört den Rand des Saatfeldes abgrast, soviel Stöcke auch die Burschen auf seinem Rücken zerschlagen. Auch das endlich scheint dem Dichter nicht ehrenrührig, daß zu beharrlichem Schutze der Patroklosleiche gegen die überlegene Kraft Hektors und so vieler Troer Athene dem Menelaos die Kühnheit der Fliege in die Brust gibt: wie oft auch verscheucht von der Haut, besteht sie doch darauf zu beißen, weil ihr das Blut des Menschen so lecker ist. (Schluß folgt.)

Die Kaiserfahrt der Reichstagsdeputation nach Versailles.

(Fortsetzung.)

Bei der Abreise von Straßburg am nächsten Morgen gab es eine nicht grade angenehme Confusion in Betreff unseres Gepäckes. Mehr als ein Abgeordneter suchte das seinige im Schweiße seines Angesichts und erhielt von den wachthabenden Eisenbahn- und Polizeibeamten die trostreiche Mittheilung, daß dort — wenigstens außerhalb des Bahnhofgebäudes — täglich Diebstähle vorkämen. Es fehlte an Beamten; unsere Parlamentsdiener hatten nicht aufgepaßt, und Alles war Unordnung. Schließlich wurde indessen dort nichts verloren, und die Abgeordneten v. P. und v. Gr., denen ihre Koffer mit den Uniformen fehlten, erhielten sie später in Frankfurt zurück, wo sie ruhig stehen geblieben waren. Schlag 7½ Uhr Morgens reisten wir ab, bis Saarburg von dem Regierungsrathe Düllberg geleitet, und da es nach und nach heller wurde, sahen wir noch in den Vorstädten einen Theil der in Trümmern liegenden Häuser und auch einzelne Spuren der Belagerungsarbeiten; für die Dauer einer guten Stunde zieht sich die Bahn in der Ebene zwischen bebauten Feldern hin; dann zeigen sich die ersten Ausläufer der Vogesen, und gegen 9 Uhr lief der Zug ins Gebirge ein, worauf für etwa eine weitere Stunde die schönsten Gebirgs- und Waldlandschaften mit einander abwechselten. Nicht nur an den Stationen stehen starke deutsche Truppenabtheilungen, sondern auch überall unterwegs sieht man Feldwachen in neugezimmerten hölzernen Baracken, dann auch in der Nähe derselben einzelne Posten, namentlich beim Ein- und Ausgange der Tunnels, von denen man in den

Vogesen auf dieser Bahn sechs passirt. Ehe die Bahn im Thale der Zorn, eines kleinen Flusses, welcher von jenseit des Gebirges her dem Rheine zuströmt, ins eigentliche Gebirge tritt, sieht man verschiedene Burgruinen vor sich bald auf der linken, bald auf der rechten Seite. Die nächste Station ist dann Zabern, französisch Saverne, ein einfaches Gebirgsstädtchen, ausgezeichnet nur durch das hoch aus dem Thale emporsteigende Schloß, welches sofort ausschließlich die Aufmerksamkeit des Reisenden fesselt. Man theilte uns mit, die Stadt habe das Schloß, welches zuletzt ihr gehörte, Louis Napoleon geschenkt, (von diesem wurde es zu einem Asyle für Wittwen und Töchter solcher Militärs bestimmt, welche der Ehrenlegion angehört hatten) und habe es jetzt nach dessen Sturze wieder an sich nehmen wollen. Dem sei aber die deutsche Militärbehörde entgegengetreten und habe es, als Rechtsnachfolgerin des besiegten Kaisers, für sich in Besitz genommen. Während der Zug hier anhielt — ich fuhr in einem Salonwagen mit neun Collegen zusammen, worunter Präsident Simson — wurde mancher Scherz über Schiller's Fridolin und die tugendhafte Gräfin von Saverne gemacht, welche Schiller dem Versmaße zum Trotze hätte von Zabern nennen müssen. Man wollte nach der Ortslage berechnen, wo der Eisenhammer gestanden haben müsse.

Hier sieht man den Thurm der Burg Greifenstein hoch über der Stadt liegen, jenseits im Gebirge hoch über dem Walde die Trümmer des Schlosses Hoh-Barr, weiterhin zwei Burgruinen, beide Geroldseck geheißen. Das malerische, aber sehr enge Thal der Zorn führte uns dann weiter in's Gebirge, und schon hier hatten wir Gelegenheit, von neuem die ausgezeichneten Arbeiten des französischen Weg- und Canalbaues zu bewundern, worin uns Frankreich ohne alle Frage überlegen ist, während wir nur die Entschuldigung haben, daß bis jetzt die Zerrissenheit Deutschlands keine größeren Unternehmungen dieser Art gestattet habe. Der Rhein-Marne-Canal durchschneidet hier neben der Eisenbahn das Gebirge, und streckenweise laufen beide unmittelbar neben dem Flusse und der Landstraße hin. Man braucht von den ersten Ausläufern an ungefähr eine Stunde, um in Saarburg das Ende des Gebirges und zugleich die Sprachgrenze zwischen Frankreich und Deutschland zu erreichen. Auf dem ganzen Wege fährt man ununterbrochen über hohe Dämme, Viaducte, Brücken und durch Eisenbahntunnels, welche aber auch für den Canal mit das Gebirge eröffnen; mehr als einmal sieht man den Canal über Weg oder Eisenbahn hingeleitet. Da wo die Bahn das Thal der Zorn verläßt, spannt sich kühn eine prächtige Brücke mit einem Bogen über den Fluß, mit dem andern über den Canal, welcher letztere sich rechts von ihr entfernt, um vor dem letzten, dem größten und bemerkenswerthesten Tunnel von Ertzweiler wieder mit ihr zusammenzutreffen und in ihrer Gesellschaft das Gebirge zu durchbrechen. Beim Eingange des Tun-

nels fließt der Canal in senkrechter Höhe über der Bahn, man fährt dann in die Nacht des Gebirges hinein und bleibt bei raschem Fahren vier volle Minuten darin, der Tunnel ist fast 2700 Metres lang. Bei der Ausfahrt sieht man den Canal neben sich in gleicher Höhe mit der Bahn fortlaufen, welche also mittlerweile um so viel gestiegen ist.

Bei Saarburg, einem ziemlich unbedeutenden Städtchen, welches noch Mauern und Thore hat, verläßt die Bahn das Gebirge, um in das weite Hügelland Lothringens zu ziehen. Wir hatten fortwährend warmes, angenehmes Wetter und befanden uns in bester Stimmung. Die Landwirthe unter unseren Gefährten machten uns auf das fruchtbare Land und seine dabei offenbar nachlässige Bebauung aufmerksam, und es wurde hin- und hergesprochen, wie man sich den größeren Reichthum Frankreichs im Vergleiche zu Deutschland erklären solle. Die bloße Fruchtbarkeit des Bodens könne kein genügender Grund sein, da die Franzosen, wenn auch aufgeweckt, erfindungsreich, kunstsinnig, im Ganzen weniger fleißige, aufmerksame Arbeiter seien als die Deutschen. Meinerseits machte ich die Bemerkung dazu, daß man in Deutschland seit dem Jahre 1866 oft ausgerechnet habe, wie viel jährlich dieser oder jener Hof-Conditor, Hof-Schneider, Hof-Sattler durch das Aufhören der Höfe in Hannover, Cassel und Wiesbaden an Verdienst verloren habe, daß aber nur Wenigen einfalle, in Betracht zu ziehen, wie einestheils durch die vielen kleinen Höfe, durch das Angewiesensein auf die Hofgunst und den Verbrauch des Hofes in den meisten deutschen Hauptstädten eine völlige Stagnation, ein absoluter Stillstand bei den arbeitenden Volksklassen sich herausgebildet habe, während anderntheils bei der Zerrissenheit Deutschlands einer der größten und wichtigsten Hebel für das materielle Wohl der Bevölkerung, die größtmögliche Erleichterung des Verkehrs, theils nicht genügend in ihrer Bedeutung gewürdigt, theils in der Ausführung bei so vieler Herren Ländern zu schwierig gewesen sei. Ich sei vor zwanzig Jahren bereits in Nordamerika über den Susquehanna, und den Delaware, keineswegs sehr große Flüsse, auf Dampffähren gefahren, während man noch heutigen Tages in der Handelsstadt Bremen sich wie vor 300 Jahren in einem alterthümlichen Ruderboote übersetzen lasse; die Elbe habe von Magdeburg bis zum Meere nur eine Brücke, die Weser von Minden bis zum Meere nur vier, und zwar darunter in der ganzen Ausdehnung der Stadt Bremen nur eine Brücke für den Wagenverkehr, der ganze nördliche Theil von Hannover besitze keine Eisenbahn zur Verbindung von Elbe und Weser. Von Canälen sei kaum die Rede bei uns. Wir hätten noch so eben die französischen Weg- und Canalbauten bewundert und die Bemerkung gemacht, wie die Franzosen besser als wir verstanden hätten, darin den Nordamerikanern und Engländern nachzueifern. Darin liege großentheils das Geheimniß

des größeren Wohlstandes. Daß deutsche Arbeit unter äußerlich gleichen Verhältnissen die bessere sei, habe man in Paris gesehen, wo fast in jedem Zweige des Gewerbfleißes und Handwerks Deutsche die blühendsten Etablissements besessen hätten. Wenn der Amerikaner eine Gegend bevölkern wolle, so baue er, wenn auch noch so leicht, zunächst eine Eisenbahn dahin; dann entstehen die Städte von selbst; bei uns dagegen wolle man nur da Brücken und Eisenbahnen bauen, wo schon blühende Städte existiren, wo der Verkehr bereits so stark sei, daß eine Vermehrung der Verkehrsmittel absolut nothwendig erscheine. Dazu komme die Freiheit in der Theilbarkeit des Bodens, deren die Franzosen schon seit langen Jahren genossen haben, und bei welcher ein jedes Land ohne alle Frage weit mehr produciren müsse, als dasjenige, wo man diese Freiheit knebelt, weil man sich einbildet, nur die hohe Obrigkeit sei im Stande, die Theilbarkeit des Bodens richtig zu beurtheilen, die unmittelbar Betheiligten verständen das nicht. Kurz gesagt, die Franzosen seien den Deutschen bei Lösung der wichtigsten volkswirthschaftlichen Fragen voraus. Daher sei leicht zu erklären, daß der Wohlstand in Frankreich größer sei als in Deutschland.

Wir kamen nach Luneville und von da nach Nanzig, wo am Bahnhofe das Frühstück für uns bereit stand, und wir nur im Vorbeifahren die große Menge schöner Gebäude, das glänzende und blühende Ansehen der Stadt bemerken konnten. Kurz ehe der Zug sich wieder in Bewegung setzte, trafen hier die ersten Eisenbahntransporte französischer Gefangenen aus den Schlachten von Orleans ein. Es waren Leute jeden Alters in den bekannten französischen Uniformen, bejahrte Männer darunter und wiederum wahre Milchgesichter, Bursche von 15 Jahren mit Mädchenstimmen. Dieser Züge haben wir weiterhin noch eine ganze Anzahl gesehen, neben Sanitätszügen, meistens mit Leichtverwundeten, nur einen oder zwei, auf denen die Leidenden in Betten lagen. Eine oder die andere der reinlich und nett aussehenden Barmherzigen Schwestern trat dabei aus ihrer Thüre und betrachtete uns neugierig im Vorüberfahren. Viele Munitionscolonnen erreichten wir ebenfalls unterwegs, so wie wir an Zügen mit zahlreichem schweren Geschütze beladen vorüberfuhren. Aus dem Thale der Meurthe kamen wir in das der Mosel und bald darauf in die Niederungen der Maas. Ueberall war hohes Wasser und die Ufer waren zum Theil überschwemmt. Obschon wir uns auf der Hauptstraße unserer Armeen befanden, hatten wir mit Ausnahme von Straßburg bis nach Epernay keinerlei Gelegenheit, etwas von den zerstörenden Wirkungen des Krieges zu bemerken. Friedlich lagen die zahlreichen hübschen Landhäuser da, ruhig sahen wir den Rauch der Schornsteine sich über den Schieferdächern der Dörfer erheben. Nur der Verkehr mochte stocken. Die Landstraßen, in der Regel Pappel- oder Platanenalleen bildend, die das Auge weithin in die Ferne ver-

folgen konnte, lagen oft auf große Strecken verlassen und öde da, nur hie und da sah man einen mit Leinen überspannten Frachtwagen mit einem oder zwei Pferden, dessen Fuhrmann in blauem Kittel nebenher ging, oder einen einsamen Einspänner, welcher vom Gute dem nächsten Städtchen zurollte. Auch die Feldarbeiten schienen zu stocken. Ich erinnere mich, im Bereiche Lothringens nur einmal einen Landmann mit Pflügen beschäftigt gesehen zu haben. Von Nanzig brachte uns der Zug bald nach Toul, dann nach Commercy und Bar le Duc, dessen Name noch an die einst deutsche Besitzung erinnert. Bei Toul fand ich abermals ein Beispiel, wie sehr sich meist die Gebilde unserer Phantasie von der Wirklichkeit entfernen. Obschon ich noch 1867 über Metz und Nanzig nach Paris gefahren war, erinnerte ich mich dieser Stadt im Besonderen nicht, von der übrigens auch der Bahnhof wohl eine halbe Stunde entfernt liegt. Aus den Zeitungsberichten während der Beschießung von Toul, die von Geschützstellungen auf einem die Stadt beherrschenden Berge sprachen, hatte ich mir das Bild einer im tiefen Thale liegenden Stadt entworfen, deren Thürme ringsum von hohen Bergen überragt würden. Statt dessen befanden wir uns in einer weithin sich erstreckenden Ebene, links von uns in etwas nebliger Atmosphäre und ziemlich entfernt die Stadt Toul mit den vier hohen Thürmen ihrer prachtvollen gothischen Kathedrale und nur zu unserer Rechten, etwa zehn Minuten entfernt, lagen einige Anhöhen, die man aber wohl richtiger als Hügel anstatt als Berge bezeichnen konnte. Dort also hatte bei der Beschießung das deutsche Geschütz gestanden und die Kugeln und Granaten waren über die Eisenbahn geflogen. Toul gehörte bekanntlich auch einst zum deutschen Reiche und wurde uns von Frankreich im Westphälischen Frieden genommen.

Jenseit Bar le Duc tritt die Bahn in das eigentliche alte Frankreich, in die Ebenen der Champagne ein, man kommt nach Vitry le Français, Chalons und endlich nach der Hauptstadt des Champagner-Weins, nach Epernay, wo wir erst in der Dunkelheit anlangten. Trotz des Krieges arbeiteten die dortigen Fabriken, namentlich eine beträchtliche Hutfabrik, sowie die großartigen Etablissements der Champagnerweinhäuser ruhig weiter. Hier erhielten wir zum ersten Male Quartierbillets, und zwar lauteten verschiedene von ihnen auf die reichen Weinhändler, welche sämmtlich in palastartigen Gebäuden wohnen, für quatre Ministres, wahrscheinlich die Bezeichnungsart für alle einquartirten höheren Civilpersonen. Wir kamen unsrer fünf, Dr. Sch., Baron z. R., Graf P., Baron v. R. und ich in das Haus eines Theilhabers des bekannten Hauses M. Ch. & Co., des Baron Ch., der den Kriegssturm zu Hause aushielt, während sein Associé mit Familie nach einer der Normannischen Inseln geflüchtet war, wo jetzt eine Menge französischer Familien wohnen. Bei Tische fanden wir noch drei deutsche Offiziere, welche dort seit

längerer Zeit im Quartiere lagen. Die Einrichtung der Zimmer, Betten u. ſ. w. war ohne Tadel, ſehr reich ſogar, die Bewirthung dagegen ſehr einfach, was der Herr Baron damit entſchuldigte, daß der eigentliche Koch des Hauſes mit nach Jerſey genommen ſei. Ich für meinen Theil hatte ſchon oft lapin gegeſſen und war zufrieden, aber einige meiner Gefährten klagten noch in Verſailles über die „wilde Katze", die man ihnen zu eſſen gegeben habe. Uebrigens hatte unſer Wirth, deſſen Weinkeller ſich angeblich über eine Meile unter der Erde erſtrecken ſollen, ſeinen Nachbarn bei Tiſche erzählt, daß er während des Krieges bereits nahe an achthundert Perſonen als Einquartirung gehabt habe. Unter ſolchen Umſtänden kann man nicht wohl eine reichbeſetzte Tafel verlangen.

Am 16. December brachte ein Extrazug die Deputation des Reichstages über Dormans, Chateau Thierry, la Ferté ſous Jouarre und Meaux nach Lagny, wo wir gegen 11½ Uhr eintrafen. Bei Vitry le Français bereits, zwiſchen Bar le Duc und Chalons war die Bahn ins ſchöne Marnethal eingetreten und wir verließen daſſelbe erſt wieder in der Nähe von Paris; entweder ſtrömte uns der Fluß zur Seite, oder wir überſchritten ſeine zahlreichen Krümmungen auf ſtattlichen Brücken, welche aber, ſowie wir uns der Hauptſtadt Frankreichs näherten, ſammt und ſonders in einem ihrer Bögen geſprengt und erſt von unſeren Pionieren mit hölzernen Jochen wieder hergeſtellt waren. Die Marne war nicht gleich der Moſel und Maas angeſchwollen, ſondern ihr Waſſerſtand ſchien normal. Erſt als wir auf dem Rückwege waren, fanden wir, daß auch ſie über ihre Ufer getreten war und hie und da weite Landſtrecken überſchwemmt hatte. Heute fuhren wir abermals unaufhörlich an Zügen mit Munition und ſchwerem Geſchütze vorüber, und uns entgegen kamen wiederum zahlreiche Transporte Kriegsgefangener ſowie auch einzelne Züge mit Verwundeten. In Meaux erregte die anſehnliche Kirche unſere Aufmerkſamkeit.

Lagny iſt ein nicht unbedeutendes Städtchen. Da die Franzoſen den in ſeiner Nähe gelegenen bedeutenden Tunnel geſprengt, d. h. verſchüttet hatten, ſo hörte hier der Eiſenbahnverkehr auf. Wir befanden uns hier ungefähr auf der Breite von Paris und nicht ſehr entfernt von der Hauptſtadt. Es galt aber in einem weiten Bogen, ſüdlich, außer Schußbereich der Forts um die Stadt herum nach dem jenſeits (ſüdweſtlich) gelegenen Verſailles zu gelangen, und dazu mußten wir zu Wagen auf größtentheils gepflaſterten Landſtraßen durch eine Reihe von durch unſere Belagerungstruppen beſetzten Dörfern noch eine Fahrt von 6½ bis 7 Stunden zurücklegen, und ſüdlich von Paris bei Villeneuve St. Georges die Seine überſchreiten, oberhalb ihrer Vereinigung mit der Marne, wobei einmal, auf halber Entfernung ungefähr, in Villeneuve le Roi die Pferde gewechſelt wurden. In einem Nebengebäude

der Eisenbahnstation von Lagny hatte man von Lebensmitteln und Wein, die von Epernay mitgenommen waren, das Frühstück für uns improvisirt. Tische und die nothwendigen Sitze fanden wir, nur herrschte ein bedenklicher Mangel an Messern und Gabeln, dem wir jedoch mit Hilfe unserer Taschenmesser abhalfen. So bald wie möglich vertheilten wir uns dann in siebenzehn für uns von Versailles gesandte Postkaleschen, nachdem drei besondere Gepäckwagen unsere Koffer und Reisesäcke aufgenommen hatten, und fuhren unter Leitung des Postinspectors Ritzler, mit blasenden Postillionen auf dem Bocke, im scharfen Trabe zum Orte hinaus unter Bedeckung eines Zuges preußischer Dragoner.

So lange das Tageslicht ausreichte, bot unsere Fahrt manches Interessante dar. Wir fuhren an endlosen Reihen von Munitionscolonnen vorüber, Wagen an Wagen, mit Leinen überspannt, geführt entweder von den französischen Bauern, welche die Requisitionsfuhren gestellt hatten, oder auch von deutschen Soldaten, welche gemüthlich, die Pfeife im Munde, vorn auf den Bauerwagen saßen, zur Seite einzelne zur Escorte gehörende Reiter, ab und an kleine geschlossene Cavallerie-Abtheilungen unter Führung der das Ganze leitenden Officiere. Die Umgebungen von Paris bieten bekanntlich meilenweit nirgends eigentliches offenes Feld dar; sie sind nach allen Richtungen von gut erhaltenen Landstraßen durchschnitten, meistens in der Gestalt von Alleen, und an ihnen reiht sich Landhaus an Landhaus, theils von Blumengärten, theils von größeren Parks umgeben, abwechselnd mit nahe zusammenliegenden Dorfschaften und Städtchen, auch wieder größeren Orten, das Ganze nur unterbrochen durch Fruchtgärten, Vergnügungsorte und hie und da einen eigentlichen Schloßbau oder ein Lustgehölz. Dabei wechselt Berg und Thal, der Weg führt uns hinauf und wieder hinab über Canäle, Wassergräben, wir sehen näher oder ferner die Seine oder die Marne, und eine Menge Eisenbahnen, oft auf hohen Dämmen und Viaducten, erinnern uns, daß diese Gegend voll Leben, Genuß und Betriebsamkeit nach allen Weltgegenden hin mit den entferntesten Ländern in fortwährender Verbindung und Wechselwirkung steht. Wir werden unwillkürlich an das stark pulsirende Leben im menschlichen Körper erinnert da, wo es sich im Umkreise des Herzens als Mittelpunkt aller Arterien und Venen am heftigsten bewegt. Das Einzige, was in gewöhnlichen Zeiten den Wanderer in diesem Bilde voll Abwechselung und Leben hie und da stört und ihm einen Eindruck von langer Weile oder Ungeduld verursacht, sind die oft sehr langen und hohen steinernen Mauern, welche die Parkanlagen zu umgeben pflegen und dem Auge dann für eine Zeit lang alle Aussicht rauben, wodurch es dann aber auch wieder desto empfänglicher für die Schönheit der Landschaften wird, wenn sich plötzlich die Aussicht öffnet. Jetzt war hier allerdings Manches anders; der Krieg hatte einen

großen Theil der Bevölkerung verscheucht, ein anderer hielt sich im Innern seiner Häuser verborgen, und nur hie und da sah man einmal eine menschliche Gestalt, welche nicht deutsche Uniform trug. Die Dörfer waren großentheils von den Bewohnern verlassen und dienten unseren Truppen zum Aufenthalte, die Landhäuser standen, wo nicht Thüren und Fenster zerbrochen waren, in der Regel mit geschlossenen Fensterjalousieen da. Auch in den Dörfern sah man häufig zerstörte Häuser, verwüstete Gärten. Blickte man mit Leidwesen auf diese unvermeidlichen Spuren des Krieges, so fand das Auge wieder so manche Zerstreuung an dem Leben und Treiben unserer Truppen. Hier sah man starke Abtheilungen beschäftigt, die plötzlich zur großen Etappenstraße der Armee umgewandelten und von den Tausenden von Fuhrwerken theilweise hart mitgenommenen Landstraßen wieder herzustellen; dort stand eine Abtheilung Reserve-Artillerie aufgefahren, und die Leute waren in der Nähe mit mancherlei Arbeiten beschäftigt, oder es ritten einige Feldgendarmen im Dienste vorüber. In den Dörfern reinigten die Leute ihre Waffen, trugen Wasser für die Pferde herbei oder standen rauchend in Unterhaltung in den Thüren.

Ehe wir nach Villeneuve St. George kamen, stieg die Straße über einen Höhenrücken, von wo man eine weitere Aussicht hatte, und mit einem Male lag das Häusermeer von Paris vor uns, allerdings in der Ferne, fast am Horizonte und bei dem etwas trüben Wetter bereits in Abendnebel gehüllt, aber dennoch vollkommen sichtbar, so daß man das Pantheon und einige der anderen besonders hervorragenden Gebäude unterscheiden konnte. Wir ließen den ganzen Wagenzug für einige Minuten halten, und auch diejenigen, welche Paris kannten, blickten voll Interesse auf die feindliche Stadt, welche so lange schon unseren Heeren Trotz bot, nachdem alle französischen Armeen so oft und gründlich geschlagen worden waren. Nicht lange währte es, so hörten wir auch einen dumpfen Knall in der Ferne, und so wie wir weiter fuhren, wiederholten sich diese Beweise des fortwährenden Feuers der Forts von Zeit zu Zeit. Glücklicherweise wußten wir, daß es bloße Vergeudung von Munition war, und keiner unserer Soldaten davon beschädigt wurde.

Interessant war der Anblick, als wir über die Seine fuhren, und, da der Weg umbog und eine Strecke am Ufer hinlief, Gelegenheit hatten, unseren ganzen Zug von zwanzig Wagen zu überblicken: voran und als Nachtrab die Cavalleriebedeckung, weiter zurück in der Ferne die drei Gepäckwagen der Post mit ihrer Escorte, welche nur mühsam Schritt mit uns hielten. Ich habe oben von siebenzehn Postkaleschen gesprochen. Da die Mittel des Postamtes in Versailles aber beschränkt sind und man wahrscheinlich mit Requisitionen hatte aushelfen müssen, so bestand der Zug aus allen möglichen Arten von Fuhrwerken, gelben preußischen Postkutschen, offenen Kaleschen,

Fensterchaisen und einem oder zwei der sehr bequemen sogenannten Familien-Omnibusse, welche in Friedenszeiten die Reisenden von den französischen Bahnhöfen nach den Hotels befördern. Hinter unserem Wagen ritt ein Dragoner, der sich unsere Regalia-Cigarren gut schmecken und sich nicht anfechten ließ, daß sein Pferd und er selbst bei dem fast unausgesetzten Galoppreiten auf der mit Schlamm bedeckten Chaussee bis zur Höhe des Sattelknopfes mit einer compacten Masse desselben Schlammes bedeckt waren. In dieser Nähe des Hauptquartiers nahm der Verkehr, das Leben und Treiben und Hin- und Herfahren fortwährend zu. Proviantcolonnen wechselten mit den Munitions- und Geschützzügen ab und kreuzten sich mit Sanitätsabtheilungen, zur Seite, vorn und hinten stets die Bedeckungsmannschaften, so daß, als wir in der Mitte fuhren, sich fortwährend drei Wagenzüge neben einander bewegten. Dazwischen kamen wir mehrmals an der preußischen Feldpost vorüber und uns wieder ließen die Courierwagen des Hauptquartiers hinter sich, von denen einer oder zwei, leichte Kaleschen, mit der Bezeichnung ihrer Bestimmung auf der Hinterseite des Verdecks, im Galoppe an uns vorüber flogen, so daß wir nur ein paar Officiere darin bemerken konnten.

In Villeneuve le Roi wechselten wir die Pferde und erhielten nun zwei Züge Dragoner statt des einen zur Bedeckung. Es wurde nach und nach dunkel. Ueber der Gegend von Paris lag ein ziemlich starker gelblicher Schein am Himmel, so hell, daß wir Anfangs glaubten, es sei eine Feuersbrunst. Wahrscheinlich war die Ursache die Beleuchtung zum Theile mit elektrischem Lichte. Von Zeit zu Zeit hörte man den dumpfen Schall eines entfernten Kanonenschusses, und da es bereits finster war, so ließ sich jedesmal auch ein schwacher Blitz vorher am Himmelsgewölbe bemerken. Zuletzt fing es an, zu regnen, als wir Abends 7 Uhr durch die Straßen von Versailles fuhren, unsre Postillione abermals ihre Posthörner erschallen ließen, und sich hie und da eine Thür öffnete, da die Leute ziemlich verwundert sein mochten, einen langen Zug von Wagen mit blasenden Postillionen bei dunkler Nacht und im vollen Regen daher kommen zu sehen.

Der Zug hielt vor dem Feldoberpostamte in der Avenue de Paris; wir stiegen aus und erhielten unsre Quartierbillets, da sonst nirgends Unterkunft zu finden war. Das meinige lautete Nr. 20 Boulevard du Roi, Mr. B. Propriétaire. Zunächst brachten uns die Wagen aber noch nach dem Restaurant de l'Hotel des Reservoirs in der Straße gleichen Namens, welche an der linken Seite des hoch gelegenen Versailler Schlosses im rechten Winkel darauf stößt, sich ziemlich abschüssig in die Ebene hinabzieht und weiterhin ihre Fortsetzung in dem bereits genannten Boulevard du Roi findet. Das Hotel selbst war bis in die kleinsten Räume von den anwesenden deutschen Fürsten und ihrem Gefolge besetzt; der große Speisesaal des

Restaurant dagegen, in welchem man zu allen Tageszeiten eine größere oder geringere Anzahl Officiere aller Grade anzutreffen pflegte, wurde auch zu unserem Versammlungspunkte gewählt, wo wir nicht allein unsre Mahlzeiten einnahmen, sondern auch jeweilig zu den erforderlichen Versammlungen zusammentrafen.

Bald nach unsrer Ankunft traf der Geh. Legationsrath von Keudell bei dem Präsidenten Simson ein, um die Deputation des Reichstages im Namen des seit einigen Tagen durch Unpäßlichkeit an seine Wohnung gefesselten Bundeskanzlers Grafen von Bismarck zu begrüßen. Simson machte dem Kanzler des norddeutschen Bundes persönlich seinen Besuch, wir übrigen sandten unsre Karten und empfingen dagegen am nächsten Tage diejenige des Grafen Bismarck.

Man hatte unser Gepäck sammt und sonders nach dem Hotel gebracht. Nachdem also die nöthigen Verabredungen für den nächsten Tag getroffen waren, und wir zu Abend gegessen hatten, fuhr ich in einem preußischen Postwagen mit einem Gepäckmeister als maître de cérémonies nach meinem Quartiere, wo mir auch sofort bereitwillig ein hübsches Zimmer eingeräumt wurde.

Am nächsten Morgen erfuhren wir, daß der König, welcher an diesem Tage bis Nachmittag hin großen Kriegsrath mit seinen Generalen hielt, beschlossen habe, am Sonntage, den 18. December Nachmittags 2 Uhr nach vorhergegangenem Gottesdienste in der Schloßkapelle die Adresse des Reichstages im Präfecturgebäude, wo seine Residenz war, zu empfangen. Zugleich waren wir um 5 Uhr zur königlichen Tafel geladen. (Schluß folgt.)

Aus dem Wiener Leben.

Kaum eine Stadt dürfte während der Dauer dieses Krieges in ihrer Stimmung ein so seltsames buntes Bild geboten haben, als Wien. Wenn irgendwo, hatte hier die deutschgesinnte Partei einen schweren Stand. Anfänglich, im Juli und August, konnte sie fast nur mit Lebensgefahr ihren Sympathieen für die Stammesgenossen Ausdruck geben; seither wuchs sie zu zusehends zu Geschlossenheit, Macht und Einfluß, und gegenwärtig — wir können es mit Freude und Stolz aussprechen — gegenwärtig ist unsere Politik die siegreiche, die dominirende. Umsonst grollt jene geistig unbedeutende Partei, die den Abrechnungstag für 1866 ersehnte, umsonst raisonnirt das Semitenthum — aus unseren ungesunden Finanzverhältnissen stets üppiger aufschießend — über Preußen, umsonst zetern jämmerliche mit Welfengeld bezahlte Scribler in unbedeutenden Localblättern über das „Junkerthum und

den Cäsarismus" des deutschen Staates, umsonst auch schmollen einige interessante Nationchen unserer Regierung wegen ihrer „Sympathien für Deutschland."*) Umsonst alles das — die Phalanx der deutschgesinnten Oestreicher ist nicht mehr zu durchbrechen. Fragen wir uns aber, wie es kommt, daß in Wien, in jener Stadt, die schon Sonnenfels als die eigentliche Hauptstadt Deutschlands bezeichnete (freilich zu Lessing's höchstem Ergötzen) ein so wunderliches Gemengsel von Stimmungen sich geltend machte, daß in diesem Kriege die Parteien so rasch wechselten, daß der Schlachttag von Sedan uns Deutschen Anhänger entführte, der Siegeslauf der deutschen Heere im Ganzen aber uns noch mehr Parteigenossen gewann, so ist die Antwort nicht allzuschwer. Leicht gibt die Erklärung der an Nationen, Nationchen, Parteien, Confessionen und Bildungsnuancen überreiche Charakter unserer Monarchie. Es ist nur natürlich, daß die zahlreichen Slaven Wiens dem deutschen Einigungswerke mit ganz anderen Augen zusahen, als die hier wohnenden Italiener und die vor Rußland bangenden Ungarn. Aber wie kommt der heftige Gegensatz in die Deutschösstreicher, in die deutschen Wiener? Zur Beantwortung dieser Frage liefert ein eben erschienenes Buch reiches Material, das Buch eines talentvollen Wiener Professors Karl Landsteiner: Das Babel des Ostens. Würzburg, L. Wörl 1871 (320 S.), auf das wir größere Kreise aufmerksam machen wollen. Denn wer das Wiener Leben in vielen bedeutsamen Richtungen kennen lernen will, findet hier einen unterhaltenden und erfahrenen Führer. Der Verfasser, ein noch junger k. Priester, den die „Partei-Disciplin" in seinem Vaterlande nicht aufkommen läßt, mühte sich Jahre hindurch in Gedichten (z. B. Pulsschläge) wie Romanen (E. Fröhlich, aus den Papieren eines Unbekannten, die Kinder des Lichtes) ab, die streng-katholischen Tendenzen mit den Anforderungen der modernen Wissenschaft und des modernen Staates in Einklang zu bringen. So undankbar die Arbeit, so hat er sich ihr doch stets in pikanter, origineller und geistreicher Weise unterzogen. Darum war sehr lobenswerth, daß der junge Dichter sich endlich völlig von der Partei losmachte, die ohnedem seinen Werth stets verkannte, und sich aufrichtig nicht unseren Dutzendliteraten, sondern jener Mittelpartei anschloß, die vor Allem nicht auf ihren Verstand und ihr deutsches Stammesbewußtsein verzichten will. Das obengenannte Buch bildet in dieser Richtung des Autors einen wesentlichen Fortschritt, und verdient, mit Ausnahme einiger etwas allzu stark in die Localfarben getauchter Capitel, einiger noch etwas altöstreichischer Ansichten, einer gewissen Ueberschätzung der Wiener, unsern Beifall. Nur das Eine muß vorausgeschickt werden: hie und da ist der Humor des Schriftstellers nicht klar und die Ironie über das oft tadelnswerthe Treiben nicht deutlich genug! Aber die Hauptsache ist geleistet: das Buch gibt uns einen Einblick

*) Der Artikel ist vor der letzten Ministerwandlung in Oestreich geschrieben. D. Red.

in die höchſten Kreiſe, wie in die tiefſten Schichten der Wiener Geſellſchaft, in ihre Strebungen und die üppige, leichtlebige, oberflächliche Lebensauffaſſung der großen Mehrzahl unſerer hauptſtädtiſchen Bevölkerung. Drei Parteien, freilich mit vielen Abarten, können wir unter den deutſchen Wienern unterſcheiden: die Altwiener, die Neuwiener und die Deutſchnationalen. In einem Punkte ſtimmen die erſten zwei überein: in der Anſicht, daß der Menſch nur des Vergnügens halber da ſei. Spricht die erſte Partei von der Kaiſerſtadt und ſchwelgt ſie in den Erinnerungen an den „guten" Kaiſer Franz, an den „großen" Metternich, ſeufzt ſie, „das Volk der Phäaken", nach den billigen Hühner- und Weinpreiſen von dazumal, weicht ſie denen „aus Deutſchland draußen" behutſam aus, ſo iſt das Benehmen der zweiten jüngeren, aber keineswegs verbeſſerten Auflage des Wienerthums ein ganz anderes. Dieſes Geſchlecht ſchwärmt für gar nichts, hat nie geſchwärmt, wird nie ſchwärmen, Begeiſterung iſt ihm ein unbekannter und unnützer Artikel. Sein Streben geht lediglich darauf aus, Wien zu einem großen Paris zu machen. Seine Ideale — sit venia verbo — ſind, kurz geſagt, politiſch: die Republik ohne Steuern und Staatspflichten; religiös die Confeſſions- oder beſſer geſagt die Religionsloſigkeit; ſeine publiciſtiſche Nahrung Blätter, wie die famoſe „Tagespreſſe" und der „Kikeriki", ſeine Muſentempel die Volksſänger-Etabliſſements und Cafés chantants, ſein Muſikheros, der „geniale" Offenbach, ein Lieblingsamuſement das Ballet oder noch beſſer der Cancan; das weibliche Geſchlecht lernt es in abgeſtandenen Chanſonettenſängerinnen und anderen Unausſprechlichen verehren. Die literariſche Ausbildung dieſer „Deutſch-Wiener" beſorgen die berühmten Bücher von Paul de Kock, gewiſſe Memoiren, einige Wiener Bücherfabrikanten, im höchſten Falle ſchwingt man ſich zu einigem Heine empor, für den durch die zahlreich vertretenen ſemitiſchen Elemente dieſer Partei lohnende Reclame gemacht wird. Eine weitere Charakteriſtik von dieſer Species iſt der immenſe Preußenhaß, die Begeiſterung für alle unklaren Köpfe, die Sympathie für alles Franzöſiſche, die nervöſe Gereiztheit gegen alles Geſunde, Feſte, Kräftige. Die dritte, ſtets wachſende Partei iſt diejenige, welche von den Errungenſchaften des Jahres 1848 am meiſten gewannen, deren Studienzeit bereits in die Jahre unſerer Schulreform fiel, die im deutſchen Geiſte lernten, die in ſteter Verbindung blieben mit den Leiſtungen deutſcher Wiſſenſchaft und Kunſt. Doch hat ſie auch aus der älteren Generation und dem unſtudirten Bürgerthum ſtarke Zuzüge gewonnen. Gute Oeſtreicher ſind auch ſie, aber ſie meinen, unſerer ſüdlicheren Natur, unſerem leicht angeregten, zur heiteren Geſelligkeit hinneigenden Weſen würde eine Beimiſchung von norddeutſcher Religioſität, Sparſamkeit, Fleiß und Sittlichkeit nicht ſchaden. Sie fühlen ſich geiſtig vereint mit ihren Stammesverwandten und wiſſen, daß jeder Erfolg, den ſie erringen, jeder Zoll Boden, den ſie deutſcher

Wirthschaft, jede Seele, die sie deutscher Sittigkeit gewinnen, ein nicht verächtlicher Beitrag ist zum großen Werke: zum Schutze des geliebten deutschen Landes, als dessen treue, tapfere Markmannen sie sich täglich fühlen. Die letztere Partei ist leider in dem genannten Werke noch wenig geschildert und nur angedeutet in dem Kapitel „Wien fängt an zu lernen." — Der Verfasser kannte diese Partei eben noch nicht recht. Weder die wahrhaft asiatische Unsittlichkeit, die der Verfasser in ernsten Zügen schildert, noch der riesig entwickelte Finanzschwindel, der Tanz um das goldene Kalb ist einzige Richtung in unserem weltstädtischen Treiben.*) Denn wer Wien heutzutage aufmerksam betrachtet, wird doch sehen müssen, daß jene Zuchtlosigkeiten und Krankheiten der Gesellschaft neben sehr achtungswerthem deutschen Patriotismus und rühriger geistiger Arbeit vorkommen und daß dieselben durch einen hoffentlich bald eintretenden religiösen Aufschwung mehr und mehr auf jenen Sumpf beschränkt werden dürften, in dem sie in allen Großstädten vegetiren. Aber freilich müssen ein ernsteres Wesen, eine wahre Staatsgesinnung, Zucht und Achtung vor dem Gesetze Platz greifen, ganz anders, als in unsern bisherigen Uebergangszuständen möglich war. Einen schönen Blick in Wiens Zukunft thut der Verfasser des obengenannten Buches am Schlusse desselben. Als eine Wacht der völkerliebenden deutschen Cultur und Bildung sieht er Wien, als Vormauer des weltmächtigen, aus der Asche einer tausendjährigen Vergangenheit zu neuem ruhmvollen Leben wieder erstandenen deutschen Reichs! Mit diesen Gedanken des begeisterten Verfassers schließen wir unseren Bericht, indem wir ihm nüchtern zurufen: Ja, Wien hat eine Zukunft, aber es muß noch viel lernen, vor Allem wahre deutsche Frömmigkeit und reine Sitte! — Es sehe nach Deutschland, nicht nach Pesth oder Paris! A. H.

Italien im letzten Halbjahr 1870.

(Fortsetzung.)

Endlich einigte man sich im Ministerium, nachdem Alles aufgeboten worden war, um in diesem kritischen Augenblicke einer Ministerkrisis vorzubeugen. Da die Regierung annahm, die September-Convention sei mit dem Wegfall des andern Contrahenten hinfällig geworden, denn nicht mit Frankreich als

*) Es mag erlaubt sein, hier auf eine charakteristische Schrift: F. A. Reinhold, die Gefahren für die Sittlichkeit unserer Jugend, Wien, Beck'sche Universitätsbuchhandlung, hinzuweisen.

Staat, ſondern mit Napoleon perſönlich ſei ſie abgeſchloſſen worden, wurde beſchloſſen, das römiſche Gebiet und Rom zu beſetzen und im Namen des italieniſchen Volkes den Parlamentsbeſchluß, durch den Rom zur Hauptſtadt des Königreichs erklärt worden war, nunmehr auszuführen. Am 6. September ſollte Cadorna mit der Armee die römiſche Grenze überſchreiten, es kam aber Gegenordre, über die man in Florenz ſehr erbittert war, und wegen deren das Miniſterium heftig angegriffen wurde. Man hatte wohl erfahren, daß Telegramme aus Paris eingegangen wären, wonach die neue Regierung Frankreichs die Kündigung der September-Convention ſo wenig übel genommen habe, daß ſie zuerſt telegraphirte: „Dépêchez-vous“ und dann zu erkennen gab, Italien ſei ihr darin nur zuvorgekommen. Jules Favre entband zugleich Italien jeder Rückſicht auf die September-Convention. Der am 8. September gegebene zweite Befehl zum Einmarſch wurde trotzdem nochmals zurückgenommen. An demſelben Tage war der Graf Ponza di San Martino aus Florenz nach Rom gereiſt, um auf Befehl des Königs zuvor dem Papſte ein eigenhändiges Schreiben deſſelben zu überreichen. Dieſes lautete folgendermaßen:

„Heiligſter Vater! Mit kindlicher Liebe, katholiſchem Glauben, italieniſcher Geſinnung und mit der Loyalität eines Königs wende ich mich, wie ſchon öfter, noch einmal an das Herz Eurer Heiligkeit. Ein Sturm von Gefahren bedroht Europa. Die Partei der kosmopolitiſchen Revolution, welche ſich über den, Mitteleuropa verheerenden Krieg freut, ſteigert ihre Kühnheit und Verwegenheit und bereitet vornehmlich in Italien und in den von Eurer Heiligkeit regierten Provinzen den letzten Schlag gegen die Monarchie und das Papſtthum vor. Ich weiß, Heiligſter Vater, daß die Größe Ihres Gemüths nicht kleiner iſt, als die Größe der Ereigniſſe; aber da ich ein katholiſcher und ein italieniſcher König bin und als ſolcher durch die Rathſchlüſſe der Vorſehung und den Willen der Nation zum Wächter und Beſchützer der Schickſale aller Italiener auserſehen wurde, ſo fühle ich die Verpflichtung, im Angeſichte von Europa und der Katholicität, die Verantwortlichkeit für die Aufrechthaltung der Ordnung auf der Halbinſel und die Sicherheit Eurer Heiligkeit übernehmen zu ſollen. Die Gemüthsſtimmung nun der von Eurer Heiligkeit regierten Bevölkerungen, und die unter denſelben aus verſchiedenen Gegenden gekommenen fremden Truppen ſind ein Ferment fortwährender Agitation und Allen leicht erkennbarer Gefahren. Der Zufall oder ein Ausbruch von Leidenſchaften können zu Gewaltthätigkeiten und zum Blutvergießen führen, das zu verhüten ſowohl meine eigene, wie die Pflicht Eurer Heiligkeit iſt. Es iſt eine unausweichliche Nothwendigkeit für die Sicherheit Italiens und des Heiligen Stuhles, daß meine als Schutzwacht an den Grenzen ſtehenden Truppen nun jene Poſitionen einnehmen müſſen, welche zum Schutze

Eurer Heiligkeit und der Aufrechterhaltung der Ordnung genügen. In dieser ausschließlich reinen Vorsichtsmaßregel wollen Eure Heiligkeit keinen feindseligen Act erblicken. Meine Regierung und meine Streitkräfte beschränken sich absolut nur auf eine conservative und beschützende Action der mit den Rechten der römischen Bevölkerung leicht vereinbarlichen Unverletzlichkeit des Papstes mit dessen geistlicher Autorität und mit der Unabhängigkeit des Heiligen Stuhles.

Wenn Eure Heiligkeit, wie ich nicht zweifle und wie Ihr geheiligter Charakter und die Großherzigkeit Ihres Gemüthes zu hoffen mich berechtigen, von dem gleichen Wunsche wie ich beseelt sind, jeden Conflict und jede Gefahr eines Gewaltactes zu vermeiden, so werden Sie mit dem Grafen Ponza di San Martino, dem Ueberbringer dieses Schreibens, der von Seite meiner Regierung mit den zweckmäßigsten Instructionen versehen ist, jene Maßregeln vereint feststellen, welche am besten zu dem ersehnten Ziele führen können. Erlauben mir Eure Heiligkeit, im gegenwärtigen für Italien, die Kirche und das Papstthum so feierlichen Momente zu hoffen, daß jener Geist der Güte, der sich in Ihrem Gemüthe für diesen Boden, der auch Ihr Vaterland ist, stets wirksam ausgesprochen hat, sowie die versöhnlichsten Gesinnungen, die ich mich stets bemühte, durch Thaten mit unerschütterlicher Beharrlichkeit zu beweisen, beide vereint, die nationalen Bestrebungen befriedigen und dem Haupt der Christenheit, umgeben von der Devotion der italienischen Bevölkerungen, ermöglichen werden, an den Ufern der Tiber einen ruhmvollen Sitz, unabhängig von jeder menschlichen Souveränetät, auch ferner aufrecht zu erhalten.

Wenn Eure Heiligkeit Rom von den fremden Truppen befreien und auf diese Weise die Gefahr beseitigen werden, daß die Stadt zum Kampfplatz der Umsturz anstrebenden Parteien werde, so werden Sie ein bewunderungswürdiges Werk vollendet, der Kirche den Frieden wieder gegeben und dem über die Schrecken des Krieges entsetzten Europa gezeigt haben, wie man große Schlachten und unsterbliche Siege durch einen Act der Gerechtigkeit und durch ein einziges Wort der Liebe erringen könne! Ich bitte Eure Heiligkeit, mir Ihren apostolischen Segen verleihen und die Gefühle meiner tiefsten Verehrung entgegen nehmen zu wollen. Eurer Heiligkeit unterthänigster, gehorsamster und ergebenster Sohn

Florenz, 8. September 1870. Victor Emanuel."

Der Graf Ponza war zugleich beauftragt, dem Papste folgende Vorschläge zu überbringen: 1) dem Papste verbleibt die Stadt Leo's mit der Souveränetät und unbeschränkter Gerichtsbarkeit, 2) dem Papste verbleibt seine Civilliste ungeschmälert, 3) alle Nationen haben freien Zutritt zur Stadt Leo's, 4) alle kirchlichen Anstalten Roms werden neutralisirt und hängen nur von der Stadt Leo's ab, 5) die Gesandten beim päpstlichen Stuhle genießen

auch dann volle Immunität, wenn sie außerhalb der Stadt Leo's wohnen, 6) Immunität aller Cardinäle und ungeschmälerter Fortbezug aller ihrer Einkünfte, 7) Fortbezug aller Gehalte seitens sämmtlicher Civil- und Militärbeamten, 8) Garantie der päpstlichen Staatsschuld, 9) absolut freie Ausübung der Functionen der Pfarrer und Bischöfe im ganzen Königreich und 10) Ausnahmegesetze für Rom bezüglich der Militärconscription, der Gemeindeverwaltung und der Fideicommisse.

Ueber die vielgenannte leoninische Stadt mögen hier einige Bemerkungen folgen: Nachdem die Sarazenen die Basilika geplündert hatten, die keine Schutzwehr hatte, da früher angefangene Mauern wieder abgetragen worden waren, ließ Papst Leo IV. in den Jahren 848 bis 852 das vatikanische Gebiet oder den Porticus des St. Peter so umschließen, daß die Mauer vom Hadrianeum den St. Peter umkreiste, dann herab bis zum Flusse reichte, unterhalb des heutigen Thors St. Spirito. Die Mauern waren fast 40 Fuß hoch und mit 44 Thürmen versehen. Weitere Ausbaue der Stadttheile haben die Mauern theilweise vertilgt und durchbrochen. Leo nannte den von diesen Mauern eingeschlossenen Theil die Civitas Leonina, wie auch über deren Thoren bezeichnet stand. Die Einweihung der Mauern wurde mit großen Festlichkeiten begangen; der Papst vertheilte große Geschenke.

Der Graf Ponza hatte durch das folgende Schreiben des Ministerpräsidenten besondere Instructionen erhalten:

Der Conseils-Präsident an den Grafen Ponza di San Martino. Florenz, 8. September 1870. Herr Graf! In dem feierlichen Augenblick, wo die Regierung des Königs berufen erscheint, sowohl durch die Interessen Italiens, sowie die des Heiligen Stuhles die erforderlichen Maßregeln zur Sicherung des nationalen Gebietes zu ergreifen, werden Sie beauftragt, mit einem Briefe des Königs sich nach Rom zu dem Papst-Souverän zu begeben. Der König als Beschützer und Garant der italienischen Bestimmung und als Katholik — im hohen Grade dabei interessirt, das Schicksal des Heiligen Stuhles und Italiens nicht Gefahren auszusetzen, welchen der Muth des Heiligen Vaters nur zu sehr geneigt wäre sich entgegenzustemmen — fühlt der Katholicität und Europa gegenüber sich gedrungen, die Verpflichtung zu übernehmen, um die Ordnung auf der Halbinsel und die Sicherheit des Heiligen Stuhles unter seiner Verantwortlichkeit aufrecht zu erhalten. Die Regierung des Königs würde ihrer Aufgabe zuwiderhandeln, wenn sie, um einen Entschluß zu fassen, erst warten würde, bis die Agitation ernste Ereignisse und Blutvergießen herbeigeführt hätte. Wir beschränken uns darauf, unsere Truppen auf römisches Gebiet rücken zu lassen, wenn die Umstände dies uns als nothwendig erscheinen lassen, wobei wir die Besorgung der eigenen Administration der Bevölkerung anheimstellen. Die Regierung des Königs wird mit ihrer

Macht sich absolut auf eine erhaltende und beschützende Action der unverjährbaren Rechte der Römer und jene Interessen beschränken, welche die katholische Welt an der vollständigen Unabhängigkeit des souveränen Papstes hat. Jede politische Frage außer Acht lassend, welche durch die freien und friedlichen Kundgebungen des römischen Volkes angeregt werden könnte, ist die Regierung des Königs fest entschlossen, die nöthigen Garantien für die geistige Unabhängigkeit des Heiligen Stuhls zu sichern und sie auch zum Gegenstande künftiger Verhandlungen zwischen Italien und den betheiligten Mächten zu machen. Sie werden dem Heiligen Vater begreiflich zu machen suchen, wie feierlich der jetzige Augenblick für die Zukunft der Kirche und des Papstthums ist. Das Oberhaupt des Katholicismus wird in der italienischen Bevölkerung eine tiefe Ergebenheit finden und an den Ufern der Tiber einen von jeder menschlichen Herrschaft geehrten und unabhängigen Sitz bewahren.

Se. Majestät wendet sich an den Pontifex mit der Zärtlichkeit eines Sohnes, mit dem Glauben eines Katholiken, mit den Gefühlen eines Königs, eines Italieners. Se. Heiligkeit wird im jetzigen Augenblick, wo die ehrwürdigsten Institutionen und der Frieden der Völker bedroht sind, die Hand nicht zurückweisen, die ihm im Namen der Religion und Italiens loyal gereicht wird. Genehmigen Sie u. s. w. Gez. G. Lanza.

In zwei Circularen des Ministers des Auswärtigen an die italienischen Vertreter bei den fremden Regierungen wurde die Kündigung des September-Vertrages angezeigt und es wurden die Schwierigkeiten auseinandergesetzt, die für Italien aus der Verzögerung der römischen Frage entsprungen sind. Die Circulare tragen das Datum vom 29. August und vom 7. September und sind nur eine ausführlichere Paraphrase des an den Grafen Ponza gerichteten Schreibens Lanza's. Visconti-Venosta versichert, daß Italien sich der vollen Verantwortlichkeit bewußt sei, die es gegenüber der ganzen katholischen Welt zu tragen haben werde, und eingedenk desselben mit den fremden Mächten sich ins Einvernehmen setzen werde, um gemeinschaftlich die geistliche Unabhängigkeit des Papstes sicher zu stellen.

Graf Ponza hatte mit dem Cardinal Antonelli conferirt und sich seiner Aufträge zu entledigen bemüht; aber Pius IX. wollte anfänglich ihn weder empfangen, noch in irgend eine Unterhandlung treten. Man hatte zwar keinen besonderen Erfolg von der Mission erwartet, doch sollten vor dem letzten Schritte alle internationalen Rücksichten gewahrt werden. Als die Audienz gewährt worden, hatte der Graf eine lange chiffrirte Depesche nach Florenz abgehen lassen, welche das Resultat seiner Audienz meldete. Man erzählt, daß in Florenz Niemand im Stande war, die Depesche auch nur annähernd zu dechiffriren, da das päpstliche Telegraphenamt (ob im Auftrage, weiß man natürlich nicht) die Ziffern und Zeichen der Depesche derart ver-

ſtellt hatte, daß kein Schlüſſel zur Dechiffrirung derſelben taugte und erſt die Ankunft des gleichzeitig mit der Depeſche abgeſandten Couriers abgewartet werden mußte, um etwas Näheres zu erfahren. Nach wenigen Tagen kehrte Graf Ponza nach Florenz zurück und brachte wohl eine Antwort mit, die aber ſehr kurz und ſchneidend alſo lautete:

„Majeſtät! Vom Grafen Ponza di San Martino wurde mir ein Brief überreicht, welchen Ew. Majeſtät an mich richten wollte, allein er iſt eines kindlich ergebenen Sohnes, der ſich des Bekenntniſſes des katholiſchen Glaubens und königlicher Gerechtigkeit rühmt, nicht würdig. Ich laſſe mich auf die Einzelnheiten dieſes Briefes nicht ein, um nicht den Schmerz zu erneuern, den mir die erſte Leſung verurſacht hat. Ich preiſe Gott, daß er zugelaſſen hat, daß Ew. Majeſtät die letzten Tage meines Lebens mit Bitterkeit erfüllen. Im Uebrigen kann ich gewiſſe Forderungen nicht zugeben, noch mich den in dieſem Briefe enthaltenen Grundſätzen anbequemen. Ich rufe Gott abermals an und überlaſſe ſeinen Händen meine Sache, die ganz die ſeine iſt. Ich bitte ihn, Ew. Majeſtät viele Gnaden zu gewähren, Sie vor Gefahren zu bewahren und Ihnen ſeine Barmherzigkeit, deren Sie nöthig haben, zuzuwenden."

Vom Vatikan, 11. September 1870. Papſt Pius IX. m. p.

Später erklärte der Papſt, wie man ſich in Florenz erzählte, er glaube nicht, daß die italieniſche Regierung gegen die päpſtliche agitirt habe, um derſelben den Reſt des Kirchenſtaates zu entreißen. Uebrigens habe er in Frieden zu ſterben gehofft, ehe der letzte Fuß Landes in die Hände der italieniſchen Regierung gefallen wäre. Den Zuſicherungen bezüglich der Freiheit ſeiner geiſtlichen Functionen lege er nicht mehr Gewicht bei, als den andern ihm gegebenen Zuſicherungen und Garantien.

Nachdem die Truppen während des mehrmaligen Widerrufs ihrer Marſchordre bis hart an die Grenzen gerückt waren, überſchritten ſie auf den dritten Befehl am 12. September dieſelben an mehreren Punkten. Während an dieſem Tage der Miniſter der Juſtiz und des Cultus an die biſchöflichen Ordinariate des Königreichs ein Rundſchreiben an die röm. Behörden ſchickte, in welchem er davon Mittheilung machte, daß die Truppen einrückten, ihnen die Zuſicherung der ungeſchmälerten Freiheit und des Schutzes für die geiſtliche Amtsübung gab, aber dringend warnte, irgend welche Verſuche von Verleitung zum Ungehorſam und von Aufreizung zu machen, weil die Regierung gegen die Schuldigen mit aller Strenge vorgehen werde — erließ zu gleicher Zeit General Cadorna folgende Proclamation: „Italiener der römiſchen Provinzen! Der König von Italien hat mich mit einer hohen Miſſion betraut; euch iſt vorbehalten, an der Ausführung derſelben am wirkſamſten mitzuarbeiten. Die italieniſche Armee, das Symbol und der Beweis der Eintracht

und Einheit Italiens, kommt zu euch, von brüderlichen Gesinnungen beseelt, um die Sicherheit Italiens und eure Freiheiten zu wahren. Ihr werdet Europa darthun können, daß die Ausübung aller eurer Rechte sich mit dem Respect vor dem Heil. Vater, der Würde und der geistlichen Autorität des Papstes vertragen kann. Die Unabhängigkeit des Heil. Stuhls wird inmitten eurer bürgerlichen Freiheiten unverletzlich bleiben, besser sogar, als jemals unter dem Schutze der fremden Interventionen. Wir kommen nicht, euch den Krieg zu bringen, sondern den Frieden und die wahre Ordnung. Ich darf mich nicht in die Regierungs- und Verwaltungsgeschäfte einmischen; ihr selbst werdet euch verwalten. Meine Aufgabe beschränkt sich auf die Aufrechterhaltung der Ordnung und die Vertheidigung der Unverletzlichkeit unseres gemeinsamen Vaterlandes. Der commandirende General: R. Cadorna."

Als sich die Nachricht von dem Einmarsch in Florenz verbreitete, herrschte dort unbeschreiblicher Jubel, obwohl man überzeugt sein mußte, daß die Stadt selbst durch die Verlegung der Hauptstadt nach Rom nur verlieren könne. Ebenso war im ganzen Lande Freude, die Tricolore wehte von allen Häusern. Der nationale Gedanke hatte Alles erfaßt, und aus Rom und den Städten des Kirchenstaates war wie aus den italienischen Städten bereits die Unterzeichnung von Adressen an Victor Emanuel im Gange, welche den Eintritt seiner Armee verlangten (in Viterbo allein fanden sich 3500 Unterschriften). Ueberall wurden italienische Flaggen aufgesteckt. Die italienischen Truppen rückten von Norden und Süden in das römische Gebiet ein, die päpstlichen zogen sich überall zurück, da der italienische General, um Blutvergießen zu verhindern, bald eine bedeutende Uebermacht gegen sie vorrücken ließ. Bixio besetzte Monte-Fiascone ohne Widerstand, Viterbo, die Hauptstadt der Provinz, wurde ebenfalls genommen, in Civita-Castellana vertheidigten die Zuaven die Citadelle nur eine Stunde lang; an der Küste wurden Corneto und Civita-Vecchia, dessen Einwohner die Adresse an Victor Emanuel abgeschickt hatten, bald besetzt. In der unmittelbaren Nähe Roms, in Braniano (Flecken von 2500 Einwohnern) pflanzte Fürst Odescalchi die Tricolore auf. Im Süden rückte die Brigade Savone in Frosinone ein, besetzte Ceprano, zerstörte die Eisenbahn bei Cenano und nahm Terracina in Besitz. Am 16. September wurde auch Velletri von den italienischen Truppen eingenommen. Ueberall wurden dieselben enthusiastisch empfangen, während die römischen nach Rom zurückgezogen wurden, wo man zum Widerstande große Vorbereitungen traf. Ein Theil wurde zum Barrikadenbau verwendet, die Thore der Hauptstadt wurden vollständig geschlossen, dem Verkehre nur sieben geöffnet, aber durch starke Vertheidigungswerke geschützt. Der Papst hatte zwar den bestimmten Befehl gegeben, jedes Blutvergießen zu vermeiden, aber seine Officiere meinten gegenwärtig noch alle Vorbereitungen zur Vertheidigung durchführen zu müssen.

Inzwiſchen hatte ſchon die revolutionäre Partei das Haupt erhoben und eine in Anagni gedruckte Proclamation in Rom verbreitet. In derſelben heißt es u. A.: Römer! Es ſind nun 21 Jahre, daß Ihr die Republik proclamirt und ſo für die Zukunft Italiens und der Welt gewirkt habt. Die brutale Gewalt hat uns beſiegt und wir ertrugen 10 Jahre hindurch ihre Verfolgungen. Man ſprach von der Wiedergeburt Italiens, aber ſeine Hauptſtadt blieb die Sklavin der Prieſter. Wir ſetzten unſere Hoffnung auf einen König, der wenigſtens in ſeinem eigenen Intereſſe, wenn nicht in unſerm, alle Italiener gleichſtellen ſollte. Wir haben uns bitter getäuſcht. Monarchiſchen Traditionen treu, bedurfte er der Prieſter, und unterzeichnete einen Vertrag der Theilung mit Zuaven und Antiboinern, welche Euch mit Plünderung bedrohten. . . Die Proclamation ſpricht nun von Garibaldi, von Frankreichs und Spaniens Umwälzungen und fordert die Römer auf, ſich zu erheben, da man überall in Italien auf das Signal von Rom warte, auch die Soldaten, welche ſich verurtheilt ſähen, auf die Mitbürger zu ſchießen. Am Schluſſe heißt es: „Wir haben Geld und Waffen, und werden ſie jedem geben, der ſein Leben für das Vaterland einſetzen will.“ Man ſieht, auch in dieſer großen Stunde die alten leeren Prahlereien der Mazziniſten, den unbelehrbaren Haß gegen die nationale Monarchie, die allein helfen konnte!

Es kam auch in einzelnen Orten zu Erhebungen, wie in Bomarzo, Galleno, Farneſe, wo proviſoriſche Junten eingeſetzt wurden. In Rom fanden Volksverſammlungen ſtatt, gegen welche die Polizei nicht einſchritt, obwohl bereits die Abſicht derſelben bekannt geworden war, die ſtaatsrechtliche Aufhebung der päpſtlichen Regierung auszuſprechen. Die Einwohner wurden von den Zuaven terroriſirt, die ſich wie Herren der Stadt benahmen und gegen den Befehl das Feuer gegen die heranrückenden Vorpoſten der italieniſchen Truppen zu eröffnen wagten, welches von dieſen jedoch nicht erwidert ward. Sobald die italieniſche Armee ſich vor der Hauptſtadt aufgeſtellt hatte, ſuchte der Norddeutſche Geſandte von Arnim eine Vermittelung herbeizuführen, wodurch eine Pauſe von mehreren Tagen eintrat, während welcher der General Kanzler die mehrmalige Aufforderung Cadornas, Rom zu übergeben, zurückwies. Im Vatikan war das diplomatiſche Corps verſammelt, in deſſen Gegenwart gegen den Einmarſch der italieniſchen Truppen proteſtirt wurde.

Man hat in Italien und anderwärts Angeſichts der großartigen Schlachten und Siege, welche eben auf franzöſiſchem Boden geſchlagen wurden, für höchſt komiſch gehalten, mit welchem Pathos die italieniſchen Blätter die Operationen ihrer Truppen im Kirchenſtaate verfolgten und Siegesbulletins brachten. Jede Gendarmerie-Patrouille, welche die Waffen ſtreckt, jeder päpſtliche Zuave, welcher auf der Flucht ſein Gewehr auf die nachrückenden Co-

lonnen abschießt, gibt diesen Blättern Gelegenheit zu Lobsprüchen auf den Heldenmuth und die Tapferkeit der italienischen Truppen.

Die Schritte, welche Herr von Arnim unternommen, um einen gewaltsamen Angriff gegen Rom, wenn nicht zu verhindern, so doch zu verzögern, waren aus dem Wunsche hervorgegangen, einer Beschießung der Stadt vorzubeugen, da er einsah, daß sich die Stadt doch nicht halten könnte. Cadorna hatte ihm erwidert, er habe die größte Langmuth walten lassen und jede mögliche Rücksicht genommen, er dürfe aber nicht verhehlen, daß er Angesichts der dem Parlamentär gegebenen, wenig passenden Antwort nicht länger zögern könnte, mit den fremden Truppen, welche die Stadt und den Willen des Papstes beherrschen, ein Ende zu machen. Er bewilligte endlich einen 24stündigen Aufschub einer entscheidenden Operation. Am 19. September zeigte von Arnim dem General brieflich an, daß die Versuche zum Aufgeben des bewaffneten Widerstandes gescheitert seien und dankte für den gewährten Aufschub. „Unter diesen Umständen", meint die Gazzetta uffiziale, „sei unzweifelhaft ein Druck Seitens der fremden Truppen auf die römischen Behörden ausgeübt worden. Es erübrige Cadorna nur, mit Gewalt zu erreichen, was auf dem Wege der Versöhnung nicht zu erzielen war." Es wurden nun alle Maßregeln getroffen, daß, falls ein Sturm nothwendig würde, Rom möglichst geringen Schaden erleide, und die Ordnung aufrecht erhalten werde. In der Stadt hatte sich eine Deputation römischer Bürger an Antonelli mit der Bitte gewandt, jedes Blutvergießen beim Einrücken der Truppen zu verhindern und namentlich Maßregeln zu treffen, um die von den Zuaven kundgegebene Absicht, den italienischen Truppen in den Straßen Roms Widerstand zu leisten, zu vereiteln.

Obwohl in den ersten Stunden des 20. September die Vertheidigung der von drei Seiten angegriffenen Stadt durchgeführt wurde, so war doch der Widerstand nicht lange möglich. Nach fünfstündiger gegenseitiger Kanonade, bei welcher einige Häuser durch Granaten in Brand gesteckt wurden, wurde der Sturm auf die bei dem Piusthore geschossene Bresche ausgeführt und nach einer halben Stunde war den Italienern der Einzug nach Rom offen. Als sie nun, ein Regiment nach dem andern, einmarschirten, strömte ihnen auf der langen Straße, welche vom Piusthor nach dem Quirinal führt, eine freudige Volksmasse entgegen; dann sprengte ein Piquet päpstlicher Dragoner heran, an der Spitze der Stabsofficier mit einer weißen Fahne und der vom Papste erhaltenen Einwilligung der Uebergabe Roms. Dieser Schritt war bereits überflüssig geworden. Das Feuer wurde auf allen Seiten eingestellt, und eine lange Reihe von Wagen, welche das auswärtige diplomatische Corps enthielten, überbrachten im Namen Pius IX. einen Protest, welcher dem General Cadorna übergeben werden sollte. Unter dem Jubel des Volkes wur-

den aus den Fenstern Tricoloren gehängt, während die in den Straßen vertheilten päpstlichen Truppen gefangen genommen, die politischen Gefangenen aus den Gefängnissen entlassen wurden. Der ganze Theil der Stadt am linken Tiberufer wurde vollständig besetzt, wogegen die Leoninische Stadt, welche mit der Engelsburg, dem Vatican und St. Peter auf dem rechten Ufer liegt, unberührt blieb. Triumphzüge, Truppenmärsche, Beleuchtungen beschlossen den Tag. Nach einer officiellen Mittheilung betrugen die Gesammtverluste der italienischen Truppen 21 Todte, darunter 3 Officiere, und 117 Verwundete; die Anzahl der Gefangenen 4800 Einheimische und 4500 Fremde, einschließlich der vorher gemachten Gefangenen 10,700. Der Verlust der päpstlichen Truppen betrug wenig Todte und 55 Verwundete. Die in der Villa Albani abgeschlossene Convention betreffs der Uebergabe Roms besteht aus sechs Punkten: 1) Die Stadt Rom mit Ausnahme des Theils, der vom Süden der Bastei San Spirito mit Inbegriff des Monte Vaticano und des Castells San Angelo die Leoninische Stadt bildet, wird mit ihrer ganzen Ausrüstung, mit Waffen-, Pulvermagazinen und allen der Aufsicht der Regierung unterstehenden Gegenständen den Truppen Sr. Majestät des Königs von Italien übergeben. 2) Die gesammte Garnison des Platzes zieht mit allen Kriegsehren, Fahnen, Waffen und ihrem Gepäck ab. Nach erwiesenen Ehrenbezeigungen legen sie die Fahnen und Waffen ab, mit Ausnahme der Officiere, welche ihre Waffen und Pferde und ihr ganzes Gepäck behalten können. Die fremden Truppen werden zuerst und dann die andern in der Reihenfolge der Ordre de Bataille aus der Stadt ziehen. Der Abmarsch findet morgen um 7 Uhr statt. 3) Die fremden Truppen werden geschieden, und dann sofort auf Kosten der italienischen Regierung mittelst Eisenbahn bis an die Grenzen ihrer Heimath befördert. Es bleibt dem Ermessen der Regierung überlassen, die Pensionsansprüche, welche sie allenfalls an die päpstliche Regierung zu stellen berechtigt sind, zu berücksichtigen oder nicht. 4) Die eingebornen Truppen werden in Truppendepots verwandelt und behalten ihre gegenwärtigen Bezüge fort, wobei sich aber die Regierung Bestimmung über ihre künftige Verwendung vorbehält. 5) Im Laufe des morgenden Tages werden sie nach Civita Vecchia in Marsch gesetzt. 6) Es wird eine von beiden Theilen zusammengesetzte Commission, bestehend aus einem Artillerie-, einem Genie- und einem Intendanz-Officier, die im Artikel 1 bezeichneten Gegenstände inventarisiren.

Für den Platz Rom: Der Chef des Generalstabes: F. Rivalta.
Für das italienische Heer: Der Chef des Generalstabes: F. D. Primerane.
Der Commandant des 4. Armeecorps: F. Cadorna.
Gesehen, gebilligt und ratificirt:
Der General-Commandant der Römischen Truppen: Kanzler.

Am nächsten Tage erschien in der Gazzetta uffiziale di Roma, welche das päpstliche Wappen weggelassen hatte, das sie bisher führte, folgendes Manifest Cadorna's: „Römer! Das gute Recht und die Tapferkeit des Heeres haben mich in wenigen Stunden zu Euch gebracht, die Ihr die Freiheit zurück verlangtet. Eure Zukunft, wie jene der Nation, liegt fortan in Euren Händen. Gekräftigt durch Eure freien Stimmen, wird Italien den Ruhm haben, endlich das große Problem zu lösen, das so lange die moderne Gesellschaft schmerzlich berührt hatte. Ich danke Euch im Namen des Heeres für den uns bereiteten festlichen Empfang. Die Ordnung ist bisher bewunderungswürdig aufrecht erhalten worden, fahrt fort, sie zu hüten, denn ohne Ordnung gibt es keine Freiheit. Römer! Der Morgen des 20. September 1870 bezeichnet einen der denkwürdigsten Tage in der Geschichte. Rom ist noch einmal und für immer die große Hauptstadt einer großen Nation geworden." Diesem Manifeste folgte dann noch eine Kundmachung in Betreff der Feststellung einiger Einrichtungen und Anordnungen über den Sicherheits-, Telegraphen- und Postdienst, über Rechtsprechung im Namen des Königs, über Einhebung der Steuern und über die Münzen und Geldsorten.

(Schluß folgt.)

Aus Bordeaux.

An der Börse der Stadt stehen in Marmorschrift die Worte, welche einst Napoleon III. als frischer Kaiser auf seiner Rundreise durch Frankreich gesprochen hat, und die berufener wurden, als vielleicht jede andere Phrase des zweiten Kaiserreiches: „L'empire c'est la paix."

Das Kaiserreich ist leider nicht der Friede geworden und niemand hat das tiefer beseufzt, als die biedern Rheder und Weinhändler von Bordeaux, die von jeher nicht sehr kriegslustig gewesen sind, im Unterschied zu dem zahlreichen Pöbel der Stadt; die Geldaristokratie war hier auch nie sehr bonapartistisch gesinnt. Hatte doch Bordeaux, als die erste Stadt, sich schon am 12. März 1814 für die Bourbons erklärt, weil Napoleon I. mit seiner Continentalsperre die Interessen der reichen Stadt tief geschädigt hatte. Seitdem hatte die herrschende Dynastie dem nie gebrochenen Municipalgeist der großen Seehandelsstadt geschmeichelt durch den Titel „Herzog von Bordeaux", der dem Sohn des Herzogs von Berry, dem Grafen von Chambord beigelegt wurde. Der städtische Stolz, der Glanz, die Macht des hiesigen Handels, die Einwohnerzahl, hat sich im letzten Menschenalter wenigstens verdoppelt. Aber sehr bald wurde man dem Kaiserreich gram. Man wählte oppositionell. Man hatte seine Gründe dazu.

Lulu war nicht Herzog von Bordeaux. Krieg folgte auf Krieg, ſo daß die Marmorinſchrift an der Börſe aus jener grauen Vorzeit zu ſtammen ſchien, wie die alten römiſchen Inſchriften und Denkmäler, die einſtmals Burdigala oder Biturigium Viviscorum geziert hatten, noch bevor Eutropius und Auſonius hier das Licht der Welt erblickten. Außerdem war die centraliſtiſche Richtung des Second empire, die Ausbeutung des ganzen Landes zu Gunſten der Hauptſtadt, gerade den großen Handelsſtädten Bordeaux, Lyon, Marſeille, Havre, eine bleibende Quelle eiferſüchtigen und berechtigten Mißtrauens und Neides. Man war ſich ſeiner Leiſtungen für Frankreich bewußt; der Staat aber forderte bloß ſchwere Pflichten, er gewährte geringe Gegenleiſtungen. Zudem veränderte die leichte zügelloſe Sinnlichkeit der Hauptſtadt, deren mächtiger Rückſchlag auf ganz Frankreich nirgends ausblieb, auch hier das Leben der Bewohner von Grund aus. Heiterer Lebensgenuß, die feinſten Bedürfniſſe einer überreichen Culturſtadt, waren ja natürlich auch den glücklichen Bürgern dieſer Stadt nicht fremd geblieben, von denen die Welt die feinſten Weine eintauſchte, die tauſend Maſten über das weite Meer ſandten, deren prunkende Häuſer ſich ſtundenweit in dem breiten Strom der Garonne ſpiegelten, während der milde blaue Himmel Südfrankreichs ſich über einer Landſchaft wölbte, in der auch der rauhe Fels koſtbaren Reben Nahrung und Leben bot. Aber der Reichthum war hier von Alters her gewohnt, ſeinen Stolz in einem edeln feinen Genuß des Lebens zu ſuchen, in weltmänniſcher Bildung und einem weiten Horizont der Gedanken. Die Erinnerung an die dreihundertjährige Vereinigung mit dem Staat und Herrſcherhaus der Briten, deſſen ritterliche Söhne hier an der Garonne vorzugsweiſe gerne weilten, war der Stadt nicht verloren, ließ ſich an hundert Zügen des geiſtigeren Lebens und Genuſſes der hieſigen Handelsariſtokratie nachweiſen. Unter dem zweiten Kaiſerreich iſt das, wie geſagt, anders geworden. Der Pöbel des Hafens war ſehr empfänglich für die nobeln Paſſionen des Pariſer Gamin. Die im Vergleich zu andern franzöſiſchen Städten enorme Steigerung der Bevölkerung, des Handels, der räumlichen Ausdehnung der Stadt, hat die Bewohner im gleichen Maße verflacht und herabgezogen, ſtatt verfeinert. Hier konnte in der That Gambetta ſeine Willkührherrſchaft am ſicherſten auf die ſouveränen Maſſen ſtützen, und wenn der prachtvolle Hof des Hotel de Ville ſich mit dem Volke der Straße füllte und die Tauſende ſich an des Dictators bluttriefenden Phraſen begeiſterten, da mochte er wähnen, das ſei die Stimmung Frankreichs.

Allein das Hafenvolk von Bordeaux war ſo wenig Frankreich wie der Arbeiter von La Vilette und dem Faubourg St. Antoine. Entſchloſſen, bis zur Verhaftung des Dictators zu ſchreiten, ergriffen zu Anfang dieſes Monats die Delegirten der Pariſer Regierung, namentlich der kräftige Simon, die

Zügel der proviſoriſchen Herrſchaft. Die letzten Ausgeburten der Gambettaſchen Willkühr, die Decrete gegen die Wahlfreiheit und Wählbarkeit, die bis an die Schwelle des Bürgerkrieges getriebene Widerſetzlichkeit gegen die Ausführung des Waffenſtillſtandes wurden mit energiſcher Hand weggefegt. Faſt die geſammte Preſſe Bordeaux, hierunter bekanntlich faſt ſämmtliche großen Pariſer Zeitungen, die mit der Regierung hierher überſiedelten, unterſtützten die republikaniſche Ordnung Simons aufs lebhafteſte. Der Radicalismus von Bordeaux ſah die Unfehlbarkeit ſeines einäugigen Abgottes urplötzlich ſchnöde desavouirt, und was das übelſte war, die neue Regierung hatte ſich durch hinreichende Truppen gegen jeden Handſtreich geſichert, gewann täglich an Anhang im Lande, in der Stadt. Ein Gambetta'ſcher Präfect nach dem andern befolgte das Beiſpiel ſeines Meiſters, und rettete ſeine innerſte Ueberzeugung durch edle Abtretung ſeines Amtes an die brutale Gewalt.

Unter dieſen Verhältniſſen erfolgten am 8. Februar die Wahlen zur Conſtituante, am 12. deren Vereinigung. Die Wahlfreiheit, die Monſieur de Bismarck verlangt hatte, war doch etwas reichlicher ausgefallen, als diejenige des Muſterrepublikaners Gambetta. Die kraſſen Radicalen in Paris und hier, in Marſeille und Lyon, erfuhren zu ihrem namenloſen Schrecken, daß faſt drei Viertel der Verſammlung, die hier tagen ſollte, aus conſervativen, ja monarchiſchen Männern beſtehen werde. Im Anfang blieb ihnen noch die Hoffnung, das ſei eitel preußiſcher Lug und Trug, der biedre Republikaner ſei in den vom Feinde beſetzten Departements mit preußiſchen Bayonetten von der Wahlurne vertrieben. Hunderte drängten ſich an der Gare de la Baſtide, wo die Gleiſe der nördlichen und öſtlichen Bahnen einlaufen, wo die Abgeordneten von jenſeit der Demarcationslinie her, aus der preußiſchen Knechtſchaft eintreffen mußten, die Pariſer, Liller und Verſailler, die Elſaſſer und Lothringer. Aber grade was der Radicalismus zu vernehmen erwartete, vernahm er nicht. Im Gegentheil, die Wahlen waren in den von den Preußen beſetzten Landestheilen in exemplariſcher Freiheit und Ordnung verlaufen — und trotzdem ſoviel Conſervative, sapristi! Man revangirte ſich durch Straßendemonſtrationen. Von der Gare de la Baſtide, den Quai des Queyries, Place Napoleon und die wundervolle große ſteinerne Brücke entlang ſtanden Hunderte von Menſchen, auch Frauen und Damen darunter in großer Zahl, und die Mädchen der unteren Klaſſen, die bunten Kopftücher turbanartig ums Haupt gewunden. Unendlicher Jubel empfing die Pariſer Abgeordneten, namentlich Victor Hugo und Louis Blanc, ſpäter Rochefort; begeiſtert geleitete man die Straßburger und Metzer zum letzten Male in ein franzöſiſches Parlament.

Im Parlament ſelbſt aber verliefen die Verhandlungen bisher ganz ſo, wie die überwiegende conſervative Mehrheit erwarten ließ, und ganz anders

als die Partei des guerre à outrance ſich dachte. Nicht zum erſten Male ſieht Bordeaux ein franzöſiſches Parlament in ſeinen Mauern tagen. Hier gab 1762 das Parlament ſeinen entſcheidenden Ausſpruch ab gegen die Jeſuiten, „die jede geiſtliche und weltliche Autorität zerſtören". Aber eine Verſammlung wie die gegenwärtige hat weder Bordeaux noch Frankreich, noch wohl die Welt jemals geſehen. Solch ſchwere Aufgabe hat noch keine aus freier Volkswahl hervorgegangene Verſammlung zu löſen gehabt. Sie ſoll in wenigen Tagen dem Lande eine neue erträglich dauerbare Regierung geben und dann den Frieden — einen Frieden, welcher dem eitelſten Volke der Welt das Schwerſte zumuthet: die Selbſterkenntniß. Und dieſe peinlichen Entſchließungen ſollen gefaßt werden inmitten einer Bevölkerung, welche die bittere Nothwendigkeit der Lage nicht begreifen will, die drunten auf dem Place de la Comédie vor dem Grand Théatre zu Tauſenden pfeifend, heulend und johlend die Nationalgarden und die Eingänge zum Sitzungsſaal umwogt, und hier oben auf die Gallerien einige Dutzend ihrer erleſenſten Geſinnungsgenoſſen geſandt hat. Die phrygiſchen Mützen nicken dämoniſch herunter mit den Galgengeſichtern ihrer Träger. Man gedenkt unwillkührlich an die Nachfeier der Pariſer Bluthochzeit, die hier von dem Gouverneur der Stadt 1572 abgehalten wurde und 2500 Hugenotten das Leben koſtete. Bis jetzt hat ſich dieſe Plebs indeſſen über Erwarten ruhig verhalten. Daß ſie am Ende der erſten Sitzung, als man Garibaldi das Wort nicht mehr geben wollte, in zorniges Geſchrei ausbrach, daß ſie den großen Republikanern Victor Hugo und Louis Blanc ein paar Straßenharanguen nach der erſten Sitzung abnöthigte und ſie zum Dank dafür nach Hauſe trug, war ein verhältnißmäßig unſchuldiger Scherz. Nur die blinde Parteiwuth mag verkennen, daß unter dem Druck aller dieſer Verhältniſſe, die Conſtituante von Bordeaux bisher die weiſeſten Beſchlüſſe gefaßt hat. Einſtimmiger lebhafter Beifall hat dem Gouvernement der nationalen Vertheidigung von Paris in der Perſon ihres Präſidenten und Hauptes Jules Favre — der in den wenigen Monaten um Jahre gealtert iſt — freudig Decharge ertheilt, und dann dem Mann das bedrängte Ruder des Staats in die Hand gegeben, deſſen ſtaatsmänniſche Erfahrung, deſſen dem Vaterlande in bedrängteſter Lage geleiſteten aufopfernden Dienſte und deſſen maßvolle politiſche Geſinnung ihn allen übrigen Abgeordneten weit voranſtellen, dem alten Thiers.

Nach dem, was Thiers in den wenigen Tagen ſeiner Präſidentſchaft geſprochen, gerathen und gethan hat, kann das Endergebniß der Verhandlungen der Conſtituante nicht zweifelhaft ſein. Man kann dieſe ſelbſt aus der neuen Miniſterliſte folgern, die Thiers mit Zuſtimmung des Hauſes gebildet hat. Faſt alle Parteien ſind darin vertreten: Dufaure, der alte Republikaner, der

nun zum 4ten Male seit 1834 ein Portefeuille inne hat, Lambrecht, der gemäßigte Imperialist, Larcey, der Legitimist und intime Freund Berryers, Vice-Admiral Pothan als Vertreter des wissenschaftlich gebildeten Officiercorps der Marine, Leflô endlich, der alte Verbannte des Kaiserreichs, den erst der 4. September 1870 nach Frankreich zurückführte. Nimmt man dazu nun Thiers selbst, den freisinnigen Orleanisten, der indessen niemals ohne den Willen des Volkes die Dynastie seines Herzens zurückführen wird, so erkennt man, daß Thiers in diesem Cabinette alle Parteien Frankreichs gleichmäßig bei dem künftigen entscheidenden Entschluß dieses Cabinets über die Bismarck'schen Friedensbedingungen engagiren will. Eine einzige mächtige französische Partei erscheint in dem Ministerium unvertreten, die allerdings so wenig rein französischen Patriotismus kennt wie die gleichstrebende Partei in Deutschland: die ultramontane. Kein Wunder daher, daß von dieser Seite der erste förmliche Protest gegen die Bewilligung von irgend einer Annexion an Preußen bei der Constituante eingereicht wurde. Denn wenn Herr Keller sich auch hier vorzugsweise als Elsässer Franzose aufspielt, deshalb ist er doch so wenig Franzose wie Cardinal Antonelli Italiener — sondern eben Römling. Dieses Wort in diesem Augenblick in Frankreich gesprochen, würde Jedem unfehlbar die tugendhafte Entrüstung aller tugendhaften Blätter auf den Hals ziehen. Aber wir besitzen dafür das denkbar unverwerflichste Zeugniß, dasjenige Edmond About's. In seinen eminent geistvollen zwei Bänden „lettres d'un brave jeune homme à sa cousine Madeleine" wird der Jesuitismus des Herrn Keller einem so unauslöschlichen Gelächter preisgegeben, daß man kaum begreift, wie heute in Frankreich Niemand mehr den Wolf im Schafskleide erkennt. — Mit der geschäftlichen Behandlung freilich, die dem Keller'schen Proteste von Thiers widerfahren ist, kann er als abgethan betrachtet werden. Denn selbst in der trüben Gegenwart entgeht dem Franzosen die ungeheure Lächerlichkeit nicht, die auch dieser Keller'schen Leistung anklebte. Es ist das einzige „schätzbare Material", das die fünfzehn Mitglieder der Friedenscommission und die drei Friedensunterhändler dem deutschen Reichskanzler nach Versailles bringen. Nicht minder ist Herrn Gambetta bis in den Sitzungssaal des Grand Théatre seine vis comica treu geblieben. „Ist die Constituante an die Friedensunterhandlungen ihrer Deputation und Unterhändler gebunden?" fragt er nervös. „Nein", erwiedert Thiers gelassen. Und das Haus vertagt sich auf Thiers Verlangen, um nicht die Muße während der Friedensverhandlungen zu ebenso vernünftigen Fragen zu benutzen, die dem süßen Pöbel von Bordeaux ebenso theuer sind. Wenn dann die Friedensdeputation von Versailles zurückkehrt, wird Herr Gambetta sicherlich die volle Freiheit seines Nein geltend machen. Die große Majorität aber wird erkennen, daß der Ruhm und die Popularität des Einzelnen nichts ist gegen das Wohl des Vaterlandes. Sie wird ein Votum abgeben, das, wenn je eines in Erz und Marmor der Nachwelt überliefert zu werden verdient in den Worten: La constituante c'est la paix!

D. R.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Friede.

Wann wird jemals der keimende Frühling aufhören von frohen Menschen besungen und gefeiert zu werden? Niemals, so lange laue Winde den strengen Frost ablösen, geborstene Eisschollen thalabwärts treiben, die Sonne Macht gewinnt, und der weite Plan der Felder sich grün kleidet. Selten hat der Frühling länger gezaudert mit seiner Einkehr bei uns in Mitteldeutschland als dieses Jahr. In den Wochen, wo wir sonst Schneeglöckchen brachen, lagen unsere Ebenen und Höhen noch tief unter Schnee und Eis. Mit einem Male, wie mit einem Zauberschlag, ist diesmal der Frühling ins Land gegangen, nach Stunden fast schied sich die milde Jahreszeit von der strengen am letzten Sonntag des Februar. Nieder sanken die Nebel vor den wärmeren Strahlen der steigenden Sonne. Tausende entrannen der winterlichen Knechtschaft des Hauses und suchten im Freien die reinere Luft, die freudige, leichte Bewegung. Aber eine ernstere, weihevollere Stimmung lag heut auf der Menge, als sonst bei der fröhlichen Wiedergeburt der sonnigen Tage. Man kürzte diesmal eilend den sonntäglichen Spaziergang und strebte zur Stadt zurück, an die Quelle der elektrischen Botschaften. Denn in der Luft lag die Gewißheit des Friedens, nach langem heißen blutigen Krieg; jede Stunde konnte die feierliche Bestätigung bringen, durch den theuren Namen des greisen kaiserlichen Kriegsherrn verbürgt, der den Deutschen über den Frieden gebietet, wie über den Krieg. — Doch der Sonntag sank hinab ohne die Bestätigung. Auch Diejenigen, welche die Mitternacht erwarteten, wo die Waffenruhe ablief, und von Neuem der Krieg in sein Recht treten sollte, mußten die Ruhe suchen ohne Friedensbotschaft. Nicht ohne Bangen und Sorge begab sich am Montag das deutsche Volk an seine Werktagsarbeit. Waren in der letzten Stunde noch die Friedensverhandlungen gescheitert? Mußte nun wirklich von Neuem unabsehbar die blutige Arbeit beginnen? Der Racenkrieg, wie die unbelehrbarsten unserer Feinde verkündeten? Wenig Andacht blieb den Deutschen für ihre Alltagsgeschäfte, ehe diese ernste Frage gelöst war. Die Straßen waren bevölkerter als sonst, dichte Gruppen umdrängten das Telegraphenamt, das Rathhaus.

Mit einem Male tragen Hunderte zugleich die frohe Gewißheit des Friedens durch die Straßen. In wetteifernder Eile werden die Fahnen aufgezogen. Dann erscheint in Maueranschlägen und zahllosen Extrablättern die Friedensbotschaft des Kaisers an seine Gemahlin: „Mit tiefbewegtem Herzen, mit Dankbarkeit gegen Gottes Gnade zeige ich Dir an, daß soeben die Friedenspräliminarien unterzeichnet worden sind. Nun ist noch die Einwilligung der Nationalversammlung in Bordeaux abzuwarten.“ Gleichzeitig erfährt man die bis zu dieser Stunde schwankenden Bedingungen des Friedens: Die Abtretung von Elsaß außer Belfort, von Deutsch-Lothringen einschließlich Metz; eine Kriegsentschädigung von 5 Milliarden Francs oder $1\frac{1}{3}$ Milliarde Thaler; Besetzung des Feindeslandes bis zur Tilgung der Summe, wozu dem Feinde drei Jahre Zeit vergönnt werden. — Nun schwillt immer ansehnlicher die fluthende Menge, die mit dem Fahnenwald zusammenwächst in eine dichte wallende Masse. Das ist kein Werktag mehr, und kein gewöhnliches Festtagsgewühl. Nur hohe Gedenk- und Feiertage unserer Geschichte und etwa der Freudentag über die Capitulation von Sedan hatten Aehnliches aufzuweisen. Seitdem wir in diesen Mauern die fünfzigjährige Feier der großen Völkerschlacht erlebten, wo die Veteranen der Freiheitskriege in den verschollenen Uniformen der Lützow'schen Jäger und der Schill'schen Husaren von den Octobertagen erzählten, da einst hier die Weltmacht des corsischen Tyrannen gebrochen wurde, haben wir nichts Aehnliches gesehen. Aber ein anderer Geist als damals beseelt die Tausende der heutigen Siegesund Friedensfeier. Was dem Deutschen damals freimüthig beim Gläserklang als höchstes Ziel der Zukunft seines Staates über die Lippen kam, das ist heute in der Verfassung des Reichs das feste Staatsgrundgesetz aller deutschen Stämme geworden. Was damals schüchtern der Kühnste begehrte, die Eintreibung der alten vergessenen deutschen Forderungen auf die Berge des Wasgau, die Niederungen der lothringischen Mosel, Straßburg und Metz, die alten Reichsvesten wider den Erbfeind, ist uns im Frieden nach Jahrhunderten wieder zurückgegeben. Und wieder wie damals weilen manche der Helden unter uns, die mit ihrem Blute Deutschland diese stolzeste Stunde heraufführten; es sind jugendliche Gestalten, die, wenn auch verstümmelt und mit Narben bedeckt, doch berufen sind, manchem der Heranwachsenden noch mit ihren ruhmvollen Wunden zu künden die Größe dieser Tage, und den Ernst der Pflichten, welche sie uns und den Nachlebenden gebieten.

„Mit tiefbewegtem Herzen, und mit Dankbarkeit für Gottes Gnade“ nur können wir, Kämpfer und Nichtkämpfer, die Kunde dieses Friedens hinnehmen, den unsre Waffen unter Gottes unwandelbarem Beistand uns bereiteten. In diesem demüthigen innigen Aufblick zu dem höchsten Lenker der Schlachten ist unser ganzes Volk, Fürst, Heer und Bürger einig gewesen von dem ersten Tage an, da in unser friedliches Schaffen die freche Kriegsdrohung

des Erbfeindes geworfen wurde, und unſre Heerſäulen die feindlichen Grenzen überſchritten, bis zu dieſer Stunde, die dem Kriege dauernd ein Ziel ſetzt. Der Gedanke, daß ſein Wille geſchehe, daß ſein Auge über aller Noth und Drangſal dieſes Krieges vernünftig und barmherzig walte, hat unſer ganzes Volk erfüllt, als die erſten ruhmvollen Siege gemeldet wurden, als die Blüthe unſrer Jugend zu Tauſenden und Abertauſenden hinſank, als der Feind bezwungen zu unſern Füßen lag. So auch nun, da er uns wieder den Oelzweig herabreicht, und den Völkern Frieden ſendet.

Nicht mit dem Stolz und Uebermuth, mit dem unſre Feinde wohl Frieden geſchloſſen hätten im Herzen unſres Landes, tragen wir die blutgedüngte ſchwererworbne Ernte dieſes Krieges unter Dach. Nicht nach Quadratmeilen und Seelenzahl meſſen wir den Erwerb, den der Friede unſerm Lande hinzubringt, nicht mit habſüchtiger Freude an dem blinkenden Gold der feindlichen Kriegsbuße den Gewinn für unſre Staatskaſſen. Wir haben in Beidem nur begehrt und genommen, was uns von Rechtswegen gebührte: an Land und Leuten nur ſoviel als zur Sicherung der Grenzen unſres Reiches nothwendig war oder durch Sprache und Abſtammung zu uns gehörte; an Geld nur den kleinſten Theil deſſen, was der Krieg dem Wohlſtand unſres Volkes gekoſtet hat. Selbſt die ſtärkſte Feſtung des ſüdöſtlichen Frankreich, Belfort, die Berge und Thäler, wo die Helden des General Werder dreifache Uebermacht brachen, laſſen wir Frankreich, und unſre an der Liſaine gefallenen Spartaner werden in fremder Erde ruhen. Mäßigung und Beſcheidenheit alſo wird uns der bitterſte Feind nicht abſprechen können (er müßte denn ſo guten Grund zu ohnmächtigem Aerger haben, wie das ſtolze Albion), ſelbſt nicht die große Mehrheit der erwählten Vertreter unſrer Feinde. Und welche Aufgaben, welche Fülle neuer Pflichten erwachſen uns aus dem Erwerb dieſes Friedens. Nichts einfacher und bequemer, als die Behandlung, die der brutale Eroberer dem in ſeine Gewalt gegebenen eroberten Land und Volk angedeihen läßt. Wenn irgend wer, ſo wiſſen wir Deutſchen davon zu reden, was ſich durch politiſchen Raubbau auch in einem ſo mittelmäßig begüterten Volke wie dem unſrigen aufbringen läßt. Noch heute leiden wir an den Folgen jener Erpreſſungen, welche das Herrſcherſyſtem des erſten Napoleon und ſeines ſaubern Bruders Jerome in Deutſchland ausmachten. Und Elſaß und Lothringen ſind unendlich viel wohlhabender als wir zu Anfang dieſes Jahrhunderts waren, ja mit Elſaß kann ſich wohl nur das reichgeſegnete Baden an Naturkraft, Sachſen an induſtrieller Blüthe vergleichen. Zudem haben ja dieſe Länder unſern Feinden die tüchtigſten Krieger geſtellt; ihre Bevölkerung hat häufig zu fanatiſchem Volkskrieg, zu Mord und Hinterliſt gegen unſre Truppen ſich erhoben. Aber nichts liegt uns ferner, als für die ſchamloſe Knechtung Deutſchlands durch die Franzoſen unter ihrem ſiegreichen

Kaiser, nun späte Rache zu nehmen an den blutsverwandten Bewohnern der reichen Länder, die uns der Friede schenkt. Wir wissen, daß das Bewahren schwerer ist, als das Erwerben, aber wir gehen mit Freude und Liebe an die große, edle Aufgabe, die langentfremdeten Brüder wieder an unserm Herde heimisch zu machen. Ihnen soll selbst ein guter Theil des Geldes zu Gute kommen, das ihre bisherigen Landsleute uns auch für die von ihnen uns vernichteten Güter und Werthe zu zahlen haben. Wir erlösen sie von dem Drucke der gewaltigen französischen Staatsschuld, wir befreien sie von dem Bann der französischen Sprache, der das deutsche Kind von der ersten Schulstunde an in die Formen und Gedanken welschen Geistes zwang, die protestantischen Kinder an die verflachende katholisirende Lehrweise der Schulschwestern und Schulbrüder gewöhnte. Die Freiheit des Handels und Verkehrs, in der Frankreich uns so lange Lehrmeister war, finden sie auch bei uns. Vielleicht bietet uns die erworbene Kriegsbuße sogar Gelegenheit in einem noch weit höherem Sinne, als das Geldsystem Frankreichs jemals vermochte, unsern neuen Reichsgenossen in deutschen Goldmünzen zugleich die Welthandelsmünze zu bieten.

Auch wir für uns selbst sind, meinen wir, vor der Gefahr bewahrt, von diesem stolzesten Tage Deutschlands an das bescheidene Maß außer Augen zu setzen, und in eitlem Ruhmestaumel den Weg zu sicherem Niedergang zu beschreiten. Wir sind uns bewußt, daß nicht uns Lebenden allein, nicht jenen Hunderttausenden nur, welche im Juli gen Frankreich zogen, und von denen nun so viele nicht heimkehren, nicht nur den Feldherren und Führern, nicht den Kriegern allein oder allein dem deutschen Kanzler der hohe Preis dieses Friedens zu danken ist. Sondern drei Geschlechter deutscher Männer haben mit Hingebung gearbeitet, gerungen und gelitten, um dieses Ziel zu erreichen. Wir vermögen nun zu erkennen, warum Gott unserm Volke die schwere Prüfung sandte unter dem ersten Frankenkaiser. Von dieser Zeit an schreibt sich die Arbeit an unserer nationalen Wehrkraft, die sich in diesem Kriege so unwiderstehlich erwiesen. Wir vermögen jetzt zu ermessen, daß auch die Fesseln dumpfer Kleinstaaterei, in welche Deutschland fünfzig Jahre geschlagen war, um so nachhaltiger das große Werk unseres deutschen Staatsmannes förderten, das er seit zwanzig Jahren unermüdlich verfolgte: die Vollendung des nationalen Staates. Die freudige Stunde ist nicht zu Streit und Vorwürfen da — so wenig, wie unsere heimkehrenden Sieger begreifen werden, daß daheim der alte Parteihader über alte und neue Streitpunkte noch fortbesteht — aber was wäre aus uns geworden, wenn diejenigen Recht behalten hätten, die dem Bunde die Mittel verweigern wollten, die sich mit ihren überlebten Vorurtheilen und mit der weinerlichen Klage über die Vergeudung der Volkskraft für das Heer an jeden Fortschritt unserer Staatsmacht, unsres Kanzlers hemmend und niederziehend hefteten. Möge man nimmer vergessen, daß das

Beſte, was dieſer Krieg uns ſichert, im Friedensvertrage ſelbſt nicht ſteht: Die Einheit der deutſchen Nation, daß ſie nur gewonnen wurde durch die Arbeit von Jahrzehnten, durch das Blut Tauſender, daß ſie feſt gegründet bleibt gegen die vereinte Mißgunſt und Scheelſucht der auswärtigen Mächte nur durch den einmüthigen vaterländiſchen Sinn aller deutſchen Staatsbürger, durch ſelbſtloſe tapfere Hingebung an den deutſchen Staat, der von ſo kräftigen Händen geleitet wird.

In dieſem Sinne mögen die Wahlen zum erſten Deutſchen Reichstag, die unſer Volk vollzieht, wenn dieſe Blätter ihm vor Augen treten, Männer auf die Sitze des Parlamentes erheben, welche dem Vaterlande durch Werke des Friedens, durch die Förderung und den Ausbau des nationalen Staates denſelben Ruhm und dieſelbe Achtung bei allen Völkern erwerben, wie dieſer Friede mit dem ſtolzeſten Feinde Deutſchlands.

H. B.

Die Poeſie des Krieges bei den Griechen.

(Schluß des erſten Theils).

Blicken wir von den Einzelnen auf die Maſſen, ſo wird ſchon ihre Zuſammenſetzung und Bewegung unter dem Bilde von Naturerſcheinungen aufgeſtellt.

Griechen und Troer ſtehen ſich vor dem Kampf einander gegenüber wie zwei Wolken, die Kronion bei Windſtille, ſo lange Boreas und die übrigen Winde noch ſchlafen, regungslos auf den Bergesgipfel geſtellt hat. Ein andresmal ſind beide Heere zur Ruhe verwieſen, damit ein Zweikampf zwiſchen Hektor und einem der Achäer entſcheide. Auch Athene und Apollo haben ſich unterdeſſen in Geſtalt von Geiern auf einer hohen Buche niedergelaſſen und genießen des Anblicks. Die Schlachtreihen aber ſitzen dichtgedrängt, von Schildern und Helmen und Speeren ſtarrend, in der Ebne: ſie wogen, wie wenn ſich ein Schauer des eben aufſteigenden Zephyros (des Nordweſtwindes) über das Meer ergießt, das unter ihm ſich ſchwarz färbt. Als ſich aber ein drittesmal die eng geſchloſſenen Phalangen der beiden Ajas in die Schlacht bewegen, erſcheinen ſie wie eine Wolke, die ein Ziegenhirt von ſeiner Höhle aus über das Meer unter dem Wehen des Zephyros kommen ſieht, von weitem ſchwarz wie Pech, denn ſie führt ein heftiges Unwetter mit ſich: er ſchaudert und treibt ſeine Heerde in die Grotte. Und das unabläſſige Heranſtürmen immer neuer Schlachtreihen iſt wie die Brandung am Meeresufer. Von der hohen See her kommt ſie mit dem Helm von Schaum, dann

aber am Strande ſich brechend, erdröhnt ſie laut, gipfelt ſich im Bogen um die Klippen und ſpeit die Spreu der Salzfluth davon. Durch die Mauer der Griechen ſtürmen die Troer wie eine Welle, die im Sturm über Bord geht, jene wiederum an einer anderen Stelle halten Stand wie ein Fels im Meere.

Der Marſch des geſammten Griechenheeres mit ſeinen blitzenden Waffen ſieht aus, wie wenn ein Feuermeer ſich über das Land ergöſſe, und der Boden erbebt wie vor dem Zorn des donnerfrohen Zeus, wenn er die Erde geißelt bei den Arimern, wo das Lager des feuerſpeienden Rieſen Typhoeus iſt. Auch die Troer marſchiren wie ein Sturmwind, der unter Donner von Zeus in die Ebne kommt, ſich unter Getöſe mit dem Meere miſcht und ſchäumende Wellen treibt. Unter den Füßen erhebt ſich Staub, wie wenn der Notos (Südwind) Nebel über die Berge gießt, daß der Hirt nur auf Steinwurfsweite ſehen kann. Gar herrlich aber iſt das Bild der Bivouaksfeuer der Troer in der Nacht: 1000 Heerde, jeder zu 50 Flammen, leuchten wie der klare Sternenhimmel, wenn die Luft ſtill iſt, dem Hirten eine Freude.

Löſt ſich die feſtgefügte Maſſe in lockere Schwärme auf, beherrſcht nicht der Eindruck einer unwiderſtehlichen Macht, ſondern vielmehr der zahlloſen wimmelnden Menge das Gemüth, ſo kommen Inſecten und Vogelſchaaren an die Reihe. Wie ein Bienenſchwarm, der ſich aus hohlem Felſen immer friſch nachſtrömend ergießt — traubenweiſe fliegen ſie über die Frühlingsblumen hier und da —, ſo zogen die Griechen von den Schiffen und Zelten am Ufer zur Heerverſammlung. Und wie Schwärme von Gänſen, Kranichen, Schwänen luſtig einher flatternd mit vollem Geſchrei ſich auf der Au niederlaſſen, ſo ſtrömen die Griechen von Schiffen und Zelten in die Ebne des Skamander. Da ſtehen ſie auf blumiger Au zu vielen Tauſenden wie Blätter und Blüthen im Frühling. Um aber den Gegenſatz zwiſchen den prahleriſchen Barbaren und den geiſtgefaßten Griechen zu bezeichnen, berichtet der Sänger, daß jene mit tollem Geſchrei angreifen, wie Kraniche am Himmel krächzen, die dem Winter entflohen über die Fluthen des Okeanos fliegen, den Pygmäen Tod und Kampf bringend. Die augenrollenden Achäer dagegen ſchreiten einher in Stille, Muth athmend, im Herzen begierig einander treulich beizuſtehen. Freilich ſpäter von Aeneas und Hektor in die Flucht gejagt, ſchreien auch ſie wie eine Wolke von Spatzen oder Krähen, wenn ſie einen Habicht ſehen. Achill dagegen treibt die Troer in den Fluß wie Heuſchrecken, die vor dem Feuer unter das Waſſer tauchen; und wie vor dem gewaltigen Delphin die übrigen Fiſche angſtvoll in die Winkel des Hafens flüchten, ſo ducken ſich die Troer vor ihm unter den Abhängen des Ufers.

Das Aggreſſive wird beſonders an den furchtbaren Myrmidonen Achills hervorgehoben. Mit Patroklos ziehen ſie aus, wie ſich Weſpen, von Knaben geneckt, über den Weg ergießen. Ihre Führer ſind in haſtiger Bewegung, kampflechzend wie Wölfe, die gefräßig und trotzig einen großen gehörnten Hirſch im Gebirge geſchmauſt haben. Mit vollem Bauch, noch blutig an der Backe, ziehen ſie heerdenweiſe, um mit den ſchmalen Zungen das dunkle Quellwaſſer zu ſchlürfen, unerzitternden Muth in der Bruſt. Myrmidonen und Lykier greifen einander an wie Geier auf einem Felſen, mit lautem Geſchrei.

Die allgemeine Schlacht ſtellt ſich am häufigſten dar als eine Feuersbrunſt, vom Sturm angefacht. Der Kranz des Krieges iſt entbrannt, heißt es dann. Sie kämpften wie das flammende Feuer. Nicht das Brüllen des Meers iſt ſo gewaltig, nicht das Krachen des Waldbrandes, nicht das Rauſchen des Sturms in den Eichen wie der Schlachtlärm. Wie in Bergſtrömen fließt das Blut, wie die Schaumköpfe der ſturmgepeitſchten Wellen, ſo fallen die Griechenhäupter unter Hektors Hand; wie dichtes Schneegeſtöber, in das Zeus bei ruhiger Luft Alles weit und breit einhüllt, fliegen die Steine zwiſchen Troern und Achäern bei Vertheidigung des Thors; wie ein Staubwirbel im Winde dreht ſich der Kampf bei den Schiffen; wie Euros und Notos (Oſt- und Südwind) kämpfen ſie gegen einander. Als aber Patroklos die Troer über den Graben zurückwirft und nach der Stadt zu verfolgt in wildem Getümmel, die Wagen der Troer übereinanderſtürzen, die Lenker jählings unter die Räder geſchleudert werden, die geängſtigten Pferde laut im Laufe ſchreien: da iſt es wie wenn das ganze Land an einem herbſtlichen Tage von Zeus mit einem dröhnenden Ungewitter und Platzregen heimgeſucht wird zur Strafe für krumme Richterſprüche. Alle Flüſſe treten aus, die Bäche ſtürzen ſich viel Bäume entwurzelnd von den Bergen hinab und verwüſten die Werke der Menſchen. Oft in heißem Ringen verfinſtert ſich die Luft, daß man nicht Sonne noch Mond mehr unverſehrt glauben möchte. Iſt endlich der Feind vertrieben und für den Augenblick wenigſtens das Schlimmſte abgewendet, ſo athmet man auf, wie wenn Zeus den Nebel vom Berggipfel ſcheucht und Kuppen und Schluchten ſichtbar werden. Auch der Sänger erholt ſich, wenn auch ſparſam, an idylliſchen Bildern, wenigſtens da, wo die Entſcheidung ſich hinzieht und der Kampf ins Stehen kommt. Da tritt der Zuſchauer eine Weile zurück und betrachtet die Scene mit ruhigerem Gemüthe aus der Entfernung. Lange wird um die Leiche des Sarpedon geſtritten. Vom Anprall der ehernen Waffen und der Schilder erhebt ſich ein Getöſe wie aus der Ferne von Holzhauern in Schluchten des Waldes. Wie Fliegen im Viehſtall um gefüllte Milchtröge ſurren, wenn eben gemolken iſt, ſo das Handgemenge um jene Leiche. Die

des Patroklos zerren sie von beiden Seiten wie Gerber eine Rindshaut. Auf größerem Raume erscheinen beide Heere in ihrer gleichmäßigen blutigen Arbeit wie Schnitter, die auf üppigem Weizenfeld von entgegengesetzten Seiten aufeinander zuschreitend dichte Halme niedermähen und eine Furche nach der andern ziehen. Und am friedlichsten stellt sich das volle Gleichgewicht der Schlacht vor die Phantasie. So genau wie eine redliche Wittwe, um ihre Kinder zu ernähren, den Kunden Wolle abwägt, oder wie in der Hand eines wohlgelernten Zimmermanns die Schnur den Schiffsbalken richtet, so haarscharf stand die Wage der Entscheidung auf beiden Seiten gleich.

Waren doch die Griechen, welche der ionische Rhapsode mit seinen Schlachtbeschreibungen entzückte, keine rohen Naturmenschen mehr, die von dem Ungeheuren allein erhoben wurden, nur in den Kraftäußerungen elementarer oder thierischer Natur würdigen Stoff poetischer Verherrlichung erkannten. Sie wohnten in wohlgeordneten Gemeinden und Städten, unter dem Schutze von Obrigkeit und Gesetz, vom Band der Familie warm umschlungen, der Segnungen friedlicher Cultur, anmuthiger Kunst und gefälliger Geselligkeit froh genießend, von starken sittlichen Ueberzeugungen gehalten und von feinen Empfindungen des Gemüthes bewegt. Die edle Menschlichkeit, welche dem homerischen Epos seinen unvergänglichen Werth gibt, verklärt auch die Schrecken des Krieges, pulsirt durch das Uebergewaltige hindurch und versöhnt mit den Resten wilderer Denkungsart, die auch eine ausgleichende Ueberarbeitung nicht weggeglättet hat.

Gleich der allgemeine Ausspruch des greisen Nestor über den Krieg zeigt wie man über ihn dachte:

> ohne Geschlecht und Gesetz, ohn' eigenen Heerd ist jener,
> welcher des Kriegs sich erfreut, der des Volkes Blüthe dahinrafft.

Hier die Ehre der Nation, dort des Vaterlandes und selbst des geraubten Besitzthumes mannhafte Vertheidigung sind die beiden durchschlagenden Motive des langen Kampfes. Während das Recht und die Zukunft auf Seiten der Angreifer ist, fühlt der Sänger edel genug, das Mitleid dem tragischen Geschick der Feinde zuzuwenden, die um des Frevels eines Einzelnen willen dem sicheren Untergange geweiht ihre Selbständigkeit so hartnäckig vertheidigen. Auch in ihre Seele hinein empfindet er: werden sie schnöde und treulos, des Krieges unersättlich gescholten, so heißen sie doch auch wacker, stolz und großherzig; diese Anerkennung gerade adelt den Kampf. Beiderseits sind Ehre, Ruhm, gute Nachrede im Leben und nach dem Tode, Treue und Unterwerfung unter die Zwecke der Gesammtheit, die mächtigen Triebfedern des einzelnen Kämpfers. Für Weiber und Kinder, für Haus und Hof kämpfend zu sterben, bezeichnet Hektor als rühmlich, dem „ein Vorzeichen nur gilt: das

Vaterland zu erretten." Und mitten in höchster Bedrängniß ist es das Ehrgefühl, welches den wankenden Helden von Neuem spornt. Diomedes, dessen herrlicher Wahlspruch „nicht läßt mich flüchten Pallas Athene" der Helligkeit seines Sinnes entspricht, denkt mit Entsetzen daran, daß Hektor künftig einmal unter den Troern sagen könne: der Tydide ist vor mir zu den Schiffen geflohn: „dann klaffe mir weit die Erde auf", fügt er hinzu. Agamemnons lässiger Ausspruch, der an Heimkehr denkt:

nicht ja Tadel verdients der Gefahr zu entrinnen, bei Nacht auch:
besser wer fliehend entrann der Gefahr, als wen sie ereilet,

empört selbst den Odysseus, der den Gedanken an so unrühmlichen Rückzug eines Königs ganz unwürdig findet. Der Lykier Sarpedon, der übrigens in Sehnsucht nach seiner schönen behaglichen Heimath dem Kriege auch nicht hold ist, weiß besser was er seiner Stellung schuldig ist. „Wir dürfen nicht umsonst die ersten in Lykien sein", sagt er zu Glaukos, „bevorzugt mit Ehrensitzen, Braten und mehreren Bechern, von allen wie Götter geehrt. Man soll von uns sagen: nicht ruhmlos herrschen unsre Könige in Lykien. Sie essen fette Schafe und trinken süßen Wein, aber ihre Kraft ist auch herrlich, denn sie kämpfen unter den ersten". Dem gemeinen Mann aber ruft Ajas zu:

von ehrliebenden Männern sind mehre gerettet als fallen,
aber von fliehenden hebt nicht Ruhm sich empor noch Abwehr.

Es ist ein treuherziger kameradschaftlicher Ton unter den Helden, wie unter Gleichen. Durch freies Gelöbniß zu dem gemeinsamen Rachekrieg verbunden, nur für die Dauer desselben dem erwählten Feldherrn untergeordnet, kennen sie vor der Hand keine Eifersucht und keinen Sondergeist, bis die Selbstsucht und Ungerechtigkeit Agamemnons das Zerwürfniß mit Achill verschuldet. Beide erkennen zu spät ihre Ate und die verhängnißvolle Wirkung der bittren Eris, die anfangs wie Honig sich dem erregten Gemüth einschleicht. Hier berühren wir den eigentlichen Lebensnerv des Gedichtes. Weitere Spaltungen fügt erst das spätere Epos hinzu.

Dem einzelnen Fürsten haben die Landsleute bei Vermeidung schwerer Buße und Schande Heeresfolge zu leisten gehabt, doch hat ein Sikyonier es vorgezogen, sich durch das Geschenk einer schönen Stute von Agamemnon loszukaufen, und Hermes gibt sich einmal als den jüngsten von sieben Brüdern aus, den das Loos getroffen habe in den Krieg zu ziehen.

Herzhaft sagt man sich die Wahrheit; kränkende Worte auch des Oberfeldherrn, wenn sie unverdient sind, werden lebhaft abgewiesen und gern zurückgenommen. Ganz gutmüthig läßt der liebenswürdige Diomedes eine lange überflüssige Ermahnung Agamemnons über sich ergehen, ohne doch dem Freimuth etwas zu vergeben, der den Tyrannengelüsten des Atriden gegenüber auf seiner Hut ist.

Einsichtiger, erfindungsreicher Rath, wie ihn Odysseus gibt, Erfahrung und milde Weisheit, wie sie Nestor vertritt, auch in taktischen Anweisungen, macht sich neben tapfrem Sinn und heldenhafter Kraft geltend. Es herrscht ein fröhliches buntes Lagerleben, wenn die Schlacht nicht eben tobt. Hat doch die Länge der Zeit genöthigt, sich behaglich in geräumigen, hausähnlichen Zelten einzurichten. Die Myrmidonen, während Achill sich zürnend vom Kampf zurückhält, üben sich am Ufer mit Discus, Speer und Bogen. Er selbst ergötzt sein Gemüth im Zelte, zur Phorminx Ruhmeslieder der Ahnen singend, und Patroklos sitzt ihm gegenüber, ihn abzulösen, wenn er aufhört. Auch Paris spielt die Kithara. Im nächtlichen Bivouak der Troer hört man lustige Musik von Pfeifen und Syringen. Der entscheidende Sieg, Hektors Fall, wird durch einen Päan gefeiert, den die Achäer singen, aus der Schlacht zu den Schiffen zurückkehrend.

Auf beiden Seiten ist die Verpflegung reichlich. Trotz zehnjähriger Belagerung, obwohl viele Orte an der Küste und im Binnenlande zerstört, zahlreiche Herden vom Ida weggetrieben sind, und die Belagerten ihre Ausfälle nicht weit hin mehr auszudehnen vermögen, fehlt es den Troern an Nichts. Die Griechen sind von Lemnos aus durch den König Euenos mit Wein auf zahlreichen Schiffen versehen. Zur gründlichen Vorbereitung, wie zur Stärkung während des Kampfes und zur Erholung nach demselben, auch zur Feier der Todten, wird innerhalb und außerhalb der Mauern reichlich, häufig und gut gegessen und getrunken, sowohl in allgemeinen Mahlzeiten, als auch in engerem Kreise befreundeter Gefährten. Besonders Odysseus ermahnt gern, die Leute mit Brod und Wein zu speisen, denn das sei Kraft und Muth des Mannes. Nicht den ganzen Tag ja bis Sonnenuntergang kann man nüchtern kämpfen. Wenn Einer auch kriegerisch gesonnen ist, so werden ihm doch unvermerkt die Glieder schwer, die Kniee wanken beim Gehen, wenn ihn Hunger und Durst faßt. Wer aber satt gegessen und getrunken hat, der behält Muth, wenn er auch den ganzen Tag kämpft, und die Glieder werden ihm nicht schwach. So ist er auch nicht dafür, die Gefallenen mit dem Bauche zu betrauern, wie er sagt. Als Achill das Ansinnen stellt, vor vollzogener Rache für Patroklos zu fasten, stellt er ihm deutlich vor, wie dergleichen nicht durchführbar sei. Gar zu viele fallen alle Tage: wann soll man aufathmen? Dafür wird denn aber auch darauf gehalten, daß Jeder in der Schlacht seine Schuldigkeit thue, und nicht selten wird auch der Heerführer daran erinnert, daß die Zahl der von ihm geleerten Becher und ihre Freude am Braten zu besseren Hoffnungen berechtigte.

Ist die Begierde nach Speise und Trank gestillt, sind die Pferde gefüttert, die Wagen gemustert, die Waffen bereitet, ist Opfer und Gebet durch den Priester vollzogen, so treten die Heerschaaren an, von ihren Führern

geordnet und ermahnt, und der König hält Musterung über alle. Dann der Angriff: die Reiter und Wagen voran, eng zusammenhaltend, und hinter ihnen das Fußvolk, die Schwachen und Feigen in der Mitte. So wenigstens will es Nestor nach der Sitte der Väter. Aber der Sänger, ohne den Ueberblick zu verlieren und dem Gesammteindruck sich zu entziehen, ist allgegenwärtig, im dichten Handgemenge und auf den entferntesten Plätzen des Schlachtfeldes: er sieht den Pfeil des verachteten Schützen so gut aus der Ferne heranfliegen wie Schilde und Speere der Nahekämpfer auf einander schlagen. An den strahlenden Rüstungen und der stattlich blühenden Heldengestalt hat er seine herzliche Freude, und versagt sich nicht, wenn er einen der Hervorragendsten in seiner vollen Glorie, sei es zum einmaligen Zweikampfe, sei es zu einer umfassenden Waffenthat in den Vordergrund stellen will, unmittelbar vor seinem Auftreten die prächtige Wehr, die Beinschienen, Panzer, Schwert, Schild und den Helm mit dem wallenden Busch, Alles kunstvoll, zum Theil in edlen Metallen gearbeitet, mit sinnigen Bildwerken verziert, ihm Stück für Stück anzulegen, bis der Götterſohn dasteht, ein Wunder zu schauen. Aber der blutigen Arbeit zuschauend verfolgt er die Wege der Speere und Pfeile, Steinwürfe und Schwerthiebe mit wachsamster Genauigkeit. Dem Kriegsmann, der so oft die Launen und Zufälle der Todesgeschosse jeder Art, die Windungen gleichsam des Arestanzes erprobt und mit Gefährten plaudernd ausgetauscht hat, macht es ein eignes Behagen, frei von Sentimentalität und zärtlicher Scheu mit sachverständlicher Gründlichkeit die Mannigfaltigkeit der Wunden zu verfolgen, mit der augenblicklichen Bewegung und Stellung des Kämpfenden kunstvoll zu combiniren, Gefahr und glückliches Entkommen zu vertheilen. Bei kräftiger Revanche empfindet er eine gesunde Genugthuung; und manchem seiner Zuhörer wird zu Muthe gewesen sein, wie jenem bei Shakespeare:

Wenn auf dreibein'gem Stuhl ich sitz', erzählend
Von Kriegerthat, durch mich vollbracht, fliegt seine
Begeistrung in mein Reden; sprech ich:
So fiel mein Feind, so setzt' ich meinen Fuß
Auf seinen Nacken! alsbald steiget dann
Sein Fürstenblut ihm in die Wang', er schwitzt,
Und spannt die jungen Muskeln in der Stellung,
Die meine Schildrung malt.

Für ärztliche Pflege ist gesorgt, selbst die Olympier haben einen Arzt, Paieon. Die beiden hervorragendsten Aerzte der Griechen, Podaleirios und Machaon, sind Söhne des berühmten Heilkünstlers Asklepios. Mit 30 Schiffen sind sie von Oechalia gekommen und kämpfen selbst mit. Auch Achill hat von seinem Erzieher, dem kräuterkundigen Kentauren Cheiron etwas Chi-

rurgie gelernt, und Patroklos von jenem. Aber es geht etwas langsam mit der Hülfe. Als dem Menelaos der Pfeil des Pandaros eine freilich unschuldige Fleischwunde geritzt hat, muß der Herold Talthybios, von Agamemnon geschickt, den Machaon erst weit im Schlachtgewühl aufsuchen. Doch weiß man ihn zu schätzen. Als ihn selbst ein Pfeil getroffen hat, wird er schleunigst auf dem Wagen Nestors zu den Schiffen zurückgeschickt: „ist doch ein Arzt soviel werth, als viele Männer zusammen."

Es verdient Anerkennung, daß Troer so wenig als Achäer erlittene Niederlagen zu bemänteln oder gar als Siege darzustellen suchen, so zuversichtlich auch vor der Entscheidung oft die Sprache klingt. Eid und Verträge stehen, wie Agamemnon sagt, unter dem Schutze des Zeus, und ihre Verletzung rügt er, wenn nicht sofort, doch mit der Zeit an den Treulosen sammt ihren Weibern und Kindern. Die Ehrlichkeit der Troer ist freilich sonst nicht aufs beste bestellt. Nur des greisen Priamos Wort gilt den Achäern für zuverlässig, seine Söhne heißen schnöde und treulos. Des Pandaros tückischer Pfeil verletzt den eben beschworenen Waffenstillstand, daß der Krieg aufs Neue entbrennt. Freilich haben es die Olympier selbst so gewollt. Damit der Krieg keinen friedlichen Ausgang finde, sondern Troja's Schicksal sich erfülle, muß Zeus gestatten, daß Athene selbst den Bogenschützen zu der verhängnißvollen That verführe.

Ein festes Band treuer Waffengenossenschaft hält die Kämpfer zusammen. Je zwei Freunde oder Brüder führt ein Gespann, das der eine von ihnen lenkt, doch tauschen sie gelegentlich die Rollen. Auch die Leiche des gefallenen Gefährten zu beschützen und zur Bestattung zu den Schiffen zurückzuschaffen ist höchster Ehrenpunkt; wer sie dem Feinde preisgibt, trägt ewige Schande davon. Denn vor dem Gegner im Kriege herrscht freilich noch das wilde schnöde Recht des Hasses, der Rache und Leidenschaft. Wehe der eroberten Stadt: die Männer werden getödtet, die Häuser verbrannt, Kinder und Weiber fortgeführt. Als Achill die hochthorige Stadt der Kilikier, Theben, Andromache's Heimath, zerstörte, hat er an einem Tage ihren königlichen Vater und ihre drei Brüder, die bei der Heerde weilten, getödtet. Schonung genug, daß er die Leiche des Königs mit den Waffen verbrannte, ihm einen Grabhügel schüttete, und die Gattin um Lösegeld freigab. Auch Briseis hat sehen müssen, wie dieselben Hände ihren Gemahl und drei Brüder von einer Mutter vor ihrer Vaterstadt mordeten und diese zerstörten. Da tröstete freilich der milde Patroklos die junge schöne Wittwe; denn er verhieß ihr, Achill selbst werde sie als eheliche Gattin heimführen und ihr unter den Myrmidonen das Hochzeitsmahl anrichten. Kein Pardon in der Schlacht. Da plaudert man nicht gemüthlich wie Mädchen und Bursche zusammen, vom Eichbaum und vom Felsen herab. Vergebens umfassen sie

die Kniee, bieten Löſegeld, ſuchen für ihre Jugend, ihre Aeltern und Angehörigen Mitleid zu erwecken. Einmal iſt der ſanfte Menelaos faſt gerührt, da ruft ihm Agamemnon zu: „guter Menelaos, was biſt du ſo zärtlich? wahrlich, die Troer haben es um dich verdient. Keiner von denen entfliehe jähem Verderben und unſeren Händen, auch nicht das Kind im Mutterleibe, ſondern alle zuſammen in Ilios ſollen zu Grunde gehen unbeklagt und ſpurlos.“ Noch gilt der Hohn über den fallenden und getödteten Feind nicht für unziemlich. Hektor höhnt den Patroklos und Achill den Hektor. Zu letzterem, als er eben geendet hat, kommen die Achäer gelaufen; keiner, der ihm nicht noch eine Wunde verſetzte, und einer ſprach zum andern: „o wie viel ſanfter iſt Hektor jetzt anzufaſſen als da er die Schiffe anzündete.“ Dem erlegten Feinde Rüſtung und Waffen abzunehmen iſt das Geringſte und gehört zur Ehre des Siegs. Aber dem Patroklos will Hektor den Kopf abſchneiden und auf einen Pfahl ſtecken, den Körper aber den Hunden vorwerfen. Dem entſpricht Achills furchtbare Rache, der, nicht zufrieden mit der grauſamen Mißhandlung der Leiche, noch 12 gefangene Jünglinge auf dem Grabe des Freundes ſchlachtet. Auch anderer Troer ſchont er nicht. Wenn er vorher manchem das Leben ſchenkte und ihn gegen Löſegeld in ſeine Heimath entließ, ſo läßt er nun keinen, den ein Gott in ſeine Hand gibt, entfliehen. Die Leiche des Lykaon packt er am Fuß, ſchleudert ſie in den Fluß und ruft: „da liege unter den Fiſchen, die deine Wunde lecken werden. Deine Mutter wird dich nicht auf die Bahre legen und beweinen, der Skamander wird dich zum weiten Buſen des Meeres tragen. Aufſpringend wird da ein Fiſch die ſchwarze Welle kräuſeln, der das weiße Fett Lykaons gegeſſen hat.“ Dieſer dämoniſchen Wildheit, die durch einen Zug melancholiſcher Ironie veredelt wird, iſt die Rohheit des Oileusſohnes Ajas nicht gewachſen: er wirft den abgeſchnittenen Kopf ſeines Gegners wie einen Ball durch die Menge, daß er dem Hektor vor die Füße fällt. Das iſt der grimmige ruchloſe Ares.

Gedenken wir aber daneben ſo mancher Züge edler Menſchlichkeit, deren milde Wärme auch die ſchneidende Luft des Krieges bisweilen verſöhnend durchbricht: vor Allem jener Begegnung des Diomedes mit dem Lykier Glaukos, die ſich als Gaſtfreunde von den Großvätern her erkennen, einander herzlich die Hände reichen, ihre Rüſtungen und Waffen (goldne um eherne) austauſchen und ſich verabreden, einander im Handgemenge auszuweichen. Hier trägt die ritterliche Sitte, nicht ſtumm und unbekannt auf einander loszuſchlagen, ſondern Namen, Geſchlecht und Heimath, oft auch die weitere Lebensgeſchichte einander zu berichten, gleichſam die Ebenbürtigkeit feſtzuſtellen, ehe man ſich mit den Waffen mißt, ihre lieblichſte Frucht. Diomedes, von einer Ahnung bewegt, daß des Gegners Perſon ihm heilig ſein könne, wirft die Frage auf, ob der Unbekannte vielleicht einer der Unſterb-

lichen sei, mit denen zu streiten sich nicht gezieme; und mit ungewohnter Feierlichkeit und Ausführlichkeit erzählt dann Glaukos von seinen Ahnen. Es ist ein Augenblick andächtiger Besinnung auf die natürliche Gemeinschaft, welche Menschen an Menschen knüpft, ein Sonnenstrahl aus dem Gewölk, der über das Schlachtfeld hinstreicht. Und nicht minder wohlthuend ist der Abschluß, den der unentschiedene Zweikampf zwischen Ajas und Hektor nach heißem Schlachttage findet. Die Lanzen und mächtige Steinwürfe haben sie an einander versucht. Hektor zwar blutet vom Speer am Halse, und ein Stein hat ihn zu Boden geworfen. Aber Apollon richtet ihn wieder auf, und nun hätten sie zu den Schwertern gegriffen, wenn nicht von beiden Seiten die Herolde, Talthybios und Idaios, gekommen wären, beides verständige Männer. Zwischen die Kämpfenden hielten sie ihre Stäbe, und Idaios, der Troer, sprach:

nicht mehr weiter ihr lieben Söhn', im Streit und Gefechte.
Seid ihr beide doch lieb dem Herrscher im Donnergewölk Zeus,
beide auch tapfere Helden: das wissen nunmehr wir alle.
Aber es wird nun Nacht: auch der Nacht ists gut zu gehorchen.

Da gibt zuerst Ajas, der herausgeforderte, der im Vortheil ist, nach. Hektor stimmt mit herzlicher Anerkennung des Gegners bei, und schlägt vor, Geschenke unter einander auszutauschen, damit man unter Achäern und Troern sage:

erst zwar kämpften sie über die herzverzehrende Zwietracht,
und dann schieden sie beid' in Freundschaft wieder versöhnet.

Und die Troer freuten sich, als sie ihren Hektor lebendig und unversehrt den unnahbaren Händen des Ajas entronnen wiedersahen, und geleiteten ihn zur Stadt; den Ajas von der andern Seite, der sich des Siegs freut, führen die Achäer zum Agamemnon, der dem Zeus einen Stier opfert, und dann schmausen sie den Braten und Ajas wird mit langen Rückenstücken geehrt.

So werden die Gemüther vorbereitet für den Waffenstillstand des folgenden Tages, der zur Bestattung der Todten dient: warme Thränen vergießend heben sie die Theuren auf die Wagen. Zu formeller Todtenklage und ausführlicher Leichenfeier, wie sie für Patroklos und Hektor angestellt wird, fehlt die Zeit. In Schweigen werden die Leichen den Scheiterhaufen übergeben.

Aber des Sängers Gemüth stimmt der Anblick des fallenden Kriegers mannigfach. Bei dem Unbedeutenden interessirt ihn nur die Situation, weckt wohl auch seinen Humor. Dem verblüfften Thestor, dem die Zügel entfallen sind, jagt Patroklos seinen Speer durch Kinnbacken und Zähne und zieht den Schnappenden daran über den Wagenrand zu Boden, wie Einer auf hohem Felsen einen Fisch aus dem Meer angelt. Kebriones, den Wagenlenker Hektors, trifft er mit einem Steinwurf, daß derselbe kopfüber wie ein Taucher vom Wagen stürzt. Er spottet des behenden Mannes. Wenn er so gelenk

vom Schiffe in das fiſchreiche Meer ſpränge, ſo könnte er auch bei ſtürmiſcher See Auſtern ſuchend viele Menſchen ſättigen. In ſich zuſammengekrümmt wie ein Wurm liegt Einer am Boden. Der Kraftvolle dröhnt im Sturz, die Waffen raſſeln über ihm. Eben vorwärts ſpringend wird dieſer vom Speer getroffen: er fällt rücklings wie der Stier, der, von ſcharfem Beil hinter die Hörner geſchlagen, mit einem Sprunge nach vorwärts niederſtürzt. Jener brüllt wie der Opferſtier, deſſen ſich Poſeidon erfreut. Der Hochragende, Stämmige bricht zuſammen wie ein Thurm, der Lebensfriſche wie eine Pappel, in der Niederung gewachſen, vom Zimmermann gefällt, nun trocknend am Flußufer, oder wie eine Eiche vom Blitz getroffen. Die Wehmuth über des Patroklos Ende ſchiebt der Dichter des Helden eigner Seele zu, als ſie aus den edlen Gliedern entfliegend zum Hades geht, ihr Geſchick beklagend, daß ſie Kraft und Jugend verlaſſen muß. Mit wehmüthiger Ironie wird der Fall des etwas eitlen Euphorbos ausgeſchmückt. Er hat ſich eben gegen Menelaos vermeſſen, deſſen Kopf und Waffen ſammt denen des Patroklos den Eltern als Beute heimzubringen. Da wirft ihn die feindliche Lanze zu Boden. Von Blut werden ihm die den Chariten gleichenden Haare benetzt und die Locken, die mit Gold und Silber durchringelt ſind. Und wie ein junger ſchöner Oelbaum, im Garten ſorglich gepflegt, reichlich getränkt, in weißer Blüte prangt, — plötzlich kommt ein Sturmwind, entwurzelt und wirft ihn zu Boden —, ſo ſtreckte Menelaos den Euphorbos nieder. Zart und rührend wird die tödtliche Wirkung des Pfeiles auf einen der Priamosſöhne beſchrieben: er neigte ſein Haupt, das vom Helm beſchwert war, zur Seite wie eine Mohnſtaude, die im Garten von Frucht und Thautropfen des Frühlings belaſtet iſt.

Ja wie ein Sturmwind, gewaltſam, verheerend brauſt der Krieg über die Fluren des Lebens dahin. Wie den Kriegsmann oder den Arzt die Mannigfaltigkeit der körperlichen Wunden und Todesarten beſchäftigt, ſo gibt die Fülle der Lebensſchickſale und Verhältniſſe, in welche die unerbittlichen Keren eingreifen, der dichteriſchen Natur einen unendlichen Stoff gemüthvoller Betrachtung. Darum gedenkt er ſo gern, wenn Einer im Kampfe erliegt, der Eltern und Angehörigen, der fernen Heimath, entwirft ein freundliches Landſchafts- oder Familienbild, wie es dem Sterbenden vorſchweben mag. Die Umſtände bei ſeiner Geburt, die Hoffnungen, die er auf das Leben, die Seinigen auf ihn ſetzten, Gaben der Natur, Kräfte und Geſchicklichkeiten, das Glück, das er noch geſucht oder ſchon genoſſen, die Schickſale, die er überſtanden, Ehre und Ruhm, die er ſich erworben hatte, bald dies bald jenes wird hervorgekehrt, was dem einzelnen Schickſal ſein eignes Gepräge gibt. Jugendlich blühende Knaben, die zu früh ſterben, um den Eltern Pflege und Erziehung zu vergelten; ſpätgeborene Söhne eines bejahrten

Vaters, die, zwei auf einmal fallend, den Greis ohne Erben zurücklaſſen; Zwillingsbrüder, von demſelben Gegner nebeneinander getödtet wie zwei Löwen, die lange mit einander im Gebirge auf Raub ausgezogen ſind, bis ſie ſelbſt dem Beil der Männer erliegen. Proteſilaos, der eben vermählte, deſſen junge Gattin von allen Griechenfrauen zuerſt Wittwe wurde. Als er vor den übrigen Achäern vom Schiff ans Land ſprang, tödtete ihn ein dardaniſcher Mann, und ſeitdem deckte ihn ſchon lange die ſchwarze Erde. Einen gaſtlichen Mann, der an der Landſtraße ſein Haus hatte, erlegt Diomedes, und Keiner von allen, die er je aufgenommen, iſt zur Hand ihm das Verderben abzuwehren. Hier ein reicher Mileſier, der wie ein Mädchen in den Krieg ging, der thörichte, und doch half ihm ſein Gold Nichts, ſondern Achill erſchlug ihn im Fluß und erbeutete ſein Gold. Dort ſchläft ein Thrakier den ehernen Schlaf, fern von der noch ungenoſſenen Gattin, die er doch ſo theuer erkauft hatte: erſt 100 Rinder gab er und dann verſprach er noch 1000 Ziegen und Schafe, die ihm in zahlloſer Menge auf der Weide waren. Nun aber hat ihm Agamemnon die Waffen abgezogen und trägt ſie von dannen. An die tragiſche Spitze des Ganzen, Achills Schmerz um ſeinen Patroklos, an den namenloſen Jammer des Priamos, an Andromache's Klage brauch' ich nicht zu erinnern. Der göttliche Pelide, der unter allen Helden von Troja am nächſten an die Herrlichkeit der Unſterblichen heranreicht und des Kriegs dämoniſchen Zauber am glänzendſten ausſtrahlt, fühlt zugleich das Weh des vergänglichen Lebens am tiefſten. Die Schatten der Schwermuth liegen über ſeiner leuchtenden Geſtalt. Dem Lykaon, der, ſchon einmal von ihm gefangen und begnadigt, von Neuem in ſeine unnahbaren Hände gefallen iſt und um ſein Leben fleht, erwidert er düſter: „was jammerſt du? auch Patroklos iſt geſtorben und war mehr als du. Siehſt du nicht wie ſchön und groß ich bin? Sohn eines herrlichen Vaters und einer unſterblichen Mutter. Aber doch erwartet mich Tod und Moira. Es wird eine Eos, ein Mittag oder ein Abend kommen, wo auch mein Leben Einer im Ares raubt mit dem Speer oder mit dem Pfeil."

So tief fühlt der Sänger die Melancholie unſres flüchtigen, ſchmerzvollen Daſeins, daß ſelbſt die ätheriſche Heiterkeit der Götterwelt für einen Augenblick getrübt wird an jener unendlich rührenden und erhabenen Stelle, wo Achills unſterbliche Roſſe um den Tod des Patroklos auf dem Schlachtfelde trauern. Soviel auch der Wagenlenker Automedon ſie ermuntert, bald mit der Peitſche, bald mit ſanften Worten und Drohungen: ſie wollen weder zurück zu den Schiffen noch in den Kampf, ſondern ſtehen unbeweglich wie eine Säule auf dem Grabe eines Mannes oder einer Frau, die Köpfe zur Erde gebeugt, und über das Joch fällt zu beiden Seiten die Mähne herab, von heißen Thränen benetzt. Das bewegt ſelbſt Kronion zum Mitleid. Er

ſchüttelt das Haupt und ſagt bei ſich: ihr Armen, warum habe ich euch dem Peleus, einem ſterblichen Manne gegeben, ihr aber ſeid nicht alternd und unſterblich!

Etwa, daß Leid ihr tragt mit den unglückſeligen Menſchen?
Gibts doch nimmer wahrhaftig was Jammervollres auf Erden
Als der Menſch von Allem was Odem hat und ſich reget.

Und damit gibt er ihnen neuen Muth in die Bruſt, daß ſie leicht mit dem Wagen unter Troer und Achäer fliegen. Denn das iſt die Wohlthat des Krieges wie des Lebens, daß unter immer neuen Eindrücken und Regungen die elaſtiſche Federkraft der Seele wiederum aufſchnellt, daß ſie Verlorenem den Rücken kehrt und über die fallenden Blätter hinweg, die der winterliche Ares zu unſern Füßen häuft, dem treibenden Frühling mit Jauchzen entgegen geht. *o. ℓ.*

Aus der deutſchen Hauptſtadt.

Berlin iſt ohne Zweifel augenblicklich die unintereſſanteſte der ſechs oder ſieben civiliſirten Weltſtädte, und lediglich Mangel an Stoff war es, was Ihren Berichterſtatter zwingen konnte, vier Wochen lang zu ſchweigen. Aber wie es von den Frauen heißt, daß diejenige die beſte ſei, welche am wenigſten Material biete um von ihr zu reden, ſo mag es wohl von Berlin ähnlich gelten. Und grade im Gegenſatz zu Paris, nach welchem ſich jetzt Monate lang die Blicke der Welt richteten (freilich mit anderer Empfindung als ſonſt), iſt heute für Berlin das alte Wort jenes franzöſiſchen Staatsweiſen anzuwenden: „Glücklich die Bevölkerungen, deren Geſchichte uns langweilt."

Langweilen möchte ich Sie nun eben nicht; deshalb ſchweige ich über Specifiſch-Berliniſches auch diesmal. Unſere Einwohnerſchaft befindet ſich in dem wohligen, aber für fremdes Intereſſe wenig anziehenden Zuſtande einer „geſunden Braut", wie es im Berliner Dialecte heißt, die mit deutſcher Ruhe der Ankunft ihres Bräutigams entgegenſieht: erſt nach dem Empfang des Kaiſers wird die Kaiſerſtadt die Eigenſchaften, durch welche ſie fortan ſich auszeichnen ſoll, zur Geltung bringen. Erſt wenn Berlin die bis jetzt in Verſailles befindliche Centralregierung Deutſchlands in ſich aufgenommen haben wird, kann es Gelegenheit zur Verwirklichung ſeines bis jetzt nur ideellen Vorzugs der deutſchen Reſidenz gewinnen.

An Stelle der Thätigkeit des deutſchen Reichstags, den wir dann mit freudigem Stolz in unſeren Mauern begrüßen werden, haben wir bislang nur die im Uebrigen faſt unbeachteten Verhandlungen des preußiſchen Landtags als hauptſtädtiſche Ereigniſſe an uns vorübergehen laſſen können. Und freilich von den geſtern, am 17. Februar Abends, geſchloſſenen Sitzungen der beiden Häuſer iſt wenig Bedeutſames zu melden.

Auf meinen letzten Bericht von Ende Januar folgte ein längerer Stillſtand in den Arbeiten des Plenums der Abgeordneten. Vom Anfang des laufenden Monats an iſt dann der Cultusminiſter mit ſeinen Geſetzentwürfen wiederum in den Mittelpunkt der Situation getreten. Aber die vielangefoch-

tene Persönlichkeit des Herrn v. Mühler hatte diesmal eine Serie von Angriffen aus den Reihen ihrer bisherigen Freunde zu erdulden. Altconservative und Klerikale vereinigten sich im Abgeordnetenhause, um die Vorlage des Ministers, betreffend die hannöversche Schulverwaltung, zu bekämpfen; und nachdem trotz der fulminanten Reden von Windthorst, Brüel und Strosser die zweite Kammer sich einverstanden mit den Regierungsplänen erklärt hatte, mußte „unser Minister", wie vor sechs Wochen die Kreuzzeitungspartei den Leiter des preußischen Unterrichtswesens triumphirend bezeichnet hatte („magister noster", heißt es in den Epistolae obscurorum virorum) den Schmerz erleben, daß seine Vorlage im Herrenhaus feierlich abgelehnt wurde. Für die Tendenzen unserer altconservativen Elemente ist dies Auftreten recht bezeichnend; daß aber jene Kräfte den Namen der „neupreußischen" Partei verdienen, welchen sie in den elenden Tagen von Olmütz sich selber beilegten, haben sie durch ihre dem ruhmreichen altpreußischen Wesen direct entgegenlaufenden unnationalen und antifridericianischen Reden und Abstimmungen deutlich bewiesen. Vergebens zeigte der Minister selbst, daß in seinem Gesetz nichts anderes beabsichtigt werde, als das Uebertragen einer Einrichtung, durch welche der preußische Staat von den Zeiten Friedrich Wilhelm's I. ab groß und anerkannt musterhaft geworden sei, auf das seit länger denn vier Jahren mit uns vereinigte Hannover; unsere „Herren" schenkten — die Zukunft wird ja zeigen, ob es politisch von ihnen war — den Gründen eines ehemaligen hannoverschen Premierministers von traurigstem Andenken mehr Gehör als der Stimme des königlich preußischen Oberpräsidenten der annectirten Provinz, und kennzeichneten sich hierdurch instinctiv als solidarisch mit jener Welfenpartei, die auch heute noch ihre reactionären Intriguen weiterspinnt. Und doch sollte nach dem Gesetzentwurf den Consistorien, die bisher den Volksunterricht des ehemaligen niedersächsischen Königreichs leiteten, ihre Zuständigkeit in Betreff der Religionslehrstunden verbleiben; die Verwaltung des Schulvermögens, die Anstellung, Versetzung und Disciplinirung der Lehrer, was Alles in Rücksicht auf katholische Anstalten einschränkungslos in den Händen der Bischöfe liegt, sollte auf den Staat übergehen, in Gemäßheit nicht allein zur preußischen Verfassung, sondern auch zu einem ausgesprochenen Princip des früheren hannöverschen Staatsgrundgesetzes.

Auch gegen den Gesetzentwurf hinsichtlich der evangelischen Kirchen im Regierungsbezirk Kassel erhoben sich die Feinde des modernen Staats. Ihr Organ war wiederum der nicht eben wohltönende Mund des Abgeordneten Strosser, eines älteren preußischen Staatsbeamten, der sich nicht scheut, die Tendenzen der Vilmar-Hassenpflug'schen Coterie für die seinigen zu erklären. Die beabsichtigte Presbyterial- und Synodalordnung für das Gebiet des verflossenen Kurfürstenthums war von einer aus Laien und Geistlichen zusammengesetzten Vorsynode berathen und gutgeheißen; jetzt mußte sie, insofern es sich um Scheidung der kirchlichen und staatlichen Zuständigkeit handelt, der preußischen Gesetzgebung zur Prüfung und Beistimmung vorgelegt werden. Und wie wenig wurde von den orthodox-conservativen Elementen unserer Legislative verlangt! ging es doch nur darum, der absolutistischen Consistorialherrschaft in den seit Hassenpflug so gründlich verfahrenen hessischen Kirchenverhältnissen ein Ende zu machen und dem sonst von jenen Kreisen so stark betonten corporativen Einfluß, welchen die Gemeinden ausüben sollen, Geltung zu verschaffen. Allein auch von Seite der entschiedenen Liberalen wurde das projectirte Gesetz als nicht weitgehend genug angegriffen, und so fiel es denn schon im Abgeordnetenhause durch eine Coalition der Extreme.

Immerhin auch, wenn man in dem Entwurf nicht die volle Ausführung

von Artikel 15 der preußischen Verfassung erblicken wollte, durch welchen die protestantische Kirche ihr bislang noch immer ruhendes Recht auf Selbstverwaltung garantirt sieht, war das, was Herr v. Mühler hier bot, ein anerkennenswerther Fortschritt gegenüber dem System des Herrn von Raumer. Denn dieser Minister, eine Leuchte der katholisirenden Richtung innerhalb des Protestantismus, hatte zur Zeit seiner denkwürdigen Amtsführung, während deren der angeblich am Abgrund stehende preußische Staat sich von der Kirche retten lassen soll, erklärt, daß die in jenem Artikel 15 verkündete Trennung von Staat und Kirche durch Emanation der Verfassungsurkunde auch schon vollzogen sei. Seit 1850 sei die evangelische Kirche selbständig, und sie stehe seitdem gesetzlich unter der unumschränkten Herrschaft des Königs als des summus episcopus und ihre Zustände könnten wohl durch einen persönlichen Willensact dieses erlauchten Hauptes, aber nimmer auf sogenannt legislativem Wege abgeändert werden. Ein Beschlußfassen des Landtags über evangelische Kirchenangelegenheiten sei Eingriff in die „Selbständigkeit" und Verfassungsverletzung. Wie gesagt, von dieser bisher als „maßgebend" geltenden Auffassung seines Vorgängers entfernte sich Mühler durch die ersten Paragraphen seines abgelehnten Entwurfs; und das ist für die Zukunft als ein nicht zu unterschätzendes Präcedens zu registriren. Die Absichten des Ministers fanden diesmal Anklang nicht nur bei Freiconservativen, sondern auch bei Nationalliberalen.

Wenn die Arbeiten unseres Landtags in dieser Hinsicht zu keinem Resultat geführt haben und auch die bei Gelegenheit verschiedener Petitionen von linker Seite aus geführten Klagen gegen den Cultusminister wirkungslos verhallt sind, so ist auf anderem Gebiet doch wenigstens etwas gefördert worden. Wie seit vier Jahren gegenüber der schwungvollen Präcision, mit welcher die norddeutsche Gesetzgebung gehandhabt wurde, die preußische Legislative stagnirend erschien, so sind die wirklich namhaften Ergebnisse der letzten zweimonatlichen Session des Landtags aus dem Zusammenhangen der preußischen mit der deutschen Politik zu erklären. Und doch hat es auch hier namhafte Anstrengungen und Opfer von Seite der nationalgesinnten Partei bedurft, damit etwas erreicht werden konnte. Wenn zwar die funfzig Millionen, welche als Vorschuß der preußischen Finanzverwaltung an die Kassen des deutschen Reichs zur Weiterführung des Krieges am 8. Februar verlangt wurden, am 13. Februar ohne großes Sträuben bewilligt worden sind, so gab es desto größere Kämpfe bei Berathung des Ausführungsgesetzes, welches mit Rücksicht auf das norddeutsche Gesetz vom Unterstützungswohnsitz für Preußen bis zum 1. Juli 1871, an welchem Tage jenes Statut über die Armenpflege in Kraft treten soll, erlassen werden mußte. Ganz entschieden darf auch von einem sehr unparteiischen Standpunkte aus behauptet werden, daß das Ausführungsgesetz, nachdem es in der Form, welche ihm das Abgeordnetenhaus gegeben hatte, an das Herrenhaus gegangen war, dort wesentlich verschlechtert worden ist. Nur die Erwägung, daß, wenn in dieser Beziehung das preußische Parlament als ein zerrissener Landtag mit polnischem Abschied auseinanderginge, die Regierung nothwendig auf Octroyirungen angewiesen sei, nur die Erkenntniß der Gebote unseres nationalen Vorschreitens, welche verlangen, daß vor Allem stetig und regulär, wenn auch noch so langsam, an dem Ausbau unserer gesammtdeutschen Gesetzgebung in freisinniger Richtung gearbeitet werde, nur sie konnten die Nationalliberalen und Freiconservativen bestimmen, das Gesetz so anzunehmen, wie es das Herrenhaus zurückgeschickt hatte. Und wenn denn nun eben feststeht, daß in den Gutsbezirken der sechs östlichen Provinzen des preußischen Staats (wohl zu unterscheiden

von den Dorfgemeinden) die sämmtlichen Ortseinwohner zu den Armenlasten beitragen sollen, während bis dato alle communalen Rechte von dem Gutsherrn allein geübt werden, so haben durch diesen aus Connivenz vom Abgeordnetenhause schließlich gutgeheißenen Beschluß die Junker selbst die Brücke hinter sich zerbrochen, welche die abnorme Stellung der Rittergutsbesitzer noch mit einem Rechtsgrunde verband. Freiconservative und Nationalliberale werden bei Gelegenheit der Kreisordnung in nächster Session nicht umhin können, dafür einzustehen, daß nach dem Grundsatz: Gleiche Pflichten, gleiche Rechte, sämmtliche „Ortseinwohner" auch in Bezug auf Polizeiverwaltung und Vertretung im Kreistage dem Rittergutsbesitzer qualitativ (wenn auch nicht nothwendigerweise quantitativ wie die Demokraten wollen) dem Gutsherrn gleichgestellt werden.

Von den sonstigen, im Ganzen nicht vielen Beschlüssen, über welche sich in dieser Session die beiden Häuser des Landtags geeinigt haben, ehe sie auf Grund Allerhöchster Botschaft in gemeinsamer Sitzung, deren Präcedens 1858 gefunden worden ist, vom zeitigen Vorsitzenden des Staatsministeriums, dem Handelsminister geschlossen worden sind, ist nur noch zu erwähnen die auf Grund eines Hagenschen Antrags geschehene Gültigkeitserklärung der ohne Consens des Kriegsherrn nach Ausbruch des gegenwärtigen Völkerkampfes geschlossenen Militärehen und die in Gemäßheit zu einer Vorlage des Justizministers erfolgte Aufhebung des § 643, Th. II, Tit. 2 im A. L.-R., durch welchen bei unehelichen Kindern eines Christen und einer Jüdin Zwangstaufe bestimmt war. Die Resolution des Abgeordnetenhauses auf Beseitigung des Kriegszustandes in den noch derartig qualificirt zu betrachtenden Landestheilen wurde, nachdem am 4. und 14. Februar in dieser Hinsicht bedeutende Redescharmützel geliefert waren, durch einen kaiserlichen Befehl erwidert, nach welchem alle bisherigen Folgen des Belagerungszustandes aufgehoben werden und völlige Freiheit für die Vorbereitungen zum deutschen Reichstage gewährleistet wird.

Allerdings nicht in Consequenz zu dieser zwar auch nicht formellen, aber in Wirklichkeit doch materiellen Beseitigung des Kriegszustandes, treten erst jetzt die Agitationen für den so wichtigen ersten Gesammtwahlact eines regelmäßigen Vollparlaments stärker hervor. Welche Maßregeln und welche Männer von den einzelnen Parteien, soweit dieselben hier in Berlin Centralleitung haben, befürwortet werden, davon nächste Woche. d/l.

Italien im letzten Halbjahr 1870.

(Schluß.)

Am Tage der Besetzung Roms erließ die päpstliche Regierung einen Protest gegen dieselbe, den sie den beim heil. Stuhle beglaubigten Mitgliedern des diplomatischen Corps zustellen ließ. Das Actenstück kann bei unsern Lesern als bekannt vorausgesetzt werden. Schon in den ersten Tagen des italienischen Regimentes in Rom entstanden daselbst Unruhen sowohl in den übrigen Stadttheilen, als auch in der Leoninischen Stadt. Die Römer gestehen selbst, daß der Pöbel ihrer Stadt einer der schlimmsten der Welt ist. Die „Kölnische Zeitung" brachte Schilderungen aus Rom, welche die empörendsten Ausschreitungen des Pöbels

gegen die päpſtlichen Wappen und Diener, ſowie gegen Anhänger des Papſtes und die Prieſter, und andern Unfug beſchrieben. Nach wenigen Tagen ſchien aber von den Bürgern ſelbſt und den Truppen durch Beſänftigung und Zureden oder Drohungen die Ruhe und Ordnung hergeſtellt.

Die italieniſche Regierung ihrerſeits faßte zunächſt folgende Punkte ins Auge; das Plebiſcit in den römiſchen Provinzen, das eingeleitet wurde durch eine Deputation von Römern an den König mit der Bitte um Einverleibung in das Königreich; Einberufung des Parlaments und deſſen Beſchlußnahme über Verlegung der Hauptſtadt nach Rom. Außerdem wurde bereits jetzt die Abſicht ausgeſprochen, den Quirinal zur Reſidenz des Königs zu wählen und in Anſpruch zu nehmen. Doch war an eine baldige Ausführung dieſes Planes nicht zu denken, da ſich die Unruhen in Rom wiederholten, ſo daß ſich der militäriſche Vertreter der Regierung genöthigt ſah, mit großer Energie aufzutreten und anzuordnen, daß alle Individuen, welche ſich der Waffen, Pferde oder Militärgeräthſchaften bemächtigt hatten, dieſelben binnen 24 Stunden unter Androhung ſtandrechtlicher Behandlung zurückzuſtellen hätten. Das Volk rottete ſich wiederholt zuſammen und verfügte ſich auf den Petersplatz, wo man befürchtete, es würde das Thor zu den Stiegen des Vatikans ſprengen, bis Cadorna auf Anſuchen des Papſtes ſelbſt und nach telegraphiſcher Genehmigung aus Florenz ein Berſaglieri-Bataillon zum Schutze in die Stadt Leo's einrücken ließ, welches auch die Ruhe dort herſtellte.

Als Beſatzung der Stadt Rom war nur eine Diviſion zurückgeblieben, die übrigen Truppen gingen nach dem Norden zurück. Die freiere Bewegung, welcher das italieniſche Regiment Raum gab, fing bald an, ihre Folgen zu zeigen. Die Freigebung des Gedankenaustauſches, die Hinwegräumung der Schranken, welche auch einem großen Theile der europäiſchen Preſſe den Zutritt verſagt hatten, wurde bald als eine der Empfehlungen der neu errungenen Freiheit erkannt. Manches Journal wagte jetzt eine andere Sprache zu führen. Während es in dem einen am 19. September geheißen hatte: Die öffentliche Ruhe fährt fort bewundernswürdig zu ſein; zahlreich ſtrömt die treue Bevölkerung zu den heil. Tempeln, wo außerordentliche Gebete gehalten werden, um die göttliche Hilfe anzuflehen. Ueber alles Lob erhaben iſt die Haltung der Truppen aller Waffen u. ſ. w.", ſchreibt daſſelbe Journal am Tage nach der Einnahme: „Das italieniſche Heer befreit die Brüder; es hat ſich wohlverdient gemacht um das Vaterland und die Nachwelt. Der Tag des 20. September wird die Welt an ein glorreiches Datum erinnern; er wird auch an traurige Ereigniſſe erinnern — aber das Volk iſt großmüthig und verzeiht!" Sehr bezeichnend für die Wandelung der Dinge iſt unter den zahlreichen Jubel- und Huldigungs-Adreſſen, welche dem Könige zugingen, die Adreſſe der israelitiſchen Gemeinde von Rom. In derſelben heißt es u. A.: „Als *Italiener* freuen wir uns, daß binnen Kurzem ein glänzendes Plebiſcit die nationalen Wünſche krönen, und das Königreich mit Rom ſeine Integrität und immer größern Beſtand erhalten wird. Als *Römer* jubeln wir, indem wir ſehen, mit welch unendlicher Liebe unſere befreite Vaterſtadt der Umarmung der Schweſterſtädte und dem Genuſſe der conſtitutionellen Freiheiten entgegeneilt. Als *Israeliten* bisher in einer ſchmerzhaften Ausnahmeſtellung lebend, treten wir jubelnd in die gemeinſchaftlichen Rechte der Menſchheit und begrüßen den Tag, wo dieſe Rechte auch in dieſer Stadt triumphiren. Wir erinnern uns nun zum letzten Mal des Namens Israeliten, in dem Augenblick, wo wir von dem Zuſtande des Interdictes zum heiligen Regime der bürgerlichen Gleichheit übergehen u. ſ. w."

Behufs Uebernahme der öffentlichen Kaſſen waren von den Miniſterien

des Innern und der Finanzen höhere Beamte nach Rom entsendet. Man fand in den Kassen etwa eine Million Francs baar und in der Münze 2½ Millionen Metallpaste vor. Von der officiellen provisorischen Municipal-Junta, welche fast alle liberalen „Fürsten" Roms unter ihre Mitglieder zählt, wurden die Kirchengüter, sowie das Eigenthum der Klöster und anderer frommer Institute unter speziellen Schutz genommen, und alle Veräußerungen und Hypothekar-Vormerkungen auf dieselben für null und nichtig erklärt. Eine Commission war eingesetzt, welche über Gallerien, Museen, Archive, Bibliotheken und andere Sammlungen Roms zu wachen hat; die meisten dieser Schätze der Kunst und Wissenschaft danken ihr Herabkommen auf unsere Zeiten dem Umstande, daß sie Fideicommisse bilden. Mit der Inkrafttretung des italienischen Gesetzes werden alle Fideicommisse abgeschafft. Eine Post- und Telegraphenanstalt war dem päpstlichen Hofe angeboten worden; er lehnte dieselbe zunächst ab, überhaupt war eine Uebereinkunft über einen Modus vivendi anfänglich nicht zu erreichen und erst bei der Anwesenheit eines Cardinals in Florenz kam eine Annäherung in Aussicht. Die Abneigung gegen alle Maßnahmen der italienischen Regierung spricht sich in einem Schreiben vom 29. September an die Cardinäle aus, welches auf Privatwegen an sie versandt wurde. Es wird darin auseinandergesetzt, daß man aus Mangel an Vertrauen zu der italienischen Regierung den freien Post- und öffentlichen Briefverkehr nicht fortsetzen könne, da schon Personen, welche die päpstliche Wohnung verließen, einer Untersuchung durch die Soldaten unterzogen worden seien, ob sie nichts in den Kleidern verborgen hätten; es wird bittere Klage geführt, daß die Pfarrregister zur Feststellung der Rekrutirungslisten durchstöbert worden seien; am Schlusse wird davon gesprochen, daß sich die Feinde täglich mehr in die angedrohten Kirchenstrafen verwickeln.

An demselben Tage erließ die Municipal-Junta folgende Proclamation an die Bevölkerung Roms: „Römer! Die Junta des Plebiscits für Rom und seine Provinz hat den 2. October festgesetzt und für die allgemeine Abstimmung folgende Formel vorgeschlagen: „Wir wollen unsere Vereinigung mit dem Königreich Italien unter der monarchisch-constitutionellen Regierung des Königs Victor Emanuel II. und seiner Nachfolger." Römer! Anstrengungen und Opfer der befreiten Bürger, die Großmuth des Königs, die Tapferkeit des italienischen Heeres und die Reife der Zeiten haben uns das Recht wiedergegeben, frei über unser Schicksal zu verfügen. Unter der Aegide freier Staatseinrichtungen überlassen wir der Einsicht der italienischen Regierung die Sorge für die Unabhängigkeit der geistlichen Autorität des Papstes. Dieser Tag ist ein feierlicher. Mit unauslöschbaren Buchstaben wird die Geschichte das große Ereigniß aufschreiben, welches ein fruchtbares Prinzip feststellt: Eine freie Kirche im freien Staate. Beim Herantreten an die Urne halten wir uns gegenwärtig, daß wir die Wünsche Italiens und des Parlaments erfüllen, wenn wir unser „Ja" abgeben und Rom, die große Mutter der alten Civilisation, von neuem aufrichten. Am Capitol, 29. September 1870. Der Präsident: Herzog Michelangelo Cantoni; die Junta: Fürst Francesco Pallavicini, Emanuel der Fürsten Ruspoli, Herzog Francesco Sforza Cesarini, Fürst Balthasar Odescalchi, Ignaz Buoncampagni von den Fürsten Piombino, Advocat Biagio Placidi, Vincenzo Tancredi, Raphael Marchelli, Vincenzo Pittoni, Pietro de Angelis, Achille Mazzoleni, Felice Ferri u. a.

Es fehlte übrigens wenig, so hätte in der letzten Stunde das Plebiscit mindestens eine Verzögerung erlitten. Aus Besorgniß vor der Opposition der in Rom stark vertretenen klerikalen Partei, und um deren Stimmen für

die Regierung zu gewinnen, hatte die Regierung der Abstimmungsformel den Nachsatz hinzugefügt: „unter Sicherstellung der geistlichen Unabhängigkeit des Papstthums." Die Junta in Rom protestirte aber gegen diese Vermischung des Weltlichen mit dem Geistlichen und verwarf den Nachsatz, der doch vom ganzen Ministerrath festgestellt und vom Könige bereits sanctionirt war. Es trat daher eine große Verlegenheit ein. Zwei Mitglieder der Junta reisten nach Florenz zur Beilegung der Differenz, worauf der anstößige Zusatz nach langer Debatte fallen gelassen wurde.

Am 2. October waren an zwölf verschiedenen Plätzen mit dreifarbigen Fahnen überwehte Tribünen aufgeschlagen, zu welchen sich seit 8 Uhr ein freudig-lärmendes Volk drängte. Man zweifelte nicht an dem Resultate; dafür, meinte man, bürgen der erlittene Druck, die noch nicht wahrnehmbaren Opfer und Pflichten der Zugehörigkeit zu einem modernen Staate, die Begeisterung der Stunde. Nicht nur einzelne Bürger aus allen Ständen, sondern viele Gewerke und Künstler zogen in Schaaren, die Tricolore an der Spitze, heran, um ihr Ja in die Urne zu werfen. Die Betheiligung war eine allgemeine. Die Abstimmung ging trotz des enormen Andranges in vollkommener Ruhe vor sich, die musterhafteste Disciplin herrschte an den Urnen. Die Bewohner der Leoninischen Stadt waren unter den Ersten auf dem Capitol erschienen, wo sie zwar ein weißes Banner, aber mit einer Aufschrift aufpflanzten, welche besagte, daß sie dem Königreich einverleibt sein wollten. Den hier und da etwa bemerkten Priestern und Mönchen, welche sich betheiligten, wurde stürmisch applaudirt. Begeisterte Vivas wurden ausgebracht auf Italien, auf Garibaldi, einige auch auf Victor Emanuel. Abends war die Stadt erleuchtet.

Es stimmten beispielsweise in Rom	40835	„Ja"	46	„Nein"
(im Leoninischen Stadttheil	1800	„		
in der Provinz Velletri	10912	„	56	„
Viterbo	24207	„	228	„
Frosinone	25536	„	271	„

Das Gesammtresultat war folgendes: Von 167548 eingeschriebenen Wählern hatten 135291 ihre Stimmen abgegeben; davon stimmten 133687 Ja, 1507 Nein, 103 Stimmzettel waren ungültig.

Der Empfang der Deputation, welche das Ergebniß des Plebiscits am 9. October nach Florenz brachte, war ein sehr feierlicher. In Gala-Hof-Equipagen fuhren die 30 Personen zur königlichen Residenz und wurden im Thronsaale vom König empfangen in Gegenwart der Prinzen Umberto, Amadeo, Eugen von Carignan und der Kronprinzessin Margherita, sowie eines zahlreichen Hofstaates. Der Sprecher der Deputation, Herzog von Sermonetta, hielt folgende Anrede an den König: „Rom und die Provinzen, hocherfreut und vom Dankgefühle gegen Eure ruhmreiche Majestät wegen der Befreiung vom Joche der fremden Söldlinge erfüllt, haben vermöge allgemeinen Plebiscits Ew. Majestät zu ihrem Könige ausgerufen. Dieses Ereigniß, welches nach so langen und theuren Bestrebungen der italienischen Nation die Vorsehung in Erfüllung gehen ließ, ergänzt jene historische Krone, welche Ew. Maj. Haupt schmückt."

Darauf hielt der König eine Ansprache, in welcher er hervorhob, daß das Vaterland nunmehr endlich geeinigt sei. Er constatirte, daß sich die römischen Provinzen nahezu einstimmig für den Anschluß an das gemeinsame Vaterland ausgesprochen haben; im ganzen Königreiche herrsche hierüber die höchste Freude. „Wir verdanken", sagte der König, „nur wenig dem Glücke, viel dagegen der Gerechtigkeit unserer Sache. Es ist klar, daß die Freiheit,

welche wir erstreben, aus jedem bejahenden Votum ein aufrichtiges und offenes Versprechen der Anhänglichkeit macht. Gerechtigkeit und Freiheit waren die Mächte, welche Italien geschaffen haben. Nunmehr sind die Italiener Herren ihrer Bestimmung. Wenn sie nach Jahrhunderte langer Spaltung ihre Vereinigung in jener Stadt, welche einst die Hauptstadt der Welt hieß, wieder finden, werden ohne Zweifel die Reste der einstigen Größe für sie die Auspicien für die eigene neue Größe bilden" .... „Als König und als Katholik habe ich", so schloß der König, „die feste Absicht, indem ich die Einheit Italiens proclamire, zu gleicher Zeit die Freiheit der Kirche und die Unabhängigkeit des Papstes zu sichern. Mit dieser Erklärung nehme ich aus Ihren Händen das Resultat der Abstimmung Roms entgegen und werde es Italien übergeben."

Man hat über die Richtigkeit der Bemerkung des Königs von Italien, daß er nur wenig dem Glücke verdanke, einige gerechte Bedenken, wenigstens in Deutschland, nicht verhehlen können, da viel weniger die Gerechtigkeit der Sache, die, wenn sie allein eine Macht wäre, längst diesen Erfolg hätte bewirken können, als die deutschen Siege und in deren Folge die Gefangennehmung Napoleons und die Erklärung der Republik in Paris dem Könige die Besitzergreifung möglich gemacht haben; das war für ihn aber doch gewiß ein Glück zu nennen!

Die Florentiner amtliche Zeitung bringt am 9. October, dem Tage des Empfanges der Deputation sofort das Decret über die Besitzergreifung:

„Victor Emanuel II. ꝛc. Im Hinblick auf das Gesetz vom 17. März 1801, im Hinblick auf das Resultat des Plebiscits, mit welchem die in Comitien am 2. d. M. einberufenen Bürger der römischen Provinzen die Vereinigung mit dem Königreich Italien unter der constitutionellen Monarchie Victor Emanuel's II. und seiner Nachfolger erklärt haben; in Anbetracht, daß die zur Vervollständigung der nationalen Einheit vom Parlamente abgegebenen Voten und die auch in den Aufrufen zum Plebiscit der römischen Bevölkerung enthaltenen entsprechenden Erklärungen der Regierung beständig die Aufgabe betont haben, daß nach dem Aufhören der weltlichen Herrschaft der Kirche die Unabhängigkeit der geistlichen Autorität gesichert werden müsse; auf Vorschlag des Ministerrathes haben wir verordnet und verfügen wir: Art. 1. Rom und die römischen Provinzen bilden einen integrirenden Theil des Königreichs Italien. Art. 2. Der Papst behält die Würde, die Unverletzlichkeit und alle persönlichen Prärogativen eines Souveräns. Art. 3. Durch ein besonderes Gesetz werden die Verhältnisse sanctionirt werden, die zur Sicherstellung der Unabhängigkeit des Papstes, auch mit Gebietsfreiheiten, und zur freien Ausübung der geistlichen Autorität des heil. Stuhles geeignet erscheinen. Art. 4. Artikel 82 des Statuts wird solange auf die römischen Provinzen angewendet, als sie nicht im Parlamente repräsentirt sind. Art. 5. Das gegenwärtige Decret wird dem Parlamente vorgelegt werden, um in ein Gesetz umgewandelt zu werden."

Ein zweites Decret verleiht Amnestie für Aufreizung zum Bürgerkriege (außer für Militärs), für Raub von Staatseigenthum, für Preßvergehen (außer denen gegen die Sittlichkeit), für Verletzungen der Disciplin in der Nationalgarde, für Jagd- und Forstfrevel ꝛc. Weitere Decrete beziehen sich auf die Ernennung des Generals Lamarmora zum k. General-Statthalter in Rom, auf Veröffentlichung des Statuts und der italienischen Gesetze im Römischen.

General Lamarmora kam am 11. October in Rom an und wurde von einer zahlreichen Volksmenge aufs Wärmste begrüßt. Auch den König hoffte man bald in Rom einziehen zu sehen, einige gaben sogar schon nahe Ter-

mine dafür an. Aber Victor Emanuel widerstrebte den Bemühungen eines Theils der Minister, die ihn dazu bewegen wollten. Nach den gewechselten Briefen war keine Basis zu finden, auf der die unumgänglich scheinende Begegnung mit dem Papste stattfinden sollte; eine Zusammenkunft würde mehr als einen peinlichen Moment dargeboten haben. Auch in Betreff des Verhältnisses und der Beziehungen der italienischen Regierung zu den beim Papste beglaubigten Gesandten war noch manches Bedenkliche; das Alles mußte erst nach allen Seiten hin geordnet werden. Daher kam, daß der Termin seines Einzuges von einer Woche zur andern verschoben wurde.

Dazwischen traten außerdem noch die Verhandlungen wegen der spanischen Thron-Candidatur des Prinzen Amadeo, Herzogs von Aosta, zweiten Sohnes des Königs von Italien, wodurch alles übrige Interesse für den Augenblick in Anspruch genommen wurde. Alle europäischen Cabinette waren davon benachrichtigt worden, daß, nachdem die Herzogin von Genua definitiv die Candidatur ihres Sohnes Thomas, des Minorennen, abgelehnt, die spanische Regierung nunmehr entweder den Prinzen Amadeus als König haben wolle, oder die Republik einführen würde. Die meisten Mächte waren mit dem ersteren einverstanden, auch Preußen resp. der Norddeutsche Bund, nachdem die Entsagung des Erbprinzen Leopold aufrecht erhalten worden war. Der Prinz Amadeo nahm mit Genehmigung Victor Emanuel's die Candidatur an und wurde von den Cortes mit bedeutender Majorität zum König von Spanien gewählt. Ob die neue Verbindung Italiens mit Spanien dem Lande glücklichere Aussichten bietet, als sie ihm vorläufig seine Acquisition der römischen Provinzen gewährt, werden schon die nächsten Jahre lehren. Während dort die zu große Minorität der Gegner des Königthums eine Zunahme des politischen Einflusses und eine baldige Verbesserung der Finanzen verhindern werden, üben hier die äußerst ungünstigen Finanzverhältnisse der erworbenen Provinzen eine unheilvolle Wirkung aus. Die Erwerbung des Kirchenstaates ist finanziell ein schlechtes Geschäft. Die Staatsschuld Italiens wächst um die jährliche Zinsausgabe von 17 Millionen Lire, doch weist man auch mit Recht darauf hin, daß Italien nun die Ausgabe spart, welche dem Papst für Soldaten oblag, und daß gleichzeitig das kostspielige Armee- und Marinebudget erheblich reducirt werden.

In Rom hatte der alltägliche Verkehr wieder mehr das gewohnte Aussehen angenommen. Nach und nach schien eine Anbahnung eines Modus vivendi zwischen dem päpstlichen Hofe und der Regierung möglich zu werden, auch eine Civilliste wurde bereits der Prüfung unterworfen. Lamarmora hatte förmlich Besitz genommen von dem römischen Gebiete und die Gesetze über die Nationalgarde, Wahlen, Presse und Finanzverwaltung publicirt. Ein königliches Decret bestimmte seine Competenz, die in voller Regierungsgewalt bis auf die den Krieg und die Marine betreffenden Angelegenheiten bestand. Cadorna's Vollmachten erloschen; dem Statthalter wurde ein Statthaltereirath zur Seite gestellt. Dieser wachte mit ängstlicher Sorgfalt darüber, daß Alles vermieden werde, was den Papst im Geringsten verletzen könnte, ihm Zweifel über die ehrfurchtsvollen Gefühle der Italiener beizubringen im Stande wäre. Die zahlreichen Carricaturen und Witze, welche bisher über seine Person und seine Umgebung circulirten, haben wie mit einem Schlage aufgehört, und die italienischen Behörden dulden nicht, daß in dieser Richtung die geringste Ausschreitung erfolge. Daher hat sowohl der Papst wie auch der Cardinal Antonelli keinen Anstand genommen, sich befriedigt über die musterhafte Ordnung auszusprechen. Jetzt werden auch die Zollinien an der alten römischen Grenze, der Staatsrath für die Finanzen,

die Kunst- und Gewerbesteuer, der Zeitungsstempel aufgehoben, Vorschriften über Salz- und Tabakverschleiß, Mahlsteuer, Vermögenssteuer, Lotto und Lotterie, Münzconvention, Decimalsystem, Pensions-, Urlaubs- und Rechnungswesen eingeführt. Ueberhaupt entwickelt der General-Statthalter eine unglaubliche Thätigkeit; es ist ihm darum zu thun, Alles selbst zu sehen und kennen zu lernen, und seine Räthe unterstützen ihn kräftig.

Die Aussichten auf eine Einigung mit dem päpstlichen Hofe, welche mehrfach angestrebt wurde, mindern sich immer wieder, wenn mitunter deren Verwirklichung nahe bevorstehend schien. Es mochte mancherlei dazu beitragen, die Reizbarkeit bedeutend zu erhöhen, wie z. B. die Adresse einer geduldeten geistlichen, zu reformatorischen Bestrebungen vereinigten Gesellschaft im Namen der Priesterschaft an den Papst. Dieselbe geißelte in den schärfsten und schonungslosesten Ausdrücken die Schwächen der Geistlichkeit, ihre Genußsucht und die Mangelhaftigkeit geistlicher Institutionen. Unter dem päpstlichen Regimente mochte dergleichen nicht vorgekommen oder geduldet worden sein. Man durfte sich daher nicht wundern, wenn diese Gereiztheit einen neuen Ausdruck fand in der Bulle vom 20. October, mit welcher die Arbeiten des Concils suspendirt wurden. Es wird darin von dem frevelhaften Einbruch, von der unglaublichen Verworfenheit gesprochen, mit der die unverletzlichen Rechte des weltlichen Fürstenthums angegriffen wurden. Nachdem die Bulle an die Thüren der Basiliken des Lateran und anderer Kirchen veröffentlicht worden war, antwortete Visconti Venosta in einem Rundschreiben an die italienischen Missionen d. d. Florenz 22. October: „Mein Herr! Sie sind im telegraphischen Wege benachrichtigt worden, daß die Sitzungen des Concils auf unbestimmte Zeit vertagt worden sind. Die päpstliche Bulle, durch welche dieser Beschluß zur Kenntniß der Christenheit gebracht worden ist, führt an als Grund der Vertagung den Mangel an Freiheit, welchen das Concil in Folge der neuen Ordnung der Dinge in Rom zu ertragen haben würde. Bei aller Ehrfurcht vor der Entscheidung des Heiligen Vaters bin ich indessen verpflichtet zu erklären, daß nichts die Besorgnisse rechtfertigt, welche in der Bulle ihren Ausdruck gefunden haben. Es ist bekannt und offenkundig, daß der Heilige Vater vollkommen frei ist, das Concil zu St. Peter oder in einer andern Dom- oder Pfarrkirche Roms oder Italiens zu versammeln, deren Wahl ganz dem Ermessen Sr. Heiligkeit verbleiben würde. Wir haben eine zu hohe Achtung für die Würdenträger der Kirche, aus denen das Concil zusammengesetzt ist, um zu glauben, daß politische Erwägungen irgend einen Einfluß auf ihre Beschlüsse haben könnten. Wir können daher die Annahme der Möglichkeit der Ausübung eines Einflusses auf eine so erhabene Versammlung als gerechtfertigt nicht anerkennen, und glauben, daß man wenig Gerechtigkeit dem Muth und der Würde seiner Mitglieder würde zu Theil werden lassen, wollte man annehmen, daß eine politische Macht im Stande wäre, ihre Freiheit zu beeinträchtigen. Empfangen Sie ꝛc.

Visconti Venosta."

Das Amtsblatt in Rom fügt noch hinzu, sowohl die Veröffentlichung der Bulle in den römischen Blättern, als auch die Anheftung an den Kirchen beweise die Freiheit der geistlichen Gewalt. Zudem ist durch königliches Decret bestimmt, daß diese Anschläge und Publicationen den Polizeivorschriften nicht unterworfen sind. Aber die Reizbarkeit war noch durch andere Ereignisse erhöht worden, namentlich die Expropriation des Quirinals. Im October wurde der Cardinal Berardi bedeutet, den Quirinalpalast zu räumen und alle Bewohner daraus zu entfernen, da derselbe bestimmt sei, die königliche Residenz zu werden. Als man gutwillig die Räumung nicht zugab,

besetzten Bersaglieri den Palast und Lamarmora theilte dann brieflich dem Cardinal Antonelli die Besitzergreifung mit. Den Bewohnern des Palastes wurde angekündigt, sie hätten in der kürzesten Zeit denselben zu verlassen, und die Curie verfügte die Wegschaffung der riesigen Archive und deren Aufnahme in den Vatican. Die Acten wurden in großen Wagen fortgeschafft, ebenso die übrigen Einrichtungsgegenstände, von den Möbels der Staatsgemächer aber nichts berührt. In einer Note des Cardinals an die Mächte vom 9. November setzte derselbe auseinander, daß der Quirinal Privateigenthum der römischen Päpste sei, das seit drei Jahrhunderten zu ihrem Sommeraufenthalte gedient habe. Da demnach die Verabfolgung der Schlüssel verweigert worden sei, so habe man die Thüren erbrechen lassen und von dem Palaste Besitz genommen. Es wird daher gegen die angethane Gewalt protestirt und ersucht, dahin zu wirken, daß diesen unerträglichen Zuständen ein Ziel gesetzt werde. Die Folge dieses Ereignisses und der vorhergehenden war die Vorbereitung zu einer päpstlichen Encyklika, welche die größere Excommunication aussprach gegen alle diejenigen, „in was immer für einer, auch ganz besonderer Erwähnung werthen Würde sie glänzen mögen, welche die Invasion, Usurpation, Occupation was immer für einer der Provinzen und dieser hehren Stadt, oder etwas daran verübt haben, und ebenso ihre Auftraggeber, Begünstiger, Rathgeber, Anhänger und alle Anderen, welche die Ausführung der erwähnten Dinge unter irgend einem Vorwande und auf was immer für eine Weise befördern oder sie selbst ausführen." Man sagte, diese Encyklika habe erst bei dem Einzuge des Königs in die Oeffentlichkeit dringen sollen.

Von beiden Seiten wurden nun die verschiedensten Demonstrationen unternommen. Die im Rufe der Frömmigkeit stehenden Frauen beschließen, bis zum Tage der Befreiung des Heiligen Stuhles Trauerkleider anzulegen. Andere äußern ihren Unwillen gegen Garibaldi, der jetzt mit denen vereint kämpfe, die bei Mentana seine unerfahrene Schaar gemordet hätten, um die Wunder der Chassepots zu zeigen. Von anderer Seite verlangt man die Entfernung des Generals Kanzler aus dem Vatican, der die Werbung für eine Reaction leite, und in Klöstern und Weinbergen Werkzeuge derselben unterhalte. Hierzu wirkte noch die ausgesprochene Hoffnung des Papstes, daß am 8. December die Befreiung erfolgen werde, und die Aufforderung an die Officiere, sie sollten sich bereit halten. Der General-Statthalter beginnt jetzt mit größerer Energie aufzutreten, seitdem das Florentiner Cabinet die Ueberzeugung erlangt hat, daß jede Aussicht auf ein Einverständniß mit der Curie geschwunden ist. Er hat eine Verordnung erlassen, wonach alle, welche ihren Eintritt in die Nationalgarde nicht bis zu einem bestimmten Termin angemeldet haben, mit 15 Tagen Kerkers oder 100 bis 1000 Lire Geldstrafen belegt werden sollen und dann doch noch dienen müssen. Man beginnt die Klosterräume zu messen, um sie anderweitig zu benutzen, da sich schwer für alle künftigen Bureaux der Regierung Räume finden. Aber Lamarmora stößt auf vielen Widerspruch, findet schließlich seine Statthalterschaft höchst unbehaglich und beantragt schließlich, derselben enthoben zu werden. Man nennt bald den Grafen Ponza als Nachfolger, aber die Entlassung wird nicht angenommen, da bei Verlegung der Regierung nach Rom das Amt ohnehin aufhört.

Inzwischen hat sich auch in Florenz mancherlei zugetragen. Ein Ministerrath hat Anfangs November dem König einen Bericht überreicht, in dem es u. A. heißt: „Nachdem das Nationalgefühl durch Erwerbung Roms befriedigt erscheint, handele es sich darum, die Mittel zu finden, um die Frage eines stabilen Domiciles des päpstlichen Stuhles, sowie das Problem zu lösen,

befriedigende Beziehungen zwischen Italien und dem Papste herbeizuführen, indem demselben seine finanzielle und rechtliche Lage gesichert und jeder Verdacht beseitigt wird, als beabsichtige Italien, sich in die Angelegenheiten der Kirche einzumischen. Dies sei die Ansicht des überwiegenden Theiles der nationalen Partei. Der König habe bei Empfangnahme des Plebiscits Erklärungen in gleichem Sinne abgegeben." Daran schließt sich der Antrag, die zweite Kammer aufzulösen und zur Berathung der angegebenen Vorlagen Neuwahlen anzuberaumen. Durch Decret vom 2. November wurden daher dieselben zum 20. November anberaumt und sollten die Kammern zum 5. December einberufen werden. Der Regierung war nun natürlich daran gelegen, eine starke Mehrheit bei den Wahlen zu erlangen, auf die sie sich stützen konnte; und so wurde keine Gelegenheit, dafür zu wirken, versäumt. Der Minister des Auswärtigen benutzte z. B. ein Bankett der patriotischen Gesellschaft in Mailand, um hier durch eine lange Rede den Standpunkt der Regierung und die Haltung der auswärtigen Mächte aus einander zu setzen. Er sprach darin über die Partei der Unversöhnlichen in Rom, neben welcher es auch eine der Gemäßigten gebe, welche die Vortheile der Versöhnung, die Gefahren des Zwistes begreifen, und nur darum zögern, weil sie zweifeln, ob Italien für seine Versprechungen hinreichende Gewähr zu bieten vermöge, Deil sie die Schwäche der Regierung, die Unthätigkeit der Ministerien fürchten. wie Nutzanwendung für die Wähler war, für Stützen der Regierung zu sorgen.

Sobald die Kammer zusammengetreten war und sich constituirt hatte, legte Lanza Gesetzentwürfe vor, betreffend die Genehmigung des Decretes über das Plebiscit in Rom, die Verlegung der Hauptstadt nach Rom innerhalb sechs Monaten, wofür eine Creditforderung von 17 Millionen gemacht wird, ferner einen Gesetzentwurf, welcher dem Papste die Unverletzlichkeit seiner persönlichen Prärogative als Souverän garantirt. Der Arbeitsminister reicht einen Gesetzentwurf über die Gotthardbahn ein. Sella legte das Budget vor, nach welchem sich durch die Kosten der Verlegung der Hauptstadt ein Deficit ergibt. Außerdem wurden im Grünbuche 111 Depeschen vorgelegt aus der Zeit vom 29. August bis 2. December, welche sich größtentheils auf die römische Frage beziehen.

Nachdem der Ministerpräsident die Haltung der Regierung erläutert und vertheidigt hatte, wurde von der Deputirtenkammer am 21. December der Gesetzentwurf wegen des Plebiscits mit 239 gegen 20 Stimmen angenommen. Bei der Debatte darüber erklärten die Redner der conservativen Partei, Cerutti und Toscanelli, wenn sie auch das Vorgehen der Regierung gegen Rom mißbilligten, doch den Sturz der weltlichen Herrschaft als ein für die Kirche segensreiches Ereigniß und versicherten, nicht gegen die Annexion stimmen zu wollen. Bei der Debatte über den Gesetzentwurf betreffend die Verlegung der Hauptstadt nach Rom setzten am 23. December die Minister die einer früheren Ausführung derselben (als nach 6 Monaten) entgegenstehenden Schwierigkeiten aus einander, da einige Deputirte nur die Frist von drei Monaten gewähren wollten, andere die sofortige Verlegung verlangten. Der Vorschlag der Regierung wurde angenommen, ebenso das ganze Gesetz mit 192 gegen 18 Stimmen. Die Kammer sprach der Stadt Florenz ihren Dank aus für deren patriotische Haltung in der Zeit, wo dieselbe Regierungssitz war. Hierauf vertagte sich die Kammer bis zum 16. Januar 1871. Das Gesetz über die Verlegung der Residenz lautet folgendermaßen: Art. 1. Die Hauptstadt des Reiches wird zwischen heute und sechs Monaten nach Rom verlegt. Art. 2. Für die Kosten der Uebersiedlung, welche in einem besonderen Ausweise specificirt sind, werden als außerordentliches Erforderniß im Budget des Mini-

sters für öffentliche Arbeiten für das Jahr 1871 und die folgenden auf hierüber erlassenes königliches Decret 17 Millionen Lire unter dem Titel: „Transferirung der Hauptstadt" eingestellt. Art. 3. Der königlichen Regierung wird zwei Jahre nach Veröffentlichung des gegenwärtigen Gesetzes das Recht zur Expropriation derjenigen, moralischen Körperschaften gehörigen Gebäude in Rom ertheilt, welche im allgemeinen Interesse zur Unterbringung von Aemtern und Behörden erforderlich sind. Die betreffenden moralischen Körperschaften werden für ihre dem wahren Werthe nach abgeschätzten Baulichkeiten mit 5procentiger italienischer Rente al pari entschädigt. Art. 4. Die Minister des Innern, der Finanzen und der öffentlichen Arbeiten werden mit der Ausführung des gegenwärtigen Gesetzes beauftragt.

Die Thronrede des Königs von Italien hatte hervorgehoben, daß sich der König nach Rom begeben werde, sobald der das Plebiscit betreffende Gesetzesvorschlag bestätigt sein würde. So hat denn auch vor Schluß des Jahres der Einzug des Königs stattgefunden, nachdem er vor einiger Zeit erklärt hatte: „Man hat mich dreimal von Rom fern gehalten. Jetzt ist es mein, und ich will lieber sterben, als es aufgeben."

Karl Schmeidler.

Die Kaiserfahrt der Reichstagsdeputation nach Versailles.

(Schluß).

Ich habe die Residenz der Könige Frankreichs zuerst 1850, später wieder 1864 und 1867 besucht, und finde sie wenig verändert, wenn ich davon absehe, daß der Winter die Lindenalleen entblättert, der Krieg der Bevölkerung fremdländische Herren zugeführt hat. Für den, welcher noch nicht daran gewöhnt war, mit dem Quartierbillet in der Hand an fremde Thüren zu pochen und Einlaß zu begehren, liegt etwas Peinliches in der demüthigen Höflichkeit des Hausherrn, in seinem Anerbieten, jeden Wunsch des Fremdlings zu befriedigen. Mir räumte mein Wirth das Zimmer seiner jüngsten, mit der übrigen Familie nach Nizza geflüchteten Tochter ein, nachdem ein neulich bei ihm einquartiert gewesener Offizier mit seiner Stube, als zu klein, nicht zufrieden gewesen war. Man mag den Leuten noch so artig antworten: von dem Stachel, welcher für sie in der bloßen Thatsache unserer Anwesenheit liegt, kann man sie nicht befreien.

Versailles hat mir in seiner äußeren Erscheinung jedesmal einen in gewisser Hinsicht ähnlichen Eindruck gemacht wie mutatis mutandis Washington, während die Vergleichung mit Potsdam weniger Berührungspunkte ergibt. Beide Städte bieten wenig mehr dar als einen weltbekannten Centralpunkt, das Versailler Schloß und das Washingtoner Capitol, umgeben von einer Anzahl breiter, großartig angelegter, aber öder Straßen. Bekanntlich gleicht das Weiße Haus, worin die Präsidenten der Vereinigten Staaten residiren, in seiner einfachen Bauart und bescheidenen Größe kaum dem schloßartigen Baue manches reichen Privatmannes. Das Capitol dagegen, der Sitz des Congresses der Vereinigten Staaten, bildet für die breiten, geraden, menschenleeren Straßen Washingtons denselben Centralpunkt des ausschließlichen Interesses, wie das Versailler Schloß für die Boulevards und weit-

gedehnten Avenuen der alten französischen Residenz. So ganz und gar verschieden auch der sittliche Eindruck ist, welchen wir von dem amerikanischen Riesenbaue empfangen, in dem sich der Stolz einer Nation freier, selbstbewußter Männer widerspiegelt, wenn wir ihn mit den Empfindungen vergleichen, die der Anblick des Versailler Schlosses in uns erregt, dieses historischen Sündenbaues, errichtet mit dem Schweiße und dem Blute zertretener Völker, besudelt mit dem Despotismus und den Buhlereien Ludwigs XIV. und XV., gestürmt endlich von dem wüthenden Volke, als es das Königthum zur Rechenschaft zog, dann wieder von Louis Philipp durch seine Sammlung von Gemälden französischer Siege zum Tempel der Selbstvergötterung dieser ohnehin so eitlen Nation bestimmt und jetzt endlich — zum Lazarethe deutscher Verwundeter eingerichtet, gewissermaßen zur Sühne aller seiner Missethaten; dennoch, ich wiederhole es, liegt eine gewisse äußere Aehnlichkeit zwischen beiden Städten, insofern nämlich, als man ihnen bei der ersten Anlage, als den Mittelpunkten der Regierung zweier großer Völker, einen riesenhaften Maßstab zum Grunde legte, später aber in Washington nicht im Stande war, die großartig angelegten Straßen mit zusammenhängenden Häuserreihen zu füllen, ihnen das Leben und Treiben volkreicher Hauptstädte zu geben, während Versailles dieses Leben und Treiben zur Zeit der Ludwige besessen haben mag, seit der Revolution aber wieder öde und menschenleer geworden ist und jetzt darin Washington gleicht. Wenn man den weiten Hof des Versailler Schlosses mit seinen Marmorstatuen berühmter Generale aus der Zeit Ludwigs XIV. durch den vorderen Eingang verläßt, durch das Gitterthor schreitet, und dann geradeaus über die große viereckige Place d'armes geht, so kommt man in die Avenue de Paris, welche etwa 130 Schritte breit, auf beiden Seiten der gepflasterten Fahrstraße mit doppelten Reihen alter, hoher Linden eingefaßt, zunächst für den gemächlich Einherschreitenden etwa zwanzig Minuten weit so schnurgerade fortläuft, daß der grand monarque beim Erwachen des Morgens von seinem den Fenstern gerade gegenüberstehenden Lager aus die ganze weite Straße hinunterschauen konnte. Dann macht sie eine Wendung zur Linken und läuft in derselben Breite und mit den gleichen Alleen etwa noch eine weitere Viertelstunde wiederum gerade aus, bis sie durch ein Gitterthor, ähnlich demjenigen der Herrenhäuser Allee bei Hannover führt und sich hierauf noch etwa zehn Minuten weiter erstreckt. Von da an wird die Straße schmaler und zu einem Steinwege, wie man deren an den Enden der Vorstädte großer Residenzen anzutreffen pflegt, mit Landhäusern, Gärten, Fabrikgebäuden u. s. w. besetzt. Zum Beginne der Avenue de Paris an der Place d'armes stehen auf beiden Seiten großartige Gebäude im Geschmacke Catharina's von Medicis, an denen man lesen kann: Garde impériale, Ecole d'artillerie; Garde impériale, Artillerie à cheval; Parc de l'artillerie de la Garde u. s. w. Weiterhin links liegt das Präfecturgebäude, in der Mitte einen ansehnlichen, durch Gitter von der Straße abgesperrten Hof einfassend und nach beiden Seiten hin sich durch Flügel an die Straße anschließend, welches jetzt der König bewohnt. Nur die auf beiden Seiten des Hofes und vor dem Gitter stehenden Posten machen uns darauf aufmerksam, daß dort das Oberhaupt Deutschlands, der Besieger Frankreichs residirt. Sonst bemerkt man kein Zeichen königlichen Glanzes. Es folgt noch eine Reihe großartiger Gebäude, aber nach und nach reihen sich an diese die etwas altmodischen, meistens weiß angestrichenen Wohnhäuser der besseren Versailler Bevölkerung, fast ohne Ausnahme neben den Fenstern mit äußeren weißen Jalousien versehen. Dann wird es immer einsamer; hohe Parkmauern, dunkel gefärbt von Wind und Wetter vieler Jahre, überragt von

der finsteren Masse unzählbarer Bäume, ziehen sich auf beiden Seiten weit an der Straße hin, nur hie und da wird der einförmige Anblick durch irgend ein ebenso finster blickendes schloßartiges Gebäude unterbrochen. Namentlich jetzt ist der Eindruck dieses letzten Theils der Avenue de Paris ein trüber. Es ist, als schauten die vergangenen Geschlechter, welche einst jene Schlösser bewohnten, ihre Räume mit Glanz und Pracht erfüllten, drohend aus den Fugen der geschlossenen Fenster herüber, als störte die Demüthigung ihrer Nachkommen die öde Ruhe ihrer Gräber.

Erscheint Versailles in gewöhnlichen Zeiten dem Fremden mehr oder weniger still und öde, so hat dagegen jetzt der Krieg mehr Leben in die weiten Straßen gebracht. Ein ansehnlicher Theil der Place d'armes wird durch unsere Kanonen in Beschlag genommen, welche dort reihenweise aufgefahren sind. Unter den Baumreihen zur Seite sieht man Gruppen von Offizieren aller Waffen im Gespräche umherstehen. Ueber den Platz her kreuzen sich nach allen Seiten einzelne Soldaten, die Pfeife im Munde oder ihrer mehrere beisammen, meistens ohne besondere Beschäftigung, bis man auf eine Patrouille stößt, welche in hergebrachter strammer Haltung vorüberzieht; Fruchtverkäuferinnen, Bauern in ihren blauen Blousen, welche mit Koth bedeckte Requisitionsfuhren zurückbringen, spielende Kinder, Hunde, einzelne Bettler, welche den Vorübergehenden um eine charité ansprechen, und, wenn nicht befriedigt, einen Fluch auf die Prussiens murmeln, vervollständigen das Bild. Hier reiten ein paar Offiziere im schnellen Trabe über den Platz; dort sieht man die Feldpost vorbeifahren. Ein paar Versailler Bürger gehen im Gespräche, die Fremden gar nicht oder mit ernsten Blicken ansehend, vorüber, ein Blaukittel harkt sich mit seinem Stocke die Heureste zusammen, welche die Cavalleristen haben liegen lassen; ganz einzeln sieht man auch wohl einmal ein paar schwarzgekleidete Damen, ernst vor sich hinblickend, vorübergehen. Neben dem Gerassel der Wagen hört man ab und zu einen entfernten Kanonenschuß von einem der nächstliegenden Forts her, oder es erschallt Militärmusik aus einer Seitenstraße. In derselben Weise zieht sich das Leben und Treiben namentlich die Avenue de Paris hinunter. Gegen 4 Uhr sah ich den König vorüberfahren in einfacher offener Kalesche mit zwei Pferden, zu seiner Seite einen Adjutanten, auf dem Sitze hinter dem Wagen einen Bedienten. Voran trabte ein Vorreiter, auf 20 Schritte hinter dem Wagen folgten ein paar Feldgendarmen mit ihren glänzenden Helmen. Die Straße weit hinunter stehen überall Posten, wahrscheinlich vor den Wohnungen höherer Offiziere. Außerhalb des Gitterthors am Ende der Avenue war ein Artilleriepark aufgefahren. Eine Menge zwei- und vierrädriger Fuhrwerke jeder Art und Gestalt, mit Offizieren und Soldaten besetzt, eilten vorüber, theils gehend, theils kommend.

Am Sonntag, Morgens 10 Uhr ging ich die Rue des Réservoirs hinauf, traf mit einem meiner Collegen zusammen und wir kamen überein, dem Gottesdienste in der Schloßkapelle beizuwohnen. Als wir hineintraten und uns auf eine der hinteren Bänke setzten, waren der König, der Kronprinz und die übrigen deutschen Fürsten schon im vorderen Theil des Schiffes versammelt, und der übrige Raum wurde fast ganz von Offizieren und Soldaten wie auch einzelnen Personen in Civilkleidung ausgefüllt. Nur ganz vereinzelt sah man hie und da eine weibliche Gestalt unter der kriegerischen Versammlung. Was die Kapelle selbst betrifft, so erregte meine Aufmerksamkeit vorzugsweise das herrliche Deckengemälde. Dem Eingange gegenüber sah man oben die Orgel, diesmal mit der Blechmusik eines Garderegiments und einem Sängerchore (in Uniform) angefüllt. Darunter befand sich der Altar und, vor ihm stehend, hielt der Garnisonprediger Rogge, nachdem zwei nicht zu

lange Choräle unter Begleitung der Musik gesungen waren, eine Predigt, welche gewiß auf wenige der Anwesenden ihre Wirkung verfehlt haben wird, und welche man manchen unserer Geistlichen zur Nachahmung hätte empfehlen können. Er knüpfte an das bevorstehende Weihnachtsfest an, welches diesesmal so wenige seiner Zuhörer bestimmt waren, in der Heimat zu begehen. Er hatte auch seinen Bibeltext und verstand ihn anzuwenden. Aber er schilderte den Krieg nicht als ein Strafgericht Gottes, uns gesandt zur Sühne unserer Sünden, wie wir ihn so oft von unseren Kanzeln in Deutschland darstellen hören müssen. Er verstand die große herrliche Bedeutung dieses Krieges für das Wiedererstehen Deutschlands, er begriff seinen welthistorischen Charakter und er wußte die Herzen Derer, die ihm zuhörten, zu rühren und zu begeistern, im Gedanken an das Vaterland und an die für seine Größe, seinen künftigen Frieden gebrachten Opfer.

Um 1½ Uhr Nachmittags versammelten sich die sämmtlichen Mitglieder der Adreß-Deputation des Reichstags im Hôtel des Réservoirs, ihrem gewöhnlichen Conferenz-Locale, und fuhren dann zusammen in einer ziemlich bunt gemischten Reihe von zweispännigen Wagen, darunter einigen gelben preußischen Postkutschen (da man nur so die erforderliche Anzahl herbeigeschafft hatte) nach der Präfectur in der Avenue de Paris, der Residenz des Königs. Unterwegs fuhren die Wagen an einer zum Abmarsche bereiten Abtheilung Artillerie von 12-Pfünder-Batterien vorüber. Das Versailler Publicum hatte sich in großer Anzahl auf den Straßen, namentlich vor dem Gitter des Hofplatzes der Präfectur versammelt und schaute neugierig, lautlos den Dingen zu.

Um zwei Uhr wurden die Flügelthüren des Wartesaals geöffnet, nachdem der Präsident Simson vom Hofmarschall, Grafen Pückler, die genaueren Mittheilungen erhalten hatte, wie die Versammelten sich zu ordnen hätten, und man sah beim Eintreten den König zur einen Seite des Thronsaals (wenigstens war er es für dieses Mal) stehen, umgeben von den fürstlichen Personen, welche ihn bereits um 10 Uhr zum Gottesdienste begleitet hatten, nämlich außer dem Kronprinzen dem Prinzen Adalbert, den Großherzögen von Baden, Oldenburg und Sachsen-Weimar, dem Herzoge von Coburg, dem Prinzen Luitpold von Baiern, ferner einem andern ganz jungen baierschen Prinzen, Bruder des Königs Ludwig, und einem mecklenburgschen Prinzen. Nachdem der König die Verbeugung jedes Einzelnen bei dessen Eintritte mit Kopfneigen erwiedert hatte und sämmtliche Abgeordnete sich, nach dem Alphabete, im Halbkreise geordnet hatten, trat Präsident Simson vor, hielt eine kurze passende Anrede und bat um den Befehl Sr. Majestät, die Adresse des Reichstages vorzulesen und ihm zu überliefern, womit der König durch eine Verbeugung sein Einverständniß ausdrückte. Nach stattgehabter Verlesung übergab der Präsident das Document direct in die Hände des Königs. Hierauf las der König seine bekannte, ziemlich ausführliche Antwort vor, wobei ihm einige Male fast die Stimme brach, da er augenscheinlich sehr bewegt war. Er dankt darin dem Reichstage, erklärt aber, nur dann die ihm zugedachte Würde eines deutschen Kaisers annehmen zu wollen, wenn sie ihm einstimmig von den Fürsten und der Nation angetragen würde, da er dies dann als eine höhere Fügung ansehen würde. Hierauf folgte die persönliche Vorstellung der Mitglieder der Deputation, wobei der König langsam die Reihe hinunterging und Präsident Simson ihm die Namen der ihm noch nicht Bekannten nannte.

Der Präsident brachte dann ein dreimaliges Hoch auf den König aus, worauf man sich zurückzog.

Ein Bekannter eines der Reichstagsmitglieder hatte im Gedränge ge-

ſtanden und dabei gehört, wie ein gut gekleideter Franzoſe gegen ſeinen Nachbar geäußert hatte: „Qu'ils aient leur empereur! Nous en avons eu deux; nous savons ce que ça veut dire!“ Unſere Kaiſer werden alle von anderem Schlage ſein, als die beiden Napoleons.

Als die Verſammelten aus dem Präfecturgebäude traten, gab es einige Verwirrung unter der Menge von Wagen, welche ſich auf beiden Höfen in Reihen aufgeſtellt hatten. Am erſten bereit waren die verſchiedenen fürſtlichen Equipagen, deren Herren bald in raſchem Trabe davon fuhren. Unſere Poſtillone mit ihren verſchiedenartigen Fuhrwerken dagegen bedurften einer etwas längeren Zeit, bis ſie einer nach dem anderen vorfahren konnten. Es war verabredet worden, daß wir direct von der Präfectur nach der Villa des Ombrages fahren wollten, um uns dort durch den Präſidenten Simſon ſammt und ſonders dem Kronprinzen vorſtellen zu laſſen. Wir hatten demgemäß unſerm Poſtillone (ich fuhr mit dem Juſtizrathe R. zuſammen) ſeine Inſtruction gegeben und da er die Localitäten von Verſailles noch wenig zu kennen ſchien, ihm empfohlen, auf die vor ihm fahrenden Wagen zu achten. Das that er denn auch ſo aufmerkſam, daß wir uns nach einer Fahrt von 10 Minuten wieder vor dem Hotel des Reſervoirs befanden, ganz in entgegengeſetzter Richtung und von der Reſidenz des Kronprinzen reichlich zwanzig Minuten raſchen Fahrens entfernt. Es galt kein Beſinnen. Nachdem wir den beſtürzten Wagenlenker als „Dummkopf“ begrüßt hatten und namentlich mein Begleiter ſich ſo echauffirt hatte, daß er noch längere Zeit nachher ſeine Reſpirationsorgane mit doppelter Kraft arbeiten ließ, kehrten wir um und fuhren nun im raſcheſten Trabe unſerer Pferde in entgegengeſetzter Richtung zurück. Mit Hülfe der auf den Straßen angetroffenen Soldaten, welche unſer Poſtillon ab und an nach dem Wege fragte, lieferte er uns denn auch nach der Villa des Ombrages noch in Zeiten, um an der Vorſtellung Theil zu nehmen, welche einer längeren Zeit bedurfte, da der Kronprinz mit jedem der ihm Vorgeſtellten ſich einige Minuten lang unterhielt.

Zuvor bereits hatten wir die Einladung erhalten, am folgenden Tage, dem Vorabende unſerer Abreiſe, um 7 Uhr an der kronprinzlichen Tafel zu ſpeiſen.

Nach Hauſe zurückgekehrt, blieb uns nur ungefähr eine halbe Stunde, bevor wir uns wieder zu verſammeln hatten, um uns der Einladung gemäß zur Tafel des Königs zu verfügen. Jetzt war unſer Poſtillon beſſer au fait, und wir waren pünktlich am Platze.

Die königliche Tafel hatte die Form eines rechtwinkeligen Hufeiſens. An der äußeren Langſeite ſaß in der Mitte der König, zu beiden Seiten von ihm die Fürſten, unter ihnen der Kronprinz. Dem Könige gegenüber (an der inneren Seite) war der Platz des Grafen Bismarck, ihm zur Rechten ſaß Präſident Simſon, zur Linken der Vice-Präſident des Reichstages, Herzog von Ujeſt. Weiterhin an der äußeren und inneren Seite der Tafel die übrigen Gäſte. Jeder ſprach ungezwungen mit ſeinen Nachbarn. Der Fürſten mochten etwa zehn oder zwölf gegenwärtig ſein. Nach anderthalb Stunden etwa wurde die Tafel aufgehoben, man verfügte ſich in einen Nebenſaal, wo der König ſich unter ſeine Gäſte miſchte und freundlich ſich bald mit Dieſem, bald mit Jenem unterhielt. Einem meiner Gefährten erklärte er, die elegante, faſt prächtige Einrichtung des Präfecturgebäudes habe theilweiſe ihren Grund darin, daß Louis Napoleon, wenn er in der Gegend jagte, ebenfalls hier zu wohnen gepflegt habe. Bald darauf zog ſich der König zurück, und die Gäſte verabſchiedeten ſich. Später fanden wir uns im Hotel des Reſervoirs zuſammen.

Mit meinem Hauswirthe, der allein mit seiner Schwiegermutter und einer Aufwärterin in seinem Hause geblieben war, verstand ich mich sehr gut. Wir trafen täglich mehrmals zusammen. Er seufzte nach Beendigung des Krieges, versicherte übrigens, seine Frau und Töchter seien nicht aus Furcht vor den Deutschen, sondern aus Gesundheitsrücksichten nach Nizza gegangen. Er habe von keinem einzigen Falle gehört, daß sich seine Landsleute über das persönliche Benehmen der deutschen Soldaten zu beklagen gehabt hätten.

Am 19. December, dem letzten Tage unserer Anwesenheit in Versailles, hatten sich die meisten Mitglieder der Adreß-Deputation nach verschiedenen Richtungen hin zerstreut, um die Vorposten unseres Belagerungsheeres zu besuchen, nachdem uns auf Veranlassung Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen vom Chef seines Generalstabes zu diesem Besuche Legitimationskarten ausgestellt waren. Unserer vier, der Oberbürgermeister N., der Ober-Staatsanwalt Dr. O., der Geh. Ober-Regierungsrath U. und ich, denen durch die Gefälligkeit des Präfecten von Versailles, Herrn Landraths v. Brauchitsch, ein bequemer viersitziger Wagen mit einem preußischen Postillon auf dem Bocke zur Verfügung gestellt war, hatten den Weg nach St. Germain en Laye gewählt, mit der Absicht, vorher von der Wasserleitung bei Marly aus die Gegend zu überblicken. Da sich aber unsere Abfahrt bis 11 Uhr Morgens verspätet hatte, und wir uns in St. Germain einigen schon früher dort eingetroffenen Collegen anzuschließen wünschten, so wurde das Besteigen der Wasserleitung bis auf den Nachmittag bei der Rückkehr verschoben, und wie so oft im Leben, wenn man etwas im Augenblicke Erreichbares zu ergreifen versäumt, entging uns der davon erwartete Genuß auch nachher, weil es Nachmittags spät geworden war, und wir auf einem anderen Wege zurückfuhren. So geschah, daß uns bei dieser Gelegenheit der Anblick der Stadt Paris selbst nicht zu Theil wurde, worauf wir aber schließlich kein großes Gewicht legten, da mehren von uns Paris von früherer Zeit her bekannt war, die anderen aber sich damit begnügten, auf der Herreise, zwischen Lagny und Versailles, das Häusermeer der „heiligen Stadt" aus der Ferne von der Höhe herab überblickt zu haben, wie schon oben erwähnt worden. Hie und da stand eine einsame deutsche Schildwache in ihren Mantel gehüllt an der Einfahrt zu einem schloßartigen Gebäude; oder ein Landmann in blauem Kittel ging neben seinem beladenen zweirädrigen Karren, der mit Leinen überspannt war und in der Regel von einem Schimmel gezogen wurde, einher. Ein- oder zweimal begegneten uns auch mittelgroße Omnibus, augenblicklich die einzigen Vermittler des Personenverkehrs der Umgegend, mit dichtgedrängten weiblichen und männlichen Insassen angefüllt, welche uns mit einiger Neugierde anstarrten, während sie in Friedenszeiten wahrscheinlich auf etwas so Alltägliches wie eine vorüberrollende Reisekutsche kaum einen Blick geworfen haben würden. Kommt man durch Dörfer, so findet man überall dichte Gruppen deutscher Soldaten theils auf den Straßen, an den Thüren, theils hinter den Fenstern der meistens kleinen Häuser rauchend, sich unterhaltend oder mit häuslichen Arbeiten beschäftigt. Ausnahmsweise erscheint einmal das Gesicht eines französischen Dorfbewohners unter ihnen, welcher sich der allgemeinen Einwanderung nach Paris entzogen hat. Weibliche Individuen erinnere ich mich nur in höchst seltenen Fällen in den Dörfern erblickt zu haben.

Ebenso wie auf den Landstraßen zwischen Lagny und Versailles sahen wir die herrlichen Alleen, welche dieselben überall einfassen, theilweise zerstört; hunderte der schönsten gradstämmigen Bäume, zwei bis drei Fuß im Durchmesser haltend, lagen zur Seite des Weges hingestreckt. Auf Geheiß der Re-

gierung der nationalen Zerstörung hatte man sie nahe der Wurzel abgesägt und über den Weg geworfen. Sie waren aber ohne Schwierigkeit von den Pionieren der deutschen Truppen auf die Seite gebracht worden.

In St. Germain fanden wir unsere Collegen in dem bekannten Restaurant neben der großen Terrasse, von wo man weit hin über die Gegend blickt, gerade (ihrer fünf) bei der Beendigung eines Frühstücks für 120 Franken beschäftigt. An einem Nebentische saßen einige preußische Officiere, gleichfalls frühstückend, und wir, die zuletzt Angekommenen, suchten diese auch unser harrende Aufgabe so rasch wie möglich zu erledigen, um nicht noch mehr Zeit zu verlieren. Unser Frühstück fand im Pavillon Henry IV. statt. Ueber dem Kamine stand eine kleine in Erz gegossene Reiterstatue Ludwig's XIV., auf deren Fuße man in vergoldeten Lettern las, daß der „grand monarque" an dem und dem Tage des Jahres 1638 in diesem Zimmer das Licht der Welt erblickt habe. Oben in den vier Eckfeldern der Decke des Pavillons sieht man die Bildnisse seiner Eltern und Großeltern.

St. Germain, die alte Residenz der Könige Frankreichs, bis es Ludwig dem XIV. einfiel, seinen Hof nach Versailles zu verlegen, weil ihn das fortwährende memento mori des dort sichtbaren Thurmes von St. Denis in seinen Lebensgenüssen störte, hat eine viel schönere Lage, als die spätere Residenz. Es liegt auf der Höhe, mehre hundert Fuß über der Seine erhaben, welche sich unmittelbar davor hinschlängelt, und von der weltberühmten Terrasse hat man auch selbst im Winter eine herrliche Aussicht auf das mit Gehölzen bedeckte und mit hellglänzenden Landhäusern übersäete Thal des Stromes, welcher weiter rechts nach Süden zu bei Bougival sich dem Blicke entzieht, indem er sich krümmt, sich bis Argenteuil und St. Denis in nordöstlicher Richtung hinzieht, dann abermals sich südwestlich hinter dem Mont Valérien her bis nach St. Cloud und Sevres wendet und erst von hier aus in der Stadt Paris verschwindet; diese Beschreibung gilt allerdings nur, wenn man sich an den Blick des Beschauers von der Terrasse aus hält, ihm in der Richtung auf Paris folgt und sich denkt, daß er aus der Vogelperspective alle Krümmungen der Seine überblicken könnte, auch da, wo sie seinen Augen in der Wirklichkeit von den vorliegenden Höhen entzogen werden; denn St. Germain liegt ja unterhalb der Hauptstadt, und der Fluß strömt über Sevres, St. Cloud, St. Denis, Argenteuil, Bougival, endlich bei St. Germain vorüber, abermals nach Nordosten.

In der Nähe der Terrasse liegt das alterthümliche Schloß von St. Germain, — nachdem es der französische Hof verlassen, längere Zeit der Zufluchtsort der aus England verbannten Stuart's — welches auf Befehl Louis Napoleon's großen Theils restaurirt worden ist, bis der gegenwärtige Krieg die Arbeiten unterbrach und die einst königlichen Gemächer auch hier in ein Lazareth für deutsche Krieger verwandelte. Neben dem Schlosse zieht sich ein an weitläufig stehenden ehrwürdigen Bäumen reicher Park hin. Unter ihnen war eine Anzahl Kanonen und Munitionswagen aufgefahren, neben denen die Schildwachen auf und ab gingen.

Der hier commandirende General v. L. nahm uns sehr freundlich auf, zeigte uns seine Karten und führte uns auf sein Observatorium, von wo aus wir durch das dort stehende große Fernrohr den Mont Valérien uns näher gerückt sahen. Von dieser Höhe aus reichte der Blick noch weiter über das Seinethal hin als von der Terrasse. Unmittelbar zu unseren Füßen fiel die bewaldete Anhöhe steil ab bis hinunter zur Tiefe des Thales, wo die Seine strömte. Eine Pappel-Allee, zu deren Seiten rechts und links Gärten und Landhäuser lagen, führte in gerader Richtung auf die zerstörte, aber jetzt wie-

der in Stand gesetzte Seinebrücke zu, und jenseits sah man den Weg quer über die bewaldete Halbinsel, welche von den Krümmungen des Stromes gebildet wird, in derselben schnurgeraden Richtung auf Paris fortlaufen, während sich mehre andere Wege nach benachbarten Ortschaften in spitzen Winkeln von ihm abzweigten. Links von unserm Standpunkte bildete die Seine eine bewaldete mit Häusern bebaute Insel, und dort sah man die unversehrt gebliebene Brücke der Eisenbahn von Paris nach St. Germain ihre Bogen über das Wasser spannen. In der Ferne vor uns zeichnete sich die bewaldete und zwischendurch mit Landhäusern bedeckte Oberfläche der Halbinsel, wie sie von der hinten wieder vorüberströmenden Seine begrenzt wird, scharf von dem noch entfernteren Hintergrunde ab. Wie man uns sagte, wurde dieselbe bis an die jenseits fließende Seine von unseren Vorposten besetzt gehalten. Links am Horizonte sah man die Thürme von St. Denis, rechts von uns die Anhöhe mit der drohenden Festung des Mont Valérien, von dem ab und an ein Granatschuß erfolgte. Dieses Fort und ein dahinter liegender Höhenzug verbargen uns die Hauptstadt selbst. Jenseit der uns zunächst liegenden Brücke sah man rechts einige einzeln stehende Gebäude, bis zu denen nach der Mittheilung des Generals das auf dem Mont Valérien vorhandene Riesengeschütz, dessen Umrisse wir trotz der trüben, nebligen Luft durch das Fernrohr unterscheiden konnten, neulich eine seiner Granaten geworfen hatte. Nachdem wir wieder auf ebener Erde angelangt waren, hatte der General die Güte uns bis ans Schloß zu begleiten und Befehl zu geben, uns dasselbe besichtigen zu lassen. Wir fanden drinnen ein Museum und geriethen zunächst in die Abtheilung römischer Alterthümer. So interessant aber zu anderer Zeit die eingehendere Betrachtung der Grabsteine römischer Soldaten und der in großen und kleinen Exemplaren in Holz nachgeahmten römischen ballistae, eines castrum mit allen seinen Einrichtungen u. s. w. auch gewesen wäre, so erscholl doch nach Minuten schon der einstimmige Ruf, jetzt sei keine Zeit, römische Kriegskunst zu studiren, wir wollten lieber die deutsche in der Nähe sehen, und da auch Niemand dazu aufgelegt war, die armen Verwundeten zu besuchen, so eilten wir wieder hinunter.

St. Germain scheint nicht durch den Krieg gelitten zu haben, die Bevölkerung gab sich ungestört ihren täglichen Beschäftigungen hin, und auf den Straßen sah man die Menge sich, wie im Frieden, hin und herbewegen, allerdings zu einem guten Theile mit deutschen Uniformen untermischt. Auf dem Platze vor dem Schlosse exercirten einige Compagnien der hier liegenden preußischen Garde-Landwehr, und die bärtigen, kräftigen Soldaten in neuer Uniform mit blitzenden Waffen marschirten so stramm einher, machten ihre Schwenkungen so pünktlich, als wäre tiefer Frieden und sie befänden sich auf einem der Berliner Exercirplätze anstatt vor dem Schlosse von St. Germain en Laye.

Wir suchten also unsre Wagen auf und fuhren rasch zwischen Gartenmauern und Landhäusern hinunter in der Richtung auf Bougival, begleitet von einem Lieutenant, welcher über sich genommen hatte, uns die Vorposten zu zeigen. Unsere Wagen befanden sich jetzt im Schußbereiche des Mont Valérien und jeder Schritt der Pferde brachte uns immer näher, was dem einen oder andern meiner Gefährten, der sich noch nie im Kanonenfeuer befunden hatte, Veranlassung zu einzelnen Bemerkungen betreffs unsrer Sicherheit gab. Wir waren unten an der Seine und fuhren längs des Ufers hin, zur Linken den Strom, zur Rechten bewaldete Anhöhen mit Gärten und Landhäusern bedeckt. Bald hielten die beiden Wagen. Wir befanden uns neben der Wasserkunst, wodurch das Wasser der Seine mehre hundert Fuß

hoch in die Wasserleitung für Versailles emporgetrieben wird. Die colossalen Räder, welche sich in einem in den Strom hineingebauten massiven Gebäude langsam um ihre Axe drehten, erregten unsere Bewunderung, aber wir dachten an andre Dinge. Nach fünf Minuten Aufenthalts fuhren wir weiter und sahen bald Bougival vor uns liegen. Der Vorsicht halber, da die Wagen Aufmerksamkeit in der deutlich vor uns liegenden Festung erregen konnten und die Franzosen bekanntlich auf Alles schossen, ließen wir halten, stiegen aus und gingen zu Fuße weiter; ohnehin hätten die Wagen etwa 500 Schritte weiter nicht mehr fortkommen können, da das Pflaster aufgerissen war. Die Straße zog sich fortwährend dicht am Seineufer hin, und der Fußpfad war vom Steinwege durch eine Reihe gradstämmiger Bäume geschieden. Jenseits, links auf der Halbinsel sah man Gärten, einzelne Baumgruppen, kleine Gehölze, zwischen durch in der Ferne den Mont Valérien mit seinen Batterien. Unter den Bäumen standen die preußischen Schildwachen mit der Bestimmung, die Seine genau zu überwachen. Auch am anderen Ufer zwischen den Baumgruppen standen noch vorgeschobene Posten. Eine eiserne Brücke, welche hier beide Ufer verbunden hatte, war gesprengt und theilweise im Strome versenkt. Ein langes Stück davon ragte schräg aus dem Wasser hervor. Am Ufer lagen einige Kähne, ein Soldat ruderte auf dem Flusse umher. Der Ort zog sich längs des Steinweges auf der rechten Seite hin und bildete, von seiner Bevölkerung verlassen und von einer deutschen Feldwache besetzt, eine jener Befestigungen, welche Paris auf allen Seiten umgürten und dazu bestimmt sind, unseren Truppen als Stützpunkte zu dienen, und bei den Ausfällen der Franzosen den ersten Anprall abzuschlagen. Das aus großen viereckig behauenen Feldsteinen bestehende Pflaster war aufgerissen und die etwa $^3/_4$ Fuß hohen Steine waren dann wieder mit großer Regelmäßigkeit lose neben einander hingelegt in der Weise, daß zwischen je zweien der menschliche Fuß mit einiger Schwierigkeit den Boden erreichen konnte. Dadurch war das Ueberschreiten des Weges vom Flußufer bis zu den Häusern aufs Aeußerste erschwert, man mußte schon von einem Steine auf den andern treten, was aber auch seine Schwierigkeiten hatte, da dieselben nicht fest lagen; für angreifende Truppen, die im Feuer vorschreiten sollten, war daher die Straße ganz unpassirbar. Die zusammenhängende Häuserreihe von meistens kleinen, nett aussehenden, zweistöckigen Gebäuden bildete dann die von unseren Truppen zu vertheidigende Mauer. Wo eine Querstraße einmündete, oder sonst eine Lücke gewesen war, hatte man das nächststehende Haus eingerissen und mit dem dadurch gewonnenen Materiale die Oeffnung durch eine 10 bis 12 Fuß hohe starke Brustwehr oder Barrikade geschlossen, und dabei war alles benutzt, was den Truppen in die Hände gefallen war; gestickte Lehnstühle, mit Sammet überzogene Sopha's, Kleiderschränke lagen über Haufen von Feldsteinen und Erde, umgestürzte Betten, Pianino's, zerrissene Matratzen halb im Schmutze verfault, waren wieder von ausgehobenen Thüren und Fenstern, von eingestoßenen Wänden bedeckt. Dazwischen lagen Hunderte von Büchern, Kisten und Kasten jeder Art, die bereits seit Wochen dem Wind und Wetter ausgesetzt gewesen waren. Im Inneren der offen stehenden Häuser sah es ähnlich aus. Dort waren Tische und Stühle, ganze Ladeneinrichtungen, Betten, Bücherschränke u. s. w. absichtlich in der Weise über einander geworfen, daß dadurch der Durchgang von der Straße nach der Hinterseite der Häuser aufs Aeußerste erschwert wurde. Ueberall sah man das Bild der gräulichsten Unordnung und Verwüstung, welche aber absichtlich zum Schutze der Truppen herbeigeführt war. Die armen Bewohner mußten ihre Häuser in der größten Bestürzung und

ohne die geringste Vorbereitung verlassen haben — sei es, daß die französischen Militärbehörden sie nach Paris hineingetrieben haben oder daß sie voll Entsetzen bei Annäherung der deutschen Truppen geflohen waren. Eine Menge kleiner Gegenstände, Damenschuhe, Fächer, Geschäftsbücher eines Kaufmanns, Sonnenschirme, einzelne Handschuhe, Porzellanvasen, Gebetbücher, Weinflaschen, Alles, Alles lag dort in absoluter Verwirrung durcheinander. Auch der Gleichgültigste mußte eine Regung von Mitleid fühlen, wenn er dieses Chaos vor sich sah und an den Augenblick dachte, wenn später die Hausbewohner an ihren verlassenen Heerd heimkehren werden. Wie manches zerstörte häusliche Glück, wie manche zertretene Hoffnung mochte da vor uns am Boden liegen! Ein beruhigender Gedanke war immerhin für uns, daß Deutschland diesen Krieg nicht veranlaßt hat, daß wir nicht verantwortlich sind für allen Jammer, alles Elend, die über so manches unschuldige Haupt in Frankreich wie in Deutschland gekommen sind. Und dann haben diese Menschen doch nur ihre Habe, wenn auch oft Alles verloren, was sie besaßen. Wie manche Mutter beweint dagegen den Sohn, wie manche Frau den Gatten, Bräute ihre Verlobten, verwaiste Kinder ihre gefallenen Väter! Beim Umherklettern unter den Ruinen hatten wir uns nach und nach zerstreut. Einige meiner Gefährten wünschten mit dem Officiere noch etwas weiter in den Ort hineinzugehen, andere waren schon früher zurückgekehrt, und da meine drei eigentlichen Reisegenossen sich sämmtlich unter der Zahl der Letzteren befanden, so glaubte ich meiner Wanderlust ein Ziel setzen und zu ihnen zurückkehren zu müssen. Da ich mich in einer Hinterstraße befand, von der Vorderseite der Häuser durch ein halbes Dutzend überkletterter Barrikaden getrennt, so schien es mir eben so leicht, durch Verfolgung dieser Straße wieder zu den Wagen zu gelangen, wie wenn ich über alle die Trümmerhaufen hätte zurückkehren wollen. Da hatte ich aber zunächst die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Mehr als einmal fand ich noch wieder neue Barrikaden, welche die Straße sperrten, bis ich endlich an die preußische Feldwache im Orte gelangte und von dem Posten angehalten wurde. Der wachthabende Unterofficier, sobald er meine Legitimationskarte gesehen hatte, gab mir bereitwillig einen Soldaten als Führer mit, welcher mich auf vielfach verschlungenen Wegen, durch Gärten und Hinterhäuser, wieder auf die vordere Straße an der Seine lootste und dann nach Empfang seines Trinkgeldes zurückkehrte. Von meinen Gefährten sah ich noch Niemanden, die Wagen hielten in ziemlich weiter Entfernung, aber dicht neben mir stand ein Feldtelegraphenwagen, dessen Dirigent, neben dem Soldaten, der die Zügel führte, auf dem Bocke sitzend, mich sehr freundlich einlud, zu seinem im Innern des Wagens beschäftigten Assistenten einzusteigen und mich dann im raschen Trabe die Straße hinunterfuhr, bis wir in die Nähe unserer Wagen kamen. Dort fand ich meine unmittelbaren Reisegefährten, welche mehr oder weniger ähnliche Reiseabenteuer bestanden hatten, und einige Collegen, welche zu dem andern Wagen gehörten und ziemlich laut ihren Unmuth über die Rücksichtslosigkeit ihrer übrigen Gefährten äußerten. Es sei reichlich 4 Uhr, wir bedurften $^5/_4$ Stunde, um zurück nach Versailles zu gelangen, die Einladung des Kronprinzen laute auf 7 Uhr; vorher hätten sie ihre Sachen für die am nächsten Morgen 7 Uhr stattfindende Rückreise zu packen, einige Besuche zu machen u. s. w., so daß es wirklich zu spät werde. Indeß bald darauf traf einer der Fehlenden nach dem anderen ein, und in Zeit von zehn Minuten befanden sich beide Wagen auf dem Rückwege nach dem Hauptquartiere.

Um $6^1/_2$ Uhr hielt der Wagen vor meiner Thür, welcher mich nach der vom Kronprinzen bewohnten Villa Les Ombrages bringen sollte, und ich

traf dort mit einer Anzahl meiner Collegen zugleich ein. Bei der Einladung war uns der Wunsch ausgedrückt worden, daß diejenigen, welche keine Uniform trügen, in schwarzer Halsbinde erscheinen möchten, und bei dem ganzen Gastmahle herrschte ein freierer, ungenirterer Ton als am Tage vorher an der königlichen Tafel. Wir saßen, zweiundvierzig Personen, um einen großen ovalen Eßtisch herum. Der Kronprinz hatte zu seiner Rechten den Grafen v. Bismarck, zu seiner Linken den Präsidenten Simson, ihm gegenüber saß der Chef seines Generalstabes, der General v. Blumenthal. Alle übrigen Sitze waren von den Mitgliedern des Reichstages und verschiedenen höheren Officieren ohne besondere Unterscheidung eingenommen. Die Unterhaltung war vollkommen frei von allem Zwange. Nach Tische trafen nach und nach der Herzog von Coburg-Gotha, der als baierscher General characterisirte Herzog von Augustenburg und andere höhere Militärpersonen ein, es wurden Cigarren herumgereicht, der Kronprinz steckte seine Pfeife an, und begann sich ohne Unterschied längere oder kürzere Zeit in höchst ungezwungener Weise mit den einzelnen Abgeordneten zu unterhalten. Schon am vorhergegangenen Tage bei der Vorstellung hatte er mir gesagt, „meine Landsleute, die Hannoveraner, hätten sich ganz ausgezeichnet geschlagen," worauf ich mir zu erwiedern erlaubte, daß ein solches Zeugniß aus dem Munde Seiner königlichen Hoheit jeden Hannoveraner erfreuen müsse, daß aber auch nichts Anderes habe erwartet werden können. Die Hannoveraner hätten sich zur Zeit des ersten Napoleon in Spanien und Italien Jahre lang rastlos gegen den Erbfeind geschlagen, an der Seite von Engländern; jetzt hätten sie den Vortheil, bloß eigne Landsleute zu Kampfgenossen, bloß deutsche Generäle zu Anführern zu haben. Heute nahm unser hoher Wirth die Unterhaltung, auch mit mir in sehr freundlicher Weise wieder auf. Wir sprachen über Spanien, über den unglücklichen Kaiser Maximilian und andere Gegenstände. Er äußerte, auf eine Bemerkung meinerseits, daß, so lange er seine Pfeife rauchen könne, er keine Cigarre anrühre. Um zehn Uhr durften wir uns zurückziehen. Der nächste Morgen fand uns, von 28 Abgeordneten achtzehn, früh um 7 Uhr vor dem Hotel des Reservoirs vereinigt, von wo aus die Rückreise angetreten wurde. Die übrigen zehn, welche Söhne, Brüder oder Verwandte bei dem Heere hatten, blieben einstweilen in Versailles zurück oder reisten nach anderen Richtungen ab.

Unsere Rückreise bot wenig Bemerkenswerthes dar. Das Wetter war plötzlich kalt geworden, und von Lagny ab, wo wir abermals frühstückten, hielten wir unsern Salonwagen gut verschlossen, so daß die Glasscheiben rasch anfingen zu gefrieren und wir diesmal wenig von den Gegenden sahen, welche wir durchflogen.

Es hatten sich uns einige Landsleute angeschlossen, u. a. ein Berliner Militärarzt, welcher zu Weihnachten nach Hause reiste und es übernommen hatte, der Prinzessin Carl von Seiten ihres Gemahls eine sehr hübsche stahlgraue Brieftaube zu überbringen, die sich, wahrscheinlich ermüdet, mit einer Chiffer-Depesche in Versailles niedergelassen hatte und dort eingefangen worden war. Der Mann war unterrichtet, hatte sich seit Beginn des Krieges beim Heere aufgehalten und gab uns über Manches Aufklärung, was uns sonst fremd geblieben wäre. Ferner reisten mit uns ein paar angehende, noch sehr jugendliche Officiere, von denen der eine nach Hause reiste, um von den Folgen des so eben überstandenen Typhus völlig zu genesen, während der andere, welcher vor Metz seinen Vater verloren hatte, kürzlich in der Schulter verwundet worden war und ebenfalls in der Heimath völlige Genesung suchte.

Während wir auf einer Zwischenstation nach Meaux anhielten, wo uns auf der Hinreise einige baierische Officiere mit einer Anzahl Flaschen ihres heimathlichen Bieres ein Geschenk gemacht hatten, wie überall auf den Sta-

tionen sowol norddeutsche, wie süddeutsche Officiere und Soldaten stets äußerst artig und zuvorkommend gegen uns waren, kam ich mit einem Unterofficier ins Gespräch, wobei derselbe erzählte, daß zwei Tage früher eine Abtheilung von 500 Gefangenen in der Nähe übernachtet habe, dem wachthabenden Officiere aber entgangen sei, daß das betreffende Gebäude eine Seitenthür habe, und ihm fast 300 Mobilgarden während der Nacht durchgegangen seien. Er wird einen Rüffel erhalten, meinte der Mann, „aber übrigens ist ja nichts daran gelegen, ob wir ein paar Hundert mehr oder weniger Franzosen haben. Wir haben schon mehr als genug!“

In Epernay erhielten wir dieses Mal mit einem meiner Gefährten zusammen ein Quartierbillet für ein Hotel, und zwar, wie man mir sagte, das beste der Stadt. Obschon dasselbe aber wiederum auf „2 Ministres“ lautete, so war die Bewirthung, zu geschweigen der Minister, kaum angemessen für den Kammerdiener eines Ministers. Ueberhaupt glich das Hotel allenfalls nur einem deutschen Gasthofe dritten oder vierten Ranges, wie man sie in kleinen Städten von sechs- oder achttausend Einwohnern findet.

Da bereits feststand, daß wir uns in Straßburg in mehrere Abtheilungen trennen würden, indem Einige Straßburg und Metz noch näher kennen zu lernen wünschten, während Andere das nahe bevorstehende Weihnachtsfest nach Hause zog, sowie auch Einige rheinabwärts reisen mußten, während der Weg Anderer über Cassel und Hannover oder über Eisenach und Berlin führte, so benutzte unser würdiger Senior, Herr Oberbürgermeister Nebelthau von Cassel, die Gelegenheit unserer letzten gemeinschaftlichen Mahlzeit in Nanzig, der alten Hauptstadt Lothringens, um in wohlgesetzter Rede im Namen sämmtlicher Collegen unserm Präsidenten Simson für seine tüchtige und würdevolle Leitung zu danken, wobei er darauf aufmerksam machte, daß es demselben beschieden gewesen sei, im Jahre 1848 von Frankfurt aus die damalige, leider fruchtlose Kaiserdeputation nach Berlin zu führen, 1867 dem Könige Wilhelm die Botschaft der Annahme der Verfassung des Norddeutschen Bundes nach der Burg Hohenzollern zu überbringen, und jetzt endlich, 1870 die Adresse des Reichstages bei der wirklichen Constituirung des deutschen Reiches dem Könige nach Versailles zu bringen, jener Stadt, in welcher seit Jahrhunderten alles Unglück und aller Ruin geplant worden seien, welche das frühere deutsche Kaiserthum endlich zu Falle gebracht haben. Ein kräftiges Hoch aus Aller Munde bezeugte dem Präsidenten unsere Gefühle für ihn.

In Straßburg trennten wir uns denn in Wirklichkeit. Wir fuhren unserer acht oder zehn bei Beginn der Nacht weiter nach Frankfurt und rasteten nicht, bis wir die Heimath erreichten.*) A.

*) Die Reichstagsmitglieder, welche der Deputation angehört hatten, waren nach der officiellen Liste folgende: von Sybel, Freiherr Nordeck zur Rabenau, Dr. Schleiden, Fürst zu Hohenlohe, Herzog von Ujest, Stelzer, Graf von Hompesch, Augspurg, Sombart, von Puttkammer (Sorau), Graf von Pfeil, Russel, Dr. Prosch, Pogge, Fürst von Pleß, von Gravenitz (Grünberg), Dr. Weigel, von Arnim-Kröchlendorff, Dr. Oppenhoff, von Diest, Nebelthau, von Hagemeister, von Unruh (Magdeburg), Freiherr von Rothschild, Graf von Bocholtz, von Schaper, Ulrich, Freiherr von Romberg, von Kranach, denen sich einige dienstlich in Versailles anwesende Collegen anschlossen, während die beiden gleichfalls durch das Loos bestimmten Mitglieder von Salza und Lichtenau und von Arnim-Heinrichsdorf Verhinderung gefunden hatten, die Reise mitzumachen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Deutsche Feldzüge gegen Frankreich.

Von Max Jähns.

I.

Als am Gründonnerstage d. J. 817 Kaiser Ludwig der Fromme, nachdem er im Aachener Münster Messe gehört, mit stattlichem Gefolge den schwebenden Säulengang durchschritt, welcher Kronkirche und Palas verband, da brach plötzlich dieser leichte Bau zusammen und der ganze Zug stürzte in den Hof hinab. Zwar der Kaiser war nur wenig beschädigt; aber dennoch gewann dieser Unfall eine Wichtigkeit, welche es wohl zuläßt, sich seiner auch heut noch zu erinnern. Denn den frommen Ludwig durchschütterte jener Sturz wie ein mahnendes Momento mori! Er gedachte, sein Haus zu bestellen, und, erfüllt von der Betrachtung menschlicher Gebrechlichkeit, faßte er kleinmüthige Entschlüsse. Nicht nur, schon bei Lebzeiten, Theilung der Kaiserwürde mit seinem Erstgeborenen Lothar, sondern überhaupt Theilung des Reiches unter seine Söhne — und auf diesem Beschlusse beruht die Grundgestaltung alles abendländischen Staatenlebens bis zum heutigen Tage; er bedingte die Entstehung von Deutschland und Frankreich, und ihm entsprang Anlaß und Preis des nun tausendjährigen Streites dieser beiden Reiche.

Denn kaum irgend ein anderer der sich periodisch wiederholenden Völkerkämpfe ist mit solcher Bestimmtheit und Deutlichkeit auf seine Quelle zurückzuführen wie dies sich in drei großen Zeitabschnitten erneuernde Ringen zwischen Franzosen und Deutschen, und es ist weltbekannt, daß die Theilung des karolingischen Reiches eben diese Quelle ist, jene Dreitheilung, welche nach empörenden Kriegen der Söhne gegen den Vater, der Brüder unter einander, ihre Besiegelung fand in dem berühmten Vertrage von Verdun, welchen Kaiser Lothar und die Könige Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche i. J. 843 abgeschlossen haben. Dadurch, daß dieser Vertrag zwischen den nationalen Volksstaaten romanischer und deutscher Zunge, welche Karl und Ludwig zufielen, ein gemischtes Gebiet einschaltete, wurde ewiger Zwietracht

Thür und Thor geöffnet. Denn das Reich Lothars umfaßte, abgesehn von Italien und dem auch damals schon ganz romanischen Burgund, abgesehn ferner von den durchaus deutschen Landen: Elsaß, Rheinfranken und Friesland, auch noch die weiten schönen Flußgebiete der Maas und Mosel, in welchen sich gallische und germanische Zunge nicht leicht von einander scheiden ließen. Dem Erstgeborenen kamen diese Länder zu, als der Hausbesitz der Pippiniden mit den alten Königssitzen Metz und Aachen, aber sie bildeten ein so willkürlich begränztes Gebiet, daß diesem sogar eine bestimmte Benennung fehlte und es erst nach Lothars gleichnamigem Sohne den Namen „Lotharingien" empfing.*) — Dieser zweite Lothar starb kinderlos, und von dem Augenblicke an begann der Kampf Deutschlands und Frankreichs um das beiden Völkern so begehrenswerthe Zwischenland.

Eine düstere Tragik umgibt den Anfang dieses Kampfes. Denn gleichwie die heilige Ueberlieferung den ersten Todtschlag unter den Menschen als einen Brudermord gezeichnet hat, so ist auch der erste Krieg zwischen Frankreich und Deutschland im eigentlichen Wortsinne ein Bruderkrieg! — Eröffnet wurde er (ein wunderbares Vorzeichen für kommende Tage) frivol und unbegründet, von französischer Seite. Sobald nämlich Karl der Kahle den Tod seines Neffen erfuhr, eilte er auch an die Mosel, um Ludwig dem Deutschen, seinem krank darniederliegenden Bruder, früherer Verabredungen ungeachtet, zuvor zu kommen in schleuniger Besitzergreifung des lotharischen Erbtheils. Mit dem heiligen Oele ließ er sich in Metz zum Könige salben, nahm im Elsaß Huldigung entgegen und feierte übermüthig Weihnachten zu Aachen. Hier jedoch erreichte ihn die Nachricht von Ludwigs Genesung und drohendem Heerbannruf; in gebieterischer Haltung zogen die Deutschen heran; da wagte es der westfränkische König nicht, Stand zu halten und er entschloß sich zum Vergleich. Bei Mersen, auf einem Felsvorsprunge an der Maas, begegneten einander die feindlichen Brüder und theilten das lotharische Reich. Es war ein billiges Abkommen. In Burgund folgte die Theilungslinie dem Rhone und der Saône, in Lothringen der Maas, so daß sie hier mit der Sprachgränze ungefähr zusammenfiel und insofern der Gränze des jetzigen Generalgouvernements im Elsaß entsprach, als Toul und Verdun bei Karl blieben, während die Diöcese Metz und das Elsaß an Deutschland fielen. — Diese neue Uebereinkunft bestand jedoch nicht länger als sechs Jahre. Kaum hatte Ludwig der Deutsche die Augen geschlossen, so fiel auch wieder sein Bruder hinterlistig und treulos in Deutschland ein mit dem ausgesprochenen Zwecke ganz Lothringen zu erwerben. Er rechnete auf die Uneinigkeit der drei erbberech-

*) „Lotharingii regnum." — Die Bewohner nannte man demgemäß nach der in Deutschland üblichen patronymischen Ableitung: Lotharingi, Lutringi, Leute des Lothar.

tigten Söhne Ludwigs. Aber obgleich er jetzt die Kaiserkrone trug und obgleich er geschworen hatte, „ein so mächtiges Heer zusammenzubringen, daß seine Rosse den Rhein aussaufen sollten, damit er trockenen Fußes hinüber gehen und das Land zur Wüste machen könne," so gelang ihm doch ebenso wenig als das erste Mal. Der Heerbann der Rheinfranken, Thüringer und Sachsen bereitete ihm unter Ludwigs des Jüngeren Führung bei Andernach eine furchtbare Niederlage, und bald fühlte sich dieser König der Norddeutschen stark genug, den feindlichen Einfall durch einen Gegenstoß zu rächen. Im Jahre 879 geschah der erste Feldzug der Deutschen nach Frankreich, und er war siegreich; er endete damit, daß nun das ganze Lothringen an Deutschland kam.*)

Hierdurch war für die Zukunft eine staatsrechtliche Grundlage gegeben. Aber schon damals verschmerzten viele Franzosen nur schwer den Verlust des linksrheinischen Landes, um so mehr als an den Besitz von Aachen, dem Hochsitze „Charlemagne's", der Vorrang über alle andere Reiche und Völker geknüpft erschien. Auch die alte Vorstellung: Gallien habe sich bis zum Rheine ausgedehnt und sie, die Franzosen, seien Rechtsnachfolger der alten Gallier und müßten also ebenfalls bis zum Rheine herrschen, diese durchaus irrige Meinung wird bereits zu jener Zeit verbreitet. Sie spielt schon mit bei den nun folgenden Versuchen, zwischen Lothringen nnd Deutschland den Verband zu lockern, Versuche, welche treffliche Handhaben fanden in den Anwandlungen der lothringischen Herrn. Denn es waren schwere Zeiten in Deutschland, und schon damals mochte Schiller's treffender Ausspruch gelten:

Der Lothringer geht mit der großen Fluth,
Wo der leichte Sinn ist und lustiger Muth!

Ueberdieß aber wähnten diese Magnaten: gerade eine schwankende Stellung gewähre ihnen am meisten Aussicht auf Ungebundenheit, und waren nicht eingedenk des alten Wahrspruchs, daß wer sich zwischen zwei Stühle setzen will, zu Boden fällt. — Daher geschah es, daß während der traurigen Zerrüttung Deutschlands zur Zeit des Absterbens der Karolinger Lothringen sich der französischen Krone gefällig neigte und Konrad von Franken, der erste Wahlkönig der Deutschen, das linksrheinische Gebiet dem Reich entfremdet fand. Zwei Feldzüge unternahm er, um es wieder zu erwerben; aber er kämpfte erfolglos; nur das alamannische Elsaß vermochte er der deutschen Krone zu

*) Ein Theil der westfränkischen Edelleute hatte Ludwig dem Jüngeren die Krone Frankreichs angeboten und er folgte, aufgereizt von seiner ruhmliebenden Gemahlin Luitgard, dem verführerischen Ruf. Doch stand er, als ihm ganz Lothringen abgetreten wurde, wieder von dem bedenklichen Unternehmen ab, zumal sein Heer zwar tapfer und streitlustig, keineswegs aber durch Mannszucht ausgezeichnet gewesen zu sein scheint, da es z. B. Verdun zügellos plünderte und in Asche legte.

erhalten. — Glücklicher war sein Nachfolger, Heinrich der Vogler. Freilich mußte auch er zweimal mit Heeresmacht hinüber ziehn in's Westerreich; der Fall der stolzen Herzogsfeste Zülpich entschied jedoch zuletzt für ihn. Lothringen war die Morgengabe des sächsischen Hauses an das deutsche Reich.

Nicht lange blieb das Kleinod unbestritten. In dem treulosen Bruderkriege, welchen Herzog Heinrich gegen König Otto I. entzündete, trat beider Schwager, König Ludwig von Frankreich, auf die Seite des Empörers, und dafür ließ es dieser zu, daß Lothringen der Krone Frankreich huldigte. Das war Verrath von Reichsgebiet zu Gunsten fürstlichen Widerstandes gegen das Reichsoberhaupt: ein trauriger Vorgang, welcher sich bekanntlich leider wiederholt hat. Der jugendliche König war aber ganz der Mann, um solcher That die Stirn zu bieten. Obgleich ihm Wenden und Dänen die sächsische Heimath bedrängten, nahm er doch auch den Kampf mit den Empörern und mit Frankreich auf. In ein und demselben Jahre 939 zog er von Sachsen nach Lothringen, von dort zurück bis an die Gränzen der Wenden, darauf abermals westwärts bis unter die Mauern Laon's und dann wiederum nach Sachsen zurück. Das erinnert an des großen Kurfürsten Ritt vom Rhein bis an den Rhin; indeß sind die Verhältnisse der alten Sachsenzeit *noch* gewaltiger und ernster. Und nun war es Spätherbst geworden, und zum dritten Male eilte Otto, den dringendsten Gefahren zu begegnen, an den Rhein. Trotz der früheren Siege dieses großen Jahrs stand er am Rande des Abgrunds; Verrath und Abfall drohten ihn hinabzuziehn; aber standhaft hielt er aus; er wußte die Einheit des Reichs, die Zukunft des Volkes in seinem Lager, und darum triumphirte er. Zu Anfang des Jahres 940 drang er in Frankreich ein. Bis zur Seine rückte er vor; Hugo Capet, der Herzog von Franzien, huldigte ihm als seinem Herrn, und bald darauf schloß auch König Ludwig der Karolinger Frieden. Lothringen gehorchte auf's Neue den Deutschen.

Für den König von Frankreich wurde der unglückliche Ausfall seines Versuches, das linke Rheinufer zu erwerben, verhängnißvoll. Schon längst von mächtigen Vasallen überflügelt, hatte er gehofft, durch Waffenruhm das sinkende Haus der Karolinger wieder zu stützen. Statt dessen überfluthete ihn jetzt die aristokratische Revolution. Hugo von Franzien schleppte ihn von einem Schloße zum andern als Gefangenen, und flehentlich richtete Gerberga, die Gemahlin Ludwigs und König Otto's Schwester, klagende Bitten an den deutschen Bruder: er möge ihnen Hülfe bringen. Otto gab endlich diesen Bitten nach, und damit brachte er den zweiten der beiden Beweggründe zur Geltung, welche überhaupt im Laufe der Geschichte zu Kriegen zwischen Deutschland und Frankreich geführt. Denn wenn das letztere immer auf's Neue den Kampf um die Rheingränze aufgenommen hat, so zog das deutsche Reich *die* beiden Male, in denen es überhaupt angriffsweise vorgegangen ist, das Schwert

für den legitimen König von Frankreich gegen die Revolution. Dieſe Beziehungen ſind merkwürdig genug, namentlich durch die vermittelnde Geſtalt der Gerberga, welche ſo ſehr an Marie Antoinette, die Schweſter eines andern deutſchen Kaiſers mahnt — aber der Ausgang des alten Kampfs war glücklicher.

Otto ſammelte das Reichsaufgebot. Zwar erſchien Hugo von Franzien in ſeinem Lager, um den Streich abzuwenden; aber der König ließ ihn nicht vor; er ſandte den Lothringerherzog vor die Thür, dem möge er ſein Anliegen melden. Da wußte Hugo, was ihm beſchieden ſei, und das ſtolze Herz ſchwoll ihm vor Zorn; doch als er Otto's Heer erblickt, wuchs es ihm auch vor Siegeszuverſicht; denn dies Heer erſchien ihm ärmlich. In der That mochte die Maſſe deſſelben in ihrer bäuerlichen Unſcheinbarkeit und geringen Bewaffnung mit altgermaniſchen Kurzſpeeren ungünſtig abſtechen gegen die wohlgewappneten Schaaren des franzöſiſchen Hochadels, und ſpottend ließ Herzog Hugo dem deutſchen Könige künden: ihm bange nicht; denn bei ſeines Vaters Seele ſchwöre er, mehr Harniſche und Helme blinkten ihm im Heere als Otto je geſehn in ſeinem Leben; und er werd' ihm bald beweiſen, daß die Sachſen keine Krieger ſeien; ſieben ihrer Spieße, vermäße er ſich, mit einem Becherſchlucke auszutrinken. Der deutſche König aber ließ erwidern: er werde ihm eine ſolche Menge von Strohhüten in's Land führen, wie Hugo ſammt ſeinem Vater nie beiſammen ſahn; und noch lange ging dies Wort im Volk herum; denn mit den „Strohhüten" war das ſächſiſche Fußvolk gemeint, das zur Sommerzeit ſolche leichten Breithüte trug, die nun des Königs Scherz- und Drohwort ehrte. — Im Auguſt rückte man in die Champagne; bald warf ſich Ludwig in Otto's Arm, und nach einem Anlauf gegen Laon und der Eroberung des wichtigen Rheims zogen die Könige vereint vor des Herzogs von Franzien Hauptſtadt Paris. Aber obgleich die Inſelveſte eng umlagert und der Seinefluß auf einer Schiffbrücke überſchritten wurde: die mauertüchtige Cité widerſtand, und zwar um ſo leichter, als Otto ſein Heer theilte und mit einer auserleſenen Schaar zugleich die „Dänenſtadt" Rouen belagerte. Indeſſen war der Winter herangekommen; der Feind hielt das offne Feld nicht mehr; Ludwig war befreit; er hatte in Rheims einen feſten Stützpunkt gewonnen, wo ihm manche ſeiner Großen auf's Neue huldigten, und ſo war der nächſte Zweck des Feldzugs erreicht. Der deutſche König zog wieder heim und überließ die Weiterführung des Krieges dem Herzoge von Lothringen, Conrad von Worms. Aus deſſen Händen empfing denn auch wirklich Frankreichs König ſeine Krone zurück. — Gewaltig war der Eindruck von der Sachſen Macht, und als bald darauf Hugo ſich abermals unruhig regte, da genügte Otto's Befehl, um den ſtolzen Herrn der Isle de France vor ſeinen Richterſtuhl zu ziehn. Beſliſſen ſandte Hugo zwei Löwen nach Aachen als

Geſchenk voraus, um ſich guten Empfang zu bereiten, und den fand er auch; doch vernahm er den ſtrengen Spruch: Ludwig ſolle König ſein in ſeinem Lande! Und Otto wußte, was es hieß, ein König ſein. Am Ottenſund und in der Ungarnſchlacht am Lech umwand er ſich die Stirn mit immergrünem Eichenlaub und endlich ſchmückte ihm das Haupt zu Rom das höchſte Diadem: die Kaiſerkrone des heiligen Reiches deutſcher Nation.

Man ſollte glauben, daß die franzöſiſchen Karolinger dem ſächſiſchen Kaiſerhauſe dankbar ſein mußten für die Rettung ihrer Königsſtellung; leider aber zeigte ſich das Gegentheil. Der Nachfolger Ludwig's, König Lothar von Frankreich, ſpielte Otto dem Zweiten einen geradezu gemeinen Streich. — Im tiefſten Frieden und vollkommen ſorglos feierte dieſer Kaiſer im Jahre 978 mit Theophania, ſeiner griechiſchen Gemahlin, zu Aachen das Johannisfeſt. Sie ſaßen juſt fröhlich bei Tafel, als athemloſe Boten das Herannahen franzöſiſcher Heeresſäulen meldeten: von den Thürmen ſeien ſie bereits erkennbar. Der Kaiſer wollte das anfangs nicht glauben; lag doch kein Anlaß zum Kriege vor und gab es doch kein Beiſpiel, daß ein Nachbar dem anderen ohne Ankündigung ſo ruchlos in's Land gefallen wäre. Und dennoch verhielt es ſich ſo: in der Stille hatte Lothar ein Heer geſammelt und plötzlich mit 30,000 Mann einen Einbruch in Lothringen verübt, um dies vielumworbene Land für Frankreich zu erobern. Wirklich ſtand ſeine Vorhut vor Aachen. Otto und Theophania entrannen mit genauer Noth nach Köln. Lothar aber zog in Aachen ein; ſeine Troßknechte thaten ſich gütlich am Johannismahl des Kaiſers, und das franzöſiſche Kriegsvolk plünderte Palaſt und Königsſtadt. Indeß war den Franzoſen doch nicht geheuer am Sitze Charlemagnes; ſchon nach drei Tagen brachen ſie wieder auf. Um aber anzudeuten, daß er Lothringen als erobert betrachte, ließ Lothar den ehernen Adler, welcher oben auf der Kaiſerpfalz nach Oſten gewendet ſtand, mit dem Blick nach Weſten richten; denn das Land gehöre nun wieder zum Weſterreiche. — Nicht lange ſollte es ſo bleiben. Noch ehe Lothar die Champagne erreicht, traf ihn ein Waffenherold Otto's, der ihm verkündete: Liſt und Hinterhalt verſchmähe der Kaiſer; offen erkläre er ihm den Krieg, und am 1. October werde er ihm den unerwarteten Beſuch erwidern. Bei Dortmund ſammelte ſich ein Heer, wie Deutſchland es lange nicht geſehn: man berechnete es auf 60,000 Mann, wovon die Hälfte gewappnete Ritter; und genau am 1. October brach es in Frankreich ein. Leichte Schaaren, die Centurionen, ſchweiften voraus. König Lothar floh nach Eſtampes, Graf Hugo Capet warf ſich in die Hauptſtadt Paris. Gradwegs gegen dieſe richtete ſich über Rheims, Laon und Soiſſons des Kaiſers Zug; denn ſchon damals ſchien Paris Frankreichs Herz zu ſein. Das ganze Land um die Hauptſtadt ward verwüſtet; die Faubourgs gingen in Flammen auf und die Belagerung der

Cité wurde in Angriff genommen. — Wie leidenſchaftlich ſich bereits zu dieſer Zeit der Nationalgegenſatz zwiſchen Deutſchen und Franzoſen geſteigert hatte, beweiſt der Umſtand, daß ein weidlicher deutſcher Recke daheim das Gelübde gethan, nicht eher zurückzukehren, bevor er nicht ſeine Lanze in das Thor von Paris gebohrt. In der That ritt er denn auch eines Tages in vollem Waffenſchmucke durch die verödete Vorſtadt gegen das feſtverſchloſſene „Thor an der Brücke" und vollbrachte ſeinen Willen. Damit aber nicht zufrieden, rief er in höhnenden Worten jeden ebenbürtigen Gegner zum Zweikampf heraus. Die Franzoſen indeſſen brachen, unritterlich genug, in Maſſe hervor, umringten den biederen Polterer und erſchlugen ihn. — Während deſſen ſammelte der Capetinger links der Seine ein Heer, und als nun der Winter kam und die Zelte der Deutſchen ſchwere Krankheiten heimſuchten, da mußte der Kaiſer ſich entſchließen, die Belagerung aufzuheben. Vorher jedoch feierte er noch ein wunderbares Siegesfeſt. Er ließ dem Grafen Hugo ſagen: er ſolle ein Te deum hören, wie es noch nie auf Erden geſungen ſei — und in der That entbot er alle Geiſtliche, die weit und breit zu finden waren, auf den Montmartre, und hier ſtimmten ſie ein Hallelujah an, ſo gewaltig, daß es die Chorherrn in Notredame vernahmen. Dann begab ſich das deutſche Heer auf die Heimfahrt, wobei es an der Aisne noch ein Abenteuer gab. Denn in der Nacht, nachdem der Kaiſer und der bei weitem größere Theil des Heeres bereits über den Fluß geſetzt war, ſchwoll dieſer ſo gewaltig an, daß das Gepäck und der Troß am andern Morgen nicht folgen konnten und von Lothar überfallen und geplündert wurden. Der Kaiſer ſandte ſofort im Nachen einen Boten hinüber und bot dem Feinde an: derſelbe möge entweder ſein Heer überſetzen, (und er wolle ihm Geißeln ſtellen, daß er es ungefährdet thun könne) um ſich im offnen Kampfe mit ihm zu meſſen, oder Lothar möge ihm Geißeln geben, dann wolle er ſelbſt mit ſeinem Heer über den Fluß zurückkehren und den Ausgang redlichen Kampfes erwarten. Dies meldeten die Boten dem franzöſiſchen Könige, und es iſt bezeichnend für die erſchütterte Stellung der Karolinger, daß der Geſandte kaum ausgeredet hatte, als einer der Vaſſallen Lothar's in die Worte ausbrach: „Was ſollen wir kämpfen? Warum ſollen ſo Viele von uns hier bluten? Laßt doch die Könige ſelber fechten; wir wollen zuſchauen und uns dem Sieger unterwerfen." Da aber antwortete Graf Gottfried, einer der Boten des Kaiſers: „Immer haben wir gehört, daß ihr eueren König gering ſchätzt und haben es nicht glauben mögen; jetzt beweiſt ihr es ſelber. Aber wiſſet, wir laſſen nimmer unſeren Kaiſer kämpfen, während wir die Hände in den Schooß legen; nimmer werden wir ihn in Gefahr ſtehn laſſen und vom ſichern Orte zuſchauen. Ginge er jedoch mit euerem Könige in Zweikampf, ſo würde er ihn, deß ſind wir gewiß, ſiegreich beſtehn!" Wie deutlich zeigt ſich hier der Gegenſatz franzöſi-

scher und deutscher Königstreue! — Es kam weder zum Zweikampf noch zur Schlacht; Otto kehrte nach Aachen zurück, und da Lothringen nun abermals dem deutschen Reiche gesichert war, wendete er den Adler auf der Kaiserpfalz wieder nach Osten, so daß dies eherne Sinnbild (wie Barthold feinsinnig bemerkt) damals ähnliche Bedeutung gewann, wie siebenhundert Jahre später die Victoria vom Brandenburger Thor.

Hiermit schließt die erste Periode der Kämpfe zwischen Frankreich und Deutschland ab. Sie umfaßt nur ein Jahrhundert, innerhalb dessen aber neun Feldzüge der Deutschen in Frankreich, so daß auf etwa 11 Jahre je ein solcher Feldzug kommt. Unverkennbar zeigt sich bei diesen Zügen das allmählige Erstarken der deutschen Macht; denn die sechs ersten spielen sich durchaus auf dem Boden Lothringens ab, der siebente aber dringt bis an die Seine vor und die beiden letzten enden bereits vor Paris. Ebenso deutlich wie dieser Fortschritt zeigt sich aber auch, daß jedesmal, wenn Deutschland gesund und mächtig war, so beherrschte es Lothringen, und jedesmal wenn es, von innerem Streite zerrissen, krankte, wird ihm auch die Grenzmark vorübergehend entrissen. So ist dies erste Jahrhundert ein Spiegelbild der kommenden Geschichte.

Die Handelsstraßen nach Ostindien und die Britisch-Ostindische Post.

Die Geschichte der großen Handelsstraßen, auf welchen der Weltverkehr sich bewegt, ist zugleich die Geschichte der Cultur-Entwickelungsstufen des Menschengeschlechts. Ueberall, wo mächtige Staatenbildungen entstehen, erhöht sich die Expansivkraft des gewerblichen Lebens und schafft sich Verkehrsadern, welche ganze Erdtheile miteinander verbinden. Mit dem Verfalle des mächtigen Mittelpunkts, der jene Adern sättigt, versiegen auch diese — und neue Bahnen sucht das rastlos pulsirende Leben sich auf. Nach einander erscheinen fast alle Culturvölker auf dem riesigen Welthandelstheater, die indogermanischen, die aramäischen, arabischen, israelitischen Nationen. Wie auch die Staatseinheiten, die politischen Formationen, und mit ihnen die Verkehrscanäle wechseln: die Pioniere des Handels ruhen niemals; mit friedlichen Waffen erobern sie immer wieder die verlorenen Gebiete der Arbeit. Im Alterthume und bis ins Mittelalter hinein nehmen an dem Welthandel hauptsächlich Asien und Europa, Afrika nur in geringerem Maße Antheil. Die Neuzeit erweiterte die Handelsgebiete durch das wichtige Amerika, dessen Entdecker Indien suchte. —

Die Urstätte und Wiege der Menschheit — Indien — mit dem unermeßlichen Reichthum an Erzeugnissen, bildete von je das Hauptziel des Welthandels. Schon Herodot und Strabo beschreiben uns die uralten Straßenzüge vom Indus über die westlichen Pässe des Hindukusch, welche in 7 Tagen überschritten wurden, dann weiter am Oxus entlang nach dem Kaspischen Meere, in welches bekanntlich ehemals dieser Strom (jetzt Amu-Darja), mündete, vom Kaspischen Meere auf dem Cyrus (jetzt Kur mit Tiflis) und dem Phasis nach dem Schwarzen Meer durch das Land der alten Kolchier, — welche nach Agathias höchst unternehmende Kaufleute und gute Straßenbaumeister waren, indem sie zur Erhaltung des Indischen Transithandels allein 120 Schluchten überbrückt hatten. Vom Bosporus (Byzanz) liefen die Routen nach Griechenland ꝛc. Eine ebenfalls uralte Handelsstraße zweigte sich von Astrachan nach dem Norden ab; eine andere ging vom Asowschen Meer nach China (Peking), wohin von dort noch 290 Tagereisen gerechnet wurden. In sehr früher Zeit finden wir die Phönizier, deren Heimath der Küstenstreif zwischen Kleinasien, Syrien und Aegypten ist, auf allen Meeren, in Cypern, Aegypten, Sicilien, Spanien, ja auf der Nordsee, die Perlen und das Gold des Ostens, Purpur und Löwenfelle aus Afrika, Weihrauch aus Arabien und Zinn aus England vertauschend; Sidonische und Tyrische, später Karthagische Kaufleute beherrschen die Karavanenstraßen nach dem Osten. Den Hellenen und ihren handeltreibenden Colonien in Italien, namentlich den Tarentinern folgten die Römer, auf welche, wie auf kein anderes Volk der Erde, das Wort ihres Dichters anzuwenden ist: Tu regere imperio populos, Romane, memento. Hae tibi erunt artes, pacisque imponere morem. Das weltumfassende Netz ihrer Straßen vereinigte Palimbothra am Ganges mit den Städten am Pictenwall, in ununterbrochener Reihe blühende Emporien am Rhein nicht minder wie am Euphrat aufweisend. Der wichtige Hafen von Puteoli war durch regelmäßige Seefahrten mit Alexandrien, dem (331—335 v. Chr. von Alexander d. Gr. gegründeten) Hauptstapelplatze des Indischen Handels verbunden, von wo die Waarenzüge nach den Handelsstationen am Rothen Meere Arsinoe, Berenice und Myos-Hormos gingen — Schöpfungen der Ptolomäer (323—221 v. Chr.) Mit dem Zusammensturze des großen Römerreichs löste sich gewissermaßen das gesammte Verkehrsleben der alten Welt auf, und nach den Stürmen der Völkerwanderung (noch) mehr nach einzelnen Raubzügen barbarischer Horden, wie die Hunnen, Avaren, Parther) waren nur noch Fragmente der alten Welthandelsstraßen übrig. Die Verlegung der Residenz der Kaiser von Rom nach Byzanz (Konstantinopel) vermochte dem Verkehr ebensowenig Stärkung zuzuführen wie dem Staatsleben überhaupt, und Byzanz, welches niemals Athens oder Roms Bedeutung erreichte, verschwand später im Dunkel des Islams. Nach Byzanz gingen die Waarenzüge

aus Indien durch den Persischen Meerbusen am Euphrat entlang über Basra (eins der 4 Paradiese der Moslems, 636 von Omar gegründet) und Bagdad, von da aber entweder mit Karavanen direct nach dem Bosporus oder über Trapezunt (Tarabuzun) durch das Schwarze Meer. Die letztere Route war namentlich zur Zeit der Komnenen gepflegt. Wichtige Punkte für den Verkehr waren auch Damaskus „das Thor Mekkas" und Aleppo, wo die Karavanen aus dem Nabathäischen Arabien einmündeten. Bagdad's Verbindungen reichten im Osten bis Peking, im Westen bis Marokko. Bei den Unruhen im Reiche der Khalifen aber wandte sich der Verkehr, welchen die Araber von Alexandrien auf die Route über Basra und Bagdad verlegt hatten, mehr nach Osten; und es kam die schon oben beschriebene älteste Handelsstraße: Indus-Oxus-Kaspisches Meer wieder in Aufnahme.

Nach Roms Falle ragen von Italienischen Städten durch wichtige Handelsverbindungen Amalfi, Pisa, dann Genua hervor, letzteres von 1284 ab. Die berühmteste Colonie der Genueser war Kaffa in der Krim, welches, durch den mittelasiatischen Verkehr gehoben, in seiner Blüthezeit über 100.000 Einwohner zählte; die Genueser, durch ihre Unternehmungen gewissermaßen Vorläufer der späteren Ostindischen Compagnie, leiteten den Indischen Handel nach dem Schwarzen Meere (Trapezunt — Byzanz), wo sie allmächtig waren und breiteten sich so weit aus, daß sie sogar mit den Mongolischen Khans Handelstractate abschließen konnten. Genua unterlag nach 130jährigem Kampfe den Venetianern (1387), welche unter den ungünstigsten Umständen eine bewunderungswürdige Umsicht und Energie entwickelt hatten. Venedigs Politik zog den Indischen Transit anfangs nach Agazzo, am Issischen Busen des Mittelmeers, später aber auf die Route über Alexandrien. In Suez und Aden (am Rothen Meere) wurden Venetianische Factoreien erreichtet; bei letzterem Orte mußten die Indischen Waaren auf kleinere Schiffe überladen werden, mit denen man den Arabischen Meerbusen in 20 Tagen durchschnitt; dann gelangten sie auf Kamelen an den Nil und von dort auf dem Kanal Kalizene nach Alexandrien. Von Venedig gingen im 13. und 14. Jahrhundert die Hauptstraßen nach Deutschland über den Brenner, Füssen, Augsburg und über Nürnberg und Erfurt weiter nach dem Norden. Mit dem Falle der Venetianischen Seeherrschaft hing die Entdeckung des Seeweges um das Cap der guten Hoffnung nach Indien durch Vasco de Gama und die Blüthe der Portugiesischen Suprematie zur See unter dem König Emanuel eng zusammen. Nach dieser Entdeckung, die zur Verlegung der Indischen Verkehrsstraßen auf den Seeweg um das Cap führte, dachten die Venetianer „zu spät" daran, die Enge von Suez zu durchstechen, wenngleich Zweifel bestehen, ob es ihnen überhaupt jemals mit diesem Plane Ernst gewesen ist, dessen Ausführung der Neuzeit vorbehalten war.

Im Norden Europas haben Vineta, Schleswig, Danzig und die übrigen Städte des Hanſabundes an dem Welthandel regen Antheil genommen. Karls des Großen Handelsverbindungen mit dem Orient waren bald wieder erloſchen.

Die Verkehrsentwickelung in England befand ſich noch im 13. Jahrhundert in den erſten Stadien; ſie war hauptſächlich durch innere Parteikämpfe und durch die Kriegszüge nach Frankreich zurückgedrängt worden. Erſt 1577 erlangte England das Recht, unter eigener Flagge in den Häfen der Levante zu erſcheinen, ſeine Bedeutung aber wuchs ſehr ſchnell, zumal die Hanſa an ihrem Krämer- und Monopolgeiſte unterging (etwa 1598). Und welche Handelsgröße iſt aus den Keimen emporgewachſen! Die grüne Inſel — auf der, wie die Italiener von heute ſagen: sempre neve, case di legno, gran ignoranza!! ma danaro assai zu finden, umklammert mit ihrem Handelsgürtel die ganze Erde. Es war — damit wir nunmehr die Verkehrsbeziehungen Englands und Indiens etwas näher erörtern — ein folgenſchweres, für die Culturbewegung wie für die politiſche Geſtaltung zweier Welttheile höchſt bedeutſames Ereigniß, als die Krone Großbritannien am letzten Tage des Jahres 1600 der „Londoner Oſtindiſchen Compagnie“ einen Freibrief ausſtellte: „zur Ehre der Nation, zur Bereicherung des Volks, zur Ermunterung ihrer unternehmenden Unterthanen, wie zur Vermehrung der Schifffahrt, ſowie des geſetzlichen Handels.“ Die Compagnie erlangte dadurch das Monopol, in allen Ländern öſtlich des Caps der guten Hoffnung bis zur Magellanſtraße, welche „nicht im Beſitze chriſtlicher Fürſten waren“ Handel zu treiben und Beſitzthümer (auch Landgebiet) zu erwerben. Die Britiſchen Kaufleute betraten zuerſt die Inſeln des öſtlichen Indiſchen Archipelagus, breiteten ſich aber trotz des Widerſtrebens der Portugieſen auch bald an der Weſtküſte der Indiſchen Halbinſel aus und errichteten 1612 in Surate, dem Sitze von Anhängern der Zoroaſterſchen Lehre, am Ausfluß des Tapti die erſte Britiſche Kaufhalle. Es muß dies als der unſcheinbare Grundſtein zum Aufbau des Engliſch-Indiſchen Reiches angeſehen werden, das in langen Kämpfen die Herrſchaft faſt über die ganze Halbinſel erlangte, — immerhin ein trotz der Vernichtung jener ehrwürdigen Kultur der Brahmanen doch anerkennenswerther Triumph Britiſcher Zähigkeit und Geiſtesüberlegenheit.

Welche rieſigen Reichthümer die Länder von den Indusmündungen hinauf bis gen Peſchawar und von Hyderabad bis zu dem Delta des heiligen Ganges (Kalkutta) ſeit den Tagen der Nabobs und des zauberiſchen Delhi bis zu unſerem Zeitalter der Baumwollen-Induſtrie und der Schienenwege und Telegraphen hervorgebracht haben, wer vermöchte dies, und wäre ſeine Feder in Hafis' Gluthen getaucht, zu ſchildern! Von den ſonnigen Alpenlandſchaften Nepals bis Cap Komorin iſt in wunderbarer Schönheit das

Land ausgebreitet, welches mit Recht bald die „Insel des Rosenapfels", bald das „ernährende fruchtbare" genannt, mit seinen Schätzen Jahrhunderte lang das alternde Old-England zu immer neuer Kraft verjüngt hat, wie Mutter Gäa jenen griechischen Riesen im Kampfe. Unerschöpflich war Hindostans und Dekans Productionsfähigkeit; aus den zahlreichen Kriegen und aus den nicht minder gefährlichen Finanz- und Steueroperationen der angloindischen Machthaber ging es immer wieder zu neuem Aufschwunge über, nachdem an die Stelle der Aussaugungssysteme vernünftige Staatswirthschaft getreten war.

Kein Wunder, wenn jenes Prestige, das Indien auszeichnet, mit jenem Schimmer auch das wichtige Agens umgibt, welches die Brücke für den Verkehr zweier Welttheile bildet, indem es, mit Leichtigkeit kolossale Entfernungen überwindend, die Quintessenz des geistigen Stroms zwischen Europa und Asien hinüber- und herüberträgt, wir meinen die Britisch-Indische Post (the overland mail, la Malle des Indes, la Valigia delle Indie). Auf der Indischen Halbinsel hatten die Briten 1765 die ersten zwischen Kalkutta und Muschebad coursirenden Posten errichtet. Oberst Capper war es, welcher zuerst im Jahre 1790 anregte, die Regierungsdepeschen für Indien, welche seit den Entdeckungen der Portugiesen ausschließlich den Weg um's Cap der guten Hoffnung genommen hatten, über Suez zu expediren. Die erste Ausführung bewirkte Colonel Taylor 1801. Es war also die alte Handelsstraße der Venetianer wieder aufgesucht, die wir oben besprochen haben. Später bildete sich eine eigene Schifffahrts-Gesellschaft für Indien, die Peninsular and Oriental Steam-Navigation-Compagny und stellte zu Ende der dreißiger Jahre die erste Dampfschifffahrt zwischen Indien und Suez her, nachdem schon 1830 Capitain Waghorn mit vielen Opfern durchgesetzt hatte, daß die Indische Post über das Rothe Meer, Suez, Kairo (Masr al Káhira, seit 969 Residenz Aegyptens) und Alexandrien (von Suez bis Kairo auf Wüstenkamelen, von Kairo bis Alexandrien auf dem Nil) geleitet wurde. Die Postdampfer von Bombay bis Suez brauchen jetzt 14 Tage; von Suez wird die Eisenbahn über Kairo nach Alexandrien zum Posttransport benutzt. Ob nach Eröffnung des Suez-Canals, welche am 16. November 1869 erfolgt ist, die Eisenbahnroute verlassen und der Canalweg (von Suez über Chaluf, die Bitterseen, das Serapeum, über Ismailia, Kantara nach Port-Said, dem aufblühenden Rivalen Alexandriens) eingeschlagen werden soll, unterliegt noch der näheren Untersuchung; einstweilen bietet die Passage durch den Canal noch nicht die vollen Garantien, deren der Posttransport bedarf. Von Alexandrien bieten sich für die Indische Post zwei Hauptrouten nach London dar. Die Eine durchschneidet das Mittelmeer fast in seiner ganzen Länge, berührt Malta und betritt den Continent in Marseille, von wo die Eisenstraßen durch Frankreich bis Calais reichen, dem Uebergangspunkte auf die Dampfer

nach Dover (London). Der andere Weg führt bei den klassischen Eilanden des Jonischen Archipels vorbei in's Adriatische Meer nach Brindisi (dem alten Brundusium der Römer), läuft von dort längs der italienischen Ostküste, ebenfalls auf Schienenstraßen, an die Alpen, übersteigt dieselben im Brenner-Paß, geht durch Deutschland über München, sodann an den Ufern des Rheins entlang, um Belgien bis Ostende zu durchschneiden, von wo die Ueberfahrt nach Dover stattfindet.

Bei der Wahl des Weges für die Britisch-Indische Post waren die wichtigsten politischen und wirthschaftlichen Interessen der Europäischen Staaten, namentlich Englands, Frankreichs, Deutschlands und Italiens, betheiligt; denn der Besitz des Transits der Ueberlandpost zieht zugleich den gewaltigen Waaren- und Reiseverkehr zwischen Europa und dem central-asiatischen, sowie Indischen Verkehrsgebiete nach sich, Brennpunkte genug, auf welche die Anstrengungen der leitenden Staatsmänner sich concentriren mußten.

Lange Zeit befand Frankreich sich im ausschließlichen und unangefochtenen Besitze des Transits der Britisch-Indischen Post; seine mächtigen Hülfsquellen, sein einheitlich verwaltetes Eisenbahnnetz und der große Einfluß der französischen Mediterranean-Compagnie, deren Dampfer die Linie Marseille-Alexandrien bedienen, siegten immer wieder über die Concurrenzversuche anderer Staaten, namentlich Oestreichs, welches in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts große Anstrengungen machte, dem Hafen von Triest durch den Indischen Transit neuen Aufschwung zu geben; ferner Italiens, das nach und nach sein Eisenbahnnetz entwickelt hatte, und endlich des übrigen Deutschlands, welches nach Wiederbelebung seiner alten blühenden Weltverkehrsstraße nach der Levante und Ostasien trachtete. Oestreich konnte die Arena nicht mit Erfolg halten, weil der Weg über Wien und Triest die Nachtheile der Entlegenheit bietet. Italien wollte anfangs den Kampf mit Frankreich auf diesem Gebiete nicht aufnehmen, weil es die Empfindlichkeit der grande nation fürchtete. Zudem hatte Italien auf alle Fälle die günstigsten Chancen; denn nach Vollendung des Mont-Cenis-Durchstichs schien der Indische Transit sich der Route durch Italien ohnehin zuwenden zu müssen. Inzwischen bot die Vollendung der Brenner-Eisenbahn einen erwünschten Anlaß, Verhandlungen anzuknüpfen, welche die Ablenkung des Transits der Ueberlandpost von der Route Marseille-Calais auf den Weg über Brindisi durch Italien und Deutschland nach Ostende zum Zwecke hatten. Das Verdienst der Initiative gebührt hierbei dem Württembergischen Staatsminister von Varnbüler, welcher zuerst im Jahre 1868 dem Italienischen Ministerpräsidenten Menabrea bezüglich der Benutzung der Transitlinie Brindisi-Brenner, und zwar auf der Route über Verona, München, Stuttgart, Darmstadt und Cöln für den Postverkehr zwischen Ostindien und England Vorschläge abgeben ließ. Me-

nabrea erkannte zwar die Solidarität der Interessen Italiens und Deutschlands in dieser Hinsicht an; es geschah indessen zur Verwirklichung der Varnbülerschen Projecte wenig, hauptsächlich deßhalb, weil die Enquete, mit welcher britischer Seits der Capitain Tyler beauftragt worden war, Resultate geliefert hatte, die der Beibehaltung der französischen Transitlinie das Wort redeten und der Route St. Michel (Mont-Cenis)-Susa selbst vor Vollendung des Tunnels unter Adoptirung des Fell-Systems (Uebersteigung des Mont-Cenis mittelst besonders construirter Locomotiven) unbedingten Vorzug vor der Brenner-Linie gaben.

Diejenigen Factoren, welche für die Leitung der Britisch-Indischen Post von entscheidendem Einflusse sein müssen, sind offenbar: Kürze des Transports, Schnelligkeit und Sicherheit der Beförderung, billige Spesen und Beseitigung aller lästigen Zoll- ꝛc. Formalitäten. Das praktische England will Zeit, d. h. Geld sparen oder beides zugleich; am allerwenigsten ist es geneigt, mit einer Unzahl vielköpfiger Deutscher Verwaltungen Tractate abzuschließen und more majorum in endlosen Schriftwechsel über unwesentliche Dinge sich verwickeln zu lassen. Sollte daher England für die Brenner-Route gewonnen werden, so mußte eine Autorität die Vertretung Deutschlands übernehmen; es mußten schnellgehende internationale Eisenbahnzüge durch Belgien, Deutschland und Italien geführt, eine directe unaufgehaltene Verbindung Dover-Ostende-Brindisi-Alexandrien hergestellt und durch billige Normirung der Transitgebühren der kostspieligen französischen Route der Vorrang abgewonnen werden. Von Wichtigkeit war auch der Moment, daß die Seefahrt nach Alexandrien, welche von Marseille aus auf der östlichen stürmischeren Hälfte des Mittelmeeres oft schwierig ist, erheblich erleichtert werden konnte, wenn Brindisi als Ausgangspunkt für die Dampfer nach Alexandrien gewählt wurde. Endlich muß betont werden, daß die Linie London-Ostende-München-Brenner-Ala-Brindisi-Alexandrien mindestens um 12 Stunden kürzer ist, als die Route London-Calais-Marseille-Alexandrien (150 Stunden). Die Verhandlungen über diese Transitfrage mußten wesentlich von politischen Gesichtspunkten ausgehen und unter Fernhaltung particularistischer und fiscalischer Rücksichten vor Allem die nationale und wirthschaftliche Bedeutung des Projects würdigen. Es zeigten sich indessen bei den zahlreichen Vorconferenzen, welche namentlich auf Varnbülers Antrieb von den deutschen Eisenbahnverwaltungen abgehalten wurden, erhebliche technische und finanzielle Schwierigkeiten, wie schon aus dem Umstande erhellen wird, daß bei der Sache folgende Postverwaltungen: die Oestreichische, die Bayerische, die Württembergische, Badische, Norddeutsche und die Belgische Postverwaltung, außerdem aber folgende Eisenbahn-Gesellschaften: die Oestreichische Südbahn, die Bayerische Staats-Eisenbahn, die Württembergische Staatsbahn, die Main-Neckarbahn,

die Heſſiſche Ludwigsbahn, die Rheiniſche Eiſenbahn und die Belgiſchen Bahnen betheiligt ſind. Insbeſondere verurſachte die Frage wegen Geſtellung der Extrazüge — bei verfehlten Anſchlüſſen ꝛc. — vielfache Erörterungen und Umſtände, ohne daß eine feſte Regel vereinbart wurde. In Frankreich iſt dieſer Punkt derartig geordnet, daß zur Beförderung der Ueberlandpoſt die erforderlichen Extrazüge unbedingt geſtellt werden.

Die Norddeutſche Poſtverwaltung nahm den obſchwebenden Fragen gegenüber einen durchaus würdigen nationalen Standpunkt ein. Im Gegenſatze zu den hervorgetretenen Sonderbeſtrebungen wollte ſie namentlich Baden und Württemberg von den Vortheilen der großen internationalen Verbindung nicht ausgeſchloſſen ſehen; ſie entſchied ſich deshalb im Princip für die Route Heidelberg-Stuttgart-Ulm, betrieb nachdrücklich die Herſtellung directer Schnellzüge auf der ganzen Linie Oſtende-Brindiſi und übernahm vor Allem England gegenüber die Vertretung ſämmtlicher betheiligten deutſchen Staaten, ſowie Oeſtreichs. Italien war ebenfalls nicht müſſig geblieben; in richtiger Erkenntniß der Wichtigkeit des Tranſits für Indien hatte es die Eiſenbahnverbindung Verona-(Ala)-Brindiſi erheblich vervollkommnet und namentlich durch Verbeſſerung der Hafenanlagen in Brindiſi wichtige Verkehrserleichterungen geſchaffen. Die Ausbaggerung des Hafens wurde ſoweit gefördert, daß die Schiffe unmittelbar an dem neuerbauten ſchönen Quai anlegen konnten; außerdem hatte man einen directen Schienenweg zwiſchen dem Bahnhofe und dem Hafen hergeſtellt. Die Anlagen ſollen über 7 Millionen Francs gekoſtet haben. Das Sanitäts-, Zoll- und Paßweſen wurde aller läſtigen Formalitäten entkleidet und den Bedürfniſſen eines großartigen Verkehrs angepaßt; ja die Fürſorge der Italieniſchen Regierung erſtreckte ſich ſogar auf die Einrichtung comfortabler großer Hotels für die Reiſenden.

Inzwiſchen hatte die Britiſche Regierung in der Abſicht, ſich von der Marſeiller Linie durch Heranziehung eines Concurrenten zu emancipiren, gelegentlich der Verhandlungen wegen Reviſion der Vertragsbeſtimmungen für den Poſtverkehr zwiſchen Deutſchland und Großbritannien Verſuche gemacht, ſich das Recht des Tranſits für die Oſtindiſche und Auſtraliſche Poſt durch Deutſchland vertragsmäßig zu ſichern. England verlangte insbeſondere die Höhe der Transportvergütung in dem Vertrage feſtgeſtellt zu ſehen. Aus dieſem Anlaſſe nahm die Norddeutſche Poſtverwaltung die Verhandlungen mit Süddeutſchland und Oeſtreich wegen des Indiſchen Poſttranſits von Neuem auf und es gelang, auf der Baſis der von dem General-Poſtamte in Berlin gemachten Vorſchläge eine feſte Vereinbarung für die Bezahlung der Transportleiſtungen zu erzielen, auch einen höchſt einfachen modus procedendi für das Rechnungsweſen feſtzuſtellen, — Grundlagen, welche ermöglichten, daß in der Poſtconvention zwiſchen dem Norddeutſchen Bunde und Großbritannien

vom 25. April 1870 die Vorbedingungen für den Transit der Indischen Post bestimmte Regelung erhielten. Hiermit war ein wichtiger Fortschritt erreicht, wenn auch die betreffenden Festsetzungen nicht sogleich praktische Consequenzen hatten. Die Französische Mediterranean-Compagnie, mit welcher England wegen des Posttransits auf längere Zeit contrahirt hat (pro 1867 betrug die Transportvergütung allein 1,350,000 Francs ohne den Waaren- ꝛc. Verkehr), begann in richtiger Erkenntniß der Gefahr, welche ihr von dem neuen Concurrenzproject drohte, die Fahrten von Marseille ab zu beschleunigen; sie behielt einstweilen die Postbeförderung nach wie vor. Da änderten urplötzlich die im Juli 1870 eingetretenen Kriegsereignisse die Sachlage zu Gunsten der Deutschen Transit-Linie; und nachdem durch die Belagerung der Französischen Hauptstadt und durch Occupation eines großen Theils der nördlich und südlich um Paris belegenen Departements von Seiten der Deutschen Armeen der Eisenbahnbetrieb zwischen Calais und Marseille unterbrochen war, blieb für die Indische Post nur der Weg durch Deutschland offen. Das General-Postamt des Norddeutschen Bundes in Berlin ergriff mit größter Energie mitten unter den umfassenden Arbeiten, welche die Leitung des Postwesens für die gesammte operirende Armee in Frankreich verursachte, alle Maßregeln, um den Transit der Ueberlandpost durch Deutschland über den Brenner mit thunlichster Sicherheit und Schnelligkeit zu organisiren; es wurde trotz der großen Erschwernisse, welche aus dem Wagenmangel auf allen Eisenbahnen und aus der Umstürzung fast des ganzen Friedens-Communicationssystems in Deutschland der prompten Durchführung der Indischen Post sich entgegenstellten, doch in Kurzem Bedeutendes erreicht, namentlich wurden zwischen Ostende und Brindisi durchlaufende Wagen eingestellt und Abschaffung lästiger Bureau- ꝛc. Formalitäten, sowie Freibeförderung des begleitenden Britischen Clerks erzielt. Während bereits seit dem 17. September 1870 die sogenannte Indische Supplement-Post (aus London Sonnabends früh) den Weg durch Deutschland genommen hatte, passirte am 20./21. October 1870 das erste Britisch-Ostindische Haupt-Mail, bestehend aus 131 Kisten mit 5600 Briefen u. s. w., den Continent auf der Route via Ostende, Cöln, Mainz, Aschaffenburg, München, Brenner, Ala, Brindisi; und es ist seitdem die Indische Post hin- wie herwärts auf dieser, statt der Route Heidelberg-Ulm einstweilen gewählten Linie allwöchentlich regelmäßig befördert worden, — zu nicht geringer Befriedigung Deutschlands und der zahlreichen Deutschen in England und Indien. Das Gesammtgewicht der vom 1. October 1870 bis 11. Februar 1871 transitirten Mails hat 128.676 Pfund betragen. Als ein wichtiges Moment muß hervorgehoben werden, daß den Bemühungen der Norddeutschen Postverwaltung gelang, bei dem Britischen General-Post-Office eine Ermäßigung der Portosätze für die auf dem Wege über Deutschland und

Brindiſi zu befördernde Correſpondenz herbeizuführen, — ein vortreffliches Mittel, den Engländern die Vorzüge der neuen Route zu demonſtriren. Die Taxe über Deutſchland iſt um 30 Centimes billiger, als die Taxe über Marſeille. Mit Bezug hierauf ſagt denn auch das Weltblatt Times in der Ausgabe vom 5. Januar 1871 — und ſie pflegt der Dollmetſcher der City-Anſichten zu ſein —: If the public can thus receive their lettres from India 24 hours sooner than formerly and pay at the same time less postage, they will naturally be indisposed, even at the termination of the war, to approve any other route than that at present fixed upon by Government. Wenn nun auch der Dienſt zuweilen noch durch die Störungen auf den Eiſenbahnen (Mangel an Material, Schneeſtürme am Brenner) leidet, ſo iſt doch nicht außer Acht zu laſſen, daß derartige Irregularitäten auch bei Benutzung der Mont-Cenis-Bahn — falls ſie betriebsfähig wäre — nicht zu verhüten, und bei den Terrainſchwierigkeiten der letzteren (Paßhöhe des Mont-Cenis = 2100 Meter, des Brenner nur = 1450 Meter) vielleicht noch erheblicher geweſen wären. Endlich aber iſt der Weg durch Deutſchland für den Reiſeverkehr (1868 paſſirten über Suez gegen 35000 Reiſende) wegen der größeren Annehmlichkeiten der Fahrt durch die herrlichen Gauen des Rheins, die impoſanten Alpenregionen des Brenner und ſodann durch die reizvollen Fluren Italiens umſomehr vorzuziehen, als auch die Seefahrt von Brindiſi nach Alexandrien nur etwa 80 Stunden dauert, während die Route von Marſeille nach Alexandrien wegen der größeren Länge des Seeweges und der Schwierigkeit der Paſſage auf der ſtürmiſcheren Oſthälfte des Mittelmeers 130, ja 140 Stunden in Anſpruch nimmt.

Ob es gelingen wird, den Indiſchen Poſttranſit nunmehr dauernd für Deutſchland zu erhalten, läßt ſich noch nicht überſehen. Wir hegen aber die zuverſichtliche Hoffnung, daß deutſcher Energie und Beharrlichkeit gelingen werde, auch auf dieſem Gebiete das Phantom der prépondérance légitime Frankreichs mit Erfolg zu verſcheuchen, und dem jetzt in compacter Einheit begründeten deutſchen Reiche ſeine altberechtigte Stellung auf den Weltverkehrsbahnen wieder zu gewinnen. T.

Aus der deutſchen Hauptſtadt.

Was der ſo ganz unverhältnißmäßig fruchtloſen eben zu Ende gegangenen Seſſion des preußiſchen Landtags ein gewiſſes Intereſſe verleiht, iſt der Umſtand, daß für einen großen Theil der Wahlen zum deutſchen Reichstag die

Haltung, welche unsere Parteien im preußischen Landtag eingenommen haben, nicht ohne bestimmenden Einfluß sein konnte. Mit dem Erstarken unseres parlamentarischen Lebens geht ein festeres Hervortreten der Parteien als solcher nothwendig parallel, und grade in den letzten Wochen, während deren Preußens Vertreter hier versammelt waren, sahen wir dieselben Parteien, die sich im norddeutschen Reichstag 1867-1870 ausgebildet hatten, mit denselben Mitteln operiren, welche die Reichstagspraxis an die Hand gegeben hatte. Der Abgeordnete Windthorst klagte ausdrücklich darüber, daß alles, was im Hause geschehe, bereits nur noch nach Vereinbarung der einzelnen Fractionsausschüsse stattfinde. Allein diese Klage ist wirkungslos verhallt. Im Gegentheil die Macht dieses „Seniorenconvents" blieb dauernd im Steigen, und die Thatsache, daß fast alle positiven Vorgänge und legislativen Erfolge durch einen Compromiß der constituirten Parteien nachgrade möglich geworden sind, hat den größten Theil unserer „Wilden" bewogen, sich gleichfalls über eine fractionsähnliche Vertretung ihrer Interessen in Einvernehmen zu setzen. Wenn diese Bestrebungen auch zunächst nur den Ausgang hatten, daß der vorgeschrittenere Theil der Wilden sich als linkes Centrum neben die Fortschrittspartei setzte, so wurde doch eben dadurch constatirt, daß in immer steigenderem Maße für den deutschen Parlamentarismus ein Proceß der Corporationsbildung stattfindet, und daß der einzelne Abgeordnete seine Bedeutung wesentlich durch die Partei erhält, der er als festes Mitglied angehört. Unter einem derartigen Entwicklungsstadium im öffentlichen Leben unseres Volkes tritt der erste deutsche Reichstag ins Leben, ganz abweichend von der Constellation, unter welcher sich das Parlament von 1848-49 und die repräsentative Vertretung des Nordd. Bundes- und Zollvereins 1867 und 68 bildete. Mehr als jemals wird der Abgeordnete seine Empfehlung bei den Wählern der Partei zu danken haben, an welche er sich schließt oder schließen will, nicht seinen persönlichen Eigenschaften. Wer in die erste verfassungsmäßige deutsche Gesammtvertretung gelangen will, hat seinen Wählern auf die Frage zu antworten: Was bist Du? nicht was willst oder kannst Du?

Dessen waren sich unsere Parteien im preußischen Landtag wohl bewußt; die Sitzungen wurden großentheils nur als Mittel angesehen, Parteizwecke und Parteistellung gegenüber den großen nationalen Aufgaben darzulegen, welche unseres Reichstags harren. Ungescheut enthüllten die als „Centrum" so, wie schon einmal vor einem Jahrzehnt, vereinigten Ultramontanen ihre weitgehendsten Ziele, um für die Bevölkerung in Schlesien, Rheinland, Westfalen und einen Theil von Hannover keinen Zweifel daran zu lassen, daß sie direct zur kathol. Hierarchie des Mittelalters zurücksteuern wollen; Polen und Dänen entwickelten ihren negativen Standpunct gegenüber der Neugestaltung des Reichs durch Demonstration; Preußens Alteonservative ent-

puppten ſich in mehr als einer Beziehung als Fahnenträger des Particularismus, ſowohl in nationaler als in ſocialer Beziehung. Die Wähler ſollten erfahren, daß der conſervative Abgeordnete nichts iſt, als ſchwarzweißer Gutsbeſitzer. Wenn wir in dieſen Parteien, wie ſie zuletzt auftraten, das rechtsliegende Extrem des künftigen Reichstags erblicken, ſo wurden in vielen demokratiſchen Blättern mit Hinblick auf die Haltung einzelner Fortſchrittsmänner, die an craſſer Negation nichts zu wünſchen übrig ließ, Fortſchritt, Volkspartei und Socialdemokratie unter eine höhere Einheit gebracht. Zwiſchen dieſer rechten und linken Seite des künftigen Parlaments ſtehen dann unſere bekannten Mittelparteien, deren Situation durch das folgende Tableau veranſchaulicht wird:

I. **Obſcurantiſch-reactionäre Parteien.**

1. Ultramontane.

a) „Centrum" in Preußen; b) Patrioten in Baiern; c) Volkspartei in Baden.

2. Centrifugal.

a) Großdeutſche, faſt nur noch in Schwaben; b) Welfen (und Auguſtenburger) in den annectirten Provinzen; c) Polen, in Poſen und Weſtpreußen; d) Dänen in Nordſchleswig.

3. Particulariſten.

a) Altconſervative in Preußen; b) „Bundesſtaatlich Conſtitutionelle" in Sachſen; c) „Gemäßigte" in Baiern.

II. **National-reformatoriſche Parteien.**

1. Freiconſervative.

a) Als ſolche in Norddeutſchland; b) als Nationalconſervative in Baden.

2. Altliberale.

Zum großen Theil bisher fractionslos oder bei einer der beiden andern Mittelparteien als „Conkneipanten".

3. Nationalliberale.

a) Als ſolche in Norddeutſchland und Baden; b) als deutſche Partei in Württemberg; c) als Fortſchrittspartei in Baiern und Heſſen.

III. **Radicale und deſtructive Parteien.**

1. Fortſchritt.

a) Als ſolcher in Preußen; b) als Demokratie in verſchiedenen andern deutſchen Ländern.

Das „linke Centrum", welches ſich im preußiſchen Landtag kürzlich neugebildet hat, iſt als Zwillingsſchweſter des Fortſchritts zu betrachten.

2. Volkspartei.

Als ſolche mit abweichenden Zielen in Königsberg, Berlin, Frankfurt a. M.

3. Socialdemokraten.

a) Lassalleaner α Männliche Linie Schweitzer; β Weibliche Linie Mende; γ Sächsliche Linie, „der große Fritzsche“;

b) Marxianer, demokratische Arbeiterpartei, Bebel und Liebknecht.

c) Vierte Fraction: Tauscher in Augsburg.

Die Geschäftskrisen während der beiden deutschen Einheitskriege.

Große Kriege sind in unsern Tage allemal von mehr oder minder einschneidenden Geschäftsstörungen begleitet. Die rein militärische Auseinandersetzung, welche wir 1864 mit den Dänen hatten und welche nur für diese, nicht für uns die Gestalt eines nationalen Verhängnisses annahm, ließ Deutschlands volkswirthschaftliche Zustände ziemlich unberührt. Ebenso nahmen Englands abyssinischer Feldzug, die französische Expedition nach Mexico und Cochinchina wohl die Staatsfinanzen, aber nicht das allgemeine Geschäftsgetriebe der Nation in Anspruch. Dagegen haben wir 1866 und 1870 gespürt, daß man mit einem halbwegs ebenbürtigen Gegner nicht kämpft, ohne es in allen Gliedern zu fühlen.

Der Grund liegt auf der Hand. Schlachten und Feldzüge sind in ihrem Ausfall immer bis auf einen gewissen Grad unberechenbar; nicht einmal die Leute vom Fach, Militärs und Diplomaten, zu deren Lebensaufgaben das vergleichende Studium der Heeres- und Flotten-Einrichtungen der verschiedenen Staaten gehört, sind durchschnittlich unterrichtet und urtheilsbefähigt genug, um denselben mit einiger Sicherheit vorherzubestimmen, — denn wie würde sonst Oestreich den Krieg von 1866, Frankreich den gegenwärtigen unternommen haben? Viel weniger kann also die militärisch ungebildete Geschäftswelt im Stande sein, sich von den Chancen eines eben ausbrechenden Krieges ein auch nur annäherungsweise richtiges und gesichertes Bild zu machen. Sieg und Niederlage — d. h. soviel wie öffentliches Gedeihen und Zurückkommen, wo nicht mehr — erscheinen ungefähr gleich denkbar. Niederlage der vaterländischen Waffen aber bedeutet drohende Ueberziehung des Landes durch feindliche Truppen, Brandschatzungen, Zerstörung oder Beschädigung von Gebäuden und anderen handgreiflichen Werthgegenständen, Unterbrechung des Verkehrs und der Erwerbsthätigkeit schon während des Krieges, ferner nach dem Friedensschluß Zahlung der Kriegskosten, Vermehrung der Staatsschuld und Erhöhung der Steuerlast. Von dem allen ist wiederum die Folge, daß der allgemeine Wohlstand nachhaltig sinkt und die große Mehr-

zahl der Familien ſich einſchränken muß, was den Abſatz vieler Producte beeinträchtigt. Aber auch in dem andern glücklichen Falle, daß das nationale Heer ſchließlich entſcheidend ſiege, kann doch die bloße Thatſache des Krieges und mehr noch ſeine Verlängerung den Verkehr höchſt fühlbar lähmen, der induſtriellen Production und den landwirthſchaftlichen Arbeiten die Arme entziehen, die Conſumtionsfähigkeit der Haushalte herabſetzen. Aber dieſe fatalen Erwartungen ſtellt der Ausbruch des Krieges auf einmal den erſchreckten Blicken der Menſchen vor. Die ſchlimmſten *können* eintreffen; ſchlimme *müſſen* faſt unausbleiblich eintreffen, das Loos der Schlachten möge nun noch ſo günſtig fallen. Was Wunder, daß in der Angſt und Aufregung des Augenblicks nicht allein zu weiſen, nothwendigen Vorſichtsmaßregeln, ſondern auch zu ganz verkehrten Auskunftsmitteln gegriffen wird, die das Gegentheil von dem bewirken, was ſie ſollen! Da werden ertheilte Aufträge zurückgezogen, eingeleitete Geſchäfte abgebrochen, nicht immer mit der bei ruhigem Ueberlegen gewohnten Achtung vor dem Rechte des andern Theils. Insbeſondere ſucht ſich Jeder mit Baarmitteln möglichſt zu verſehen, die Einräumung von Credit auf das engſte Maß zu beſchränken. Man kann ja nicht wiſſen, wie die ſo jäh abgeſchnittene Hoffnung auf längeren Friedensbeſtand, welche dem modernen Creditſyſtem zu Grunde liegt, den oder jenen in ſeinen Geſchäften und ſeinem Vermögensſtand betreffen wird; und da jede Art von Papiergeld oder Unterbringung der Caſſe Credit einſchließt, d. h. das Vertrauen, daß irgend ein Anderer allezeit zahlungsfähig bleiben werde, ſo iſt an ſich nichts natürlicher, als der plötzliche und durchgängige Vorzug, deſſen ſich beim Ausbruch eines unabſehbaren Krieges das baare Geld, das gemünzte Metall erfreut. Bis auf einen gewiſſen Punkt hat beides, die Einſchränkung des Credits und die Anſammlung baarer Caſſe, in ſolchen Zeiten ſeine volle Berechtigung. Aber auch nur ſo weit. Darüber hinaus ſteigert es die Kriſis, und gefährdet ſo mittelbar auch den, der in kurzſichtig rückſichtsloſer Selbſtſucht nur den eigenen feuerfeſten Schrank mit Gold und Silber möglichſt vollzupfropfen trachtet. Drängt eine zu weit getriebene Verweigerung eines unter gewöhnlichen Umſtänden ſelbſtverſtändlichen, daher zur Vorausſetzung des Geſchäftsbetriebs gewordenen Credit einen thatſächlich noch vermögenden, nur augenblicklich nicht zahlungsfähigen Mann zum Bankerott, in einer Zeit, wo alle Güter und Waaren außer einigen wenigen ſchwer in Geld umzuſetzen ſind, ſo kann ſolcher Sturz, ja er *muß* vermöge der Verſchlingung der Intereſſen faſt nothwendig ſtärker oder ſchwächer auch den mit treffen, der das Mißtrauen zu weit trieb. Daſſelbe iſt es mit maßloſer Anhäufung gemünzten Metalls, die der Einzelne ja eben auch nur auf Koſten des Verkehrs, der Geſammtheit, vieler andern Einzelnen vornehmen kann. Wenn er einige von dieſen damit direct oder indirect zur Zahlungseinſtellung

zwingt, so mag er leicht in Mitleidenschaft gerathen und so für das blinde Uebermaß seiner Vorsicht bestraft werden.

Wer noch so weit zurückzudenken vermag wie Juli 1870, zweite Hälfte, der wird sich erinnern, damals reichliche Spuren eines so beschaffenen Gemüthszustandes wahrgenommen zu haben. Der Ausbruch des Krieges war bekanntlich so jäh wie möglich. So folglich auch der der Geschäftsstörung und Vertrauensstockung. Aus einem Zustand leidlicher Blüthe, ja eines erträglichen Sicherheitsgefühls — da sich noch am 30. Juni ja der traurige Monsieur Ollivier für den europäischen Frieden gleichsam verbürgt hatte — stürzten wir unvermittelt in das, was die Börsensprache panischen Schrecken nennt. Zum ersten Male in der Geschichte mußten die Mündungen der deutschen Ströme, die sonst jedem Schiffe offenstehen, künstlich verrammelt werden, damit ein tückischer Feind nicht bis ins Herz unserer nördlichen Provinzen vordringe. Die Seeschifffahrt war mithin auf einmal zu Ende. Mit dem Landverkehr im Großen ging es nicht viel anders, wenigstens so weit die Eisenbahnen der Heerbeförderung nach der westlichen Gränze irgendwie dienen konnten. Der Discont stieg in wenigen Tagen von etwa 4 Procent bis zu 8 hinauf; die Effectencurse machten mit gleicher Rapidität die entgegengesetzte Bewegung des Fallens durch. Die sogenannten wilden Scheine, d. h. das Papiergeld der kleinen Staaten und der kleinen Banken, büßten ihr Vagabundiren über die Grenze hinaus, innerhalb deren ihre Aussteller Credit hatten und haben konnten, mit einem Disagio von 5 bis 10 Procent.

Es war eine heftige, aber kurze Krisis. Ihre Wucht war sogar schon gebrochen, bevor der Krieg noch eigentlich in Gang kam. Ihr Höhepunkt fiel in die letzte Juli-Woche, und am 4. August sauste bekanntlich doch zuerst das deutsche Schwert auf den übermüthigen Angreifer hernieder, der sich einen leichten Siegeszug nach Berlin erträumt hatte.

Um das stockende Vertrauen wieder in Fluß zu bringen, hatte sich aus dem Mittelpunkt der deutschen Politik ein Strom siegesgewisser Zuversicht über den ganzen Norden und bald über den Süden ebenfalls ergossen. Zwar auch die Börsen hatten, die Effectenbörsen zu Berlin und Frankfurt am Main so gut wie die Waarenbörsen zu Hamburg und Bremen, die Köpfe nicht geradezu hängen lassen, als die Thatsache des Krieges feststand. Sie waren der langen Unsicherheit gründlich müde; lieber ein Ende mit Schrecken wollten sie, als Schrecken ohne Ende. Rechneten sie auch nicht entfernt auf solche sofortige, überwältigende, ununterbrochene Erfolge, wie unsere Heere wirklich erfochten, so zweifelten sie doch nicht im entferntesten, daß am Ende deutsche Beharrlichkeit über den vielgepriesenen Elan der Franzosen Herr werden würde. Aber in den leitenden Kreisen zu Berlin war man zu noch genauerer Vergleichung der Kräfte befähigt und folglich noch weit zuversichtlicher gestimmt. Gerade wie

1866, ging man mit einem Selbſtvertrauen in den Krieg, das kaum Jemand in der übrigen Welt theilte, das aber vollkommen berechtigt war. Und da es vier Jahre früher nicht getäuſcht hatte, ſo theilte es ſich diesmal erheblich raſcher wenigſtens denjenigen mit, welche wünſchten, es theilen zu können. Vor allem erfüllte es die Leitung der preußiſchen Bank. Dieſe gab daher allen Filialen und Agenturen ihres weitverzweigten Geſchäfts die Anweiſung, in der Gewährung von Credit an ſolide Kunden bis an die Grenzen des Zuläſſigen zu gehen, gerade, wie wenn in der Welt nichts Außerordentliches los wäre. Der heilſame Einfluß, welchen dieſe Anweiſung auf den Verlauf der volkswirthſchaftlichen Kriſis geäußert hat, iſt kaum zu überſchätzen; zumal im Gegenſatz zu der kläglichen Haltung, auf der ſich manche kleinere Bank betreffen ließ. Die Direction der Hannöverſchen Bank z. B. hatte dergeſtalt den Kopf verloren, daß ſie ihren ſtändigen Kunden Einlagen von ein paar tauſend Thalern zurückſchickte, damit es ihnen nur nicht einfalle, auf Grund des getroffenen Abkommens ein paar tauſend Thaler mehr als das Guthaben entlehnen zu wollen. So blieb denn auch eine verdienſtliche Anregung der Braunſchweiger Bank, ſich unter den kleineren deutſchen Zettelbanken über gegenſeitige Annahme der Noten zu verſtändigen, ohne praktiſche Folge.

Wie im Sommer 1866, ſo hatte man in Berlin auch diesmal wieder Darlehnskaſſen von Staats wegen errichten zu müſſen geglaubt, um Kaufleuten und Induſtriellen über die Kriegszeit hinwegzuhelfen. Man weiß, daß die volkswirthſchaftliche Kritik dergleichen Nothſchöpfungen des Staats entweder überflüſſig oder gefährlich findet. Diesmal zeigten ſie ſich, ebenſo wie 1866, von ihrer liebenswürdigeren Seite, nämlich nur allenfalls überflüſſig. Keine der errichteten Darlehnskaſſen wurde ſtark benutzt, mehrere gar nicht oder beinahe gar nicht, und gingen daher auch ſchon im September oder October wieder ein. Dagegen hat ſich an verſchiedenen Orten wie in Hamburg, Frankfurt am Main, Stuttgart, Leipzig u. ſ. f. der Handelsſtand durch außerordentliche Disconto- oder Lombard-Caſſen ſelbſt geholfen, und von dieſen Schöpfungen freier Eigenhilfe haben einige ſehr bedeutende Umſätze gemacht, alſo unzweifelhaft viel gethan, der Geſchäftswelt die Ueberwindung der Kriſis zu erleichtern. Bankerotte ſind aber überall nicht in ungewöhnlicher Zahl oder Schwere vorgekommen.

Es war gewiß ein hohes Zeichen nationaler Geſundheit, daß die den Krieg begleitende geſchäftliche Vertrauensſtörung ſchon wieder abnahm, ehe noch die Siege von Wörth und Forbach der Furcht vor feindlicher Invaſion fürerſt ein Ende machten. Verglichen mit den entſprechenden Vorgängen in Frankreich war es eine wichtige frühe Bürgſchaft definitiven Triumphs. An nichts waren die Franzoſen uns ſicherer überlegen als in Capitalreichthum und Geldmacht. Der Baarſchatz der preußiſchen Bank verſchwand neben

demjenigen der Bank von Frankreich. Dort lief Gold um, in Deutschland nur Silber. Nicht umsonst hatte die französische Industrie ein oder mehrere Menschenalter früher als die deutsche voller innerer Zollfreiheit, Freizügigkeit und Gewerbefreiheit sich erfreut. Der Landwirthschaft kam ein reicherer Boden und ein milderes Klima, dem Verkehr eine unvergleichliche geographische Lage zu Statten. Aber alle diese Vorzüge verhinderten nicht, daß die Geschäftskrisis jenseits des Rheines gerade so früh ausbrach, wie diesseits, daß sie fortfuhr zu steigen, als sie bei uns schon allmählich wieder sank, und nach den ersten Erfolgen der deutschen Waffen dort genau dieselben heftigen Merkmale zeigte, wie die politische Krankheit des unselig entnervten Volks. Die Bank von Frankreich ging unmittelbar nach dem Ausbruch des Krieges zu Silberzahlungen über; und sobald es nur irgend mit Anstand geschehen konnte, suspendirte sie das Baarzahlen ganz und ließ ihren Noten gesetzlichen Zwangsumlauf beilegen. Gleichzeitig wurde ein Moratorium erlassen, das fällige Wechselzahlungen unklagbar machte, und nach seinem Ablauf von Monat zu Monat unabsehbar verlängert worden ist. Dadurch sind zu den unvermeidlichen Nachtheilen des Krieges für Handel und Gewerbe noch sehr schwere willkürliche gefügt worden. Das baare Geld ist bis auf geringe Reste aus dem Verkehr verschwunden, der von frisch fabricirtem Papiergeld aller möglichen Größen und Emissionen wimmelt; man hat also beinahe schon mit dem ersten Tage des Krieges den Grund zu einer Zerrüttung des Geldwesens gelegt, welche Jahre gebrauchen wird, um wieder überwunden zu werden, und ihre unheilvollen volkswirthschaftlichen Wirkungen natürlich in Frankreich so gut nach sich ziehen muß, wie in Oestreich oder Rußland. Und dies alles, obwohl man in Paris an den Sieg so fest glaubte, wie an die eigene Größe und Unabhängigkeit! während in Deutschland die, welche nicht viel mehr von dem Verhältniß der streitenden Kräfte wußten, als die Pariser, bescheidentlich gefaßt sich auf anfängliche Schlappen einrichteten, und doch den Muth nicht verloren, doch sogar in ihren Geschäftsangelegenheiten nach kurzem Erschrecken Besonnenheit und Zuversicht walten ließen.

Inzwischen hat sich der Krieg trotz der niemals eigentlich abgebrochenen Reihe unserer Siege in die Länge gezogen, nachdem von einer ihn begleitenden volkswirthschaftlichen Krisis in Deutschland schon seit dem Herbste nicht mehr die Rede sein kann, höchstens noch von einzelnen nebensächlichen Störungen eines ganz normalen Befindens. Im Jahre 1866 war es umgekehrt: der Krieg kurz und acut, die Krisis lang und chronisch. Die Wahrheit ist, daß die Krisis damals geraume Zeit vor dem Ausbruch des Krieges völlig vorbereitet in den Zuständen des Welthandels lag, und die elektrische Spannung der politischen Atmosphäre sie nur steigerte, nur etwa zu früherem und zerstörenderem Erguß brachte.

Es gibt Beobachter, welche die allgemeine Welthandelskrisis im Frühsommer des Jahres 1866 ihrem ersten Keime nach sogar bis auf den Ausbruch des amerikanischen Bürgerkrieges zurückdatiren. Damals verlor das ungeheure Capital, welches England in der Baumwollbeziehung aus den Vereinigten Staaten stecken hatte, durch die Blockade der Südhäfen und den Stillstand der Production fast auf einmal seine Verwendung. Es mußte sich nach einer neuen umsehen, und fand dafür begreiflichermaßen nicht lauter gute Gelegenheiten vor. Ueberspeculation in Eisenbahnen und einer Art Actien-Fieber, mit Phantasien von raschem Reichwerden verknüpft, waren die Folge. Für die ausbleibende Baumwollen-Ernte Nordamerikas suchte man anderswo fast gewaltsam Ersatz zu schaffen, zumal in Ostindien; wie aber dann die amerikanischen Golf- und Mississippistaaten nach hergestelltem Frieden in die Concurrenz wieder eintreten konnten, bekam das hierauf verwendete britische Capital den Rückschlag der bewirkten Ueberproduction zu fühlen, und die Preise der Baumwolle machten neue rapide Tänze durch. Das war ungefähr die Lage der Dinge, als der Dualismus der beiden deutschen Großmächte über den Zankapfel Schleswig-Holstein zum Kriege trieb. Schon wochenlang vor dem preußisch-östreichischen Zusammenstoß erklärte sich in England die Geschäftskrisis als acut. Im Mai und während der ersten Hälfte des Juni kamen solche gewaltige Stürze vor wie Overend, Gurney und Comp. (im August 1865 zu einer Actiengesellschaft umgewandelt, wo die ursprünglichen Inhaber noch eine halbe Million Pfund für ihre Kundschaft erhielten, während das Haus schon mit vier Millionen Pfund überschuldet war), die Agra- und Mastermans-Bank (in der die ostindischen Beamten ihre Ersparnisse niederzulegen gewohnt waren), und Peto und Betts, die großen, in allen Welttheilen beschäftigten Eisenbahn-Unternehmer. Der Discont der Bank von England stieg auf 10 Procent und hielt sich auf dieser Höhe manche Woche hindurch, während die Bank von Frankreich ruhig bei 4 Procent stehen bleiben konnte; die Peel'sche Bankacte mußte wieder einmal suspendirt werden. Deutschland, mit dem Kriege vor der Thür, wurde trotz seiner Unschuld am englischen Eisenbahnschwindel und ostindischen Baumwollenbau natürlich in stärkere Mitleidenschaft gezogen, als das damals noch an sich haltende Frankreich. Die lange Kriegsbesorgniß erwies sich mit ihren nervenschwächenden Folgen schlimmer, als die unmittelbare Einwirkung des Krieges. Daher gab es auch mehr Bankerotte als 1870. Aber was das Uebelste war: der Friedensschluß machte nicht aller Sorge ein Ende. Süddeutschland blieb im wesentlichen draußen, und über der Pforte, durch die es hatte hereinmarschieren sollen, hielt das eifersüchtig-übermüthige Frankreich mit schlechtverhehlter Beutegier Wacht. So blieb dem Patienten, der gestörten Geschäftswelt, eine immerwährende Reizbarkeit und Schwäche zurück. Man hatte einen bedeu-

tenden Schritt vorwärts gemacht; aber nur um so beunruhigender war es, nicht gleich völlig ans Ziel gekommen zu sein. Diese unbehagliche Stimmung machte vornehmlich, daß die deutschen Börsen im gewachsenen Gefühl ihrer Zuversicht auf Preußens Politik und Armee und auf Deutschlands unverwüstliche Nationalkraft beinahe aufjubelten, als es um die Mitte vorigen Sommers dann endlich zur Entscheidung kam.

Ihr Vertrauen hat sie denn auch nicht getäuscht. Lange vor dem Kriege hat die ihn begleitende Geschäftszerrütterung in Deutschland aufgehört. Der Seehandel zwar leidet noch, und der Eisenbahnverkehr hat im ganzen westlichen Deutschland seine alte Regelmäßigkeit noch nicht wiedergewinnen können, zu beträchtlichem Schaden des Handels, ja zur Herbeiführung förmlicher Nothstände in einzelnen Geschäftszweigen, z. B. der Kohlenversorgung. Aber dies sind partielle und locale Beschwerden, die das nationale Allgemeinbefinden wenig afficiren. Der preußische Finanzminister kann die Hoffnung aussprechen, das Kriegsjahr ohne Deficit abzuschließen: das sagt genug. Mit dem Frieden wird die vollständige Genesung unseres Wirthschaftslebens ebenso rasch als sicher eintreten. Dann aber stehen wir, aller Wahrscheinlichkeit nach, auf einem wie nie zuvor gesicherten Grunde politischer Sicherheit, vor einem geschäftlichen Aufschwung, bei welchem es eher zu zügeln als zu ermuntern und anzuspornen geben wird.

Kriegs-Krisen mag das lebende Geschlecht dann ohne Vermessenheit hoffen sobald nicht wieder durchmachen zu müssen. Gewöhnliche Handels-Krisen werden leichter wiederkehren; wenn man nach Englands Erfahrung folgern darf, ist man ihnen sogar in dem Grunde mehr ausgesetzt, wie Kriege und innere Umwälzungen das complicirte Credit-Getriebe der Gegenwart zu bedrohen aufhören. Aber die Krisen von 1866 und 1870 werden das Ihrige dazu beigetragen haben, daß wir künftige commercielle Vertrauensstörungen eher überwinden. Die erstere hat es bereits gethan, indem sie uns von den Wuchergesetzen, dem Zunftzwang und den Freizügigkeitsschranken definitiv befreite, das Zollwesen reformabel machte, Handels- und Post-Verträge in großer Menge nach sich zog; die letztere wird es in dem Maße thun, wie sie die noch ungelösten Aufgaben einheitlichen zeitgemäßen Münzwesens, mannigfaltig-freier Entwickelung des Bankwesens und Vollendung des Freihandels bald und glücklich löst.

A. Lammers.

Das Miniſterium Hohenwart.

Aus Oeſtreich, Ende Februar.

Seit dem Rücktritt des Fürſten Metternich, der durch beharrliche Verfolgung einſeitiger Grundſätze einen beſtimmenden Einfluß auf die Weltgeſchichte geübt, und Oeſtreich zu einer hervorragenden Stellung in Europa geführt hatte, iſt der einheitliche Charakter der öſtreichiſchen Politik einem ruheloſen Wechſel von Perſonen und Syſtemen gewichen. Die Miniſterliſte des Kaiſerſtaats von 1848 bis 1871 zeigt eine lange Reihe von Namen, deren Träger bald in abſolutiſtiſchen, bald in conſtitutionellen Formen das Heil der Völker zu begründen, den Einfluß des Reichs zu befeſtigen gedachten, in Wahrheit aber durch die Gegenſätze der innern Verwaltung und die Widerſprüche der äußern Politik eine chaotiſche Verwirrung aller Verhältniſſe herbeigeführt, die Machtſtellung des Staats tief erſchüttert haben. Allerdings war der Glanz, den die Staatskunſt des Fürſten auf die habsburgiſche Krone gelegt, nur ein trügeriſcher Schein, der die unerfreulichen Zuſtände im Innern fremden Blicken verbarg; aber die Regungen der nationalen Oppoſition in Ungarn und Italien, in Siebenbürgen und Croatien, und die geiſtige Bewegung, welche damals von Deutſchland her die Bundesländer durchzitterte und in der Forderung freiſinniger Reformen bezeichnenden Ausdruck fand, waren für das Reich doch minder gefahrvoll geweſen, als die ſtürmiſchen Angriffe der Nationalitäten und Parteien auf das Bürgerminiſterium und den Beſtand der Dezember-Verfaſſung, und als die unheilvollen Wirren, denen jetzt das Miniſterium Hohenwart gegenüberſteht.

Am 4. April 1870 ward Graf Potocki zur Bildung eines neuen Cabinets berufen und mit der Aufgabe betraut, die Verwickelungen der Lage und die ſchroffen Gegenſätze der Rechtsverhältniſſe durch friedliche Einfügung aller widerſtrebenden Elemente auf dem Boden der Verfaſſung auszugleichen, durch Befeſtigung und Weiterbildung der Freiheitsrechte den öſtreichiſchen Staatsgedanken zu verwirklichen. Aber während ſich das deutſche Reich in dem Rieſenkampf mit ſeinem gewaltigen Erbfeinde zu feſter Einheit verband, drohten die Sonderbeſtrebungen der Polen, Czechen, Slovenen und Tiroler, der Ultramontanen und Feudalen die öſtreichiſche Monarchie in eine Gruppe kleiner Einzelſtaaten zu zerſplittern; der Rechtsbeſtand der Verfaſſung ward von dem böhmiſchen Landtag nach wie vor beſtritten, in Innsbruck und Laibach nur mit Vorbehalt anerkannt, und die Thronrede des Kaiſers vom 17. September hatte nicht blos die Abweſenheit der böhmiſchen Abgeordneten, ſondern auch die erfolgloſen Bemühungen des Miniſteriums für die Beſeitigung

der innern Zerwürfnisse zu beklagen. Weder die formelle Aufrechthaltung der Verfassung, noch die vollständige Beseitigung des Concordats hatte das Mißtrauen in die ungleichartigen Elemente eines Cabinets zu zerstreuen vermocht, dessen Handlungen mit den Erklärungen der Thronrede in Widerspruch standen, das mit einem Schlage drei pflichttreue Statthalter von ihren wichtigen Posten enthob, weil sie gegen die föderalistischen Gesinnungsgenossen des Freiherrn Petrino für die Vertagung des Reichsraths gestimmt hatten, und das vielleicht nur durch die Rückwirkung der deutschen Siege auf die öffentliche Meinung von einem Staatsstreich zurückgehalten wurde.

Unfraglich hatten die Erfolge des deutschen Heers das Selbstgefühl der Oestreicher in hohem Grade gekräftigt und der Hoffnung auf endliche Heilung der Schäden, an denen das Staatsleben hier seit Jahrzehnten krankt, neue Anregung gegeben. Waren es doch in den schlimmsten Zeiten immer die Deutschen gewesen, deren treue Hingabe für das Vaterland den wankenden Bau des östreichischen Staats vor der Zertrümmerung geschützt, deren kraftvoller Arm die Fahne des Rechts und der Freiheit in den wildesten Stürmen hochgehalten hatte. Sollte das deutsche Volk in Oestreich nicht wieder vor Allen berufen sein, dem zweifelhaften Verfassungsleben eine sichere Grundlage zu geben, die Gegenstrebungen der Feudalen und Föderalisten auf Untergrabung des Rechtsbodens zurückzuweisen? Noch konnte die Verfassungspartei des Abgeordnetenhauses gegen die vereinigten Gruppen der klerikalen und feudalen Gegner das Feld behaupten, obwohl ihr die innere Uebereinstimmung in jenen wichtigen Fragen fehlte, von deren Entscheidung das Schicksal der Verfassung vorzugsweise abzuhängen schien, und die Zuversicht auf die Erfolge ihrer Bemühungen, die Bürgschaften dieser Verfassung sicherzustellen. Denn trotz des correcten Standpunktes, den die Thronrede festhielt und trotz der lichtvollen Perspective, welche die Ankündigung freisinniger Gesetze zur Regelung der schwebenden Fragen zwischen Kirche und Staat eröffnete, deuteten verschiedene Anzeichen darauf hin, daß das Ministerium einer Reaction auf dem Boden der Verfassung nicht abgeneigt sein würde; und obwohl die Ausschreibung directer Wahlen in Böhmen einen Zuwachs der Verfassungspartei ergeben hatte, welcher zur Abwehr parlamentarischer Vergewaltigung hinreichte, blieb doch die Aussicht getrübt, für die Umgestaltung des Wahlgesetzes zur Loslösung des Reichsraths von den Landtagen die erforderliche Zweidrittelmehrheit zu gewinnen.

Unter diesen mißlichen Umständen erregte die Haltung des Herrenhauses, das als ein treuer Hort der Verfassung und als strenger Richter des Ministeriums auftrat, allgemeine Aufmerksamkeit. Wenn der Adreßentwurf ein klares Spiegelbild der verworrenen Lage entwarf, die Unbotmäßigkeit gegen das giltige Recht und Gesetz, den zunehmenden Zwiespalt der Parteien

und Volksstämme, den wachsenden Widerstand gegen verfassungsmäßige Institutionen und das rücksichtslose Streben auf Lockerung des Reichsverbandes, Lähmung der Staatsgewalt und anarchische Zersetzung des Innern beleuchtete, so gab die Adreßdebatte diesen allgemeinen Umrissen noch ein schärferes Relief. „Noch nie seien föderalistische Tendenzen so unverhüllt aufgetreten, als in diesem Augenblick, wo die nationale Opposition sich in eine staatsrechtliche verwandelt habe und volle Selbständigkeit der Königreiche und Länder — einen Staat Tirol, einen Staat Istrien, einen Staat Bukowina — verlange und wo der Drang nach Landesautonomie die Austria in ein Automat zu verwandeln drohe. Diese trostlose Situation falle zum großen Theil der gegenwärtigen Regierung zur Last und Schuld, die, in sich selbst zerspalten, einen Januskopf mit den Zügen der Verfassung und den Mienen des Föderalismus trage und, in unauflösliche Widersprüche verstrickt, mit gesetzlichen Mitteln den Selbstmord der Verfassung zu vollziehen strebe. Die unleugbare Thatsache, daß der Minister Petrino in der letzten Session nach Zurückweisung seines unerhörten Antrags, die Forderungen des Lemberger Landtags für Galizien auch allen übrigen Landtagen zu bewilligen, nicht blos unter Protest das Abgeordnetenhaus verlassen, sondern auch einen Versuch zur Sprengung des Reichsraths unternommen habe, rechtfertige wohl ernste Zweifel an der Verfassungstreue dieses Mannes. Die Ausgleichsverhandlungen des Ministerpräsidenten mit dem böhmischen Landtage seien mißlungen; dennoch habe die Regierung gerade in Prag einen entschiedenen Feind der Verfassung zum Vorsitzenden jener Versammlung bestellt, deren Mehrheit ausdrückliche Verwahrung gegen die Giltigkeit der Verfassung zur Behauptung eines vermeintlichen böhmischen Sonderstaatsrechts einlegte. — Während der Erdtheil von dem eisernen Schritt des wiedererstandenen deutschen Kaisers erdröhne, citiren staatskünstlerische Bosco's und Döbler's das Gespenst des heiligen Wenzel, um es wider den Gegner als Grenzhut aufzustellen; während der Urheber des Nationalitätenzwistes in Lothringen und Elsaß die Vergeltung seiner Schuld erfahre, wolle man hier den Staat Maria Theresia's in Nationalitäten-Partikel zerlegen, suche in siebzehn Antiquitätenkammern Herzogshüte, Grafen- und Königskronen und in grauer Vorzeit die Anknüpfungspunkte einer historischen Entwickelung hervor, welche zum Zusammensturz des baufälligen Staatsgebäudes führe.“ — Die Kritik über das Verhalten des Ministeriums gipfelte in der schneidenden Erklärung der Adresse, daß die Regierung, verleitet von dem Wunsch, unfruchtbare, sich ausschließende Gegensätze zu versöhnen, ihre eigene Grundlage untergraben, das öffentliche Rechtsgefühl verwirrt und durch eine Action unter täuschenden äußern Formen, den Bestand der geltenden positiven Rechtsordnung zu Gunsten unberechtigter Ansprüche in Frage gestellt habe.

In Uebereinstimmung mit diesem vernichtenden Urtheilspruch hatte der

Adreßentwurf des Abgeordnetenhauses den Tadel über die lange Unterbrechung der parlamentarischen Thätigkeit und die fruchtlosen Unterhandlungen des Ministeriums mit verfassungsfeindlichen Parteien, über die unzweckmäßige Auflösung des böhmischen Landtags und die Aufmunterung der Opposition zur Untergrabung der Autorität des Gesetzes und der Verfassung in mildere Formen gehüllt und nur dem tiefen Bedauern Ausdruck gegeben, daß die bisherige staatsrechtliche Wirksamkeit der Regierung keine Gewähr für die Herstellung geordneter, verfassungsmäßiger Zustände leiste. Die Berathung des Entwurfs gab indeß den Wortführern Anlaß, auch diesen Schattenriß durch schärferes Detail in charakteristischen Zügen zu ergänzen. Seit einundzwanzig Jahren sei in Oestreich eine Reihe von Experimenten der Polizeiwirthschaft und Säbelherrschaft, des Scheinconstitutionalismus und der Sistirung durchgeführt, die Thätigkeit des freisinnigen Bürgerministeriums durch eine Nebenregierung lahmgelegt und zuletzt ein Ausgleichsministerium berufen worden, dessen methodische Anwendung constitutioneller Formen die Verfassung selbst verletze. Die Regierung habe ein polnisches und czechisches, aber kein östreichisches Bewußtsein großgezogen und sie suche in derselben Zeit, wo eine große Katastrophe im Westen ein ganzes Volk niederschmettere und das Schicksal im Osten mit ehernem Finger an die Pforte Oestreichs klopfe, durch kleinliche Intriguen die Verfassungspartei an die Wand zu drücken. Unter diesen Umständen sei patriotische Pflicht des Reichsraths, dieses Ministerium so rasch als möglich zu beseitigen, und die Aufgabe der Deutschen, wie immer das alte Oestreich mit ihrem Herzblut zu schützen, ohne sich für interessante Nationalitäten zu opfern. Noch sei Oestreich weit entfernt, den Weg des Scheinliberalismus zu verlassen; aber unter dem reformatorischen Gewittersturm, der Europa durchbrause, steige der deutsche Volksgeist aus den Ruinen des Cäsarismus frisch und jung hervor, das Weltleben durch Verbrüderung freier, gleichberechtigter Völker im Reich des Friedens und der Cultur umzugestalten.

Wenn diese Worte des Abgeordneten Fux die Stimmungen und Wünsche der Bevölkerung abspiegelten, so entrollte Dr. Herbst ein inhaltreiches Sündenregister des Ministeriums, zergliederte mit scharfer Dialektik das Programm der Regierung, bezeichnete die maßlose Steigerung der czechischen Anforderungen und die anarchischen Zustände in Böhmen als natürliche Folge der fortgesetzten Ausgleichsverhandlungen, die Absetzung der drei Statthalter als eine Verletzung der Immunität der Abgeordneten und glaubte nur der Erfolglosigkeit aller Regierungsmaßregeln es zuschreiben zu dürfen, daß nicht eine feindliche Majorität des Abgeordnetenhaus die Verfassung auf verfassungsmäßigem Boden zu beseitigen vermochte. — Alle diese Kundgebungen lieferten indeß nur schätzbares Material zur Klärung der verworrenen Lage, ohne den Wider-

ſtand der ſtaatsrechtlichen Oppoſition zu beugen, ohne den Völkern die Segnungen der Freiheit zu verbürgen.

Die Cabinetskriſis überdauerte den Jahreswechſel; die Ungewißheit, welche Partei die Erbſchaft des Miniſteriums Potocki antreten werde, erzeugte immer neue Hoffnungen und Befürchtungen. Nach parlamentariſchem Brauch würde der Oppoſition das Recht und die Pflicht erwachſen ſein, die Neubildung der Regierung aus ihren Reihen zu bewirken; aber die Scheu des Führers der Deutſchliberalen vor der Uebernahme eines Portefeuilles hielt auch andre Mitglieder der Oppoſition von der Bereitwilligkeit zum Eintritt in eine Stellung zurück, die bei den fortgeſetzten Intriguen des hiſtoriſchen Adels, der klerikalen Partei und der czechiſchen Oppoſition völlig unhaltbar erſcheinen mußte. Die Ausſicht auf Herſtellung eines, von den Landtagen unabhängigen Vollparlaments ſchwand in weite Ferne.

In dieſer Zwiſchenzeit bildeten die rückhaltloſe Anerkennung, welche die öſtreichiſche Regierung der vollzogenen Einigung Deutſchlands zollte, der günſtige Umſchwung in den Sympathien Ungarns für das wiedererſtandene Kaiſerreich und die Entſchiedenheit, mit welcher Graf Beuſt für die Verfaſſungsgedanken eintrat, bedeutſame Anzeichen einer erfreulichen Wendung. Auch im Schooß der deutſchböhmiſchen Verfaſſungspartei ſchien der Widerwille gegen ein Bündniß mit den polniſchen Abgeordneten zu ſchwinden, der Gedanke an eine friedliche Verſtändigung mit dieſer einflußreichen Fraction zur Herſtellung einer kräftigen, die Reform der Verfaſſung und die Erledigung der Lemberger Reſolution gleichmäßig durchführenden Regierung mehr und mehr Raum zu gewinnen: — dennoch mehrten ſich die unheilkündenden Vorboten. Abgeſehen von der Lähmung aller politiſchen Thätigkeit, der Vertagung wichtiger Verwaltungsmaßregeln und von den Erſchütterungen, welche die Autorität des Geſetzes in dieſem Interim erlitt, trieb die Rührigkeit der klerikalen Partei und der ſtaatsrechtlichen Oppoſition in verſchiedenen Kronländern Erſcheinungen hervor, die von der Wiener Preſſe mit bezeichnendem Schlagwort als politiſcher Hexenſabbat charakteriſirt wurden: mit Beſorgniß ſah die Mehrheit der Bevölkerung dem endlichen Ausgang der Kriſe entgegen.

Die Löſung ergab eine neue Ueberraſchung für Oeſtreich. Wie ſcharfſinnig die geſammte Tagespreſſe alle Möglichkeiten einer Um- und Neubildung des Cabinets in's Auge gefaßt hatte: ein Miniſterium Hohenwart war ihrem Vorausblick doch entgangen. Weder der frühere Miniſterpräſident, noch der Reichskanzler hatten von der Berufung des Statthalters von Oberöſtreich zum Schöpfer der neuen Regierung eine Ahnung gehabt; weder in den Reihen der Abgeordneten, noch in den Kreiſen der Bevölkerung waren die Mitglieder dieſes „über den Parteien ſtehenden" Cabinets bekannt, und als die Wiener Zeitung vom 7. Februar die Handſchreiben veröffentlichte, nach denen Graf

Hohenwart zum Minister des Innern und Vorsitzenden im Ministerrath, Dr. Habietinek zum Justizminister, Ministerialrath Jireček zum Minister für Cultus und Unterricht, Freiherr von Scholl zum Minister für Landesvertheidigung ernannt, Dr. Schäffle als Handelsminister mit zeitweiliger Leitung des Ackerbauministeriums betraut, und Freiherr von Holzgethan in dem Amt des Finanzministers bestätigt wurde, da ging eine tiefe Bewegung durch das ganze Reich. Wenn angesichts der weltbewegenden Ereignisse in Deutschland und der verhängnißvollen Lage in Oestreich die deutsche Verfassungspartei vollständig ausgeschlossen werden konnte, was hatte dann die Gesammtbevölkerung von den Vertretern der czechischen Nation zu erwarten, und wenn die unscheinbare Thätigkeit eines Statthalters, der durch nachsichtige Behandlung klerikaler Umtriebe und Begünstigung feudaler Interessen allgemeines Mißtrauen erregt hatte, in so hervorragender Weise belohnt wurde, welche Erwartungen durften die Freunde der Freiheit fortan auf die Wirksamkeit des Ministerpräsidenten setzen? — Diese Fragen erhielten durch das Programm der Regierung und durch die Stimmen der Presse eine abweichende Beantwortung. Die Rathgeber der Krone — über Ziele und Mittel, über Grundsätze und Aufgaben vollkommen einig — beabsichtigten den Namen einer wahrhaft östreichischen Regierung durch Ausschluß jeder Parteirichtung und Niederbeugung aller staatsfeindlichen Bestrebungen, durch friedliches Verhalten nach außen, freiheitliche Entwickelung nach innen und gleichmäßige Pflege aller gemeinsamen Interessen zu verdienen; sie wollten ohne Opferung unentbehrlicher staatseinheitlicher Attribute und ohne Begünstigung wilder Parteitriebe allen berechtigten Eigenthümlichkeiten weiten und freien Spielraum gewähren, auf dem Boden der Verfassung den Ländern in der Gesetzgebung und Verwaltung Selbständigkeit, den Völkern — nach Art. 19 des Staatsgrundgesetzes — Gleichberechtigung gewähren, die Reichseinheit aufrecht halten und die Einführung directer Wahlen in allen Landtagsgruppen neben der Ausdehnung des activen Wahlrechts zur Vollendung eines festen und freien Verfassungsbaues erstreben.

Die unabhängigen Blätter dagegen glaubten in der angekündigten Durchführung des Artikels 19 eine Beeinträchtigung des deutschen Elements, in der Berücksichtigung autonomer Bestrebungen eine Beschränkung des Reichsraths zu erblicken und wollten weder die klerikalen Sympathien des Grafen Hohenwart, noch den conservativen Geist des Unterrichtsministers Jireček als Bürgschaften einer freiheitlichen Fortentwickelung der Verfassung anerkennen. Die „Neue Zeit" in Olmütz hält „die unbekannten Größen des politischen Nichts" für Vermittler einer klerikal-feudalen Reaction; dem Mährischen Correspondenten gilt die Berufung des Dr. Schäffle als ein unfreundlicher Act gegen das deutsche Reich. Die „Presse" schreibt den Herren Habietinek und

Jireček eine mehr ſymboliſche, als thatſächliche Bedeutung bei und folgert aus den Beſtrebungen der Altconſervativen in Ungarn, aus den Angriffen, welche die römiſche und deutſche Politik der Regierung in den Delegationen und in czechiſchen Blättern erfahren hat, daß die Verfaſſung der Erblande auf czechiſch-ultramontane Baſis geſtellt, die äußere Politik des Reichs in anti-deutſcher Richtung fortgeführt werden ſoll. Von den polniſchen Blättern jubelte der Kraj über den Rücktritt des Grafen Potocki; während der Dziennik Polski das Miniſterium Hohenwart, deſſen Programm eine noch ſchärfere Oppoſition finden werde, für die Fortſetzung des gefallenen hielt, wartete Czas auf die Thaten der Regierung; die ſloveniſchen Journale beobachteten vorſichtige Zurückhaltung; in den Organen der ultramontanen Partei erklang ein unbeſtimmter Ton.

Die heitere Stimmung, mit welcher viele Stimmen die Erſcheinung des Miniſteriums Habietinek-Jireček begrüßten, entſprach wenig den Befürchtungen treuer Patrioten und dem Ernſt der Lage. Kein einziges Mitglied der deutſchen Verfaſſungspartei war in dem Kreiſe jener Männer zu finden, die jetzt das Steuer des wankenden Staatsſchiffs in Händen hielten. Auch Graf Potocki hatte nur einen erfolgloſen Verſuch gemacht, die Regierung durch Hinzuziehung verfaſſungstreuer Elemente lebensfähig umzugeſtalten; da jedoch ſeine Ausgleichsbeſtrebungen mit der centraliſtiſchen Richtung des Herrn von Hopfen einen unvereinbaren Gegenſatz bildeten und die geforderte Auflöſung des Reichsraths und der Landtage ſeine aufrichtigen Bemühungen nach allſeitiger Verſtändigung durchkreuzte, ſo beharrte er auf der Enthebung von einer Stellung, deren Unhaltbarkeit ihm nicht verborgen blieb. War nun die Ernennung des Grafen Hohenwart nicht augenblicklicher Verlegenheit der Krone in der Wahl der Nachfolge entſprungen, ſondern das Ergebniß planmäßiger Unterhandlungen, ſo ſchien ſich in der Zuſammenſetzung des Cabinets die Macht jener kirchlich geſinnten Adelskreiſe zu offenbaren, welche bisher auf der Seite der föderaliſtiſch-nationalen Oppoſition an der Beſeitigung der Verfaſſung gearbeitet hatten; dann drohten nicht blos die confeſſionellen Geſetze und der Reichsrath, ſondern alle Errungenſchaften der deutſchen Verfaſſungspartei den Rittern des Concordats und Schildhaltern des Abſolutismus zum Opfer zu fallen; dann galt es den Rieſenkampf um die Verfaſſung ſelbſt, um Sein und Nichtſein der einheitlichen Monarchie. — Wie die Augsburger Allgemeine Zeitung berichtete, ſollen Graf Hohenwart, Profeſſor Habietinek und der Verfaſſer des vielbeſprochenen Werks „Capitalismus und Socialismus" in der That ſchon anfangs Dezember für das Miniſterium gewonnen worden und mit der Ausarbeitung des Programms und der Vorlagen für den Reichsrath beauftragt worden ſein, während einem großen Unbekannten — Rieger? — der ſpäter aus dem geheimnißvollen Dunkel hervortreten werde, das Por-

tefeuille des Ministerpräsidenten oder des Innern vorbehalten blieb. Im Zusammenhang mit dieser Nachricht stand die Enthüllung der prager „Politik", daß die Zusammensetzung des Cabinets Hohenwart ein wohlberechneter Schachzug gegen die erstrebte Annäherung an Preußen gewesen sei, und der Mangel eines polnischen Vertreters in dem Kreise des Ministeriums wurde von dem pester Lloyd auf Slavisirung der auswärtigen Politik gedeutet.

Zwar verriethen die ultramontanen Blätter noch wenig Zuversicht auf die Durchführung dieser Ziele — das „Vaterland" drohte vielmehr dem neuen Cabinet die Unterstützung der katholischen Rechtspartei zu entziehen, wenn es nicht für Wiederherstellung der kirchlichen und politisch-historischen Rechte in Oestreich gleichmäßig wirken wolle —; zwar ließ weder die Berufung des Ritters von Schmerling zum Präsidenten des Herrenhauses, noch die energische Durchführung des Schulgesetzes in Böhmen eine Schmälerung der freiheitlichen Institutionen erkennen und das neueste Rundschreiben des Reichskanzlers an die östreichischen Gesandten soll den ungestörten Fortbestand der auswärtigen Politik verbürgen: dennoch wuchs das Mißtrauen gegen die Mitglieder einer Regierung, die dem Bündniß der Ultramontanen mit den Czechen ihr Dasein verdankt und für den Vorläufer einer allgemeinen Reaction angesehen wird, von Tag zu Tag und fand in der ungarischen Presse lauten Widerhall. Auch jenseit der Leitha, wo eine conservative Strömung die Gemüther stark beunruhigt, erkennt man die Gemeinsamkeit der Interessen mit der deutsch-östreichischen Verfassungspartei, erkennt die große Gefahr, welche ein Sieg der Reaction und die Oberherrschaft des slavischen Elements dem Ausgleich und dem constitutionellen Leben in den Ländern der Stephanskrone bereiten würde.

Wenn im Gegensatz zu diesen Anschauungen das officielle, der Feder des Handelsministers entflossene Programm durch ein Rundschreiben des Grafen Hohenwart an die Chefs der diesseitigen Königreiche und Länder dahin erläutert wurde, daß die Befriedigung aller wahrhaft freisinnigen Anforderungen auf den Gebieten des öffentlichen Lebens die wichtigste Aufgabe der Regierung bilde und wenn von den Verwaltungsbehörden sorgfältige Beachtung der vorgezeichneten Grundzüge, strenge Handhabung des Gesetzes, gewissenhafte Pflichterfüllung und rasche Erledigung der Geschäfte gefordert wurde, so vermochte man doch die gleichzeitige Weisung an die Beamten, jeder politischen Parteistellung fern zu bleiben, weder mit dem Geist der bisherigen Gesetzgebung, noch mit dem Wortlaut der neuen Grundzüge, die ja den Schutz freiheitlicher Institutionen nachdrücklich betonen, in Uebereinstimmung zu bringen und befürchtete von der farblosen, stilistisch merkwürdigen Erläuterung des vieldeutigen Programms neue Verwirrung in den Reihen der Regierungsorgane.

Mit bangen Ahnungen sah die freisinnige Bevölkerung dem Wiederzusammentritt des Reichsraths und dem Verhalten der deutschen Verfassungspartei entgegen; mit Spannung erwartete das Wiener Publicum die Vorstellung der neuen Minister im Abgeordnetenhause. Schon vor dem Beginn der ersten (diesjährigen) Sitzung, am 20. Februar, waren die Galerien überfüllt. Die hohe Gestalt, das angenehme Aeußere, der charakteristische, durch schwarzen Vollbart und dunkles Haar markirte Kopf des Herrn v. Habietinek und das Czechengesicht des Unterrichtsministers Jireček fesselten die allgemeine Aufmerksamkeit. Graf Hohenwart, ein schlanker Mann mit blassen Zügen, hatte den Sitz des Ministerpräsidenten eingenommen und unter fast lautloser Stille eine Ansprache an die Abgeordneten gerichtet, „das neue Ministerium in dem hohen Hause einzuführen." — Die Wiederherstellung des innern Friedens sei das Ziel der Regierung, der gerade Weg der Verfassung die Richtung ihres Strebens; sie beabsichtige verfassungsmäßige Aenderung jener Einrichtungen, welche die Autonomie der einzelnen Länder in höherem Grade beschränken, als es das Interesse der Gesammtheit erfordere, indem sie die Gesetzgebungs-Initiative der Landtage erweitern, durch autonome Gestaltung und Vereinfachung des Verwaltungsorganismus eine regere Betheiligung der Bevölkerung an der Verwaltung herbeiführen und diesem Bollwerk der Nationalitäten vor Vergewaltigung das Recht des Reichsraths gegenüberstellen wolle, über die Angemessenheit specieller Gesetze zu entscheiden. Für die Ausbildung und Belebung der freiheitlichen Einrichtungen im Geist wahren Fortschritts, für Förderung der geistigen und materiellen Interessen und für allseitig gerechte Lösung der kirchlichen Fragen werde das Ministerium seine volle, durch gleiche Grundsätze geeinigte Kraft in der Ueberzeugung einsetzen, daß die gesammte Bevölkerung eine Regierung stützen werde, die fern von jedem einseitigen Parteistandpunkt eine wahrhaft östreichische Politik verfolge.

Daß eine Politik, welche den innern Frieden durch freisinnige Fortentwickelung der Verfassung herzustellen hofft, in unauflösbaren Widersprüchen befangen bleiben muß, ergibt sich aus flüchtiger Betrachtung der weit auseinander strebenden Gegensätze, welche den Staat zerklüften. Nur durch Beseitigung der Verfassung und Aufrechthaltung der kirchlichen Gewalt ist die klerikale Partei, nur durch unabhängige Gestaltung der Königreiche und Länder auf Grund besonderer Landesrechte ist die nationale Opposition zu befriedigen. Von den Einen erhält der östreichische Staatsgedanke eine römische Färbung, von den Andern wird er in Atome zersplittert; die Ultramontanen erkennen den Syllabus, die Liberalen die Maigesetze als Richtschnur der Gesetzgebung: welche Stürme droht aber der verheißene Aufbau des Nationalitätenbollwerks zu entfesseln, wenn die scharfe Abgränzung der Befugnisse zwischen Reichsrath und Landtagen nicht einmal den Widerstreit der Sonderinteressen hat verhindern können, aus derem Gewirr die galicische Resolution und der Dietl'sche Antrag in Tirol entsprang? Die Politik der Gegenwart ruht auf dem Leben der Parteien; Aufgabe der Regierung wird es immer bleiben, über die Berechtigung der Sonderstrebungen im Hinblick auf das Wohl des Ganzen zu entscheiden.

Mit geringen Ausnahmen spiegelte sich in den Organen der öffentlichen Meinung steigendes Mißtrauen der Bevölkerung gegen die Absichten des Ministeriums, und die Rede des Grafen Hohenwart hatte die Zweifel und Befürchtungen der Verfassungspartei nicht zerstreut. Statt der erwarteten Vorlagen über die angekündigten Reformen wurde dem Hause ein Gesetzentwurf unterbreitet, der die Forterhebung der Steuern und Abgaben auf zwei Monate zum Zweck hatte. Da nach § 11 der Verfassung die Bewilligung der

jährlich einzuhebenden Steuern, Abgaben und Gefälle zum Wirkungskreise des Reichsraths gehört, so hatte sich das Abgeordnetenhaus schlüssig zu machen, ob es der Regierung Vertrauen entgegenbringen, oder die Forderung als Preis angemessener Gegenleistung gewähren solle. Auch im Finanzausschuß vermied Graf Hohenwart jede genauere Erklärung über die An- und Absichten der Regierung, über Autonomieerweiterung der Landtage und die Wahlreform, über confessionelle Gesetzgebung und die Einbringung der Vorlagen; peinlich berührt von der sichtlichen Zurückhaltung des Ministers nahm die Mehrheit des Ausschusses Veranlassung, die Bewilligung des geforderten Credits nur für einen Monat zu befürworten. Die Berathung im Abgeordnetenhause gab der deutschen Verfassungspartei willkommene Gelegenheit, die Unklarheit des Regierungsprogramms einer freimüthigen Kritik zu unterziehen, für die schwer errungene und mühevoll behauptete constitutionelle Freiheit mit Mannesmuth einzustehen, dem Gehalt ihrer Bestrebungen ein würdiges Gepräge zu geben und nicht bloß durch Annahme des Ausschußantrages das Uebergewicht ihrer Stimmenzahl nachdrücklich geltend zu machen, sondern auch auf die Steuerverweigerung als Mittel zur Beseitigung eines Conflicts hinzudeuten, der durch die Ernennung dieses unparlamentarischen Ministeriums geschaffen worden sei. Die Volksvertretung vermöge einer Regierung, deren Mitglieder sich weder auf dem Felde der Politik, noch in der Wissenschaft einen Namen erworben, kein Vertrauen entgegenzubringen. Die angekündigte Politik werde keine Consolidirung der staatlichen Verhältnisse, keinen Frieden nach außen und innen schaffen, sondern auch die deutschen Oestreicher in die staatsrechtliche und nationale Opposition drängen, das Reich an den Rand des Verderbens führen. Eben so wenig sichere das Zurückgreifen auf das Octoberdiplom den Frieden, indem jene Urkunde zwar das wichtigste Recht der Volksvertretung enthalte, an der Gesetzgebung mitzuwirken, aber für die Wiederherstellung der czechischen Krone und den Aufbau eines Königreichs Slavonien keine Grundlage bilde.

Noch ehe diese Geldfrage im Reichsrath zum Abschluß kam, hatte der Ritter von Schmerling bei der Uebernahme des Präsidiums im Herrenhause der hohen Versammlung und ihrem frühern Präsidenten seine Huldigung in einer gediegenen, vom Geist der Verfassung durchwehten Rede dargebracht, die als Manifestation dieser wichtigen Körperschaft und als meisterhafte Charakteristik der innern Zustände ungemeines Aufsehen erregte. Noch immer blieben die Vertreter einzelner Länder — so lautete der zweite Theil des formschönen Vortrags — schweigend und grollend von dem Reichsrath fern, noch immer suche man in vergilbten Pergamenten nach der Grundlage öffentlicher Einrichtungen oder verfolge eine kleinliche Kirchthurmspolitik, die das schirmende Dach des Reichs für entbehrlich halte, während das wahrhaft östreichische, von dem Herrenhause fort und fort gepflegte Bewußtsein, dem die Monarchie allein ihren Zusammenhalt und ihre Macht verdanke, noch in vielen Theilen des Reichs nicht zum Durchbruch gelangte. Wie alle Beschlüsse des Herrenhauses auf Anerkennung der Verfassung als alleiniger Grundlage unseres Staatsrechts gerichtet gewesen seien, so werde das hohe Haus auch jeder Aenderung der Verfassung, welche die Autonomie der einzelnen Königreiche vermehren und das Ansehen des Reichs verkürzen wolle, seine Zustimmung versagen. Wenn die Rathgeber der Krone diese bewährten Grundsätze in ihr Programm aufnehmen, dann werde ein harmonisches Zusammenwirken der Reichsvertretung und der Regierung das constitutionelle Leben zur Wahrheit machen. Treue gegen den Kaiser, Liebe für das Vaterland, Festhalten an der Verfassung, dem Hort aller Rechte und Freiheiten, und lebendiges

Interesse für die Bedürfnisse der Mitbürger seien die unwandelbaren Leitsterne des Herrenhauses.

Auch Graf Hohenwart begrüßte in kurzen Worten das Haus und bat um wohlwollende Unterstützung des neuen Ministeriums mit der wiederholten Versicherung, daß die Wiederherstellung des innern Friedens auf verfassungsmäßigem Wege das Ziel der Regierung sei. Obenan stehe das Recht der Gesammtheit, von ihren Theilen Dasjenige zu verlangen, was sie zur Aufrechthaltung eigner Größe und Macht bedürfe. Von diesem altösterreichischen Standpunkte aus werde das Ministerium beharrlich und muthig zu der Fahne rufen, die Oestreichs und seines Kaisers Farbe trägt und diese Worte durch die That bewähren. So lebhaften Beifall die Pairs jedoch den Anschauungen ihres Präsidenten gezollt hatten, so kühl war das Schweigen, in welches sich ihr Mißtrauen gegen die Regierung hüllte.

Nachstehende biographische Notizen mögen diese Skizze schließen.

Karl Graf Hohenwart, am 12. März 1824 zu Laibach geboren, verwaltete 1860 die Stelle eines Landeshauptmanns in Krain und hatte hier aus Anlaß einer, zu Gunsten des Ministers Schmerling ohne obrigkeitliche Genehmigung veranstalteten Stadtbeleuchtung mit dem Magistratsvorsteher Gutmann einen heftigen Auftritt herbeigeführt, der seinen Namen zum ersten Mal in die Oeffentlichkeit brachte. Später wurde der Graf Chef der Statthalterei in Südtirol, Landeschef in Klagenfurt und Statthalter von Oberösterreich; er entfaltete als Beamter große Thätigkeit, ließ aber Festigkeit und Offenheit vermissen, wird der Hinneigung zu klerikalen Tendenzen beschuldigt — daneben als hocharistokratischer Charakter mit gewinnender Persönlichkeit geschildert.

Dr. Karl von Habietinek, Sohn eines Prager Lehrers, 41 Jahre alt, ward nach Vollendung seiner Studien Präfect des Theresianums in Wien, übernahm in seiner Vaterstadt eine Advocatur, war dann Docent des Civilrechts und zuletzt Professor des Civil- und Handelsrechts an der Wiener Universität.

Dr. Albert Schäffle, Württemberger, als National-Oekonom und früherer Mitredacteur des Schwäbischen Mercur bekannt, hatte 1860 die Lehrkanzel der politischen Oekonomie und der Staatswirthschaft in Tübingen eingenommen, ward 1868 in gleicher Eigenschaft an die Hochschule nach Wien berufen, nachdem er im deutschen Zollparlament das schriftstellernde Genie der süddeutschen Fractiou gewesen, ist ein fleißiger Schriftsteller, und gilt mit Recht als entschiedener Gegner Preußens und des deutschen Reichs.

Der neue Unterrichtsminister Dr. Joseph Jireček, dessen Persönlichkeit und Aussprache des Deutschen den Vollblutczechen verräth, stammt aus Hohenmauth in Böhmen, hat unter dem Grafen Leo Thun der Bach'schen Reaction in hervorragender Weise gedient, als Beamter des Cultus- und Unterrichtsministeriums durch Unterdrückung freisinniger Regungen und Umgestaltung der Lehrbücher für niedere und Mittelschulen in kirchlichem Sinn seiner Gesinnung unzweifelhaften Ausdruck gegeben, in literarischer Beziehung eine vielseitige Thätigkeit geübt.

Generalmajor Heinrich Freiherr von Scholl gilt als tüchtiger Genie-Officier und hat als Präsident der Befestigungscommission seine Vorliebe für Aufstellung neuer Befestigungswerke durch Ausarbeitung zahlreicher Entwürfe kundgegeben.

Die Stellung der Regierung zum Reichsrath und zu den nationalen Parteien, die Lösung des Kirchenstreits und der Schulfrage wird über den Fortbestand der Verfassung und über den innern Frieden des Reichs entschei-

den. Wenn das Ministerium die Declaranten am weißen Berge, die Schwärmer für das Jagellonenreich und die Vertheidiger des Syllabus zum Siege zu führen hofft, so muß es auf die Mitwirkung der deutschen Partei verzichten: ein Riß durch die Verfassung würde seine Wege für immer von der Bahn jener Elemente scheiden, in denen unverändert Oestreichs Schwerpunkt ruht.

G. Dahlke.

Die Reichstagswahlen im Königreich Sachsen.

Kaum aus einem zweiten Lande des Deutschen Reichs ist das Resultat der Wahlen zum ersten Deutschen Reichstag mit solcher Spannung erwartet worden, als aus dem Königreich Sachsen. Denn Preußen, dessen Wahlergebnisse naturgemäß stets die allgemein interessantesten, für die künftige Majorität unseres Parlamentes entscheidenden bleiben, hat schon einmal nach dem Kriegsbeginn gewählt zum Preußischen Landtag, und jene Resultate können, etwa mit Ausnahme der ungeahnten Verstärkung der katholischen Partei, im numerischen Verhältniß der Parteien auch für das Ergebniß der Reichstagswahlen maßgebend betrachtet werden. Ebenso hat Württemberg schon lange vor den Reichstagswahlen die mächtige Ausbreitung des nationalen Gedankens in Schwaben bei den Wahlen zum dortigen Landtag bekundet. Die Stellung der nationalen Partei in Hessen und Baden ist von Alters her befestigt; in Baiern hatten wir für ihre Ausbreitung gegenüber den verschiedenen Schattirungen von Ultramontanen und Particularisten an den Verhandlungen des letzten bairischen Landtags ein um so beredteres Zeugniß, als dort eine gegen die Einheit Deutschlands gewählte Majorität, in Massen mit den vordem in der Minderheit befindlichen Vertretern des Deutschen Gedankens stimmte in der Stunde der Entscheidung, als es galt, ob Baiern dem Reich beitreten oder den Rücken kehren solle.

Aber in Sachsen liegt die letzte Wahl zum Landtag um zwei, die letzte allgemeine Wahl zum Reichstag um fast vier Jahre zurück. Zum constituirenden Reichstag hatte Sachsen Abgeordnete gesandt, die, mit Ausnahme des alten braven Rewitzer aus Chemnitz und Gerbers aus dem Leipziger Landkreis, gegen die Bundesverfassung gestimmt hatten, also, gleichviel ob sonst ihr Standpunkt conservativ, grundrechtlich demokratisch oder ochlokratisch war, in ihrer particularistischen Abneigung gegen die Consolidirung des Deutschen Staates, bis auf wenige Ausnahmen, Hand in Hand gingen. Bei der Wahl zum ersten ordentlichen Reichstag sandte Sachsen vier Nationale; dagegen konnte das Vaterland über die anderweiten sächsischen Abgeordneten womöglich noch weniger satt und froh werden, als vordem. Denn in allen streng nationalen Fragen war man sicher, die bei den Freiconservativen eingeschriebenen v. Salza und v. Zehmen ebenso bedenklich stimmen zu hören, als die „Fortschrittsmänner" Wigard, Schaffrath, Schreck ꝛc., und die „Bundesstaatlichen" Sachße, Gebert, Oehmichen ꝛc., von denen der Letzte im letzten Jahr seines Trienniums noch die fabelhafte Schwenkung zur Fortschrittspartei fertig brachte. In den meisten Fällen waren von den Aeußerungen und Abstimmungen dieser particularistischen Sachsen aller Kaliber die Voten der zahlreichen Socialisten, welche Sachsen nach Berlin gesendet hatte, nur in der Form haarsträubender.

Schon deshalb durfte man mit größter Spannung dem Ergebniß der jüngsten Reichstagswahlen in Sachsen entgegensehen. Schon der Ausfall der sächsischen Landtagswahlen vor zwei Jahren gab der nationalen Partei gute Hoffnungen und zeigte, daß sie am meisten gelernt, gearbeitet und an Boden gewonnen hatte. Der Name, der im Jahre 1866 und später in Sachsen der gehaßteste und gefürchtetste war bei allen offenen und geheimen Feinden der Deutschen Einheit, der Führer der Nationalen Prof. Biedermann, hatte auf dem sächsischen Landtag von 1869/70 einen weit über seine Partei reichenden Einfluß sich redlich verdient, und bleibende Anerkennung bei Freund und Feind erworben. Nun war seitdem durch den Krieg die ganze Macht deutscher Erhebung auch über Sachsen gekommen. Die erlauchten Söhne des Königs führten ihre Landeskinder von Sieg zu Sieg. Mit unendlichem Jubel strömte die wehrhafte Jugend des Sachsenlandes zum ersten Male seit Jahrzehnten zu der Fahne, die alle Deutschen Stämme gegen den Erbfeind trugen. Ungewöhnlich viel Freiwillige stellte das hochgebildete arbeitsame Land. An den ruhmreichsten Tagen unsrer Kämpfe hatten die Sachsen hervorragenden Antheil — aber auch an den schwersten Opfern. Das Alles war noch in frischem Gedenken, ja durch neue heiße Kämpfe vor Paris wachgerufen, als zum letzten Male der alte Reichstag zusammentrat, um dem neuen Deutschen Reiche die schwer- und blutig-errungene einheitliche Verfassung zu geben, die köstlichste Frucht des großen Krieges zu ernten — und sächsische Abgeordnete waren es vorzugsweise, die dem Erbfeind zum Ergötzen, uns Deutschen zu tiefem Abscheu die landesverrätherische Stimme erhoben, um auch diesmal dem Vaterlande die so theuer erkaufte Krone heiliger Kämpfe zu entreißen. Da ging ein tiefer Ingrimm durch die sächsische Bevölkerung. Wer hatte nicht draußen ein liebes Haupt vor dem Feinde kämpfend, oder längst in fremder tiefer Erde gebettet, und nun sollte man zum ersten Deutschen Reichstage wieder Männer senden, die dieses Opfermuthes spottend, die alte Knauserei in Sachen des Vaterlandes unverfroren weitertrieben und gegen die heldenmüthige Führung unsrer Königssöhne, gegen den Heldentod und Heldenkampf Tausender unsrer nächsten Angehörigen, durch parlamentarischen Krakehl protestirten? Nimmermehr! Diesen Entschluß trug sich die Bevölkerung Sachsens in ihr Merkbuch ein für die Reichstagswahlen. Und so ist das Ergebniß.

Neun Sitze im Parlament sind streng nationalen Abgeordneten gewonnen. Drei andre haben gegründete Aussicht, in den Nachwahlen gewählt zu werden, darunter vor Allem Prof. Biedermann. Denn nimmer mögen wir glauben, daß bei der Nachwahl im 15. Wahlkreis die Wähler des höchst ehrenwerthen und durch seine amtliche Thätigkeit in Frankreich dem deutschen Staate unmittelbar dienenden Amtshauptmann von Könneritz ihre bei der Nachwahl freiwerdenden Stimmen einem Socialisten zukommen lassen werden, der Staat und Gesellschaft in vernunftlose Atome auflösen will, der jenen vaterlandslosen Gesellen angehört, welche alles verspotten und verderben möchten, was uns an der gegenwärtigen und künftigen Erhebung und Entwickelung unsres Vaterlandes, unsrer Heimath heilig und theuer ist. Und so sparsamen Gebrauch wir anempfehlen von der alten köstlichen Wahrheit „Volkes Stimme, Gottes Stimme", so hat doch Sachsen in diesem Wahlgang gerade die übermüthigsten Gegner Deutscher Staatseinheit niedergeschmettert, vor Allem den junkerlichen Heißsporn der Particularisten von Zehmen, ciceronianischen Angedenkens, und dagegen nationalen Vertretern zum Siege verholfen in Wahlkreisen, wo etwas bedenkliche Fortschrittsmänner und franzosenfreundliche Social-Demokraten schon vermeinten, ihr parlamentarisches Erbbegräbniß gesichert zu haben. Auch die Fortschrittsmänner, welche aus den sächsischen Wahlen hervorgegangen sind,

haben zum Theil bereits in der letzten außerordentlichen Sitzung des Reichstages Zeugniß abgelegt von dem Anbruch ihrer nationalen Gesinnung. Auch die entschlossensten unter ihnen haben vor der Wahl diesmal offen erklärt, daß sie das neue Staatsgrundgesetz Deutschlands rückhaltlos anerkennen, und nur im freiheitlichen Ausbau der Reichsverfassung ihre parlamentarische Aufgabe erblicken. Auch sie Alle sind nur gewählt worden durch Vereinigung der nationalen und liberalen Stimmen ihrer Kreise. Sie mögen dessen bei ihrem Berliner Wirken gedenken, wenn sie wieder unter den Bann jener Rhetoren treten, die sich Deutsche Fortschrittspartei nennen, und in Wahrheit nur die geschobenen und gezwungenen Diener der Berliner Bezirksvereine sind. Wenn endlich die Fabrikdistricte des 17. Wahlkreises auch diesmal Sachsen die empfindliche Ehre angethan haben, durch einen auf schweren Landesverrath angeklagten — Bebel im Reichstag mit vertreten zu sein, so ist das lediglich eine Frage für die Geruchsnerven. Diese Art von Nerven pflegt bei französischen Consuln in Wien wesentlich unvollkommener entwickelt zu sein als bei heimkehrenden deutschen Kriegern. Vielleicht werden das die Freunde des Herrn Bebel in den nächsten drei Jahren lernen, und wenn auch nicht — Deutschland wird seinen Weg gehen trotz Remse und Meerane, Ernstthal und Lichtenstein. †.

Vermischtes.

(Postwesen.) Die Gesammtzahl der deutschen Postanstalten, welche von dem Reichs-General-Postamte in Berlin auf französischem Boden errichtet worden sind, beläuft sich auf 362. Davon dienen 150 den Zwecken des Feldpostdienstes, die übrigen sind zur Wahrnehmung des Landespostwesens bestimmt. 60 Postanstalten wurden unter der Aufsicht der deutschen Ober-Postdirection in Reims (zum Theil von französischen Maires u. s. w.) verwaltet. 152 Postanstalten traten mitten unter den Stürmen des Krieges in den jetzt an Deutschland abgetretenen Provinzen Elsaß und Deutsch-Lothringen, für welche zwei Ober-Postdirectionen in Straßburg und Metz errichtet sind, in Wirksamkeit, als ebenso viele Pioniere deutscher Art. Nach Maßgabe des Geschäftsumfanges der einzelnen Postorte gehören im Elsaß 27 Postanstalten zur Klasse der Postämter, 61 zur Klasse der Postexpeditionen, in Deutsch-Lothringen bestehen 10 Postämter, 54 Postexpeditionen. Die Gesammtlänge der deutschen Postcourse in den französischen Gebietstheilen beziffert sich auf 5100 Kilometer (etwa 680 deutsche Meilen).

In sehr bezeichnender Weise wird die Humanität der neueren Kriegführung durch die Thatsache illustrirt, daß die deutsche Postverwaltung nicht allein die Beförderung der zahlreichen Correspondenz der 330,000 französischen Kriegsgefangenen nach und von ihrer Heimath (also von Briefen mit den abenteuerlichsten Adressen, Schriftzügen à la Turcos und geographischen Schnitzern der wunderbarsten Art) besorgt, sondern auch allein auf Postanweisungen, welche von der Schweiz und Belgien übermittelt wurden, über 4 Millionen Francs an die Kriegsgefangenen ausgezahlt hat, — gewiß eine große Last für die Verwaltung namentlich bei der durch den Krieg verursachten Verminderung des Betriebspersonals.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Deutsche Feldzüge gegen Frankreich.

Von Max Jähns.

II.

Unter Otto dem Großen hatte Deutschland den Höhepunkt seiner politischen Machtstellung im Mittelalter erreicht, während gleichzeitig in Frankreich das Erlöschen der Karolinger, das langsame Emporkommen des Capetingischen Hauses, die Bekämpfung der Vasallen und der Engländer alle Kräfte in Anspruch nahmen und nicht gestatteten, angreifend gegen Deutschland vorzugehn. Dies selbst aber begann seit den Ottonen politisch zu sinken; denn mit dem Wachsthum der Territorialmächte Hand in Hand ging das Absterben der Centralgewalt, und so herrliche Gaben auch einzelne Kaiser schmücken mochten, so bezaubernd der Glanz auch ist, welchen Ueberlieferung und Dichtung namentlich um die Häupter der Hohenstaufen ausgegossen haben — die unselige Richtung auf Italien zog sie von allen practischen Fragen ab; Mehrer des Reiches waren sie nicht mehr, und von deutscher Seite ist kein Angriff auf Frankreich erfolgt. Denn jener Einfall der Niederländer und Briten, dem sich der welfische Gegenkönig der Hohenstaufen, Otto von Braunschweig, angeschlossen hatte und der bei Bouvines ein so trauriges Ende nahm, kann in keiner Weise als ein Feldzug Deutschlands aufgefaßt werden; ebensowenig wie die vorübergehende Theilnahme des bayerischen Markgrafen von Brandenburg an dem Feldzuge Eduards III. gegen Philipp von Valois.*)

Niemals war indessen das traditionelle Streben nach der Rheingrenze in den Franzosen erloschen. Bei jeder Gelegenheit regte es sich; und die

*) In dem beginnenden Erbfolgekriege zwischen Frankreich und England schien letzteres keinen besseren Bundesgenossen finden zu können, als das von Frankreich so oft beleidigte deutsche Reich. In der That schlossen König Eduard III. und Kaiser Ludwig der Bayer zu Coblenz ein Bündniß gegen Philipp von Valois, und es gewann den Anschein, als ob gegen Frankreich und das Papstthum zugleich ein entscheidender Schlag geschehn würde. Indeß kam es nicht dazu; aus wenig rühmlichen Beweggründen zog sich der deutsche Kaiser zurück; nur sein Sohn, der Kurfürst von Brandenburg, führte hundert Helme märkischer Ritter nach Frankreich, von denen später Einige in der berühmten romantischen bataille de trente bei Ploermel gefochten.

unter Philipp dem Schönen begonnene Abbröckelung der flandrischen Marken zeigte, auf welchem Wege man vorzugehn habe, um Resultate zu gewinnen.*) — Die arelatischen Gebiete französischer Zunge wurden denn auch Glied für Glied abgelöst vom Körper des heil. römischen Reiches und zum Theil mit Frankreich verbunden, zum Theil dem königlichen Herzogthume Burgund einverleibt, welches zwischen Deutschland und Frankreich, auf Kosten beider, machtvoll emporwuchs und in drohender Selbständigkeit die nahen Beziehungen der beiden großen Reiche aufheben zu wollen schien. Daher dauerte es bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts bevor sich die begehrliche Hand der Franzosen wieder nach Lothringen auszustrecken wagte. Beinah ein halbes Jahrtausend hatten also die Siegeszüge der Ottonen und die Gunst der Umstände Deutschland gegen Westen sichergestellt.

Aber auch jener erste Versuch Frankreichs auf Elsaß-Lothringen scheiterte: nicht zwar an der habsburgischen Kaisermacht, die vielmehr ihren Hausinteressen zu Liebe selbst den Feind ins Land gerufen hatte, sondern an der Tüchtigkeit der Städte und des Landvolks. Denn obgleich König Karl VII. von Frankreich laut verkündete: er käme nur, um für deutsche Freiheit gegen das Haus Oesterreich zu kämpfen, so waren doch die von seinen zügellosen Banden überschwemmten Lande, Straßburg voran, klarsinnig genug, um den Wolf im Schafpelz zu erkennen und die verhaßten „Armegecken" mit Streitaxt und Keule heimzujagen. — Der Gegensatz der Häuser Habsburg und Valois verschärfte sich indeß von nun an ununterbrochen, zumal seit Karl's des Kühnen Tode und der Verbindung Maximilian's mit der Erbtochter von Burgund; und als sich Ludwig XI. der zum Reiche gehörigen Bisthümer Verdun und Cambray bemächtigte, sah sich selbst der träge Kaiser Friedrich III. veranlaßt, das Reichsheer gegen ihn aufzubieten. Ludwig gab in Folge dessen die Bisthümer wieder auf, Erzherzog Maximilian aber setzte den Krieg fort, belagerte die Festung Therouenne in Artois und schlug das unter dem Marschall Crevecoeur zu ihrem Entsatz herbeieilende Heer im August 1479 mit großem Verlust in der blutigen Schlacht bei Guinegate. Staunend gesteht der französische Geschichtsschreiber Philippe de Comines,

*) Wiederholt kamen, namentlich vom Bischofe von Verdun, Klagen an das Reich wegen der Uebergriffe Philipps des Schönen. Rudolf von Habsburg setzte eine Commission zur Grenzregulirung und Feststellung der Rechte ein, die jedoch wenig zu Stande brachte. Unter König Albrecht aber, welcher Philipps Bundesgenossenschaft suchte, erreichte der letztere sogar namhafte Vortheile. In Gegenwart beider Könige wurde unter Pauken- und Trompetenschall die Grenze beritten und das Barrois der Krone Frankreich zugesprochen. Diese war indeß damit noch keineswegs zufriedengestellt, und geflissentlich wurde am französischen Hofe die Lüge ausgesprengt: König Albrecht habe unter Zustimmung seiner Großen eingewilligt, daß die Hoheit Frankreichs über die Maas hinaus bis an den Rhein ausgedehnt sein sollte. — Auch die Städte Toul und Verdun nahm Philipp vorübergehend in seinen „Schutz".

daß Frankreichs stolze Hommes d'armes dem deutschen Fußvolk nicht Stand halten konnten; „es hatte unter sich wohl zweihundert tüchtige Edelleute zu Fuß, wie der Graf von Nassau und Graf Albrecht von Hohenzollern, die lehrten es, auszuhalten, was um so wunderbarer war, als es viel Rittersleute fliehen sah." — Dieser schöne Erfolg gegen die Franzosen war es, welcher zuerst dem edlen Max die liebevolle Zuneigung des deutschen Volks verschaffte. Des Volkes, nicht der Fürsten, deren Indolenz ihn vielmehr wenige Jahre später zu trauriger Demüthigung nöthigte. Max warb nämlich nach dem Tode Maria's von Burgund um die Hand der Herzogin Anna von Bretagne und erhielt ihr Jawort; da verstieß König Karl VIII. von Frankreich, nur um diese Verbindung zu hindern, seine Braut Margarethe, die Tochter Maximilian's, zog selbst in die Bretagne, nahm Rennes mit Sturm und zwang die Herzogin Anna zur Ehe. Ganz Europa war empört über diesen doppelten Treubruch gegen den römischen König, nur die deutschen Reichsfürsten nicht; denn schon damals benutzten die Franzosen jenen thörichten Souverainetätsdünkel, jene verhängnißvollen Neigungen, ja jene trostlose Feilheit, die ihnen auch später so oft in die Hände arbeitete. Maximilian war auf den Weg der Unterhandlung gewiesen; mühsam gelang es, wenigstens das Heirathsgut seiner Tochter, Burgund und Artois, zurückzuerhalten. Die Beleidigung blieb ungerächt, und nun hob Frankreich das Haupt, wie niemals zuvor. Schon im Jahre 1492 rühmte es sich laut, daß es „vermöge der Zwietracht der deutschen Fürsten alle Wünsche erreichen und ohne Mühe selbst das Kaiserthum erwerben würde;" und so deutlich auch damals schon die ganze Welt die aggressive Politik Frankreichs erkannte, so herzhaft auch Kaiser Max zum Kampf aufforderte „gegen den Erbfeind, der nach dem Rheine stehe" — er fand kein Gehör bei den Fürsten; statt seinem Heerbannrufe zu folgen, machten sie auf allerlei Unzuträglichkeiten aufmerksam, welche gemeiniglich bei Hebung der Kriegskosten vorzukommen pflegten, und meinten, es sei besser, den „Weg der Theidigung einzuschlagen und Gesandte abzuschicken, um Frankreichs Gemüth zu erkennen". — Unter solchen Umständen war freilich kein Reichskrieg gegen Frankreich möglich; ohne Glück bekämpfte es der Kaiser in Italien, und Franz I., der brillante Roi gentilhomme, welcher die bisher unbesiegten Schweizer bei Marignano auf's Haupt geschlagen, durfte es wagen, noch bei Lebzeiten Maximilians goldspendende Boten durch Deutschland zu senden, um sich Stimmen zu kaufen für die nächste Kaiserwahl.

Dieser Anschlag mißlang denn aber doch! Zumal dem vaterländischen Sinne der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg war es zu danken, wenn dem Erbfeinde die Krone, die er schon sicher zu halten wähnte, entging und die sogenannte Restitutio imperii ad Francos ein frommer Wunsch

blieb. Karl V. von Spanien, der doch wenigstens von deutschem Stamme war, überkam die Kaiserkrone und vereinigte unter ihr mit Deutschland seine Erblande und Indien zu einem Weltreiche, wie es sich Karl der Große selbst nicht träumen lassen. Der Kampf mit Frankreich war dabei wie mit Naturnothwendigkeit gegeben; aber er kann nur in beschränktem Sinne als ein Krieg Deutschlands gegen Frankreich aufgefaßt werden, wie denn auch der Kriegsschauplatz zunächst keines dieser beiden Länder, sondern Italien war, wo die Häuser Habsburg und Valois auf die alten Reichskammerländer Mailand und Genua gleichmäßig Ansprüche erhoben.

Franz I. belagerte nach siegreichem Feldzuge die feste Stadt Pavia, welche 5000 deutsche Landsknechte und einige Spanier mit verzweifeltem Heldenmuthe hielten. Die Seele der Vertheidigung war Graf Eitel Friedrich von Hohenzollern, von dem das Lied der Landsknechte singt:

Wir hatten kürzlich einen rat;
einer fragt den andern:
Nun zeucht der könig nimmer ab,
zur stat steht sein verlangen.
Nennt sich einer mit namen graf Eitelfritz:
Die stat wöll wir nicht aufgeben;
wir pauen zwei polwerk, die sein fest,
es kost recht leib und leben!

Sie sein mit mancher Hand gemacht,
zwei polwerk, wol erpauen.
Wir liegen die winterlange nacht
zu Pavia auf der mauern ...
und schrieben dem fürsten aus Osterreich,
er sol nicht ausbeleiben,
sol pringen manchen landsknecht frisch,
den könig zu vertreiben.

Und der Entsatz blieb nicht aus. Im Februar 1525 führte der Vicekönig von Neapel ein Heer von 19,000 Mann unter Frundsberg und Pescaro heran, und sehr bemerkenswerth ist es, daß in dieser Zahl immer zehn Deutsche auf je vier Spanier und einen Italiener kamen. Aber auch in der doppelt so starken französischen Armee trat das deutsche Element hervorragend auf, indem auf 13 Franzosen und 7 Italiener immer 14 Deutsche oder Schweizer kamen, und dies Element bildete grade den bei Weitem besten Theil des Heeres — eine Erscheinung von düsterer Vorbedeutung für die kommende Zeit, in der Frankreich systematisch Deutschland durch Deutsche bekämpft hat.

— Am Geburtstage des Kaisers entbrannte die Schlacht. Der spanischen Hakenschützen wohlgezieltes Feuer schleuderte den Tod in die adlige Gendarmerie der Franzosen, und „wie mit eiserner Zange" packte Georg v. Frundsberg, der „liebe Vater der Landsknechte", „der Leutefresser" die schwarzen Fahnen der geächteten Deutschen und die Schaaren der Schweizer, so daß sie fast bis auf den letzten Mann erlagen. Bald stand König Franz verlassen im Grauen des Schlachtfeldes, mit dem Schwert in der Faust sich ritterlich vertheidigend. Endlich übergab er seinen Degen dem Vicekönige Charles de Lanoy, der ihn ehrfurchtsvoll knieend entgegennahm; unter dem Victoriageschrei der Deutschen ward der Monarch Frankreichs gefangen von dannen geführt. — Es mahnt an Sedan! — Aber der deutsche Kaiser war bei Pavia nicht wie bei Sedan selbst zur Stelle. Er saß fern zu Madrid. „Sire!" rief der eintretende Bote „die französische Armee ist geschlagen und der König Franz ist Ihr Gefangener!" Und wie in Bestürzung wiederholte der Kaiser langsam die Worte des Hauptmanns: „Die französische Armee ist geschlagen und König Franz ist mein Gefangener!" Stumm ging er in ein Nebengemach und warf sich vor dem Bild der Jungfrau nieder. — Wieviel kriegsherrlicher und freudiger klang unsres Königs Wort vom Schlachtfeld her: „Ich werde seinen Aufenthalt bestimmen! Welch eine Wendung durch die Führung Gottes!"

Es ist bekannt, wie König Franz lange Zeit gefangen gehalten wurde und sich endlich für seine Erlösung harten, unköniglichen Bedingungen unterwarf, wie er dann nach seiner Freilassung Eid und Ehrenwort sogleich ausdrücklich gebrochen und wie harmlos das französische Volk diesem unrühmlichen Handel zugestimmt hat. — Fast zwei Decennien lang setzten sich nun wieder die Kämpfe zwischen Karl V. und Franz I., selten unterbrochen, fort; doch fehlt ihnen der Charakter deutscher Kriege, und ein Feldzug in Frankreich ist erst wieder i. J. 1544 zu verzeichnen. Damals drang der Kaiser im Bunde mit England an der Spitze eines vorzugsweise deutschen Heeres von Luxemburg her in die Champagne ein; aber anstatt geradewegs auf Chalons loszugehn, belagerte er St. Dizier und verlor damit viel Zeit. Auch Heinrich VIII. von England, welcher indessen bei Calais gelandet war, ging sehr langsam vorwärts; denn beide Herrscher beargwöhnten einander und jeder von ihnen besorgte, er möchte mit seinen Kräften des Andern Zwecke fördern. Man berechnete, daß wenn beide Heere vereinigt auf Paris losgingen, sie mit 100,000 Mann davor erscheinen könnten, und die größeste Verzweiflung herrschte in der üppigen, höchst rathlosen Hauptstadt. Aber obgleich der Kaiser Epernay und Chateau Thierry nahm und Paris aus nächster Nähe bedrohte, so war Heinrich, dem es auf Eroberung der Küstenstädte ankam, doch nicht zu bewegen, sich mit ihm zu vereinigen. Die Coalition also rettete Frank-

reich, wie sie ihm denn auch in der Folge noch oftmals nützlich geworden ist; denn nur eine einheitliche Kraft hat vollen Willen. — So kam es zum Frieden von Crespy. Aber auch dieser war eigentlich nur ein Waffenstillstand. Sobald der Zusammenstoß drohte zwischen dem Kaiser und der schmalkaldischen Union, da hatte auch Frankreich wieder die gleißnerische Hand im Spiel; — bereitwillig ergriffen sie die bethörten Fürsten, so zornig sich auch Martin Luther noch kurz vor seinem Tode darüber ausgelassen und so dringend auch der Kurfürst von Brandenburg, Joachim II., davon abgerathen hat.*) — So lange der Kaiser triumphirte war freilich Deutschland geschützt; als sich aber Moritz von Sachsen gegen ihn wendete, da schlug die Stunde, von der an sich die französische Krone mit Edelsteinen zu schmücken begann, welche deutsche Fürsten vom Diademe ihres Kaisers lösten und dem Erbfeinde in die Hände spielten. Trotz dringender Abmahnung Melanchthons**) und der sächsischen Stände schlossen Kurfürst Moritz und die Fürsten von Mecklenburg, Anspach und Hessen-Cassel mit dem Könige Heinrich II. von Frankreich, „der sich gegen uns Deutsche in dieser Sache mit Hülfe und Beistand nicht nur als Freund, sondern als liebreicher Vater verhält", ein Schutz- und Trutzbündniß gegen ihren „gemeinschaftlichen Feind", den deutschen Kaiser, um „dessen tyrannisches Joch bestialischer Knechtschaft von den Häuptern zu schütteln" und zugleich jenen traurigen Vertrag, durch welchen Cambray, Metz, Toul und Verdun an Frankreich überlassen wurden.***) — Während dann Moritz den Kaiser in Tirol überfiel, brach König Heinrich II. unvermuthet in Lothringen ein, besetzte die Bisthümer, bemächtigte sich des Herzogthums, gewann durch einen eben so frechen als treulosen Wortbruch gegen die Bürgerschaft von Metz auch diese wichtige Stadt, und nicht viel fehlte, so hätte er damals schon einen Handstreich auf Straßburg unternommen. Aber was er auch that mit roher Gewalt oder verrätherischer List: er that es unter der

---

*) Joachim drang schon 1544 in den Kardinal Farnese, dahin zu wirken, daß der Papst den französischen König für den schlimmsten Feind der Christenheit erkläre, weil er, ohne daß ihm der Kaiser Anlaß gebe, nur um zu erobern „die Tyrannei des Türken, seines Bruders und Verbündeten, gegen die Christenheit und den Glauben befestige."

**) Melanchthon schrieb dem Kurfürsten: „Er möge doch betrachten, ob ein solcher Krieg mit ungewissen und gefährlichen Leuten, welcher Zerstörung des ganzen Reiches bringen möchte, zu erregen sei, und bedenken was es sei, ordentliche Hoheit und ein gefaßtes Reich mit Kur- und Fürsten in einen Haufen zu werfen und eine Zerrüttung und Confusion zu machen, deren niemand ein Ende sehen könne."

***) Heinrich sollte diese Städte, „welche zum Reich gehören, aber doch nicht deutscher Sprache sind", als „Vicarius" des heiligen Reiches verwalten vorbehaltlich der Rechte des letzteren. Zugleich versprachen die Fürsten, ihm zur Wiedereroberung der ihm angeblich unrechtmäßig entzogenen Erbstücke, der Franche Comté, Flanderns und Artois' behülflich zu sein.

Maske eines „Rächers der Freiheit Germaniens“ und in unnatürlichem Doppelbündniß mit dem türkiſchen Sultan und den Fürſten des Reichs.*)

Es darf Karl V. nicht vergeſſen werden, daß er, ſobald als nur möglich, einen ernſten Verſuch machte zur Wiedergewinnung von Metz. — Vom 20. October 1552 bis Anfang nächſten Jahres hat das kaiſerliche Heer die ſiebenthorige Stadt belagert, alſo gerade 70 Tage, d. h. genau eben ſo lange wie im vorigen Jahre Prinz Friedrich Karl's Armee. Wie dieß Mal, ſo richtete auch damals ganz Europa das Auge auf die gewaltige Belagerung; aber keine Capitulation krönte den Kampf. Bewunderungswürdig wurde Metz von Franz von Guiſe, einem lothringiſchen Prinzen vertheidigt. Uneinnehmbar erwieſen ſich Citadelle und Guiſenſchanze; die reißenden Ströme, welche die Stadtmauern beſpülen, ſchwollen an durch unaufhörlichen Regen und traten weit über ihre Ufer; die Zufuhr zum kaiſerlichen Heer gerieth in's Stocken; die Kälte dauerte fort, peſtartige Krankheiten brachen im Lager aus; kurz die Energie und Umſicht der Vertheidigung im Bunde mit Witterung, Mangel und Elend zwangen endlich Karl V., die Belagerung aufzuheben.

Die Metz und die Magd
Haben dem Kaiſer den Tanz verſagt.

Seitdem war Metz dem deutſchen Reich verloren.

Mancherlei Anläufe ſind gemacht worden, um „die Stifts, Fürſtenthum und Städte, ſo dem Reich gehörig und in der Krone Frankreich Gewalt“ wieder zu erlangen; alle verſtiegen ſich jedoch nicht höher als zu papierenen Reichstagsgutachten; Frankreich dagegen trieb die Dreiſtigkeit ſo weit, daß es verſuchte, durch die proteſtantiſchen Fürſten ſeinen Karl IX. auf den Kaiſerthron zu heben. An der Handlangerſchaft König Karls bei der Bluthochzeit in der Bartholomäusnacht ſcheiterte indeſſen dieſer Plan, und die Hugenottenkriege zwangen Frankreich für einige Zeit zur Enthaltung von großer Politik. Doch ſchon Heinrich IV. geberdete ſich wieder als „Beſchützer deutſcher Freiheit“ und trachtete abermals nach der Krone des heiligen Reichs, und mit voller Entſchiedenheit nahm Frankreich ſeine räuberiſchen Anſchläge bei dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges wieder auf. Dieſelbe Macht, welche daheim vor keiner Grauſamkeit gegen die „Ketzer“ zurückgeſchaudert iſt, benahm ſich in Deutſchland als Verbündete der proteſtantiſchen Stände und des Schwedenkönigs; denn die Parteiung und Ohnmacht des Reiches zu erhalten, das war das oberſte Geſetz der franzöſiſchen Staatskunſt.

*) In einem offenen Sendſchreiben an die Deutſchen, an deſſen Spitze über zwei Schwertern ein Freiheitshut und das Wort „Libertas“ prangte, bezeugte er vor Gott dem Allmächtigen, daß er aus dieſem mühſeligen und ſchweren Vorhaben, großen Unkoſten und Gefahr für ſeine eigene Perſon keinen andern Nutzen und Gewinn ſuche, als aus freiem „königlichen Gemüthe der deutſchen Nation die Freiheit zu bringen.“

Zunächst wendete sich die Regierung Ludwig's XIII. gegen Italien, wie denn fast regelmäßig dem Angriffe Frankreichs auf Deutschland eine Unternehmung gegen Italien vorausgegangen ist. Als Generalissimus drang Richelieu in Piemont ein und eroberte Pinerola, eins der Hauptthore der Westalpen, indem er den Herzog von Savoyen dahin belehrte, gerade darin bestehe die Freiheit Italiens, daß Frankreich ungehindert in dasselbe eindringen könne, um es gegen Habsburg zu schützen — eine Maxime, nach welcher Napoleon I. später mit so außerordentlichem Erfolge gehandelt hat. — Als nun aber alle wichtigen Städte Oberitaliens besetzt und auch die Graubündtener Päße für Frankreich geöffnet waren, wandte sich der Cardinal sofort gegen Deutschland, und da ist es ein ebenso wunderbares als schmerzliches Schauspiel, zu beobachten, wie er mit Arglist und Trug, mit heimlichen Mitteln und schleichendem Mischen ohne auch nur eine einzige namhafte Waffenthat der Franzosen, seinem Ziele stetig und glücklich entgegen ging. Vor Allem befestigte er Frankreichs Stellung in Lothringen, dessen fast achthundertjährige Zugehörigkeit zu Deutschland einfach als Usurpation bezeichnet ward. Gegen den Willen des von List und Gewalt umstrickten Herzogs wurde Nancy besetzt und von Richelieu sofort für eins der wichtigsten Bollwerke Frankreichs erklärt, und, nachdem hiedurch eine mächtige Angriffsbasis gegen das Reich geschaffen war, ging der Cardinal schnellen Schrittes mit Besetzung der übrigen linksrheinischen Lande vor. Auch ihn begünstigte fürstlicher Reichsverrath, dessen sich zumal der Kurfürst von Trier, Christoph v. Söter, schamlos schuldig machte; und mit dem Verrath im Bunde stand leider auch das Glück.

Gustav Adolf, der selbst nach der Kaiserkrone strebte, hatte sich als Gegner der französischen Begehrlichkeit erwiesen; *) dem Cardinale gerade zu rechter Zeit fiel er auf dem Schlachtfelde von Lützen. Bernhard von Weimar, der das Elsaß erobert und in der Gewalt hatte, starb, vielleicht nicht zufällig, noch mehr zur rechten Zeit. Auch Richelieu ging dahin, bevor sein Ziel erreicht; aber als er die Augen schloß, geboten die Franzosen in Lothringen, im Elsaß und dem größten Theil des übrigen Rheinlands, und in Cardinal Mazarin folgte ihm ein ebenbürtiger Gesinnungsgenosse, der seine Begehrlichkeit bereits auf Luxemburg und Belgien ausdehnte. Unter Mazarin wurde Diedenhofen erobert, auf dessen Einnahme er eine Medaille mit der Inschrift: „Prima finium propagatio", schlagen ließ, und er war es, der der Welt verkündete: bald solle sie das ganze alte Königreich Austrasien von Frankreich an-

*) Richelieu hatte dem Schwedenkönige mittheilen lassen: ein französisches Heer werde die Grenze überschreiten, um „das seit König Dagobert zu Frankreich gehörige Elsaß" mit mit dem Stammlande zu vereinigen. Gustav Adolf aber erklärte: „er sei als Beschützer, nicht als Verräther des Reichs gekommen und werde keine Entfremdung gestatten."

nectirt erblicken! (On verroit annexé à la France tout l'ancien royaume d'Austrasie.) Und wenn es auch dahin nicht kam: die erstaunlich günstige militärische Position, welche Frankreich bei Beginn der westfälischen Unterhandlungen einnahm, die Unterstützung Bayerns und die Erschöpfung des zerrissenen Deutschlands ließen es wirklich beim Friedensschluß den Rhein erreichen. Frankreich erhielt die Landgrafschaften Ober- und Nieder-Elsaß und die Landvogtei über die dort gelegenen zehn Reichsstädte, mit Ausnahme von Straßburg. — Schlimmer aber als dieser Verlust an Land war das von Frankreich befürwortete Zugeständniß an die deutschen Fürsten: von nun an nach eigenem Ermessen Bündnisse zu schließen. Dies war Wasser auf die französische Mühle, und schon i. J. 1658, nachdem die Bewerbung Ludwig's XIV. um die deutsche Kaiserkrone vornehmlich an des großen Kurfürsten standhaftem Widerspruch gescheitert war,*) stiftete Frankreich den berüchtigten ersten Rheinbund, der die Lähmung Deutschlands in ein System brachte. Damals erlebten unsere Vorfahren die Schmach, daß der Erzkanzler des Reichs die Festungswerke von Mainz im französischen Solde erbaute als ein Bollwerk gegen sein Vaterland. Dem deutschesten Fürsten jener Zeit, der ein ebenso ausgezeichneter Staatsmann als glorreicher Feldherr war, dem großen Kurfürsten von Brandenburg, gelang es zwar endlich, diesen Rheinbund, dem er sich, seiner clevischen Lande wegen, nicht entziehen können, wieder zu sprengen; aber viel half das nicht mehr. Denn abgesehn davon, daß sich die Fürsten nun einzeln an Frankreich verkauften,**) so hatte letzteres auch den Hauptvortheil, welchen der Rheinbund ihm gewähren konnte, bereits genossen. Denn dieser deckte, während Ludwig XIV. mit Spanien kämpfte, Frankreich den Rücken und hatte ihm erlaubt, sich im pyrenäischen Frieden abermals auf Kosten des Reiches durch die Reste des burgundischen Kreises zu vergrößern. Ueberdies griff Ludwig seiner Gewohnheit nach sofort über die in jenem Frieden gezogenen Grenzen hinaus, indem er dem Herzoge von Lothringen, welcher vertragsmäßig in sein Land wieder eingesetzt worden war, Marsal, seine letzte Festung entriß und ihn zwang, den Franzosen eine Militärstraße von Verdun in's Elsaß zuzugestehn.

Der große Kurfürst war es, der denn endlich den deutschen Kaiser dahin brachte, den immer maßloseren Ansprüchen Frankreichs mit bewaffneter Hand entgegenzutreten.

---

*) Friedrich Wilhelms Gesandter in Frankfurt, der Geh.-R. v. Jena, war mit der entschiedensten Instruction versehn. Er äußerte sich in seinem Bericht über die Wahl u. A.: „Gestrigen Tages ist Gottlob die Wahl auf Ihre Königl. Maj. in Böhmen, Herrn Leopoldum, gefallen. — Ich habe hier eine warme Schule ausgehalten."

**) Kurfürst Johann Georg von Sachsen verpflichtete sich sogar für die 200.000 Thlr., welche er jährlich von Ludwig XIV. empfing, auf den Reichstagen unter allen Umständen stets für Frankreich zu stimmen.

Unter dem nichtigen Rechtsvorwande der „Devolution“ hatte Ludwig für seine Gemahlin die spanischen Niederlande als Erbe gefordert; die rheinischen Fürsten hatten ihm die Hand geboten, und ein kurzer Feldzug legte Belgien überraschend schnell zu den Füßen des Eroberers. Aber durch die Tripelallianz der Generalstaaten, Englands und Schwedens war ihm doch Halt geboten worden und er hatte sich im Aachener Frieden mit den eroberten Festungen begnügen müssen. — Bald genug indessen war es der verschlagenen französischen Diplomatie gelungen, nicht nur jene Tripelallianz zu lösen, sondern sogar Schweden und England auf ihre Seite hinüberzuziehn — und nun holte Ludwig XIV. zu einem tödtlichen Schlage gegen die Republik der Niederlande aus. Wenn jedoch diese dem Eroberer erlag, so war es auch mit der Freiheit Deutschlands vorbei, dessen Gränzen dann überall den Franzosen wehrlos offen lagen. Freilich schon jetzt sammelten sich die Truppen Ludwigs zum Angriff gegen Holland auf deutschem Boden, in den Gebieten von Köln und Münster, und die verlockendsten Anerbietungen wurden dem Kurfürsten von Brandenburg gemacht, wenn er Theil nehmen wolle an dem Zuge gegen jenes hochmüthige Krämervolk, das ihn so oft schnöde gekränkt und von oben herab behandelt hatte. Aber trotz aller Versprechungen Ludwig's, trotz des mißtrauischen Feilschens der Holländer, welche sogar jetzt auf's Kleinlichste um die Subsidien markteten, trotz der furchtbaren Gefahr, die ihn gleichzeitig von Frankreich und Schweden her bedrohte, war Friedrich Wilhelm doch fest entschlossen, den Kampf mit Frankreich aufzunehmen. Nicht einmal zur Neutralität war er zu bewegen: die Noth des protestantischen Brudervolks, die künftige Gefahr für Deutschland drückten dem muthigen Manne das Schwert in die Hand, und er gedachte des Spruches: „Tua res agitur, paries cum proximus ardet.“ — Im Mai 1672 überzogen zwei französische Heere unter Condé und Turenne die Niederlande und nahmen auch des Kurfürsten meist von Holländern besetzte Festungen in Cleve ein. Damit brachen sie den Frieden des Reiches; eine Kriegserklärung des letzteren hätte die unmittelbare Folge sein müssen; aber davon war gar nicht die Rede, und selbst die Rücksicht auf das Decorum sowie die dringenden Vorstellungen Friedrich Wilhelms vermochten den Kaiser zu Nichts Weiterem als zum August ein kleines Heer bei Eger zu sammeln. Aber der „Mehrer des Reichs“ bewaffnete sich nur zum Schein; ein geheimer Tractat band ihm Ludwig XIV. gegenüber die Hände, und der Führer der östreichischen „Armada“, Graf Montecuccoli wurde dem Kurfürsten, der vor dessen Feldherrnrufe eine wohl übertriebene Hochachtung hegte, ausdrücklich zu dem Zweck an die Seite gestellt, um ihn zu lähmen. Denn schon damals sah Oestreich lieber Deutschland erniedrigen als Brandenburg wachsen. Der kaiserliche Minister, Fürst Lobkowitz, äußerte: „Man consideriret Kurbrandenburg als

ein ungezäumtes wildes Pferd, welches zu besänftigen man ein ander gezähmtes und gelindes Roß beigesellen müssen, damit es sich nicht à corps perdu in eine Partei werfe." Die Fesselung gelang denn auch nur allzugut. Während Montecuccoli öffentlich erklärte, er habe Befehl, unter dem Kurfürsten kräftig gegen die Franzosen am Rheine zu agiren, marschirte er so langsam heran, daß er in je drei Tagen kaum 5 Meilen zurücklegte und erst im October mit dem brandenburgischen Heer in Halberstadt zusammen traf. In den Berathungen über den Feldzugsplan zeigte er sich sehr besorgt vor Turenne, welcher ihnen entgegen rücke und dessen Macht er außerordentlich übertrieb; er war nicht dahin zu bringen nach dem eigentlichen Kriegsschauplatze, dem Niederrheine zu marschieren; und als man endlich am Mittelrheine stand, brachte er eine Instruction zum Vorschein, die es ihm überhaupt verbot, den Strom zu überschreiten. Das Jahr ging zu Ende; weder politisch noch militärisch war etwas erreicht, und hätten sich die Niederländer nicht selbst in ihren überschwemmten Marschen wacker gewehrt: das Reich vermochte ihren Untergang nimmer zu hindern. Turenne dagegen, der sich anfangs weislich zurückgehalten, um Montecuccoli nicht etwa zum Kampfe zu nöthigen, schob sich jetzt zwischen die Holländer und ihre deutschen Verbündeten. Wie aber früher seine Zurückhaltung, so lieferte nun seine Kühnheit den Kaiserlichen erwünschten Vorwand, um die militärischen Pläne des Kurfürsten zu vereiteln. Wohl erkannte dieser, daß er von Oestreich betrogen sei; gern hätte er sich losgesagt von Montecuccoli; aber allein war er in der That zu schwach, um etwas gegen Turenne ausrichten zu können. — Zu Anfang des Jahres 73 zog dann das brandenburgisch-kaiserliche Heer nach Westfalen, um von hier aus gegen Köln zu operiren und sich den Niederlanden zu nähern. Als aber auch diese Bewegung durch die Schuld der Oestreicher ohne Folge blieb, ja nicht einmal zum Kampfe führte, und als endlich der Kurfürst durch das laue Verhalten solcher Genossen genöthigt wurde, seine Städte Soest und Hamm dem Feinde preiszugeben, da riß ihm die Geduld, und tief erbittert und gekränkt sagte er sich von einem Bündniß los, das ihn durch die schlaffe und verrätherische Politik Oestreichs in die traurigste Lage gebracht: er schloß mit Frankreich den Vergleich von Vossem.

Aber Friedrich Wilhelm erschien sofort wieder auf dem Kampfplatze, als endlich das Reich an Frankreich den Krieg erklärte und durch das Eingreifen Spaniens Ernst in den Kampf zu kommen schien. — Turenne hatte im Sommer 73 das ganze untere Franken in seine Hände gebracht, und täglich breitete sich das französische Heer weiter in Deutschland aus. Gewaltsam war der Herzog von Lothringen zu Boden geworfen und vertrieben worden; die elsässischen Gebiete sahen sich ihrer verbrieften Rechte rücksichtslos beraubt — wenn solchen Eingriffen gegenüber der Kaiser unthätig blieb, so war der

letzte Rest seiner Autorität dahin. Leopold I. schien das zu begreifen und sammelte abermals bei Eger ein Heer. Aber wie weit es schon gekommen, wie völlig sich die französische Krone bereits kaiserliche Rechte anmaßte, zeigt die Anmuthung Ludwigs XIV. an die Reichsfürsten: sie möchten der östreichischen Armee nicht gestatten, die Erbstaaten zu überschreiten. Dergleichen beschleunigte natürlich den Kriegsausbruch. Gleich die erste Unternehmung gelang den Verbündeten, indem Oranien und Montecuccoli die Stadt Bonn zurückeroberten, ein glückverheißendes Ereigniß, welches mit dazu beitrug, England aus dem Bunde mit Frankreich zu lösen. Die nächste Absicht der Alliirten war auf die Wiedereinnahme von Lothringen gerichtet. Mit Recht; denn die Herstellung Lothringens in alter Unabhängigkeit konnte ohne Zweifel den Uebergriffen Frankreichs mit einem Mal ein Ende machen. Der Feldzugsplan war großartig angelegt. Vom Mittelrheine aus sollten die kaiserlichen und die Reichstruppen der „armirten Stände" in das Innere von Frankreich vordringen, während gleichzeitig zwei umfassende Flankenangriffe, der eine unter dem lothringischen Herzoge von der Franche-Comté aus, der andere unter Oranien von Flandern her, concentrisch gegen Nancy operiren und den vertriebenen Herzog in sein Erbe setzen sollten. Leider kam es nicht zu dieser großen strategischen Bewegung; denn die in einer Hand ruhende Macht Ludwigs XIV. erwies sich den lässigen und säumigen Leistungen der Verbündeten unendlich überlegen an Energie und Schnelligkeit. In der Freigrafschaft spielte König Ludwig selbst das Prävenire. Leicht bewältigte er die beiden schwach besetzten Hauptplätze Besançon und Dôle, und damit war dies burgundische Land nicht nur als Operationsbasis gegen Lothringen, sondern überhaupt für alle Zeit verloren, ohne daß es, weder hier noch bei Rheinfelden, wo sich der Herzog von Lothringen und Turenne drohend gegenüber standen, auch nur zur Schlacht gekommen wäre.

Eine solche entzündete sich dagegen auf dem anderen Kriegsschauplatze, in Flandern, und vernichtete auch hier den beabsichtigten Flankenangriff schon im Keime. Dem kaiserlichen Heere nämlich, welches gegen Hennegau vorrückte, trat Prinz Condé entschlossen entgegen. Am 11. August 1674 entspann sich die blutige Schlacht bei Senneffe, unweit Mons, und obgleich sich beide Theile den Sieg zuschrieben, so hemmte die Schlacht doch thatsächlich den Vormarsch der Verbündeten, und damit war die große strategische Idee, welche dem Feldzuge gegen Frankreich zu Grunde gelegt werden sollte, von vornherein vereitelt. Unmittelbar nach der Schlacht von Senneffe bemächtigte sich Ludwig XIV. zum Theil durch Bestechung auch der wichtigsten Plätze an der mittleren Maas, verwandelte das früher geschleifte Nancy wieder in einen Achtung gebietenden Waffenplatz, entwaffnete dagegen die feindlich gesinnten Städte des Elsaß, und befand sich somit noch vor dem Beginn des Haupt-

angriffs ſeiner Feinde in einer ungleich günſtigeren Poſition als irgend zu erwarten ſtand.

Unterdeſſen hatte ſich das kaiſerliche Hauptheer am Neckar geſammelt. Sein Führer, der Herzog von Bournonville, ſprach die Abſicht aus, nun gradwegs durch die Pfalz in Frankreich einzudringen, alſo den Weg nach Nancy zu nehmen, den im vorigen Jahre die glorreiche Armee unſeres Kronprinzen zog. Wie anders aber geſtalteten ſich die damaligen Erfolge! Bournonville gegenüber ſtand Turenne. Seine Aufgabe war, die franzöſiſche Grenze unmittelbar zu decken; denn bei Ludwig XIV. war es ſchon faſt ein Glaubensſatz der Ehre geworden, den Boden Frankreichs von jeder, auch der folgenloſeſten Inſulte frei zu halten. Man kann ſagen, daß der eigenthümliche Schauder der Franzoſen bei dem bloßen Worte: „Invaſion“ aus dieſen Zeiten herſtammt. — Jedoch zu einer Invaſion in Frankreich kam es keineswegs; vielmehr kennzeichnet ſich der Feldzug in traurigſter Art durch die erſte furchtbare Verwüſtung der Pfalz. Vom Heidelberger Schloſſe her mußte der für ſein Volk väterlich ſorgende Kurfürſt Karl Ludwig den Brand der Ortſchaften, die Verwüſtung aller Fluren ſehn, und ſo tief empörte ſich ſein Gemüth, daß er den Marſchall Turenne zum Zweikampf forderte, den der franzöſiſche Vicomte indeſſen abgelehnt hat. — Im Uebrigen beſtand der Feldzug in Schachzügen zwiſchen Rhein und Neckar nebſt wiederholtem Uferwechſel am Rhein. An ſich unbedeutende, für die franzöſiſchen Waffen jedoch glückliche Gefechte, wie die von Sinsheim und Enzheim, ſteigerten die abergläubiſche Furcht vor dem Namen Turenne, dem es gelang, bis zum Spätherbſt die eine Hälfte des Elſaſſes zu halten. Als dann die Verbündeten bereits Winterquartiere bezogen hatten, kehrte er noch einmal, namhaft verſtärkt, auf den Kriegsſchauplatz zurück. Der überraſchenden Bewegung folgt das Gefecht bei Türkheim, und obgleich dies keineswegs entſcheidend iſt, zeigen ſich doch die Verbündeten ſo conſternirt über die winterliche Ruheſtörung, daß es Turenne gelingt, ſie aus dem Elſaß hinaus zu complimentiren. — Wie mußte ſolche Kriegführung den großen Kurfürſten empören! Ihm brannte das Herz, ſich mit dem berühmteſten Feldherrn ſeiner Zeit zu meſſen; und wahrlich, weder an ihm noch am alten Derffling hat es gelegen, wenn die günſtigſten Gelegenheiten zur Schlacht verzettelt wurden. Denn obgleich Friedrich Wilhelm nach ſeinem Eintreffen beim Heere im Spätſommer zum Oberfeldherrn ernannt worden, ſo waren ſeine Befugniſſe Bournonville gegenüber doch derart verclauſulirt, daß dieſer hundert Handhaben behielt, um ſeinen Willen durchzuſetzen. Halbe Nachgiebigkeit, beſchwichtigendes Hinhalten, Vertröſten auf noch günſtigere Momente und endlich hartnäckiger Widerſpruch im entſcheidenden Augenblick, das waren die Mittel, durch welche Bournonville jedem kühnen Unternehmen des Kurfürſten die Spitze abzubrechen wußte; und

wenn man die ganz gleichartigen Hinderniſſe erwägt, welche in den Niederlanden der öſtreichiſche General de Souches dem Prinzen von Oranien bereitete, ſo erſcheint es, aller Gegenverſicherungen ungeachtet, noch immer zweifelhaft, ob es dem Kaiſer wohl auch Ernſt geweſen mit dem Kriege. Wenn es der Fall war, ſo iſt er von ſeinen verkauften Miniſtern verrathen worden, und in der That wurde Bournonville vor ein Kriegsgericht geſtellt und dann durch Montecuccoli erſetzt.

Dem Feldzuge des nächſten Jahres wohnte Friedrich Wilhelm nicht mehr bei. Ludwig XIV. hatte ihm die Schweden ins Land gehetzt, und der Einfall Wrangels in die Mark befreite ihn von der lähmenden Gemeinſchaft mit den Kaiſerlichen. Wie gewaltig contraſtirt die freudige Entſchloſſenheit des Feldzugs im Havellande und der Eisfahrt in Preußen mit dem ſtockenden Gange jener Operationen am Oberrhein. Längſt ſind dieſe welke Blätter geworden im Buche der Geſchichte; aber der Lorbeer von Fehrbellin grünt noch heut.

Zur Fortſetzung des Krieges gegen Frankreich ſammelte ſich im April 1675 das deutſche Heer theils bei Ulm, theils zwiſchen Neckar und Main. Montecuccoli hatte den Oberbefehl übernommen und hegte die Abſicht, über Straßburg in das obere Elſaß vorzudringen, um hier in noch leidlich wohlhabender Gegend auf Unkoſten des Feindes zu leben und ſich eine Baſis gegen Lothringen und Franche-Comté zu bilden. Man ſieht, dieſe Ziele ſind nicht hoch geſteckt, und in der That dreht ſich der ganze Feldzug von Anfang bis zu Ende um den Beſitz der Brücke von Straßburg. Dieſe zu decken iſt Turenne's einziges Beſtreben, dem zu Liebe er ſich ſogar mit der gefährdetſten Rückzugslinie, einmal ſogar ganz ohne Brücke hinter ſich, auf dem rechten Rheinufer aufſtellt und ſich dadurch Blößen giebt, welche nicht benutzt zu haben für Montecuccoli ein ewiger Vorwurf bleibt. Seines Gegners großer Name ſchreckte ihn. Aber im Juli wurde Turenne bei Unterſuchung einer Furt von einer Falkonetkugel getödtet und im franzöſiſchen Heer brach vollſtändige Verwirrung aus. So groß war der Skandal, daß ein Soldat in das Gezänk der Generallieutenants hineinzurufen wagte: „Lachez la pie du général, elle nous conduira!“ Laßt doch die Schecke des Feldherrn los; ſie mag uns führen! — Und es ſchien wirklich, als ob Montecuccoli die alte Schecke Turennes wie dieſen ſelber reſpectire; er benutzte weder die Rathloſigkeit der Franzoſen, noch die Vortheile, welche ihm das Gefecht bei Altenheim gebracht; und als ihm endlich die noch ſchwächlichere Haltung ſeiner Gegner den Weg in's Elſaß öffnet, rückt er zwar ein, unternimmt jedoch nichts, was der Rede werth geweſen wäre. Sehr bezeichnend ſagt Clauſewitz, daß ſich eine ſolche Kriegführung neben der unſrigen ausnehme wie der Galanteriedegen eines Hofmanns unter Ritterſchwertern.

Derſelbe Geiſt kennzeichnet auch die folgenden Jahre und nur das Auftreten Karl's IV. von Lothringen bringt einen etwas friſcheren Hauch in den Kampf. Ihm gelingt es, ſeit langer Zeit wieder einmal, die Franzoſen im freien Felde zu ſchlagen, an der Conzer Brücke, und in Folge deſſen Trier zu nehmen. Aber leider rafft ihn kurze Zeit ſpäter der Tod dahin. Die errungenen Vortheile feſtzuhalten, war ſein Neffe, Karl V., entſchloſſen. „Jetzt oder niemals!“ ſtand auf ſeinen Fahnen, als er ſich anſchickte, Lothringen, das Erbe ſeines Hauſes zurückzuerobern. Mit raſcher Hand eroberte er Longwy; jubelnd grüßte ihn das lothringiſche Landvolk als den angeſtammten lieben Herrn; als er jedoch auf Nancy vorrückte, trat ihm Crequi mit übermächtigen Heeresmaſſen entgegen, und wie er ſich auch wenden mochte — überall fand er den Marſchall auf ſeinem Wege. Ohne daß es zu einer Schlacht kam wurde der Herzog, dem die erwartete Unterſtützung der Reichsarmee ausblieb, wieder in die Pfalz zurückmanövrirt. Raſch drängten die Franzoſen nach; aufs Neue überſchritten ſie den Rhein; Freiburg, das Hauptkriegsmagazin des kaiſerlichen Heeres fiel in ihre Hände, uud nun geſtalteten ſich die Umſtände dermaßen troſtlos, daß das Reich in Unterhandlungen eintrat. Das Jahr 1678 führte den Frieden von Nymwegen herbei. Ludwig XIV. triumphirte. Er erhielt die burgundiſche Freigrafſchaft und ſieben flandriſche Feſtungen, (St. Omer, Ypern, Cambrai und Valenciennes, Condé, Maubeuge und Bauvay) Plätze von unſchätzbarer militäriſcher Bedeutung, um welche Frankreich und Deutſchland ſchon wiederholt gerungen hatten. Seine Uebergriffe im Elſaß ſollten gutgeheißen werden, und ſelbſt auf dem rechten Rheinufer faßte er Fuß, indem er Freiburg im Breisgau behielt: eine immerwährende Bedrohung des Reichs. — Vom Herzogthum Lothringen ſollten Nancy und Longwy an Frankreich abgetreten werden; aber da der Herzog hiegegen proteſtirte, verblieb Ludwig im Beſitz des ganzen Landes. Welche Verluſte für das Reich! um ſo ſchmerzlicher als auch den Bundesgenoſſen Frankreichs, den Schweden, all' die deutſchen Lande aufs Neue abgetreten werden ſollten, welche das Schwert des großen Kurfürſten zurückerobert hatte. Dringend beſchwor dieſer den Kaiſer, mit Aufbietung aller Kräfte, namentlich des Elſaſſes wegen, auch ohne Holland und Spanien den Krieg gegen Frankreich fortzuſetzen. Vergebens! Der ſonſt ſo ſtolze Habsburger ſchloß den ſchmachvollſten Frieden ab, dem das Reich jemals beigetreten iſt. Auch jetzt noch verſuchte Friedrich Wilhelm Widerſtand zu leiſten, obgleich ihm Louvois drohte, er werde „erſt Lippſtadt, dann Magdeburg nehmen und den Krieg nicht auf ſchwediſche Weiſe führen;“ noch 1679 hatte der Marſchall Crequi an der Weſer den brandenburgiſchen General Spaen zu bekämpfen. Endlich aber, von Allen verlaſſen, mußte auch Brandenburg die Waffen niederlegen. Schmerzlich bewegt war der Kurfürſt, als er den

Frieden von St. Germain ratificirte, und grollend brach er aus in die Worte Virgils:

„Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!“

„Ein Rächer mög' aus meinem Staub erstehn!“ — Wahrlich; er ist ihm erstanden!

Ueber Carl Maria von Weber's Oper „Oberon“.

Von Fr. Wilh. Jähns.

Seit längerer Zeit wird mit Interesse ein Werk des Professors F. W. Jähns zu Berlin erwartet, welches unter dem Titel: „Carl Maria von Weber in seinen Werken“ eine wesentliche Lücke in unserer kunstwissenschaftlichen Literatur auszufüllen verspricht.*) — Es ist uns verstattet gewesen, das Manuscript einzusehen, aus welchem sich ergibt, daß es, in ähnlicher Weise wie v. Köchel's vortreffliches Buch über Mozart, sich sämmtliche musikalische Schöpfungen unsres edlen deutschen Weber zum Gegenstande genommen hat, welche es nach „Autograph“, „Ausgaben“ und Inhalt bespricht, den Letzteren in seinen vielseitigen Beziehungen durch die sogenannten „Anmerkungen“. — Die Aufgabe, die sich der Autor gestellt, ist so glücklich, wie für die Sache so bedeutungsvoll von demselben gelöst, daß wir uns veranlaßt gesehen haben, uns mit Herrn Professor Jähns und dem Verleger seines Werks, Herrn R. Lienau (Schlesinger'sche Buch- und Musikalien-Handlung zu Berlin) in Verbindung zu setzen, wonach dieselben in den Abdruck des größeren Theiles der die Oper „Oberon“ betreffenden „Anmerkungen“, und zwar noch vor Erscheinen des Buchs, gewilligt haben. Das, was wir in Nachfolgendem geben, bespricht die historischen und ästhetischen Verhältnisse des Oberon.

Die Redaction.

I.

Charakterisirung der Oper.

Keiner von W.'s Opern gegenüber sind wir so sehr auf Betrachtung der bei Composition derselben vorliegenden und leitenden Verhältnisse angewiesen, als bei seinem letzten großen dramatischen Werke, dem Oberon. — Nach

---

*) Carl Maria von Weber in seinen Werken. Chronologisch-thematisches Verzeichniß seiner sämmtlichen Compositionen nebst Angabe der unvollständigen, verloren gegangenen, zweifelhaften und untergeschobenen, mit Beschreibung der Autographe, Angabe der Ausgaben und Arrangements, kritischen, kunsthistorischen und biographischen Anmerkungen, unter Benutzung von Weber's Briefen und Tagebüchern und einer Beigabe von Facsimilien seiner Handschrift. Von Fr. Wilh. Jähns, Professor und k. Pr. Musikdirector zu Berlin. Schlesingersche Buch- und Musikalienhandlung (R. Lienau) 1871. (Subscriptions-Preis für ein gebundenes Exemplar 3½ Thlr., offen bis zum nah bevorstehenden Erscheinen des Werks.)

dem in der Kunſtgeſchichte beiſpielloſen Erfolge des Freiſchützen hatte man der Euryanthe mit Erwartungen entgegengeſehen, die über jedes Maaß hinausgingen. Dies war an ſich gefährlich, ſelbſt wenn W. auf dem Boden geblieben wäre, auf dem ihm das allgemeine Urtheil die Meiſterſchaft zuſprach; bei der, in Rückblick auf den Freiſchütz, vollſtändigen Andersartigkeit der Euryanthe in Geſtalt und Inhalt, blieben aber jene Erwartungen des Publikums zum Theil unerfüllt. Die daraus folgende Kühle deſſelben war für W.'s feine Empfindung niederdrückend; aber faſt erbitternd wirkte die durch den Erfolg des Freiſchützen bisher niedergehaltene, jetzt jedoch mit um ſo feindſeligerer Kritik hervortretende Gegnerſchaft mancher Kunſtgenoſſen. Das körperliche Leiden W.'s, deſſen Keime ſich langſam, aber deſto unheilvoller entwickelt hatten, trat nunmehr in den Vordergrund und äußerte ſich zuvörderſt in einer Abneigung gegen jedes muſikaliſche Produciren ſeinerſeits, welche jenen erſchreckenden, in W.'s bisherigem Leben unerhörten, 16 Monate währenden Stillſtand im Schaffen zur Folge hatte.

Es bedurfte eines äußeren Anſtoßes, um ſein Schweigen zu brechen. Kemble, der Director des Londoner Coventgarden-Theaters, machte ihm den Vorſchlag, für dieſe Bühne einen „Fauſt" oder einen „Oberon" zu ſchreiben. W.'s Krankheit nahm indeß einen immer ernſteren Charakter an, und ein Beſuch Marienbads 1824 blieb reſultatlos. Er begann wohl zu ahnen, daß ſeines Daſeins Stern ſich dem Untergange zuneige, daß er alles, was er noch thun wolle, bald thun müſſe, und er fühlte auch, eine letzte große künſtleriſche That ſei nothwendig. Dazu konnte ihm ſeiner Familie Zukunft keineswegs ſo geſichert erſcheinen, wie ſie der ſorgſame Gatte und Vater ſtets erwünſcht und erſtrebt hatte; ſeine pecuniären Verhältniſſe hatten ſich erſt nach dem Freiſchütz in merklicher Weiſe gehoben; der Londoner Vorſchlag verſprach, ſie für immer günſtig zu geſtalten, und ſo beſchloß er denn, die Friſt, von der er wohl fühlte, daß ſie ihm kurz zugemeſſen ſei, auszunutzen zur Abrundung ſeines Wirkens und zum Wohle der Seinen. Er nahm Kemble's Vorſchlag an; und ſo wie Spohr einſt von der Compoſition des „Freiſchütz" abſtand, als er W. damit beſchäftigt wußte, ſo gab W. nun, Spohr gegenüber, den Fauſt auf und wählte Oberon.

Wenn es nun aber auch feſtſteht, daß es zunächſt äußerliche Impulſe waren, denen W. folgte, als er die Compoſition deſſelben übernahm, ſo ſoll damit doch durchaus nicht geſagt ſein, daß er deßhalb etwa geringere Anſprüche an ſich als Künſtler irgendwie zu ſtellen geneigt geweſen ſei; man darf nicht einmal annehmen, daß er auch nur dieſe Möglichkeit in's Auge gefaßt, oder daß er ſich etwa beſonders habe zuſammennehmen müſſen, um nicht nachzulaſſen im Streben nach dem Edelſten und Höchſten; — dergleichen ſich überhaupt in's Bewußtſein zu rufen, lag ganz außer dem Kreiſe ſeines

Wesens. Einen großen künstlerischen Nachtheil mußte er allerdings mit voller Erkenntniß in den Kauf nehmen, wenn er die Vortheile genießen wollte, die ihm ein englisches Publicum versprach: er mußte das Opfer bringen, sich in Bezug auf die Gestalt der Dichtung den Forderungen des englischen Geschmackes anzuschließen und seine Kunstschöpfung diesem zu verbinden. Dadurch aber wurde das Werk, was seinem innern poetischen Vorwurfe nach, so ganz W.'s Anlagen und Neigungen entsprach, leider in seiner allgemeinen Kunstform beeinträchtigt. Dieser auf dem Werke liegende Schatten konnte nicht vollständig gelichtet, nicht überall siegreich niedergekämpft werden durch den Glanz und die Herrlichkeit dessen, was er aus dem tiefen Borne schöpfte, der ihm bei Aufnahme der Composition plötzlich eben wieder so reichlich floß, wie sonst. — Von allen übrigen Unzuträglichkeiten des Textes abgesehen, sei hier nur darauf hingewiesen, wie wenig vom Dichter dafür gesorgt worden, daß an den bedeutungsvollsten, für die Entfaltung der Musik höchst geeigneten Momenten der Oper diese auch wirklich eintreten konnte. Die Steifigkeit und Ungelenkheit der Dichtung mußte ohne Frage auch Stockungen in den musikalischen Lebenspuls des Ganzen bringen und anfangs fragendes Erstaunen, im Wiederholungsfalle Ermüdung und Interesselosigkeit erzeugen. Die nach peinlich leeren Sprechscenen wiederbeginnende Musik befremdet zuweilen eben so sehr, wie umgekehrt der unvermittelt eintretende Dialog; kurz — der musikalisch-dramatische Zusammenhang geht der Oper ab, und das ist ein nicht genug zu beklagender Mangel gegenüber all dem Reichthum von Schönheit, Reiz und zauberhaftem Farbenglanz, den der Meister seinem Oberon verliehen. — Wir kannten W. als Sänger frommer, tiefinniger und begeisterter Liebe, adliger Ritterlichkeit, als den Maler heitren wie düstren Wald-Lebens und Webens, als den Darsteller tief leidenschaftlicher Seelenzustände, finstren dämonischen Wirkens und Waltens — im Oberon klingt alles dies an, und dennoch sind auch wieder ganz neue Saiten angeschlagen. Hier zaubert er uns — wie mit Berührung eines lichten Lilienstabes — bald in das luftige Reich der Elfen, bald in das lachende oder wildfantastische Haus der Najaden und Gnomen und versetzt uns kühnen Sprunges jetzt in den farbenschillernden Orient mit all seinem abenteuerlichen Gestaltenreichthum, jetzt zu des Abendlandes ernsten und gemüthvoll-heitren Bildern. Und für so große Mannigfaltigkeit hatte er immer neue künstlerische Formen, namentlich für jenes duftige Geisterweben, wie es ähnlich nie zuvor musikalisch dargestellt war, und wie es nur der zartesten und liebevollsten Naturbeobachtung entstammen kann. Originalität und Natürlichkeit, Frische und Anmuth, Feuer und Adel, Heiterkeit und Grazie paaren sich zu einem wundervoll bewegten Reigen, dessen heitre Pracht den Oberon von W.'s anderen beiden großen Werken wesentlich unterscheidet, nicht zu gedenken der, in Hinblick auf diese,

wieder neuen und eigenthümlichen Erfindungen im Reiche der Instrumentation. — Und das Alles schuf ein langsam Sterbender! Mit zitternder Hand griff er noch einmal in das volle goldne Saitenspiel, das bald auf immerdar verstummen sollte.

Zur Geschichte des Textes der Oper.

Die Fabel zu Wieland's „Oberon" ist bekanntlich der altfranzösischen Novelle „Huon de Bordeaux" der „Bibliothèque bleue" entnommen. Wielands Gedicht diente J. R. Planché, dem Dichter des englischen Operntextes, als Grundlage desselben, mit dem er jedoch noch Elemente aus Shakespeare's „Sturm" und „Sommernachtstraum" verwob. Er sendete dem Componisten seine Dichtung actweise zu, aber ohne ihm eine Uebersicht über dieselbe im Ganzen zu geben. Letzterer konnte demnach nur über Einzelheiten mit dem Dichter verhandeln, zumal die höchste Eile geboten war. So blieb das Gedicht mit all den Mängeln behaftet, die es leider zum Nachtheile der Composition an sich trägt: Ueberhäufung mit Dialog, episodische Scenen, blos sprechende Personen und eine Ueberfülle von scenischen Verwandlungen, kurz — Unruhe und Buntheit. — Von des Componisten brieflichen Besprechungen mit dem Dichter über Einzelheiten mag hier Einiges in wortgetreuer Uebertragung des englischen Original-Manuscripts W's. Platz finden. Am 6. Jan. 1825 schreibt er an Planché: „— Der Zuschnitt einer englischen Oper ist gewiß sehr verschieden von dem einer deutschen, denn eine englische ist mehr ein Schauspiel mit Gesängen — aber dennoch finde ich im ersten Act des Oberon nichts, was ich geändert wünschen möchte, ausgenommen das Finale. Der Chor scheint mir an dieser Stelle etwas hergeholt, und er kann daher das Interesse des Publicums, durch Rezia's Gefühlsäußerungen noch in Anspruch genommen, nicht erregen. Darum möchte ich Sie um einige Worte mehr bitten für Rezia, voll Freude und Hoffnung, welche sich mit dem Chore so vereinigen ließen, daß ich diesen als Rezia's Ergüssen untergeordnet behandeln könnte." Am 19. Febr. schreibt W. dem Dichter ferner: „— Auch diese beiden Acte" — der zweite und dritte — „sind voll von den größten Schönheiten; ich umfasse das Ganze mit Liebe, und werde mich bestreben, nicht hinter Ihnen zurückzubleiben. Dieser Anerkennung Ihres Werkes können Sie um so mehr Glauben schenken, da ich wiederhole, daß der Zuschnitt des Ganzen allen meinen Ideen und Grundsätzen sehr fremdartig erscheint. Die Einmischung so vieler Hauptpersonen, welche nicht singen, die Weglassung der Musik in den wichtigsten Momenten: alle diese Dinge berauben unsren Oberon des Namens einer Oper und werden ihn untauglich machen für alle andern Bühnen Europas, was ein schlimmer Umstand für mich ist; aber — gehen wir darüber fort! — Die Scene zwischen Scherasmin und Fatime im 2. Act

und die sehr reizende Arie der Letzteren müssen nothwendig wegfallen, damit das Quartett unverzüglich folgen kann; so auch der Chor der Seeräuber; dagegen füllen wir die Zeit, welche wir durch diese Kürzung gewinnen, durch ein Duett zwischen Hüon und Rezia am besten aus, da das Fehlen eines solchen Stückes sehr bedauert werden würde und die Scene auf der öden Küste den passendsten Schauplatz dafür bietet. Zwar empört sich mein musikalisches Gefühl dagegen, daß der Moment, wo das liebende Paar sich findet" (2. Scene des 2. Acts) „ohne Töne vorübergehen soll; allein — die Oper erscheint mir schon zu lang. Nun wünsche ich noch eine komische Arie für Scherasmin, wenn er das Horn entdeckt, in welche Fatime ihre Klagen mischt und welche so durch einen Contrast die Scene schließt. — Mein werther Herr, was würden wir nicht hervorbringen, wenn wir in Einer Stadt lebten! — Noch bitte ich zu beobachten, daß der Componist auf den Ausdruck des Gefühls mehr giebt, als auf bildliche Redeweise; den ersten mag er entwickeln in allen seinen Abstufungen, aber Verse wie: ‚wie der Tropfen in der Tulpe thaugetränktem Liebesschooß' oder in Hüon's Gesang: ‚wie Hoffnungen schnell erblassen, falsche Freunde uns verlassen, wenn die Sonne des Glücks uns verläßt, dürfen nur einmal gesagt werden. Sie sehen, daß ich mit Ihnen rede wie mit einem alten Bekannten, und ich hoffe wenigstens, daß Sie meine Worte so aufnehmen werden." — Am 3. Dec. schreibt W. ferner: „Ich kann Ihnen nun Bericht über unsren Oberon abstatten. Zwei Acte sind beendigt. Der erste ist vollständig geblieben, wie Sie ihn geschrieben haben, und auch im 2. Act habe ich Ihren Wunsch erfüllt und ‚Arabiens einsam Kind' noch componirt. ‚Arabien, mein Heimathland' hätte ich gern dafür herausgelassen; aber dieser Gesang soll uns nicht entzweien. Ich werde ihn zuerst vornehmen, wenn ich in England bin. Das Duett zwischen Rezia und Hüon, welches Sie die Güte gehabt haben, mir zu schicken, habe ich nicht in Musik gesetzt, weil, so schön es ist, es doch in dieser Situation nicht wirksam sein kann. Die übrigen kleinen Veränderungen, welche ich mir erlaubt, hoffe ich, werden von Ihnen gebilligt werden." — Planché's vollständige Dichtung wurde mit beigegebenem Bildniß W's, in einem besonderen Bändchen in London bei Hunt und Clarke 1826 gedruckt. Th. Hell in Dresden vollzog die deutsche Uebersetzung, jedoch erst nach der Composition W.'s auf den englischen Worten. Letzterer versah Th. Hell's Arbeit schließlich mit mehrfachen Aenderungen; es zeigt dieselben das Manuscript des Clavier-Auszuges, welches W. ur Text-Unterlage an den Uebersetzer gesendet und dann zur Durchsicht wieder zurück erhalten hatte. Diese Hell'sche Uebersetzung ist von einem Anonymus wiederum in's Englische zurück übertragen (s. unten: Aufführungen; London). — Eine italienische Uebersetzung der componirten Stücke erschien mit dem Clavier-Auszuge der Oper zu Paris bei Brandus und Dufour, eine andere

zu London bei Hammond mit J. v. Benedict's später zur Oper hinzugefügten Recitativen und andern Piecen (s. unten: Aufführungen zu London); eine französische Uebersetzung von van Hasselt und Rongé zum Clavier-Auszuge in Paris bei Richault, auch in Braunschweig bei Litolff, eine andere desgleichen in Paris bei Brandus und Dufour, wie ferner eine ebendort von Castil-Blaze; die dänische für die Aufführung der Oper in Kopenhagen rührt von Oehlenschläger her.

Zur Geschichte der Composition der Oper.

1) Schon die 1804 von W. unternommene Composition der Oper „Rübezahl" mit ihrem Apparat von Gnomen, Nymphen und Genien deutet seine Neigung an, der Darstellung dieser phantastischen Welt seine Kunst dienstbar zu machen. Wegen der Nichtvollendung dieser Oper war aber jener eigenthümliche Zug seines künstlerischen Seelenlebens nicht zur Ausgestaltung gelangt; er blieb indeß beständig in ihm lebendig und still geschäftig. Eine Kunde davon ist uns erhalten worden durch die Mittheilung eines der Jugendfreunde W.'s, des Großherz. Baden'schen Ministers Alex. v. Dusch, in Rückblick auf ihr Zusammenleben im Schlosse Neuburg 1810. Sie lautet: „Es ist mir noch jetzt (1860) gegenwärtig, wie Carl Maria einmal spät Abends mir die Melodie eines Elfenchors vorsang, wie er ihm damals im Kopfe herumging, und ich meine fast, es müsse sich davon etwas im Oberon vorfinden." — 1817 finden wir W.'s ganzes künstlerisches Wesen gesättigt mit jenem Zuge; so schreibt er den Freischütz, bald darauf Euryanthe mit Emma's und Udo's ruhelosen Schatten im Hintergrunde; am Ende seiner siegreich durchlaufenen Bahn aber war ihm gestattet, im holden Bilde von Oberon's Feenreiche jenem mächtigen, einst so früh schon zu selbständiger Gestaltung drängenden Elemente die freiste Entwicklung zu geben. Die Welt hatte jenen Zug nach und nach würdigen gelernt und so trug ihm das ferne Albion den schönen duftigen Stoff entgegen, der, mit des Meisters süßesten Weisen durchwoben, zu seinem Schwanengesange geworden ist. — Schon 1822 hatte W. Kunde davon erhalten, daß England eine Oper von ihm erwünsche; aber Euryanthe lag ihm vor und harrte ihrer Vollendung; erst danach, und als im Sommer 1824 (18. Aug.) durch Kemble der directe Auftrag, eine Oper für das Coventgarden-Theater in London zu schreiben, an ihn gelangte, nahm er denselben an. Die Gründe, die ihn trotz großer körperlicher Abspannung dazu bestimmten, die Verhältnisse, die diese Annahme doppelt schwierig, ja bedenklich machten, aber seine Zusage dennoch herbeiführten, sind oben bereits besprochen. — Am 21. Aug. schrieb er Kemble, daß er die Composition des Oberon übernehmen werde, daß es ihm jedoch unmöglich sei, bis Ostern 1825 diese zu vollziehen, weshalb die Aufführung derselben

bis zur Saiſon von 1826 hinausgeſchoben werden müſſe. Nachdem Kemble ſich damit einverſtanden erklärt, gab ſich nun W. mit allem Ernſte des wahren Künſtlers an die Löſung der Aufgabe. Als ſolcher mußte er einſehen, daß eine Oper für England auch nur in engliſcher Sprache componirt werden dürfe. Dem Genius des Volkes konnte er nur gerecht werden, wenn er den Genius der Sprache in ſich aufgenommen. Aber dieſe war ihm fremd. So legte er denn mit bewunderungswürdiger Treue gegen ſeine Aufgabe den erſten Grundſtein zur Löſung dadurch, daß Er, der auf dem Gipfel künſtleriſchen Welt-Ruhmes Stehende, Er, der Kranke, mit Arbeit Ueberladene, ſich den ernſteſten Sprachſtudien unterwarf. Nicht wie ein ſelbſtbewußter Meiſter lernte er, obenhin etwa, in der Ueberzeugung, mit einer halben Kenntniß ſei für ihn und die Verhältniſſe ſchon genug gethan; er lernte buchſtäblich wie ein ſtreng befliſſener Schüler. Seine ſchriftlichen Exercitien, eine namhafte Anzahl Foliobogen, beginnen mit Niederſchrift des engliſchen Alphabets und deſſen Ausſprache, und ſchließen mit Behandlung ſchon recht ſchwieriger Aufgaben. Es waren 153 Lectionen, die er bei dem Engländer Carey in den frühen Morgenſtunden nahm, die erſte am 20. Oct. 1824, die letzte am 11. Febr. 1826, 5 Tage vor ſeiner Abreiſe nach London. Zu nebenhergehender Uebung überſetzte er ſämmtliche zur Compoſition beſtimmte Verſe der Oper und copirte außerdem das ganze Original-Manuſcript des Dichters, incl. alles Dialogs, wörtlich. Die betreffenden Schriftſtücke ſind ſämmtlich erhalten und im Beſitze von W.'s Sohne. In nicht zu langer Friſt führte er bereits ſeine Londoner Correſpondenz engliſch, anfänglich noch vom Lehrer unterſtützt; die vollſte Anerkennung über dieſe ſeine ſprachlichen Leiſtungen wurde ihm aber ſpäter in England ſelbſt zu Theil. — Ich habe bei dieſem Gegenſtande um deßwillen länger verweilt, um W.'s Ernſt in allen Dingen zu zeigen, um mancherlei zu allen Zeiten über ihn Ausgeſprochenem gegenüber zu treten. Wahrlich, ein Mann, der auf ſolcher Ruhmesſtaffel ſolch eifrige Sprachſtudien macht, eines ſeiner Werke wegen, der kann es wohl niemals mit Manchem in ſeiner Kunſt ſo leicht genommen haben, wie hie und da gemeint worden. Er war ein echter Künſtler, der immer ein echter Mann iſt. — Unterdeß hatte ihm Planché am 30. Oct. 1824 den 1. Act des Oberon geſendet; den 18. Jan. 1825 folgte der 2., am 1. Febr. der 3. „Die erſten Ideen zu Oberon" wurden von W. wie ſein Tagebuch ſagt „am 23. Jan. 1825 gefaßt;" die Inſtrumentirung wurde angefangen am 8. Sept., Act I beendigt am 18. Nov., Act II bis zum Finale am 27. Nov., dies Fertige am 6. Jan. 1826 nach London geſendet, das am Act II noch Fehlende beendigt am 22. Jan. Inzwiſchen hatte er den 3. Act am 10. Jan. 1826 begonnen mit dem Duett N. 16; am 3. Febr. ſendet er daſſelbe mit dem Terzettino Nr. 18 und dem Chor und Ballet Nr. 21 nach

England. Noch in Dresden entwirft er das 3. Finale, vollendet jedoch das ganze Werk erſt in London mit der nachträglichen Compoſition der Preghiera zum 2. Act am 10. Apr., 2 Tage vor der Aufführung am 12. Apr. 1826.

2) Werfen wir nun den Blick auf Einzelnes, was ſeine Correſpondenz in Bezug auf die Compoſition des Oberon darbietet. Es wird dazu dienen, ſeine Thätigkeit als Componiſt nach manchen Seiten hin näher zu beleuchten und deren Würdigung zu vermitteln. — Am 18. Decbr. 1822 ſchon ſchreibt er an Profeſſor H. Lichtenſtein nach Berlin: „— unterdeſſen hat man mir auch angetragen, eine Oper für London zu ſchreiben. Du ſiehſt, daß es mir nicht an Gelegenheit fehlt, durch Vielſchreiberei dummes Zeug zu liefern. Ich laſſe mich aber nicht irren und warte auf die gute Stunde.“ Den 30. Decbr. 1824 ſchreibt er dem Freunde wieder: „— habe ich endlich von London den 1. Act des Oberon erhalten, der mir ſehr wohl gefällt. Die Verſe ſind muſikaliſch und fließend, das Ganze auf Pracht berechnet. Was hilft mir aber Ein Act, da man mir nicht einmal den Plan des Ganzen mitgeſchickt hat.“ Am 6. Jan. äußert er ſich in gleichem Sinne Kemble gegenüber, indem er dieſem ſchreibt: „Ehe ich nicht bekannt bin mit der Ausdehnung und dem Charakter aller muſikaliſchen Nummern, kann ich weder die Steigerung des Effectes noch die eigenthümliche Färbung jedes einzelnen Stückes berechnen. Ohne die ſichere Ueberſicht des Ganzen kann ſich meine Fantaſie unmöglich entfalten oder an Einzelheiten gebunden werden.“ — Indem hier auf die brieflichen Mittheilungen W.'s an Planché, die oben „zur Geſchichte des Textes der Oper“ gegeben wurden, zurückgewieſen wird, da deren Inhalt auch die Geſchichte der Compoſition derſelben eingehend berührt, folge als deren Ergänzung hier noch eine Aeußerung W.'s an Lichtenſtein. Sie dient zugleich als Beweis, wie W., wenn er auch bereits am 23. Jan. 1825 mit Ausbildung ſeiner „Ideen zu Oberon“ erfüllt war, doch auch bei dieſer Oper, wie bei ſeinen früheren, längere Zeit ſchon innerlich arbeitete. Noch am 4. Sept. ſchrieb er nemlich dieſem Freunde: „— Bis Ende Febr. muß der Oberon fertig ſein, und noch ſteht keine Note auf dem Papier“ (d. h. in Partitur, denn Nr. 1, 2, 4 und 5 waren flüchtig entworfen). „Das wäre noch ſo arg nicht; aber — der Dienſt und 100,000 Störungen von Außen und auch wohl mitunter von Innen! Nun, Gott wird helfen!“ —

Als W. aber, nach London gekommen, noch, ſehr gegen ſeine Neigung, 2 Muſikſtücke dem beliebten Braham, ſeinem Hüon, zu Gefallen componiren mußte — die große Scene ſtatt Hüon's urſprünglicher Arie Nr. 5 und die Preghiera im 2. Acte — ſchreibt er am 31. März der Gattin von London: „— Durch die Scenen im Freiſchütz“ (die er in den ſogenannten „Oratorien“ [Concerte im Coventgarden-Theater] wiederholt aufzuführen hatte) „ſind die

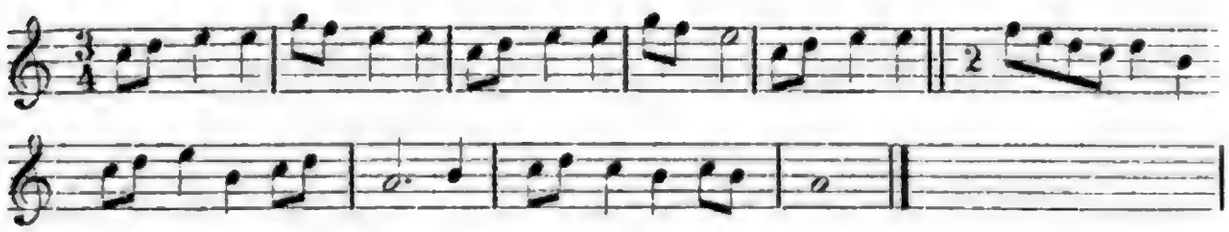
Leute ganz toll geworden und die Sänger faseln von nichts Andrem als Recitativen, Andante's und Allegro's ꝛc. Dies ist denn auch dem Braham in den Kopf gestiegen und er bettelt um eine große Scene statt seiner ersten Arie, die allerdings etwas hoch ist. Erst war mir der Gedanke ganz fatal und ich wollte nichts davon hören. Endlich versprach ich, wenn die Oper fertig sei, und mir so viel Zeit übrig bliebe, wolle ich's thun. Nun habe ich also diese große Scene, ein Schlachtengemälde und was weiß ich alles, vor mir liegen und gehe mit dem größten Widerwillen daran. Was ist aber zu thun? Braham kennt sein Publicum und ist der Abgott desselben. Ich muß dem Erfolg zu Liebe überhaupt ein Stück Arbeit mehr nicht scheuen — also — frisch hineingebissen in den sauren Apfel. Und die erste Arie hab' ich so lieb! — für Deutschland lasse ich alles, wie es ist, denn ich hasse die Arie im Voraus, die ich — hoffentlich heute noch — machen werde. — So! nun habe ich dir auch mein Leiden geklagt; — will mir auch ein Herz fassen und gleich dran gehn! Also Ade für jetzt! Ich gehe in die Schlacht!" — Noch am Vormittage schreibt er wieder: „— Nun! Die Schlacht ist zu Ende, d. h. die Hälfte der Scene. Nachmittag hoffe ich noch, die Türkinnen jammern, die Französinnen jubeln und die Krieger Victoria schreien zu lassen."

3) Aus eigner wie fremder Sphäre von W. zum Oberon Benutztes liegt Mehreres vor, das zu interessanten Betrachtungen Veranlassung gibt. Das namentlich, was fremder Abstammung ist, stellt hier, wie nirgends sonst wo, W.'s geniale Aneignungs- und Umbildungsweise in das hellste Licht. Von dem ihm eigens Zugehörigen zuerst. — Bei Composition des Schlußchors seines Oberon griff er sehr weit, in das Jahr 1801, zurück. Die Tacte 5 bis 32 — also die Stelle von „Heil dem Helden" bis „Mähr' soll erblühn" (2tes Mal) finden sich in den ersten 20 Tacten des Schlußchors „Vivace" seiner Jugendoper Peter Schmoll [1801] vor, und zwar ganz unverändert, für Oberon nur reicher instrumentirt. Wer ahnt wohl bei diesem glänzenden Musikstücke, daß dessen wesentlichsten Theil die Hand eines kaum 15jährigen Jünglings schrieb? — Der prachtvolle Marsch des 3. Finales, wie die im Clavier-Auszuge fehlende kurze N. 9 B im Oberon verdanken schon einer späteren Zeit ihre Entstehung. W. componirte Beides — den Marsch zum größesten Theile — 1818 zu E. Gehe's Trauerspiel „Heinrich IV." — Die reizende N. 21 im Oberon, Chor und Ballet mit Hüon „Für dich hat Schönheit", ist dagegen entnommen der großen italienischen Festcantate „L'Accoglienza" in der sie sich als N. 6 ursprünglich, und zwar ganz unverändert, vorfindet; nur 24 Tacte mit neuem Inhalte und Hüon's Zwischensätze sind hinzugekommen. — Aber noch einmal wendete W. sich dieser Cantate zu. Die reizende Cabaletta Rezia's in Tact 37 bis 47 des 1sten Finales zum Chor der Haremswächter im Hintergrunde der Scene „Seele,

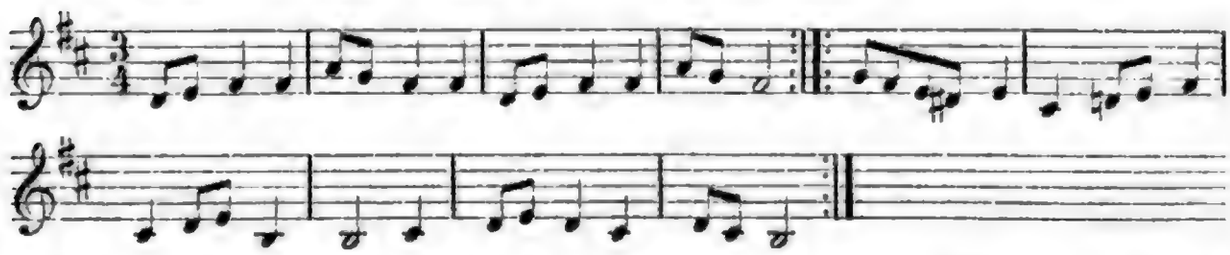
froh in Jubelklängen" weiſt mit geringen Aenderungen in N. 3 derſelben Feſtcantate die Partie des Genius des Ackerbaues in den Tacten 38 bis 48 auf. Jener Chor aber, mit dem ſich dieſe Cabaletta ſo reizvoll und erſtaunenswürdig verbindet, iſt in ſeinem Anfangsmotiv einer ganz fremden Welt entſproſſen: hier haben wir ein ächt arabiſches Thema vor uns. Carſten Niebuhr gibt in ſeiner „Reiſe nach Arabien ꝛc." (Kopenhagen, Möller 1774) auf der dem I. Theil angehängten Tab. XXVI die Noten des folgenden Motivs,

welches genau ſo, nur in C dur, an der ebengenannten Stelle im Oberon ſteht. Daneben befinden ſich Abbildungen des von den Arabern „Seméndsje", von den Griechen „Repab" benannten Streichinſtruments, mit 2, auch 3 Saiten bezogen, von dem Niebuhr p. 178 ſagt: „Dies iſt das gewöhnliche Inſtrument der Fiedler, die mit den egyptiſchen Tänzerinnen umhergehen, und die dabei ſtehenden Noten ſind die Melodie von einem Liede, welches die Tänzerinnen zu der Seméndsje ſangen und oft wiederholten." — In gleicher Weiſe hat W. die Tacte 5 bis 8, 13 bis 18 im Finale III entnommen dem „Essai sur la musique" von La Borde, Paris 1780, Vol. I p. 385; ſie ſtehen daſelbſt unter der Ueberſchrift „Danse turque" wie hier unter, a) folgt:

a) La Borde.



b) Weber, Oberon, Finale III.



F. H. v. Dalberg hat dieſelbe in ſeiner Ueberſetzung von W. Jones „Ueber die Muſik der Indier" (Erfurt 1810) unter der Ueberſchrift „Eine türkiſche Arie" mit Hinzufügung der Tempobezeichnung „langſam" und mit mehreren falſchen Noten abdrucken laſſen.

Aus Vergleichung obiger Notenzeilen b, der betreffenden Stelle im Oberon, mit den Zeilen a, dem urſprünglichen Originale, erſieht man W.'s für Oberon mit dem Originale vorgenommene Aenderungen. Sie ſind zweierlei Gattung: erſtens, eine Weglaſſung, die des Tactes 5 des Originals; zweitens, eine Umbildung, die des zweitheiligen Tactes des Originals, von Tact 6 an, in den dreitheiligen Tact dieſes Finale-Theiles der Oper. Letztere Art der Umbildung hat W. öfter angewendet; Beiſpiele ſind: das „cum sancto spiritu" im Gloria ſeiner Es dur-Meſſe in Rückſicht auf Nr. 1 ſeiner 6 Fughetten; ferner Theil II des Andante im Pas de cinq zu Nr. 21 der Euryanthe in Rückſicht auf das Andante II der Nr. 4 der Cantate „L'Accoglienza".

Abgeſehen davon gibt aber die Benutzung dieſer beiden orientaliſchen Themata — (die ſie enthaltenden Werke liefert W. laut Tagebuch am 18. Oct. 1825 an die k. Bibliothek zu Dresden zurück) — einen deutlichen Beleg für die geiſtreiche Ausbeutung ſolcher Quellen ſeinerſeits. Wie ſchlagend iſt die Wirkung jenes erſten Themas, hier zur Muſik der apathiſchen Haremswache verwendet, wie erſtaunlich die des zweiten zur Darſtellung des von toller Tanzwuth Ergriffenwerdens; kaum hätten glücklichere Motive erfunden werden können, als ſie hier gefunden wurden, um dann freilich in höchſt genialer Weiſe benutzt zu werden. Auch ein Thema der Romanze der Fatime, Nr. 16 des Oberon (wahrſcheinlich das im $^2/_4$), ſoll arabiſchen Urſprungs ſein; denn der Referent der Berliniſchen Voſſiſchen Zeitung ſpricht dies — was jedoch noch zu beweiſen wäre — in einer Kritik des Oberon in Nr. 161 von 1828 mit den Worten aus: „Die Melodie dieſes Araberliedes wurde uns, freilich etwas einfacher" (?) „nebſt vielen ähnlichen vor einigen Jahren vom Däniſchen Reſidenten in Algier mitgetheilt."

An dieſer Benutzung der beiden beſprochenen orientaliſchen Themata ergibt ſich für den aufmerkſamen Beobachter noch folgende Bemerkung: Beide beginnen mit Grundton, Secunde und Terz einer Scala. Dieſer Terzgang iſt nun überraſchenderweiſe das Grundmotiv von vielen Stellen der Muſik dieſer Oper, wo es gilt, den Orient zu charakteriſiren und das Feenreich, das in ihm zunächſt ſeine Heimath hat. Hier haben wir zwar das einzige Leitmotiv im Oberon, aber eines von ganz beſonderer Art und tiefgehender Bedeutſamkeit; denn es iſt (wie es in keiner andern Oper W.'s vorkommt) ein Leitmotiv nicht nur für eine einzelne Perſon oder Situation, ſondern für eine Reihe von Perſonen, für eine Reihe von Situationen und Scenen beſtimmten Charakters. In geiſtreicher Weiſe iſt ihm ſolchergeſtalt zugleich alles Ermüdende der bloßen Wiederholung genommen, indem es bald ſelbſtſtändig und klar auftritt, bald mehr oder weniger ſich verhüllend da, wo es ſich mit andern Elementen in immer neuer Weiſe verſchmilzt. So ergibt ſich dies Grundmotiv jenes Terz-

ganges als gewiſſermaßen Leitmotiv höherer Gattung. Wie es urſprünglich jenen Thematen eigen iſt, wie es ſelbſt ſchon da ausgeſponnen wird, wo und nachdem es die Nationalmelodieen einführte, ſo finden wir es wieder: in den 3 Anfangstönen der Ouverture, denen von Oberon's Zauberhorn, die wie im Adagio ſo auch im Allegro derſelben in dieſem Sinne zweimal wiederkehren und ſpäter jedesmal, wo Oberon's Beiſtand durch das Zauberhorn herbeigerufen wird (z. B. in den im Clav.-Auszuge nicht enthaltenen Nummern 9 A und 14); wir finden es als Einleitung des Elfenchors No. 1, nur umgekehrt; es leitet die Baßfigur zu Anfange von Oberon's Arie No. 2 ein; ebenſo, doch wieder umgekehrt, beginnt es Oberon's Geſang bei deſſen erſtem Worte „Schreckensſchwur" in dieſer Nummer, wie es mannigfach anderweitig darin auftritt; es iſt das Hauptmotiv des Türkenchors zu Anfang des 2. Acts; es klingt in dem „Wohlgemuth! Wohlgemuth!" in dem „Segelt fort" des großen Geiſterchores am Schluſſe dieſes Actes wieder; es leitet N. 3, die Viſion Rezia's, ein; es ſpricht lebhaft erregt aus ihren drei Ausrufen zu Anfang des 1. Finales „Eil', edler Held" und des 2. Allegro vivace darin „Sagt' ich's nicht?"; es ſpricht tief ſchwermüthig in den Blasinſtrumenten des Zwiſchenſpiels und Schluſſes von deren Cavatine „Traure mein Herz", wie im Andante des Duetts N. 17, wenn Fatime die Sehnſucht nach ihrer Heimath in dieſelben Töne kleidet; ja wir hören ſie den Muſchelhörnern, die den Geſang der Meermädchen begleiten, entſteigen, wie ſie in gleicher Weiſe die flüchtige Geigenfigur des Ritornells zum Presto agitato von Nr. 12 durchzittern. — Welch eine wunderbare Conſequenz! Ob ſie bewußt innegehalten, ob unbewußt, ob beides der Fall — wer wagt darüber zu entſcheiden? Wer kann davon erzählen, wo der Genius empfangen oder gegeben hat? Es bleibt eben ſein geheimnißvolles Walten.— In dieſem Sinne hieher gehörig ſei denn auch ſchließlich eines Momentes aus W.'s Leben gedacht, von dem mir durch den treuen Freund des W.'ſchen Hauſes, den K. S. Kammermuſiker G. Roth, vor Jahren Mittheilung gemacht worden; betrifft es doch ebenfalls ein ſogenanntes „Benutztes", obwohl direct aus dem großen Reiche der Natur. — Es war ein heißer Mittag im hohen Sommer 1824, zur Zeit der erſten innern Beſchäftigung W.'s mit Oberon. W. und Roth befanden ſich, vom Dienſt in Pillnitz kommend, am Ausgange des Keppgrundes in der Nähe von W.'s Sommerhauſe zu Hoſterwitz. Ueberall tiefſte Stille in dem weiten Landſchaftsbilde, das unter der Berglehne, auf der ſie wandelten, vor ihnen ausgebreitet lag; kein Laut, nicht einmal eines Vogels Zwitſchern in der Luft; nur ein feines Singen, ein kaum hörbares Surren und Schwirren der ſich tummelnden Inſectenwelt. Plötzlich ergreift Weber Roth's Arm, legt raſch den Finger auf den Mund, um ihn darauf wieder lebhaft empor zu heben und auf das belebte Schweigen in der

Natur zu deuten, und dazu flüſtert er kurz und leiſe „Oberon!“ — Giebt es liebliche kleine Bilder aus der Welt des Schaffens großer Künſtler, das iſt wahrlich ein ſolches. Dem feinſinnigen Lauſcher haben ſich vielleicht die erſten Umriſſe ſeines wunderbaren Elfenchores im Oberon in dieſem Momente erſchloſſen; in ihm keimten vielleicht die Klänge zu den Worten dieſes Chors „Jagt die wirre Mücke fort, laßt die Bien' nicht ſummen dort! Auf der Lilien Lager liegt Oberon in Traum gewiegt“; denn die wahre Künſtlerſeele iſt es, die die Beobachtung in das Kunſtwerk verwandelt.

(Schluß folgt.)

Aus Holland.

Anfang März.

Die Grenzboten müſſen ſich einen andern holländiſchen Correſpondenten anſchaffen und von ihrem bisherigen Haarlemer Bekannten keinen Artikel mehr drucken, wollen ſie nicht ihre Abonnenten in den Niederlanden verlieren, oder ſich der Gefahr ausſetzen, an der Grenze in Beſchlag genommen zu werden. Ihr Correſpondent wird mit Landesverweiſung bedroht, und er wird ganz ſicher per Schub über die preußiſche Grenze geſetzt werden, wenn er noch einmal wagt, einen Artikel wie ſein „Holland in Noth“ zu ſchreiben. Nur ſchlimm, daß man ſeine Perſon nicht kennt; man könnte ihn ſonſt beſſer zur Verantwortung ziehen; aber er verſteckt ſich jetzt, und deßhalb kann man ihn nicht mit Schmutz bewerfen. Damit die Grenzboten aber wiſſen, welches Verbrechen ihr Correſpondent begangen hat, ſo ſei ihnen geſagt, daß er die Niederlande mit Allem, was dazu gehört, für todt erklärt, und die Deutſchen zur Annexion des Landes aufgefordert hat. In dem alten Haarlem, das ſo viele Traditionen der frühern Größe beſitzt, wo noch ſo viele Denkmäler dieſer ſchönen Vergangenheit ſind, z. B. die Glöckchen, die allabendlich läuten zur Erinnerung an die Erſtürmung von Damiette, wo eben dieſe Glocken von den Muſelmännern, die bekanntlich keine Glocken haben, erbeutet wurden, — das Denkmal Lorenz Janszohn Coſter's, der mythiſchen, wenigſtens hiſtoriſch ſehr zweifelhaften Perſon, welche die Buchdruckerkunſt um's Jahr 1423 erfunden haben ſoll, — in dieſem Haarlem wohnt der Böſewicht, der von jedem richtigen Holländer verabſcheut werden muß; der ſelbſt wagte, Herrn Groen van Prinſterer anzugreifen und ſogar ſchuld iſt, daß der Setzer der Grenzboten dieſen Namen nicht richtig geleſen hat. Ein ſolcher Uebelthäter muß natürlich zum Lande hinausgejagt werden. Das ſagt wenigſtens

der Prediger Dr. A. A. Bronsveld in seiner Monatsschrift „Stimmen für Wahrheit und Frieden.“ Natürlich kann diese Schrift nicht lügen, und die verlangte Maßregel dient zum Frieden unter den Bewohnern des Landes. Was andere Leser als Herr Dr. Bronsveld auch aus dem Artikel „Holland in Noth“ herausgelesen haben mögen, was auch immer der Verfasser mit deutlichen Worten gesagt hat, das steht nicht darin. In dem Artikel steht vielmehr nur, „was die Stimme für Wahrheit und Frieden“ hineinlegt; denn sonst würde der wahrheits- und friedliebende Dr. Bronsveld sich doch wahrlich nicht veranlaßt sehen, das seinen Mitbürgern zu sagen. Merkwürdig nur und unerklärlich, daß der Haarlemer Prediger seinen Mitbürgern fast dieselben Vorwürfe macht, die Andere in dem Artikel der Grenzboten zu finden glauben.

Aber Scherz bei Seite. Denn es ist traurig genug, daß sonst sehr achtenswerthe Leute — und der Correspondent der Grenzboten will Herrn Bronsveld seine Achtung durchaus nicht versagen und ihm auch im Allgemeinen das Zeugniß der größten Ehrenhaftigkeit geben — zuweilen ihren Charakter verleugnen und sich zu unüberlegten, unehrlichen Handlungen hinreißen lassen. Diese nationale Eitelkeit, dieser Dünkel hat selbst viele der Besten des niederländischen Volkes ergriffen. Herr Bronsveld will selbst wohl die Fehler seiner Mitbürger bekennen, aber in einer deutschen Zeitschrift diese Mängel aufdecken, das ist Landesverrath. Im Auslande muß jeder von der selbst ausposaunten Vollkommenheit überzeugt sein, dort muß der Holländer auf einer Höhe stehen, die ihm erlaubt, auf den Fremden herab zu sehen. Das ist eben das falsch begriffene Nationalitätsgefühl, worüber Ihr Correspondent klagt. Man läßt sich aber nicht auf eine Widerlegung des bewußten Artikels ein; man gibt ein grundfalsches Referat, kehrt das Unterste zu oberst, und sucht dann die Persönlichkeit des Verfassers anzugreifen und zu verdächtigen. Das ist die gebräuchliche Tactik in der holländischen Polemik.*) Ihr Correspondent wird sich deßhalb wohl hüten, seinen Namen bekannt zu machen, nicht sowohl aus Feigheit, als aus Liebe zur Reinlichkeit, von welcher Tugend holländische Polemik in der Regel sehr entfernt zu sein pflegt. Dr. Bronsveld würde sich natürlich nur reinlicher Angriffswaffen bedienen, aber er wäre nicht mächtig genug, den übrigen Janhagel vom Gebrauch seiner natürlichen Angriffswaffe, dem Schmutz der Gasse abzuhalten. Zudem handelt sich's ja nur um die Sache, nicht um die Person. Jeder Unbefangene braucht nur die holländischen Correspondenzen in den Grenzboten zu lesen, um zu wissen, daß dieselben immer die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Niederlande be-

*) Ganz wie in unserer radicalen und particularistischen Presse, Herr Correspondent.
D. R.

fürwortet haben. Thun dieſelben nicht immer die Verſchiedenheit des Charakters zwiſchen Deutſchen und Holländern dar, uud geben ſie dadurch nicht das Recht der eignen Nationalität zu erkennen? Die Vorwürfe, die den Holländern darin gemacht wurden, ſind durchaus nicht neu oder böswillig; man hat ſie zu hundert Malen in der niederländiſchen Preſſe ſelbſt geleſen. Will man denſelben aber eine andere Abſicht unterſchieben, als die einer genauen Berichterſtattung für Deutſche über hieſige Zuſtände, dann legt man eben nicht aus, ſondern legt was unter.

Nebenzweck des Artikels „Holland in Noth" war, den Holländern unter Hinweiſung auf die eigenen Zuſtände zu zeigen, daß eine Verfeindung mit Deutſchland unvernünftig iſt, und die doch wirklich nicht übelwollende Meinung auszuſprechen, daß endlich an der Zeit ſei, Hand an die Verbeſſerung ihrer eigenen Angelegenheiten zu legen. Will man das nicht hören, nun gut — es iſt nicht bloß das Unglück der Könige, daß ſie die Wahrheit nicht hören wollen. Mehr aber noch iſt zu bedauern, daß man aus dieſer falſchen Auffaſſung, wie ſie bei Herrn Bronsveld beſteht, Veranlaſſung nimmt zu neuer feindſeliger Stimmung. Aber Ihr Correſpondent hat noch einen Leidensgefährten. Dr. Réville, der zu Anfang des Kriegs im Pariſer Temps von franzöſiſchen Sympathieen in Holland ſprach, wurde durch Prof. Opzoomer ebenfalls mit Landesverweiſung bedroht. Natürlich war es nicht ſo ernſtlich gemeint. Aber wir möchten doch die Holländer fragen, wo denn ihre hochgerühmte Freiheit bleibt bei dieſem Syſtem der Einſchüchterung. Abweiſung noch weiterer Verdächtigungen ſeines Artikels bezweckt Ihr Correſpondent nicht; er will ſeinen Mitbürgern nur wiederholt verſichern, daß er eine Annexion der Niederlande ebenſo wenig wünſcht, als jeder Holländer, und daß es Unrecht iſt, Jeden, der über ihre Zuſtände ſchreibt, ſofort der Annexionsluſt zu verdächtigen.*)

*) Inzwiſchen iſt uns auch ein Separatabzug der „Wetenschappelijke Bladen" zugeſandt worden, um uns von den „valſche voorſtellingen van den onbekenden laſteraar", d. h. unſres Correſpondenten zu überzeugen. Die vier Seiten dieſer angeblichen Widerlegung beſtehen zu einem ſtarken Viertel aus Citaten unſres Artikels „Holland in Noth" und aus einem deutſchfeindlichen Schweizer Blatt. Der Reſt iſt eine Sammlung unparlamentariſcher Ausdrücke und Drohungen gegen unſern Correſpondenten, die aufzunehmen ein deutſches Blatt ſich nicht einmal dann verſtehen würde, wenn es vorher die Flagge „wiſſenſchaftlicher Blätter" geſtrichen hätte. Wenn an unſre Adreſſe direkt die Frage gerichtet wird, wie dieſelbe Redaction, welche Jonckbloet's Literaturgeſchichte rühmend erwähnte, „nu zonder eenig proteſt deſe enormiteit kon plaathen?" ſo fehlt der Gegenüberſtellung dieſer beiden Artikel unſres Blattes eben ſo ſehr jedes tertium comparationis, wie den „Wetenschappelijken Bladen" mit dem, was bei uns Wiſſenſchaft heißt. D. R.

Aus Baiern.

Die Würfel waren gefallen mit jenem Tag, der über die Annahme der Verträge entschied; der Rubico, den wir Main heißen, war überschritten. Es erscheint natürlich, daß der großen Erregung zunächst eine große Erschöpfung folgte; denn auch im Leben der Völker gelten die Gesetze, die das Leben des Einzelnen leiten, auch in der Politik herrschen physikalische Normen. So überließ man sich denn in den ersten Wochen einer befriedigten Müdigkeit, man sah zurück auf das, was geleistet war, man hielt kaum mehr für möglich, daß noch Bruchstücke aus der Vergangenheit in die Zukunft hinüber reichen, daß die alten Gegensätze und Gegner sich noch einmal beleben würden. Freilich war das nur die erste Empfindung, es war mehr ein Eindruck als eine Ueberzeugung, aber man wollte aus den Flitterwochen der neuen Vereinigung jeden Schatten verbannen.

Dem Denkenden indessen trat bald die ernstere Einsicht zur Seite; man mußte sich sagen, daß man die Feinde der Freiheit zwar überwunden, aber keineswegs vernichtet habe, und daß keine große innere Umbildung des Volksgeistes sich sofort mit der äußeren Neugestaltung, mit dem entscheidenden Schlag, der sie geschaffen hat, vollendet.

So fand man denn auf dem Grunde der neuen Ereignisse bald die alten Factoren wieder, die man im Jubel gewissermaßen für verschwunden hielt; allein soviel freilich war sicher, daß sich die Proportionen derselben und die Machtverhältnisse gründlich verschoben hatten. Man fand sie, um ein Bild zu gebrauchen, in ähnlicher Weise, wie man nach einer mächtigen Explosion die Theile eines Hauses findet, die früher ein festes Gefüge gebildet hatten. Und wenn auch die Kraft des Zusammenhangs gründlich erschüttert war, so behielten doch die einzelnen Trümmer alle Kraft des Widerstandes, alle Hinderungsfähigkeit, die ursprünglich in ihnen lag, man hatte nur das gewonnen, daß man jetzt Schutthaufen übersteigen mußte, wo man früher trotzige Mauern zu übersteigen hatte.

Kehren wir zurück zur concreten Gestaltung der Dinge, so finden wir vor allem eine tiefgehende Umgestaltung der Parteiverhältnisse. Die compacte Masse der Ultramontanen, welche bisher dem Fortschritt gegenüber stand, überlegen durch ihre Zahl und gefährlich durch ihren Terrorismus, ist jetzt in zwei Theile zerrissen, die sich feindlich gegenüber stehen. Die künstliche oder besser gesagt die listige Gewalt, mit welcher ganz heterogene Elemente in die Fesseln und in die Formen einer Partei zusammengedrängt waren, widerstand der Erschütterung, dem elementären Ruck, mit dem sich die Bildung des neuen Reiches vollzog, nicht auf die Dauer; die Ausschei-

dung der Gegensätze die hier unter einer Maske versteckt wurden, vollzog sich jetzt um so rücksichtsloser.

Daß hierdurch nicht nur neue Ziffern, sondern auch neue Factoren auf den politischen Schauplatz traten, ist klar. Es obliegt uns deßhalb vor allem, die Verhältnisse dieser drei Parteien unter einander abzugleichen, dann erst wollen wir die Frage erörtern, wie diese Verhältnisse bei den Reichstagswahlen zur Geltung kamen. Zum Schlusse mögen die Folgerungen, die wir aus dieser Probe ziehen können, in Betracht kommen.

Die angesehenste und mächtigste der drei Parteien ist ohne Zweifel die nationalliberale. Wenn sie schon vorher dadurch ein Uebergewicht besaß, daß die begabtesten Mitglieder der Kammer ihren Reihen angehörten, daß sie fast ausschließlich im Besitze der politischen Fähigkeit war, so hat sich dies Uebergewicht noch unberechenbar vermehrt, seitdem sie auch numerisch die stärkste ist. Der moralische Zuwachs, der Zuwachs an Vertrauen und Autorität, der mit dem Sieg der Sache auch den Vertretern derselben zu Gute kam, entzieht sich jeder Schätzung. Sie ist die eigentliche Stütze des jüngst geschehenen Umschwungs, sie trägt und repräsentirt die Politik, in die wir durch die Hand der Geschichte gewiesen worden sind, und jede Regierung, die anstatt ein erhabenes Selstgefühl zu pflegen, auf die frische lebensfähige Volkskraft zurückgreift, wird schließlich in dieser Partei ihren Stützpunkt suchen müssen.

Würdeloser, als sie jemals war, steht derselben die eigentliche reactionäre Fraction, die Clique der Vollblutultramontanen gegenüber. Sie selber nennt sich noch heute, wie früher, „die patriotische", allein es wäre Zeit, daß dieser Ehrenname, durch den „Gerichtsgebrauch" der Presse endlich abgeschafft werde. Patrioten nannte man einst diejenigen, welche Leib und Leben, welche Gut und Blut für Deutschland ließen; warum soll man nun das Andenken derselben damit entehren, daß man die Leugner und Verächter des Vaterlandes mit dem gleichen Namen bezeichnet? Man sagt freilich, der Name thut nichts zur Sache, aber nicht in allen Fällen ist dieß wahr. Der gläubigen, unmündigen Menge gegenüber bedeutet der Name *Alles* und die Stimmen, welche die Klerikalen in Baiern damit erschlichen haben, daß sie das Gaukerstück gewagt, sich „Patrioten" zu heißen, zählen nach Tausenden. Der Ultramontanismus ist ein Wechselbalg im deutschen Hause und darum soll er kein Anrecht auf den legitimen Namen haben, den die Kinder dieses Hauses in Ehren tragen.

Um die ultramontane Partei in Baiern zu kennzeichnen, bedarf es indessen nicht vieler *Worte*, ihre eigenen *Thaten* (und Unthaten) sprechen deutlich genug. Zu dem Beschlusse vom 19. Juli vorigen Jahres, wo 47 ihrer Mitglieder gegen die Verträge stimmten, konnte nur sie selber ein wür-

diges Gegenstück liefern, indem sie mit 48 Stimmen die Ablehnung der Bündnißverträge beantragte. Mit dieser doppelten That beladen, stehen jetzt die „Patrioten" ihrem engern Vaterland und der Zukunft gegenüber, und alle Umstände vereinigen sich, um ihr Ansehen und ihre Erfolge zu schmälern. Vor allem lag seit dem Zustandekommen der Verträge das Gefühl einer schweren, einer entscheidenden Niederlage auf ihnen; der numerische Verlust, den sie hierbei erlitten, ist immerhin auf etwa 20 Deputirte anzuschlagen; denn genau lassen sich die beiden ultramontanen Varietäten nicht ausscheiden. Soviel aber steht fest, daß unter den Ausgeschiedenen sich jedenfalls die bedeutendsten, ja man darf sagen die gebildetsten Mitglieder der Partei befanden; die jetzige alte Garde besteht fast nur noch aus Bauern, Geistlichen und Bureaukraten. Ein paar Adelige scheinen durch den Namen zu ersetzen, was ihnen im Uebrigen gebricht. Von diesem Verluste an Personal läßt sich ein Verlust an Vertrauen, an moralischem Einfluß nicht trennen, wie dies schon zahlreiche Briefe der Wähler nach der Abstimmung darthaten; noch mehr aber wird ihr Einfluß durch den Umstand geschädigt, daß seit dem Abfall der „Postzeitung" den Ultramontanen kein einziges anständiges Blatt zur Verfügung steht.

Dies ist die gegenwärtige Lage der ultramontanen Partei in Baiern. Ihre politischen Führer sind Jörg und Greil, ihre publicistischen Zander und Sigl. Allein trotz dieser Herabgekommenheit darf man sie keineswegs für ungefährlich oder für vernichtet halten. Denn noch gibt es Menschen genug, welche Verrath und Treue, Gemeinheit und Tapferkeit verwechseln und aus der traurigen Masse solcher Menschen bildet sich die Heerschaar der „47 Getreuen".

Am interessantesten ist ohne Zweifel das Centrum; wir meinen jene Ultramontanen, welche sich nicht zu den schwarzen Thaten Greil's, aber auch nicht zu dem liberalen Programm der Fortschrittspartei entschließen konnten. Stofflich untersucht, stellen sie den Gegensatz nach Außen dar, der innerlich längst unter der ultramontanen Partei bestand. Denn den gebildeten und einsichtsvolleren Gliedern derselben war es längst verhaßt geworden, den Terrorismus und die Despotenlaunen der parlamentarischen Barbari zu ertragen. Obwohl dieselben in der Kriegsfrage bereits mit den Nationalliberalen gestimmt hatten, so kam es dennoch nicht zum thatsächlichen Bruch; bei dem zweiten wichtigen Anlaß aber zerriß auch der äußerliche Verband. Unter Huttler's Leitung sonderten sich einige zwanzig Clerikale und Particularisten ab und bildeten nach einer öffentlichen und formellen Trennung von der Hauptmacht eine gesonderte Fraction, die ursprünglich den Namen ihres Führers trug und sich dann als Centrum constituirte. Durch den höheren persönlichen Bildungsgrad, durch den Besitz zweier vielgelesenen Blätter und durch die Seitenblicke, welche die Regierung dieser Neubildung zuwandte, er-

reichte dieſelbe eine zeitweiſe Bedeutung, die ſie im übrigen weder ihrer Zahl, noch ihren Geſinnungen verdanken würde. Was ihr aber den eigentlichen Halt und einen poſitiven Boden im Volke gab, das war der richtige Inſtinct, mit dem ſie die Halbheit der Maſſen erkannte und zum Ausdruck brachte. Man darf ſich nicht verhehlen, daß wir uns in Baiern noch in einem Uebergangszuſtand befinden, deſſen Entwicklung an Raſchheit den Ereigniſſen nicht nachkommen konnte. Unſere Geſchichte iſt ſeit Jahrhunderten eine halbe oder richtiger geſagt eine zwiefache, zweideutige geweſen, mit einem Blicke dem Volkswohl zugewandt und mit dem andern nach den Jeſuiten ſchielend. Die Politik der halben Maßregeln (man nennt ſie euphemiſtiſch die Politik der freien Hand) hat uns ſeit 50 Jahren geleitet und ſo iſt denn auch das Bewußtſein des Volkes in einem Stadium geblieben, das man wohl als Mittellage bezeichnen könnte, wenn man es nicht richtiger als Halbheit bezeichnete. Die Scheu vor jedem endgiltigen Entſchluß, vor jeder energiſchen Initiative, das Odium gegen ein ſcharfbegrenztes poſitives Programm, das ſind die Merkmale jener Mittelanſchauung, die zum Theil noch unendlich tiefen Boden im Volke hat. Daß die Entſchiedenheit der Ereigniſſe unterdeſſen auch auf die Entſchiedenheit der Geſinnung vielfachen Einfluß übte, wird damit natürlich nicht geleugnet.

Was das Programm der neuen Fraction betraf, ſo ging es noch ſo ziemlich hinter die Mitte zurück, denn die meiſten Anhänger derſelben ſind nicht bloß Katholiken, ſondern Clerikale. Eine aufrichtige Freude an der Neubegründung des Reiches empfanden ſie nicht (wenn nicht etwa die Sprache dazu da iſt, um die Gedanken zu verbergen); die Opfer, welche ihr Particularismus dem Ganzen brachte, wurden mit Wehklagen hingegeben; aber die Herren waren klug genug, um zu begreifen, daß jeder Widerſtand dieſelben noch vermehren würde. So acceptirten ſie die Situation, nicht bloß mit dem Hintergedanken, ſondern mit der ausgeſprochenen Abſicht, die Conſequenzen der Verträge thunlichſt zu bekämpfen, nachdem die Annahme unvermeidlich geworden war. Nicht an die gemeinſchaftlichen Punkte, ſondern an die Ausnahmsbeſtimmungen derſelben wollten ſie die weitere Entwicklung der Dinge anknüpfen, und was die Stellung zu den Alt-Ultramontanen anging, ſo mochte man wohl anfangs auf die alte Deviſe zählen: Clericus clericum non decimat. Die Perſönlichkeit, welche als der adäquateſte Ausdruck dieſer Richtung erſcheinen konnte, war Dr. Huttler, der Herausgeber der Augsburger Poſtzeitung. Ein Freund jener geſchäftigen Wichtigkeit, die ſich bei beiden Parteien unentbehrlich machen will, der politiſche Nährvater des geſammten bairiſchen Clerus, welchem die Koſt des „Volksboten“ etwa zu derb wird, hat Huttler unbeſtreitbar einen großen politiſchen Einfluß, und bemüht ſich in ſeinem Blatt, die reflective Decenz, das Bildungscapital der katholi-

schen Priesterwelt zur Anschauung zu bringen. Als sich die dritte Partei, das Centrum, in Baiern bildete, ward Dr. Huttler ihr Führer und ihre Seele; wenn man im Geiste seiner früheren Genossen spräche, könnte man sagen: er ward der Stifter einer Secte.

Die erste Probe ihrer Lebensfähigkeit, der Errungenschaften, die sie gemacht und der Kraft, die ihnen geblieben war, bot den Parteien die Reichstagswahl, der sich bald alles politische Interesse zuwandte. Im Anfang indessen war diese Thätigkeit keineswegs sehr geräuschvoll; die erste Partei, die offen mit ihren Candidaten hervortrat, war die nationalliberale. Sie war darauf bedacht, Männer von Bedeutung zu finden und ihre parlamentarischen Kräfte zweckmäßig zu dislociren; wo keine Aussicht bestand, einen entschiedenen Mann durchzusetzen, fand man sich mit den localen Interessen ab, und stellte einen Candidaten auf, der im Wahlbezirke eingebürgert und aus der Mitte des Volkes entnommen war. Das ganze Verfahren hiebei war höchst loyal, alle Agitation appellirte eigentlich nur an den gesunden Menschenverstand und verschmähte jene Umwege, auf welchen mittelbar Wahlen gemacht werden.

Höchst interessant gestalteten sich die Wahlvorbereitungen im entgegengesetzten Lager. Das Bewußtsein ihrer numerischen Schwäche veranlaßte die Huttlersche Fraction eine Allianz mit den „47 Getreuen" zu suchen und die „Postzeitung" leitete diese Einladung in einer Weise ein, die an ultramontaner Gesinnungstüchtigkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Allein die Rohheit, mit welcher „Volksbote" und „Vaterland" diese Offerte zurückwiesen, ging über alle Erwartung; man überschüttete die Männer, die noch vor wenigen Wochen die eigenen gewesen waren, mit Schimpfreden, und lästerte die Renegaten mit der Wuth des Convertiten. Im Interesse der politischen Würde und der persönlichen Integrität muß man solche Vorgänge bedauern; ob aber dies Mißgeschick nicht wenigstens zum Theil ein selbst verschuldetes war, bleibt doch dahin gestellt. In den Insulten, welche die Cyniker Zander und Sigl auf ehrenwerthe Männer warfen, ernteten diese die harte Strafe dafür, daß sie mit solchem Pöbel ein Jahr lang gemeinsame Sache machten, daß die gebildetsten unter ihnen nicht den Muth hatten, sich vom Terrorismus und von der Fahne dieser clerikalen Gambettisten zu emancipiren. Wenn die Herren Huttler, Miller und Weis jetzt die Sprache der „Getreuen" hören, dann muß sie die Intimität, in der sie mit dieser Gesellschaft standen, wahrhaftig in Verlegenheit setzen, und sie werden vielleicht für die Gemeinheit derselben nun ein besseres Verständniß besitzen, als damals, wo diese Sprache höchstens dem Fortschritt galt. Das triviale Sprichwort von denen, die sich unter die Kleien mischen, enthält auch eine politische Wahrheit....

Sobald ein Candidat von der Fraction des Centrums aufgestellt wurde, so war dies ein Signal, daß ihn sofort die Vollblutultramontanen in Stücke schlugen. Fast jeden Tag wiederholten sich diese journalistischen Massacres; die Aussicht auf eine Verständigung war absolut unmöglich geworden. Wenn hiedurch schon die Verwirrung eine große ward, so war die Verlegenheit der „Getreuen", entsprechende Candidaten zu finden, beinahe noch größer. Wer die Liste derselben überblickt, dem muß vor allem die merkwürdige Thatsache in die Augen fallen, daß darauf fast ausschließlich drei Stände repräsentirt sind, der Adel, der Bauer und der Clerus, jene drei Stände, die im Staat traditionell die Reaction, mindestens den Stillstand vertreten. Der gebildete Mittelstand, die eigentlichen Motoren der Culturentwicklung sind kaum mit 3 bis 4 Namen vertreten; es scheint somit in diesem Stande, auf den jede Regierung so großes Gewicht legen muß, fast gar kein Anhang für die clerikale Richtung zu bestehen.

Unter den aufgestellten Candidaten sind zwei, die eine besondere Erwähnung verdienen — d. h. die Thatsache ihrer Aufstellung verdient dieselbe. In München I. ward von den Ultramontanen Georg Friedrich Kolb auf den Schild gehoben, der bekannte Socialdemokrat, der am 19. Juli ein Anhänger der Neutralität war, wie er am 21. Januar ein Gegner der Verträge wurde. Das Christenthum oder der Katholicismus ist ihm dabei vollkommen Nebensache; ja er betont die Confessionslosigkeit sogar mit Vorliebe, aber dennoch haben ihn die Ultramontanen als ihren Vertreter ausersehen, sie, die allerwärts behaupten, daß der Schutz des Glaubens ihr oberster politischer Grundsatz sei. Zwei Thatsachen ergeben sich hieraus mit Klarheit, zuerst daß den Ultramontanen die Religion nur ein Deckmantel für ihre Herrschgier ist, und daß der Jesuitismus nicht eine religiöse, sondern lediglich eine politische Institution geworden ist, in zweiter Reihe aber, daß die Allianz der Demokraten und der Ultramontanen mit jedem Tage festere Form gewinnt und da man nicht erwarten kann, daß die Demokraten die Religiosität so sehr befördern, so muß man wohl annehmen, daß den Ultramontanen mehr an der Beförderung ihrer Macht, als an der Religion gelegen ist.

In dem Wahlkreise München II. war von Seite des Centrums Se. kgl. Hoheit Prinz Ludwig, der älteste Sohn des Prinzen Luitpold, ein Neffe des Königs aufgestellt. Es steht uns ferne, die Bedenken zu theilen, die von mancher Seite gegen das Princip erhoben worden sind; denn man soll zwischen Volk und Dynastie keinen principiellen Gegensatz aufstellen, man soll ein Recht, das dem Niedrigsten freisteht, nicht dem Höchstgestellten verwehren. Allein jedes Recht hat seine Kehrseite; von dem Augenblicke an, wo es geübt wird, tritt auch die Pflicht, die ihm entspricht, ins Leben, vor allem die Pflicht, gleiches Maß mit den übrigen zu theilen. Wo ein Prinz der wirkliche Vertreter jener Meinung ist, die seine Wähler leitet, da mag er mit vollem Rechte seine Wahl erwarten; da wo er es nicht ist, soll er nicht beanspruchen, daß seine Wähler der Sache Abbruch thun, um der Person zu huldigen. Se. kgl. Hoheit der Prinz Ludwig hielt im Reichsrath eine Rede, in der er dem Mißbehagen über die deutschen Bündnißverträge unverhohlen Ausdruck gab und wenn er dennoch für die Verträge stimmte, so geschah es, weil Jeder von zwei Uebeln das kleinere wählt. Die Stadt München dagegen hat mit offenem Herzen und mit unverhohlener Freude den Eintritt Baierns in das deutsche Reich begrüßt; es wäre unehrlich oder inconsequent von ihr gewesen, wenn sie einen Vertreter erwählt hätte, der dem Geschehenen mit so entgegengesetzten Gefühlen gegenüberstand. Man kann freilich manche Stimmen hören, die für rücksichtslos halten, daß die eigene Vaterstadt den Prinzen im Stiche ließ; uns erscheint es vielmehr als ein Zeichen der Charakterfestigkeit und Ueberzeugungstreue, das um so ehrenwerther ist, je treuer die Stadt dem Königshause anhängt und je mehr Sympathien die Persönlichkeit des Prinzen daselbst genießt. Denn wollte man aus der Aufstellung einer prinzlichen Candidatur die moralische Verbindlichkeit ableiten, dieselbe seiner Würde zu lieb zu unterstützen, so würde dadurch die gesetzliche Freiheit der Wähler ebenso beeinträchtigt werden, wie die persönliche Freiheit des Prinzen, wenn er sich seiner Würde zu lieb der Candidatur enthalten sollte. Dieser Gesichtspunkt scheint jenen entgangen zu sein, die der Stadt aus ihrer Freimüthigkeit einen Vorwurf machen.

Wir sind mit den obigen Bemerkungen bereits mitten in die Ergebnisse des dritten März hineingetreten. Fassen wir dieselben zusammen, wie sie sich bis jetzt ergeben haben, so darf man mit ziemlicher Sicherheit 29 national-

liberale gegen 19 ultramontane Candidaten annehmen, die sich in folgender Weise auf die einzelnen Provinzen vertheilen:

Oberbaiern	3 Nat.	—	5 Ultr.
Niederbaiern	1 Nat.	—	4 Ultr.
Oberpfalz	— Nat.	—	5 Ultr.
Rheinpfalz	6 Nat.	—	— Ultr.
Mittelfranken	6 Nat.	—	— Ultr.
Oberfranken	4 Nat.	—	2 Ultr.
Unterfranken	4 Nat.	—	2 Ultr.
Schwaben	5 Nat.	—	1 Ultr.

Daß durch mehrere Doppelwahlen sowie durch engere Wahlen (z. B. Kelheim) noch kleine Verschiebungen möglich sind, ändert nichts oder wenig an dem wesentlichen Ergebniß.

Die Schlußfolgerungen, die sich aus dem letzteren ziehen lassen, sind nach mehreren Seiten hin interessant; die wichtigste von allen aber ist der Vergleich, welchen Fortschritt der nationale Gedanke seit dem vergangenen Jahre gemacht hat. Aus den Landtagswahlen vom November 1869 ging eine ultramontane Majorität von 6 Stimmen hervor, von denen jede 31,500 Seelen repräsentirt; aus der Reichstagswahl eine liberale Majorität von 10 Stimmen, deren jede 100,000 Seelen zu vertreten hat. Drückt man demnach diese Differenz in Ziffern aus, so hat die nationale Idee 1,189,000 Anhänger innerhalb eines Jahres neu gewonnen, was bei einer Bevölkerung von 5 Millionen ein rühmliches Ergebniß ist, zumal da sich in demselben nicht der Abschluß, sondern nur der Anfang einer großen friedlichen Nationalbewegung darstellt. Ein zweiter lehrreicher Vergleich liegt darin, wie sich dieser Gesinnungsumschwung auf die einzelnen Provinzen vertheilt. Mit Recht glaubte man erwarten zu dürfen, daß der kühne und frische Sinn der Gebirgsbewohner vielleicht am meisten geneigt sei, die Ereignisse dieses Jahres durch eine liberale Wahl sich anzueignen, und doch fielen gerade in Oberbaiern die Wahlen hervorragend dunkel aus. Umgekehrt ging es in Schwaben, von dessen zäher eigensinniger Gemüthsart man am meisten Widerstand befürchtet hatte, das noch in den letzten Landtag fast lauter ultramontane Vertreter sandte und nun fast lauter national-liberale wählte! Dieser Fall findet eine Parallele in der Abstimmung der württembergischen und bairischen Kammer über die Verträge; auch hier fügten sich die Schwaben, obwohl sie die erpichtesten Particularisten waren, mit ungeheurer Majorität in die Neugestaltung, während in Baiern der blinde Widerstand blühte. Dieser Gegensatz wurzelt in beiden Fällen (bei der Abstimmung der württembergischen Kammer sowohl wie bei der liberalen Reichstagswahl des bairischen Schwabens) darin, daß das protestantische Element dort die Oberhand oder doch eine starke Verbreitung hat. Der Katholicismus stützt die ganze Erziehung des Menschen auf blinde Hingebung, auf das Uebergewicht des prüfungslosen Glaubens gegenüber der Vernunft, während der Protestantismus der eigenen Einsicht weit größeren Spielraum läßt, und darum allein hatten die Schwaben (die doch weit particularistischer waren) nur eine Opposition von 10 oder 12 und die Baiern eine Opposition von 48 Stimmen gegen die Verträge.

Sehen wir von der politischen Richtung ab und messen wir die quantitative Betheiligung, die bei den Wahlen hervortrat, so liefert dieselbe allerdings mehr den Beleg einer momentanen Ermattung, als den eines starken politischen Lebens; allein gleichwohl übersteigt die durchschnittliche Zahl der Wähler jene Summen, die in Sachsen und in vielen Theilen von Preußen hervortraten. Statistisch berechnet treffen auf den Wahlkreis von 100,000 Seelen

ungefähr 20,000 Wahlberechtigte; in den schwächsten Bezirken haben davon 9000, in den stärksten 17,000 ihr Recht gebraucht; die mittlere Betheiligung stellt sich auf 14,000 fest.

Wenn somit das Ergebniß der Wahl auch noch manches zu wünschen übrig läßt, im Ganzen stellt es doch einen ungeheuren Fortschritt in unserer nationalen Entwickelung dar. Wir dürfen auch hier das Wort gebrauchen, mit dem wir diese Bemerkungen eingeleitet haben: Der Rubicon, den wir Main heißen, ist überschritten. e.

Kriegs- und Friedensliteratur.

Mit demselben Rechte dürften wir den Titel wählen: Alte und junge Schulden der Grenzboten! leider noch mehr alte als junge, denn mit wenigstens derselben Ueppigkeit, wie im Buchhandel die literarischen Pilze der Kriegszeit und der Friedenshoffnungen sprießen, drängen sich bei einer politisch-literarischen Wochenschrift die häufig schnellverwelklichen Blüthen, die der Geist der Woche, der Stunde ins Leben ruft, und seltener nur ist ein ruhiges Athemholen vergönnt, eine Umschau auf dem Markte des deutschen Geistes.

Daß der Deutsche sich nicht auf sieben Monate Weltgeschichte beschränkt, wenn er von seinem großen Kriege gegen Frankreich, von den Hoffnungen seines Friedens, von der Herrlichkeit seines Kaiserthums und seines Reichs, von der Bedeutung seiner Führer und seines staatsmännischen Kopfes den Mit- und Nachlebenden erzählt, braucht nicht erst versichert zu werden. Das ist ja zu allen Zeiten unser Ruhm und die Hoffnung unsres Vorwärtskommens gewesen, wenn auch gleichzeitig die Behaglichkeit der gegebenen Stunde uns dadurch getrübt ward: daß der Deutsche überall gründlich verfuhr, überall Vergangenheit und Zukunft zugleich ins Auge faßte, wenn er von der Gegenwart urtheilte, und umgekehrt. So befriedigt in der That ein Bedürfniß unsrer heutigen politischen Betrachtungen ein Flugblatt, das unmittelbar nach Abschluß der Verfassung des deutschen Reichs erschien, als Separatabdruck aus dem Januarheft der preußischen Jahrbücher, die deutsche Frage 1813—1815 von Wilh. Maurenbrecher (Berlin, Georg Reimer 1871). Denn auf Schritt und Tritt drängt sich der Gegensatz auf zwischen damals und jetzt. An diesem Spiegelbild erst erkennen wir die volle Wahrheit des fürchterlichen Vorwurfs des Barbarismus, den uns das neutrale Ausland in gedankenloser Nachäffung unsrer geschworenen Feinde gemacht hat. Natürlich, es ist so unerhört, daß Deutschland einmal den Preis seiner blutigen Arbeit zu ernten sich erkühnt, daß nicht die Feinde Deutschlands den Erfolg deutscher Siege bestimmen: daß die Welt ringsum gegründete Klage hat über den tiefen Fall der deutschen Ethik! Damals, in den Jahren 1813—15 begnügten wir uns, wie uns Maurenbrecher auf wenig Seiten so schlicht und anschaulich zu schildern weiß, Hardenberg, „dem eleganten Manne des Lebensgenusses, dem feinen schweigsamen, gewandten Kopf, aber ohne feste Principien, der sich die Impulse heute von dieser, morgen von jener Seite geben läßt, aber niemals selbst seiner Action einen festen Curs vorgezeichnet hatte", das Steuer des Staates anzuvertrauen, und Wilhelm v. Humboldt, „dem feinen, geistreichen, ästhetischen Staatsmanne, dessen Einsicht und Scharfsinn die ver-

wickeltſten Verhältniſſe klar durchſchaute, und dem zum wirklichen Staatsmanne nichts weiter als Energie des Handelns und Feſtigkeit des Entſchluſſes abging." Dagegen ſtand der klarſte und energiſchſte deutſche Staatsmann jener Tage, der Freiherr vom Stein, nur in ſehr mittelbarem Einfluß auf die Beſchlüſſe des Wiener Congreſſes, in ungnädiger Ferne von den Gedanken und Verhandlungen, die ſein Geiſt und Wille doch erſt ermöglicht hatte. Er durfte dann, auch ohne Uebertreibung, und ohne den perſönlichen Aerger der Diplomatie volante, das Hauptergebniß der Wiener Berathungen für Deutſchland, den deutſchen Bund, mit vollem Recht bezeichnen als „die Auflöſung Deutſchlands in zwanzig kleine, feindlich gegeneinanderſtehende Fragmente, die durch ein Spinnengewebe verbunden ſind." Man begreift, wenn man der Erzählung des Verfaſſers von jenen trüben Tagen folgt, die in dem lange vorbereiteten Werke Heinrich von Treitſchke's noch einer erſchöpfenden hiſtoriſchen Bearbeitung harren, daß Hardenberg, ſeit er in der ſächſiſchen Frage vollſtändig iſolirt, „ein flehentliches Schreiben" an Metternich richtete, nicht mehr fern war von jener durch das preußiſche Archiv beglaubigten tiefen Würdeloſigkeit, mit welcher er ſpäter die in Berlin anſäſſigen Carbonari dem Fürſten Metternich denuncirte. Im Vergleich zu dieſen Leiſtungen deutſcher Staatskunſt iſt allerdings ein Anzeichen trübſeliger deutſcher Barbarei, wenn wir heute unſern Stein von 1870 und 1871 nicht außerhalb der Dinge, ſondern an der Spitze der Staatsgeſchäfte ſehen, den Grafen v. Bismarck.

Den Werdegang unſres Kanzlers führt uns ein Schriftchen von Conſtantin Rößler vor, unter dem Titel „Graf Bismarck und die deutſche Nation" (Berlin 1871, E. S. Mittler & Sohn), welches trotz der vielen biographiſchen und politiſchen Werke über das Leben und die Politik des Grafen von Bismarck, welche die letzten Jahre hervorriefen, eine Fülle neuer und pikanter Anſchauungen und Thatſachen bietet. Vor Allem wird uns die erſte parlamentariſche Thätigkeit Bismarck's als Mitglied des Vereinigten Landtags, der zweiten Kammer der preußiſchen Nationalverſammlung und des Erfurter Parlaments, über welche die heutige Preſſe ſchon ſehr weiſe zu urtheilen denkt, wenn ſie den Mantel der Liebe über dieſe „junkerlichen" Verirrungen deckt, in ganz neuer und intereſſanter Weiſe an die Gegenwart herangerückt. Aber nicht minder verdienſtvoll ſind die Kapitel: „bis 1859", die diplomatiſchen Lehrjahre Bismarck's; „bis 1862", d. h. die Verdienſte Bismarck's um die preußiſche Zurückhaltung im Kriege von 1859 bis zu ſeiner Miniſterpräſidentſchaft; „bis 1867", der däniſche Krieg und die Vorbereitung des Jahres 1866; vor Allem aber die Kapitel „bis 1870", und Bismarck und Napoleon III." Wir haben eine zweite Arbeit, welche die Feinheit und Erfolge der diplomatiſchen Kunſt Bismarck's ganz Europa gegenüber in den Jahren nach 1866 bis 1870, und Napoleon gegenüber von 1862 ab ſo verſtändnißreich und anziehend ſchilderte, noch nicht geleſen. In dem Schlußkapitel „Rückblick und Ausblick" wird der deutſche Parlamentarismus und die öffentliche Meinung in ihrem Verhalten zum deutſchen Staatsmann mit ſeiner Ironie, und öfters vielleicht zu hart geſtraft, aber von Herzen ſtimmen wir ein in die Mahnung des Schlußſatzes: Die Nation möge das Werkzeug nicht lähmen, welches die ſtärkſten Ringe ihres Bannes bisher zerſchlagen hat.

Doch damit iſt der Rückblick, welchen deutſche Gründlichkeit in die Vergangenheit wirft, um ſich der ſtolzen Gegenwart um ſo höher zu freuen, keineswegs abgeſchloſſen. Mit Freude nennen wir hier einen Vortrag von Dr. Alfred Boretius über Friedrich den Großen und ſeine Schriften (Heft 114 der gemeinverſtändlichen und wiſſenſchaftlichen Vorträgen von Virchow und Holtzendorff, C. G. Lüderitzſche Verlagsbuchhandlung

Berlin, 1871), mit besonderer Freude deshalb, weil der Vortrag in Zürich gehalten wurde in rein deutschem Geiste, inmitten einer Bevölkerung, die durch das, was in der Schweiz Presse und öffentliche Meinung heißt, nur zu wenig von deutscher Geschichte und deutschen Verhältnissen erfährt, wie sie wirklich sind, deren Preßleiter eine fabelhafte Unwissenheit und Ueberhebung über die Deutschen für ein wesentliches Erforderniß republikanisch-eidgenössischer Tugend zu halten geneigt sind. Solche Vorträge, wie der vorliegende, tragen doch wenigstens einmal wahre Thatsachen und weitere Gedanken in die irrigen und engen Anschauungen über Deutschland. Aber auch uns selbst ist der Vortrag willkommen, wie jede Arbeit, die uns die Bedeutung des großen Königs näher führt. — In bei weitem breiteren Rahmen und mit der vollen Autorität seines großen Namens schildert Leopold v. Ranke in seinem neuesten Werke „die deutschen Mächte und der Fürstenbund, deutsche Geschichte von 1780 bis 1790" (I. Band, Leipzig, Duncker u. Humblot 1871), die letzten Regierungsjahre des großen Königs, dann die Jahre, welche bisher von fast allen Schriftstellern stiefmütterlich behandelt wurden, weil auch der ruhigste Historiker geblendet wurde von dem vulkanischen Feuerschein der unmittelbar folgenden Periode der französischen Revolution. Die Jahre und Bestrebungen in Deutschland, welche dieser Revolution unmittelbar vorhergehen — wie fern und wie nahe wieder liegen sie den Bestrebungen Preußens in den beiden Einheitskriegen unsrer Tage. Der gefeierte Autor hat eine Fülle neuer archivalischer Quellen benutzt: das preußische Archiv im weitesten Umfang, das östreichische ward ihm „mit einer dem Genius der Zeit entsprechender Liberalität eröffnet, die Theilnahme der Reichsfürsten an den allgemeinen Angelegenheiten jener Jahre ist in dem Braunschweigischen und vornehmlich dem weimarischen Archiv dem Verfasser dargelegt worden, für andre Fragen standen ihm die niederländischen Archive zu Gebote. Und über den Geist, der über dem Werke waltet, mag das eine vielsagende Schlußwort der Vorrede genügen: „Objectivität ist zugleich Unparteilichkeit." Niemand wird von Ranke, einem der deutschesten der Deutschen Historiker kalte Aufzählung der Thatsachen verlangen „unter all den Kämpfen der Macht und der Ideen, welche die größten Entscheidungen in sich tragen." Aber, wer auf die unbestechliche Wahrhaftigkeit des deutschen Forschers rechnet, findet alle Erwartungen bestätigt. Möge der zweite Band recht bald folgen. Selbstverständlich kommen wir auf das bedeutende Buch noch in ausführlicherer Darstellung zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Die Grenzboten beginnen am **1. April** das **2. Quartal** des **30. Jahrgangs** und nehmen **Buchhandlungen und Postämter** Bestellungen auf dasselbe an. Um freundliche Berücksichtigung bittet **die Verlagshandlung.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Deutsche Feldzüge gegen Frankreich.

Von Max Jähns.

III.

Schon die nächste Zukunft bewies, wie recht der große Kurfürst hatte, als er dem Frieden von Nymwegen so ernstlich widerstrebte; denn dieser steigerte den Uebermuth Ludwigs XIV. in's Maßlose. Es schien wie empörender Hohn gegen den Friedensvertrag, daß der französische König in Elsaß und Lothringen jene berüchtigten Reunionskammern einsetzte, welche unter der Maske juristischer Autorität ungemessene Annexionen vorbereiteten oder durchführten, und der frechste Schlag in das Antlitz des deutschen Reichs war die Ueberrumpelung und Behauptung von Straßburg. Tief und gramvoll war die Entrüstung der Deutschen. Sogar der Kurfürst von Mainz rief aus: „Oestreich ist nicht mehr fähig, das Reich zu schirmen; man muß sich einen anderen Kaiser wählen!" Aber es geschah nichts derart; selbst ein Mann wie Leibnitz wußte nichts besseres vorzuschlagen, als ein „Accommodement avec la France". Und wirklich lagen in diesem Augenblicke die europäischen Verhältnisse so ungünstig, daß Widerstand kaum möglich war. Konnte man sich wundern, wenn Ludwig fortfuhr mit seinen Reunionen?! 1684 nahm er Luxemburg und Trier. Wohl weigerte sich das Reich, das Geschehene anzuerkennen; Apathie und Verzweiflung dictirten jedoch einen 20jährigen Waffenstillstand. Schon 1688 indeß begehrte Frankreich die Verwandlung dieses Provisoriums in einen festen Frieden, d. h. die rechtliche Anerkennung seiner Reunionen, und es stellte diese Forderung in der unerhörtesten Form: es fiel ohne Kriegserklärung in Deutschland ein.

Der Dauphin führte das Heer, welchem die ungedeckte Rheinpfalz auf den ersten Anlauf in die Hände fiel. Bis tief in Schwaben und Franken brandschatzten die plündernden Schaaren; ohne Widerstand fiel Mainz; durch Verrath gingen die Festungen des Kölner Erzstifts über. Alle jene Plätze zu behaupten war die französische Armee nicht stark genug, und dieser Umstand wurde der Vorwand zu dem scheußlichsten Attentat, welches jemals eine Nation an der andern verübt. Louvois war es, der den Gedanken

faßte, diejenigen Ortschaften, welche man nicht zu halten vermochte, aber auch den Deutschen nicht gönnte, schlechthin zu verwüsten. Solche teuflische Logik verhängte über die kaum von früherer Unbill genesene Pfalz ein unnennbares Unheil. Städte wie Speyer, Worms, Mannheim und Heidelberg fielen als Opfer planmäßiger Zerstörungswuth. Die Grabmäler unserer Kaiser im Speyerer Dom wurden aufgewühlt und entehrt, und mit wie beredten Zungen sprechen noch heute die Schloßruinen zu Baden-Baden und Heidelberg von der erbarmungslosen Niederträchtigkeit jener Schergen des „allerchristlichsten Königs!“*) — Nicht einmal ihren nächsten Zweck erreichte übrigens die empörende Schandthat. Sie sollte vor Allem Mainz sicher stellen; aber das deutsche Heer, welches sich am Mittelrhein unter dem Herzoge von Lothringen gesammelt hatte, nahm das wichtige Bollwerk nichtsdestoweniger wieder ein, und am Unterrheine dankte man den brandenburgischen Waffen die schnelle Zurückeroberung von Kaiserswerth, Rheinbergen und Bonn. — Inzwischen traten auch Spanien und Niederland in den Kampf gegen Frankreich ein, und nun wurde das wichtigste Kriegstheater wieder Flandern. — Ein siebenjähriger Krieg entspann sich, der zwischen Deutschland und Frankreich in geringen Schwankungen am Oberrhein herüber und hinüber geführt ward.

*) Ludwig hatte den Kriegsbeginn durch ein Manifest von unglaublicher Frechheit und Lügenhaftigkeit begleiten und motiviren lassen. Der Kaiser erwiderte dasselbe durch ein offenes Sendschreiben, als dessen Verfasser Leibnitz gilt, und welches in vieler Beziehung merkwürdig ist. Es heißt darin: „Bekannt ist es dem ganzen christlichen Erdkreise, daß als der Nimweger Friede bald nach seinem Abschlusse durch die Krone Frankreich verletzt wurde und ausgedehnte Provinzen unter den unerhörten Vorwänden der Reunionen und Dependenzen vom Kaiserreichen losgerissen wurden, wobei man zum Hohn gewisse Gerichtshöfe eingesetzt, in welchen französische Minister zugleich Kläger und Zeugen und Richter spielten — daß also endlich zwischen Kaiser und Reich einerseits und der Krone Frankreich andrerseits ein Uebereinkommen über einen zwanzigjährigen, heilig zu haltenden Waffenstillstand getroffen wurde. Bekannt ist desgleichen, mit welcher Gewissenhaftigkeit, mit welchem Vertrauen in das Wort des Königs... die kaiserliche Majestät jenes Waffenstillstands Befolgung einhielt, so zwar, daß Unterthanen und Auswärtige sich höchlichst wunderten, wie die kaiserliche Majestät nichts fürchtete, während ihr Eigenthum überall der französischen Treue bloßgelegt war,.. und sich in wunderbarer Mäßigung hielt, damit es ja nicht irgend scheine, als habe der Kaiser das allzuleichtfertige Feuer der abergläubischen Politik Frankreichs geschürt oder auch nur mit Nadeln gestochen. — Und siehe wie dennoch jene Flamme, welche der französische Hof eine Zeit lang vertuscht hatte, unerwartet von neuem hervorbricht; Frankreich besetzt die Erzdiözese Köln, macht eine Invasion in die Pfalz... und bedrängt ohne Rücksicht auf das Gesetz der uralten Gewohnheit, nach welcher Könige zum Kriege schreiten, das Reich mit unaufhörlicher Hinterlist und läßt endlich eine in Wortschwall stinkende Kundgebung eines nicht etwa angesagten, sondern begonnenen Krieges übermitteln, in welcher es seine Frechheit nicht etwa entschuldigt, wohl aber preist, wie wenn es den Krieg gegen wohlbedachte Herausforderer begönne..:. Die kaiserliche Majestät hat sich vorgenommen, wenn es Gott gefalle, die französischen Waffen auch jetzt mit glücklichem Erfolge zu überhäufen, die verborgenen Plane Gottes anzubeten und zu loben, da Gott ja auch durch Attilla seine Geliebten zur Besserung züchtigte; aber es erquickt kaiserl. Majestät in den menschlichen Dingen weit Besseres zu hoffen.“

während von Zeit zu Zeit größere Schläge in den Niederlanden und Italien erfolgten, ohne daß sich maßgebende Entscheidungen ergaben*). Ermattung und Abspannung führten endlich zu dem Frieden von Ryswik, der die deutschen Anstrengungen schlecht belohnte: Straßburg ging dem Reich auf zwei Jahrhunderte verloren.

Dem langen Ringen um Flandern und Elsaß folgte nach nur dreijähriger Friedensfrist jener Kampf der Häuser Oesterreich und Bourbon um die spanische Erbfolge, welcher den Anfang des 18. Jahrhunderts bezeichnet und welcher abermals ganz Europa in Mitleidenschaft zog. Dieser Krieg fand Deutschland in tiefster Zerrissenheit. Dem Namen nach stand zwar das Reich auf Seite Habsburgs; aber mächtige Reichsgenossen, wie die Kurfürsten von Bayern und Köln, fochten unter den Fahnen Ludwigs XIV. Ihre reichsverrätherische Haltung bewirkte, daß sich der Kampf großen Theils auf deutschem Boden ausgebreitet hat. Auf der andern Seite waren es vorzüglich die Norddeutschen, welche Theil nahmen an den glorreichen Siegen Eugens von Savoyen und des Herzogs von Marlborough. Das Lied von „Prinz Eugen, dem edlen Ritter" ist nicht umsonst noch heut ein Lieblingslied des preußischen Soldaten; nicht umsonst ist der Marsch des alten Dessauer „So leben wir, so leben wir", mit dem er die furchtbaren Franzosenschanzen vor Turin gestürmt, noch heute jedem unserer Kinder so mundgerecht. — Auf eine nähere Betrachtung dieses 13jährigen Krieges können wir aber dennoch hier nicht eingehen, weil er nicht ein Krieg Deutschlands gegen Frankreich war, vielmehr die deutschen Stämme, die an ihm Theil auf Seite den Kaisers genommen haben, nur Bruchstücke sind der großen europäischen Coalition.

Es ist bekannt, wie sich der Krieg um die spanische Krone je länger je mehr zum Nachtheil Frankreichs wendete; dennoch ging Ludwig XIV. Europa

*) In den Niederlanden traten sich der Fürst von Waldeck und der Marschall von Luxemburg gegenüber und es kam im Juli 1690 zur Schlacht von Fleurus, in welcher die Holländer geschlagen wurden, ohne daß doch ein entscheidender Erfolg für Frankreich damit erreicht war. Vielmehr rückte Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg, der bald nach der Schlacht mit seiner Armee eintraf, bis über die Maas vor. Man hielt sich in diesem und im folgenden Jahre das Gleichgewicht; 1692 verloren die Niederländer die Schlacht von Neerwieden, worauf Ludwig XIV. selbst noch einmal auf dem Kriegsschauplatze erschien und Namur eroberte. Im folgenden Jahre vertrat ihn der Dauphin. Mit einem sehr überlegenen Heere rückte er gegen Ludwig von Baden vor, aber seine Kraft brach sich an der starken Stellung von Heilbronn. Ganz dasselbe Schauspiel wiederholte sich im Jahre 1694, ja der Rückschlag führte diesmal den Markgrafen Ludwig wieder in's Elsaß hinein, und es ließ sich überhaupt nicht verkennen, daß in den Heeren der Deutschen ein beständiger Fortschritt stattfand und ihre militärische Tüchtigkeit ununterbrochen zunahm. Diese Bemerkung hatte auch der Marschall von Luxemburg gemacht und kurz vor seinem Tode dem Könige nachdrücklich ausgesprochen. Dies Bewußtsein und Louvois Tod ließen auf französischer Seite die Geneigtheit zu Friedensverhandlungen keimen. Freilich führten diese nicht sogleich zum Ziel, weil man deutscherseits anfangs nicht in die Abtretung von Straßburg willigen wollte; aber endlich mußte man sich doch dazu entschließen und alle folgenden Kriegsbegebenheiten hatten nur noch wenig Einfluß auf den Gang der Verhandlungen; das deutsche Friedensbedürfniß war zu stark.

gegenüber insofern als Sieger daraus hervor, als das Haus Bourbon wirklich den spanischen Thron bestieg. Größer jedoch waren noch die Erfolge gegen Deutschland. Die eigensüchtige Politik Oesterreichs hat alle Hoffnungen und Pläne der deutschen Patrioten: dem geschlagenen Frankreich das Elsaß wieder abzunehmen, kaltsinnig vereitelt*). Im Gegentheil: auch noch Landau ging verloren. So ward selbst dieser glücklich geführte Erbfolgekrieg ein neuer Anlaß zur Demüthigung des Reichs; und vielleicht geschah es in Erinnerung an diesen Erfolg, wenn Napoleon III. uns im vorigen Jahre abermals in einen Krieg um die spanische Krone verwickeln wollte. Freilich 1870 war das nur ein Vorwand, um mit räuberischer Faust nach der Rheingrenze zu greifen, ein Vorwand ganz desselben Schlages, wie ihn bald nach Ludwigs XIV. Tode der Cardinal Fleury ergriff, um Lothringen zu erwerben. Denn im Jahre 1733 überzog Frankreich das deutsche Reich mit Krieg, angeblich um zu verhindern, daß der Kurfürst von Sachsen König von Polen werde; es kämpfte indessen lässig genug und schloß Frieden, sobald der Kaiser sich dazu verstand, dem französischen Candidaten für Polen, Stanislaus Leszynski, das Herzogthum Lothringen abzutreten, unter dem Vorbehalte, daß es nach dem Tode des polnischen Herrn definitiv an Frankreich falle. Oestreich empfing dafür Toscana, das Erbe der Medicäer. Die Dynastie Lothringen-Habsburg verhandelte also ihr Stammland; sie erhielt indessen doch baare Zahlung. Was aber empfing das deutsche Reich, dessen Glied Lothringen war, dessen Schutz und Vormauer es bildete? Was empfing das Reich, als nun endlich diese Grenzmark, um welche es jahrhundertelang so blutig gerungen, dem Erbfeind überlassen ward? — Nichts, gar nichts!! —

Der Indifferentismus Oestreichs hatte die tausendjährigen Bestrebungen Frankreichs gekrönt. Darin lag ein Bindemittel. Der hergebrachte Gegensatz der Häuser Bourbon und Habsburg war indessen doch noch stark genug, um Frankreich sogar auf die Seite des deutschen Kaisers zu führen, als dieser einmal ausnahmsweise nicht dem Hause Habsburg angehörte. So geschah es, daß Ludwig XV. während des östreichischen Erbfolgekrieges mit dem bayerischen Karl VII. und Friedrich d. Gr. gegen Maria Theresia verbunden war. Bald aber erkannte Frankreich, daß nicht mehr Oestreich, sondern Preußen Träger des deutschen Staatsgedankens sei und von dem Augenblicke an alliirten sich Bourbon und Habsburg. Die Franzosen fochten im siebenjährigen Kriege

*) Oestreich weigerte sich nämlich dem Frieden von Utrecht beizutreten. Bei diesem sollte Deutschland, Bolingbrokes Forderungen zufolge, Straßburg und Landau zurückempfangen; dringend riethen die deutschen Minister, sowie der Prinz Eugen zum Beitritt. Aber die spanische Partei widerstrebte. Der Kaiser setzte den Krieg fort mit ganz unzureichenden Mitteln. Hatte doch Holland bis dahin auf den Kampf 40 Millionen, das deutsche Reich nicht mehr als 4 Millionen verwendet; und während England jährlich 60 bis 70 Millionen zahlte, konnte der Kaiser besten Falles 6 bis 8 Millionen erschwingen. — Daher seine Mißerfolge beim Einzelkampfe, den er ohne Ueberlegung weiterführte.

auf Seiten Oeſtreichs. So großartige Syſtemwechſel ſind nicht die Folge kleinlicher Aeußerlichkeiten; eine ſpöttelnde Bemerkung über Madame de Pompadour bringt dergleichen nicht zu Wege. Das ſind Strömungen, die in der Luft liegen, tiefe geheimnißvolle Inſtincte: es iſt als wären die franzöſiſchen Staatsmänner angeweht worden von einer Ahnung des Geiſtes von 1813 und 70, und daß auch ihre Kriegsmänner einen Vorſchmack dieſer Zeit erhielten, dafür haben geſorgt Roßbach und Minden.

Ihren eclatanteſten Ausdruck fand die Verbindung Oeſtreichs und Frankreichs in der Vermählung Maria Antoinettes mit dem Dauphin, durch welche die Schweſter Kaiſer Leopolds ebenſo in den Strudel *franzöſiſcher Revolution* gezogen wurde, wie einſt Gerberga, die Schweſter Otto's des Großen. Doch nicht Oeſtreich, ſondern Preußen trat in erſter Linie als Vorkämpfer des legitimen Königthums in die Schranken. Zu einer Zeit, als Friedrich Wilhelm ſchon feſt entſchloſſen war, das Schwert zu ziehn, hoffte der Kaiſer noch immer auf die verſöhnende Wirkung eines europäiſchen Congreſſes. Aber die fanatiſch erregten Franzoſen erklärten Jeden der Ihrigen, der an einem ſolchen Congreſſe theilnehmen würde, für „ehrlos" und ſandten 150,000 Mann an die Grenze. Ohne dieſen Druck von franzöſiſcher Seite wäre das Bündniß zwiſchen Oeſtreich und Preußen vielleicht nie zu Stande gekommen; denn die Colliſion der Intereſſen beider Staaten, namentlich in der polniſchen Frage, war ſo tief greifend, daß an ihr und aus dem ihr entſpringenden Mißtrauen auch die abgeſchloſſene Allianz ſpäter fortwährend krankte. Am 20. April 1792 wurde Ludwig XVI. in der Nationalverſammlung genöthigt, einen Antrag einzubringen, an König Franz von Ungarn und Böhmen den Krieg zu erklären; und ohne Debatte mit brauſender Acclamation erhob die ſtürmiſche Verſammlung den mit thränenerſtickter Stimme ausgeſprochenen Antrag zum Beſchluß. So ging die Kriegserklärung, wenigſtens die an Oeſtreich, nicht von Deutſchland, ſondern von Frankreich aus, wenn auch zugegeben werden muß, daß die drohende Haltung der deutſchen Monarchien den Anlaß gab.

Auf franzöſiſcher Seite debutirte Dumouriez mit einem Verſuch auf die öſtreichiſchen Niederlande, der freilich in geradezu ſcandalöſer Art ſcheiterte. Dieſer Mißerfolg ſteigerte die Hoffnungen der Emigranten und die Illuſionen der deutſchen Kriegspartei, und ſo beſchloß man denn im Mai zu Sansſouci den Angriff. Herzog Ferdinand von Braunſchweig, der *ſo* allgemein für den ausgezeichnetſten Feldherrn ſeiner Zeit galt, daß franzöſiſche Factionen ſogar den abentheuerlichen Gedanken gehegt, ihn an die Spitze ihrer Heere zu ſtellen, wurde mit dem Oberbefehl betraut. Er war dem Kriege abgeneigt und glaubte namentlich den prahleriſchen Verſprechungen der Emigranten in keiner Weiſe. *Wenn* jedoch einmal angegriffen werden ſollte, ſo mußte es,

nach seiner Meinung, auch sofort und mit ganzer Kraft geschehn. Die günstigste Periode, in der die Verwirrung aller militärischen Verhältnisse Frankreichs sich in unglaublicher Weise geltend machte, verging jedoch leider den Deutschen, welche mit der Kaiserwahl beschäftigt waren, in säumigem Rüsten und mißtrauischen Erwägungen.

Erst am letzten Juli brach die Hauptarmee von Coblenz auf, um über Luxemburg durch die Päſſe des Argonnerwaldes gegen Chalons s. M. zu operiren. Als sie sich der Grenze näherte, stand die französische Nordarmee unter Dumouriez zur Hälfte bei Sedan, zur Hälfte bei Metz, während die Rheinarmee unter Kellermann bei Weißenburg aufgestellt war. Dem vormarschierenden preußischen Hauptheer ergaben sich bis Anfangs September Longwy und Verdun, und Dumouriez ordnete nun den Rückzug an die Marne an, um sich hier mit Kellermann zu vereinigen, was auch gelang. Am 20. September indessen erschienen die Verbündeten auf den Höhen von Valmy, hinter der linken Flanke, ja nahezu im Rücken der Franzosen. Aber aus dieser strategisch wunderbar glücklichen Situation entwickelte sich bekanntlich keine weltgeschichtliche Entscheidungsschlacht, sondern nur eine Kanonade, welche für beide Theile fast verlustlos war und welche seltsamer Weise dennoch mit dem Rückzuge der Verbündeten endete. Anfangs sollte derselbe nur bis zur Maas führen, um hier eine Basis zu schaffen für den im nächsten Frühjahr zu erneuenden Feldzug; da jedoch Oestreich sein Heer zurückrief und sich die Gegensätze der östlichen Politik, namentlich bezüglich Polens, bedrohlich verschärften, so wurde der Rückzug bis Luxemburg fortgesetzt, und der Feldzug in der Champagne endete trostlos in jedem Sinne. Er scheiterte in letzter Instanz an dem gespannten Verhältniß der beiden deutschen Vormächte; aber auch der Dualismus der Heeresleitung, welche zwischen dem ritterlich kühnen Könige und dem methodischen, ja pedantischen Herzoge je länger, je mehr schwankte, die Hemmnisse der Kleinstaaterei, die Verspätung des Feldzugsbeginns, die Nichterfüllung aller Versprechungen der Emigranten und endlich die Verheerungen der Ruhr hatten großen Antheil an dem Mißerfolge. — Was den Feldzug bedeutend machte, das war seine moralische Wirkung. Die militärische Demoralisation der Franzosen ließ nach; sie fühlten sich als ebenbürtige, bald genug als überlegene Gegner der Deutschen, und so führte das Nachspiel dieses Zuges zur Eroberung der Niederlande und zur Einnahme von Mainz durch die Franzosen. Und nun trat eine wunderbare schmerzlich gerechte Erscheinung hervor: Wie einst Heinrich II. und Ludwig XIV. ihre Landräubereien als Beschützer der deutschen „Libertät" ausführten, so erschienen auch jetzt wieder die republikanischen Heere unter dem lockenden Aushängeschilde der „liberté." Und wie jene die

Fürſten, ſo fanden ſich dieſe das Volk geneigt; denn nur allzu richtig beobachtete Goethe:

Lange haben die Großen der Franzen Sprache geredet,
Halb nur geachtet den Mann, dem ſie vom Munde nicht floß;
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franzen;
Zürnet, Mächtige, nicht! Was ihr begehrtet, geſchieht!

Dennoch brauchte es, vom Treffen von Valmy bis zur Schlacht von Hohenlinden, acht Jahre blutiger Kriegsarbeit, bevor die franzöſiſche Republik auf dem linken Rheinufer wirklich Fuß faßte. Dreimal ſchlugen die Preußen ſie noch jenſeit des Rheines bei Kaiſerslautern in der Pfalz, und nicht die Kämpfe am Rhein, ſondern Bonapartes Siege in Italien brachten die Entſcheidung. Freilich auch dieſe hätten nimmermehr die Geſammtheit der deutſchen Nationalkraft zu brechen vermocht; aber von der war ja längſt nicht mehr die Rede. Der verhängnißvollſte Schritt war vielmehr geſchehn: Oeſtreichs ränkevolle Politik im Oſten hatte ſchon i. J. 1795 den König von Preußen veranlaßt, zu Baſel mit Frankreich Separatfrieden zu ſchließen — eine genaue Wiederholung der traurigen Zuſtände, die einſt dem großen Kurfürſten den Vergleich von Voſſem aufgenöthigt hatten. Die Eiferſucht der deutſchen Vormächte war es, die dem gemeinſamen Feinde den Weg bereitete; und man darf behaupten: ſchon damals war die Beſeitigung einer dieſer beiden Mächte ein nationales Bedürfniß. Noch 71 Jahre dauerte es, bis die Schlacht von Königgrätz geſchlagen wurde; aber ihre Nothwendigkeit ergab ſich ſchon zu jener Zeit.

Seit dem Separatfrieden von Baſel iſt es denn auch nicht mehr Deutſchland, welches gegen Frankreich kämpft, ſondern, wie im Spaniſchen Erbfolgekriege treten nur Bruchſtücke der Nation gegen die franzöſiſchen Heere auf, über denen ſich gleich einem rieſigen Kometen in immer furchtbarerem Glanze Napoleons Geſtirn erhebt. — Da zog denn die Geſchichte die Summe aller deutſchen Sünden! Das Jahr 1801 brachte den Frieden von Luneville, und mit ihm ſtand Frankreich an ſeinem bis dahin noch nie erreichten Ziele: der Rhein ward ſeine Grenze. Und dennoch — was das Aeußerſte ſchien: es wurde überboten! Einander in eiferſüchtiger Blindheit verlaſſend und verrathend, mußten die deutſchen Stämme noch tiefer ſinken. Immer in Deutſchland ſelbſt findet Napoleon die Baſis ſeiner Feldzüge. Auf Schwaben und Bayern geſtützt beginnt er den Feldzug von 1805; er ſtand bereits in Franken als 1806 der Krieg mit Preußen begann, und ſo brachte denn 1805 Ulm und Auſterlitz, 1806 Jena und Auerſtädt. — Am 1. Auguſt 1806 ließ Napoleon zu Regensburg die Rheinbundsacte überreichen. Er, ſo wie vier Kurfürſten und zwölf Fürſten, welche als Glieder des Reiches deſſen Satzungen eidlich verpflichtet waren, erklärten, daß ſie das deutſche Reich nicht

mehr anerkennten und als aufgelöst betrachteten, und wenige Tage später legte Kaiser Franz die deutsche Krone nieder. — Aber auch damit war das Maß noch nicht erfüllt! Zwar hatte Napoleon an jenem 1. August feierlich erklären lassen, daß er die Grenzen Frankreichs niemals über den Rhein ausdehnen werde; aber in demselben Augenblicke besetzte er Wesel und Kastell am Main. Man weiß es, wie er in diesem Sinne fortgefahren ist: nicht lange und Hamburg und Lübeck galten als Städte von Frankreich; die Fluthen des deutschen Meeres, ja der Ostsee bespülten „französische Küsten".

Hier schließt die zweite Periode der Kriege zwischen Deutschland und Frankreich. Sie umfaßt einen Zeitraum von 360 Jahren, der sich in fünf deutlich erkennbare Abschnitte gliedert und ein unaufhaltsames stetiges Sinken der Macht und Größe Deutschlands wiederspiegelt. Der erste Abschnitt ist die Zeit der habsburgisch-spanischen Vorherrschaft von der Mitte des 15. bis zu der des 16. Jahrhunderts. Sie weist noch einen Kriegszug in Frankreich auf, der selbst Paris bedroht. — Der zweite Abschnitt beginnt mit der vergeblichen Belagerung von Metz und endet mit dem Westfälischen Frieden. Während seines Verlaufes gehn für Deutschland die drei Bisthümer und das Elsaß verloren. — Der dritte Abschnitt umfaßt einen siebenjährigen Krieg zum Schutz der Niederlande, ein zehnjähriges Ringen gegen die Reunionen Ludwig's XIV., sowie den Kampf um die spanische und die polnische Krone. Schon ist Deutschland in so trauriger Lage, daß es bedenkliche Bundesgenossenschaft annehmen muß: im Jahre 1735, während des polnischen Krieges, bei welchem von allen Reichsfürsten fast nur Preußen treu zum Kaiser stand, erscheinen zum ersten Male die Russen am Rhein. Straßburg, Landau, Lothringen gehen dem Reiche verloren. — Im folgenden Abschnitte, dem der östreichischen Erbfolgekriege, wird die unmittelbare Einmischung Frankreichs in rein deutsche Angelegenheiten chronisch; wechselnd kämpft es gegen Habsburg und Hohenzollern, das Ziel der Schwächung Deutschlands fest im Auge — und endlich, in der Epoche der Revolutionskriege, trägt diese Verschärfung der innern Gegensätze des Reiches nur allzu üppig die erwünschte Frucht: Frankreich erreicht nicht nur die Rheingrenze, sondern es schlägt das Reich in Trümmer, und selbst die deutschen Küsten gehn verloren.

Es ist ein furchtbares Trauerspiel! Wie schwer, wie unaufhörlich gerungen worden, geht aus der einfachen Betrachtung hervor, daß auf die Zeit von der Thronbesteigung Ludwig's XIV. bis zum vollen Triumphe Napoleons I., also von 1643 bis 1809, nicht weniger als 66 Kriegsjahre fallen, in denen zwischen Franzosen und Deutschen gekämpft worden ist; also von je $2\frac{1}{2}$ Jahren ist eines immer ein Kriegsjahr. — 1806 war die Wintersonnenwende Deutschlands. Von da an wachsen die Tage und werden wieder hell.

Und nun ein kurzer Ueberblick der uns allen wohlvertrauten Periode der Wiedergeburt!

Mit der preußiſchen Heeresreorganiſation von 1807, mit der Staatserneuerung von 1808 beginnt das neue Leben. Denn was auch immer den Ruſſen und ihrem Winter, was auch dem Cäſarenwahnſinn Napoleons zu danken ſei — Rückert hat Recht: „Der Geiſt, der die Preußen hat angerührt, der hat's vollführt!“ — Von der Gunſt der Umſtände aber wurde dieſer Geiſt nicht getragen; ſeine Flügelſchläge wurden bis zur neueſten beſſeren Zeit unerbittlich gehemmt durch die Uneinigkeit der deutſchen Völker und Fürſten und durch den Gegenſatz der öſtreichiſchen Cabinetspolitik, der bis unmittelbar in die Heeresleitung hinein ſeinen altbekannten lähmenden Einfluß brachte. — Als Preußen ſich 1813 erhob, war es außer ihm noch todtenſtill im deutſchen Vaterlande. Hätten ſich im März auch nur die Sachſen den vordringenden Preußen und Ruſſen angeſchloſſen: der Feldzug wäre vermuthlich im Mai zu Ende geweſen. Hinter einer Mauer von Sachſen, Würtembergern, Weſtfalen und Heſſen wurden die jungen franzöſiſchen Rekruten eingeübt, mit denen der Kaiſer den Kampf aufnehmen wollte. — Jene ruhmwürdigen, aber ſchweren Kämpfe im Frühjahr 1813, ſchienen ſie nicht vergeblich geſchlagen, als ein verhängnißvoller Waffenſtillſtand eintrat und der gewaltige Aufſchwung der Nation einem unzuverläſſigen diplomatiſchen Intriguenſpiele preisgegeben war?! Und wäre Oeſtreich wol je dem Kriege gegen Bonaparte beigetreten, wenn dieſer nicht, trunken von Uebermuth, die unbegreiflich günſtigen Bedingungen Metternichs zurückgewieſen hätte!? — Wie Wenige wagten damals weiter zu denken als an die Befreiung Deutſchlands bis zum Rhein! Erſt nach der Schlacht bei Leipzig erhob ſich der Geiſt des Volkes zu kühneren Planen, und der alte Arndt gab ihm den richtigen Ausdruck: „Der Rhein Teutſchlands Strom, nicht Teutſchlands Gränze!“ — Aber mit welchen Hinderniſſen hatten die zu kämpfen, in denen dieſer Gedanke lebendig ward! Mitte October war die Völkerſchlacht geſchlagen, und ſchon Ende deſſelben Monats ſchrieb Gneiſenau an den König, daß der Krieg am Rheine nicht zum Stillſtand kommen dürfe, ſondern ſogleich über denſelben fortgeſetzt werden müſſe, und Müffling fügte hinzu: „Bleiben wir dieſſeit des Rheines ſtehn und laſſen uns von Unterhandlungen hinhalten, ſo prophezeie ich eine blutige Campagne für 1814.“ — Dieſer Geiſt jedoch lebte nur im preußiſchen Hauptquartier. Die Andern boten noch von Frankfurt a. M. aus dem Franzoſenkaiſer die „natürlichen Grenzen“, d. h. die Alpen, die Pyrenäen und — den Rhein! Ein Winterfeldzug gegen Frankreich, der ſich den Sturz Napoleons und die Wiedererwerbung der linksrheiniſchen Lande zum Ziele ſetzte, das erſchien ihnen als ein Aergerniß und eine Thorheit. Oeſtreich fand ja ſein Intereſſe durchaus nicht in kühner Ueberſchrei-

tung des Rheins, sondern in Oberitalien und in der Schweiz, und Fürst Schwarzenberg beschloß daher, mit der Hauptarmee gegen das Plateau von Langres, die Wasserscheide zwischen Saône und Seine, zu operiren. Hier hoffte er die französische Feldarmee nicht zu finden, aber durch strategischen Druck, durch die Erreichung eines anscheinend hochwichtigen geographischen Punktes dennoch Napoleon zum Frieden geneigt zu machen. — Einen Napoleon besiegen zu wollen, ohne ihn zu schlagen, das war ein Gedanke, den das Blücher'sche Hauptquartier gar nicht zu fassen vermochte. Wieder wandte sich Gneisenau an den König und beschwor ihn, dem Feinde nicht Ruhe und Rast zu lassen. „Wohl," sagte er, „wenn wir fortfahren unsere Siegesbahn zu verfolgen, so liegt hierin eine Härte gegen den Soldaten, der so viel getragen, gekämpft und entbehrt hat. Die Hoffnung jedoch, durch einen vielleicht noch zwei Monate verlängerten Feldzug uns zwei Kriegsjahre, Ströme von Blut und zweifelhafte Schlachten zu ersparen, lassen mich über den Vorwurf der Härte hinwegsehn." Und nun legte er seinen Plan vor, wonach fast alle disponiblen Streitkräfte, über 200,000 Mann, sogleich den Rhein überschreiten und zunächst rasch auf Metz und Nancy operiren sollten, während am Nieder- und Oberrhein nur schwächere Corps die Flanken deckten. „Haben wir zu der Zeit, in welcher die Rüstungen der deutschen Fürsten vollständig sein werden, Frankreich den Frieden noch nicht dictirt, so gewähren uns alsdann große Truppenmassen die Mittel, Paris zu bedrohen und durch Abschneiden aller Zufuhren zu erobern." — Es ist der Geist von 1870, der uns aus diesem Entwurf entgegenweht. Doch nicht wie jetzt herrschte und handelte ein einziger königlicher Wille! Vielmehr wie einst des großen Kurfürsten thatfreudige Energie an der verdächtigen Haltung Montecuccolis und Bournonvilles gescheitert, so brach auch jetzt wieder der östreichische Oberfeldherr dem kühnen Plan die Spitze ab. Damit nur überhaupt etwas zu Stande kam, mußte ein Compromiß gefunden werden. Dieser bestand darin, daß die Hauptarmee unter dem Fürsten Schwarzenberg, 190,000 Mann stark, wirklich die Operation nach dem Plateau von Langres zur Ausführung brachte, und Blücher froh sein mußte, daß wenigstens ihm mit der schlesischen Armee (nur 76,000 Mann) der kühne Zug vom Mittelrheine her gestattet ward. — Wie Blücher diesen Zug ausgeführt, wie es ihm gelang, nicht nur Napoleon zu besiegen, sondern auch Oestreich zum Siege zu zwingen — das wird für alle Zeit bewunderungswürdig bleiben.

In Harren und Krieg
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß!
So riß er uns
Vom Feinde los.

Am 1. Januar überschritt er den Rhein; am 1. Februar schlug er Napoleon bei La Rothiere. Es war zum ersten Mal, daß Bonaparte auf französischem Boden besiegt ward; es war überhaupt seit den Tagen der sächsischen Kaiser, seit mehr als sieben Jahrhunderten, das erste Mal, daß Frankreich auf altfranzösischem Boden gegen deutsche Krieger eine offene Feldschlacht verlor! Welch' ein Zeichen der Zeit! — Und dennoch Kleinmuth und Befangenheit im östreichischen Hauptquartier. Der Sieg bleibt unbenutzt, weil die Diplomatie dem Feinde Zeit zum Unterhandeln gönnen will. Mit weit vorgestreckter Hand bietet man auf dem Congreß von Chatillon die Grenzen von 1792 an und gewährt dadurch Napoleon Zeit und Mittel, geniale Fechterschläge auszutheilen, die ihm auf einen Augenblick Freiheit des Handelns, mit ihr aber auch den vollen Cäsarenhochmuth wiedergeben. Da endlich schließen sich die Verbündeten zu Chaumont fester aneinander und mit stolzer Entschiedenheit beginnt Blücher den Vormarsch auf Paris. Vergebens versucht Napoleon, bei Arcis-sur-Aube von Schwarzenberg geschlagen, mit seiner ganzen Macht auf die Rückzugslinie der Alliirten zu drücken; diese Bewegung hat ebenso wenig Erfolg wie ihre Copie durch Gambetta-Bourbaki vom vorigen Monat; die Schlacht vom Montmartre entscheidet den Feldzug und der erste Friede von Paris wird geschlossen. — Wie wenig entsprach er den Hoffnungen, die seit der Schlacht bei Leipzig das Herz der deutschen Patrioten füllten! Schon der Waffenstillstand vom April sicherte den Bourbons die Grenzen von 1792. Mehr als eine Milliarde hatte Napoleon nach 1806 aus Norddeutschland herausgepreßt, und selbst eine theilweise Wiedererstattung dieser Summe wurde jetzt verwehrt. Bestürzt und erbittert vernahm Deutschland diese Bedingungen, die ihm der Wille Rußlands und Oestreichs dictirte. — Aber noch einmal wurde eine kostbare Gelegenheit geboten, um solche schweren Versäumnisse wieder einzubringen. Durch den wahnsinnigen Rausch der „Hundert Tage" verwirkten die Franzosen alle Zugeständnisse. Noch auf dem Marsche von Waterloo nach Paris schrieb Blücher an den König: „Ich bitte nur allerunterthänigst, die Diplomatiker dahin anzuweisen, daß sie nicht wieder das verlieren, was der Soldat mit seinem Blute errungen hat. Dieser Augenblick ist der einzige und letzte, um Deutschland gegen Frankreich zu sichern. Ew. Majestät werden als Gründer von Deutschlands Sicherheit verehrt werden und wir werden nicht mehr nöthig haben, mit immer gezücktem Schwerte dazustehn." — Und wie der Feldherr, so der Kanzler. — Hardenberg legte eine Karte vor, auf welcher für Deutschland das ganze Elsaß und von Lothringen das Land von Metz und Diedenhofen zurückgefordert wurden, und begleitete diese Karte mit einer Abhandlung, in der es hieß: „Sichtbar hat die Hand der Vorsehung diese Gelegenheit herbeigeführt. Läßt man sie

entwischen, so werden Ströme Blutes fließen, und der Schrei dieser Unglücklichen wird von uns Rechenschaft dafür fordern!“ Aber England, Oestreich und Rußland wollten keine dauernde Schwächung Frankreichs, und so erhielt Deutschland im zweiten Pariser Frieden Nichts zurück, als Landau und Saarlouis.

Wohl war es traurig, daß der Nation der Preis des Sieges vorenthalten ward; im Siege selber jedoch liegt eine wunderbar belebende Kraft; eins hatten die Deutschen wiedergewonnen: das Zutrauen zu sich selbst! Als im Herbstmond 1840 derselbe Mann, der jetzt an der Spitze der französischen Regierung steht, den niemals entschlafenen Rheingelüsten seiner Landsleute amtlich drohenden Ausdruck gab, da begegnete er einer Stimmung, die ihn gewaltig stutzen machte. Da klang es einmüthig hinüber: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!“ Da rief ihnen der alte Arndt zornig entgegen:

Wir wollen ein Liedchen euch singen
Von dem, was die schleichende List euch gewann,
Von Straßburg, von Metz und Lothringen!
Zurück sollt ihr zahlen, heraus sollt ihr geben!
So stehe der Kampf uns auf Tod und auf Leben!
So klinge die Losung: Zum Rhein! über'n Rhein!
All-Deutschland in Frankreich hinein!

Es kam nicht dazu; Louis-Philipp war nicht der Mann, die alten Traditionen aufzunehmen; aber diese selbst sind, zumal seit jener Aufregung durch Thiers, in der französischen Nation auch nicht einen Augenblick zur Ruhe gekommen. Der freche Uebermuth, der sich in Alfreds de Musset Entgegnung auf das Rheinlied aussprach: „Nous l'avons eu, votre Rhin allemand!“ — das war der Grundton ihrer ganzen Denkungsweise gegen Deutschland, und diese war es, der der Krieg entsprang. Nie ist ein Völkerkampf roher und grundloser vom Zaune gebrochen worden als dieser letzte Krieg; und doch hätten die Franzosen gewarnt sein können. Seit 1815 war Preußen auf die doppelte Volkszahl gewachsen; durch die Heeresreorganisation war unsere Wehrkraft mehr als verdoppelt; ein Heeresfürst wie König Wilhelm, ein Feldzug wie der in Oestreich — das hätte wohl zu denken geben sollen. Aber es bewährte sich ein Wort, das J. J. Rousseau einst noch vor der französischen Revolution gesprochen: „Die Franzosen, wenn sie irgend wo ein freies Volk entdecken, so erheben sie sich auf das Gebot des Tyrannen, um dies Volk zu bedrängen!“ Unerträglich war es ihnen, daß Deutschland wuchs und einig ward. — Zu dem alten Wuthgeschrei: Rache für Waterloo! gesellte sich der lächerliche Ruf: Revanche für Sadowa! und so kam es zum Kriege.

Wer ein Ereigniß von ſolcher Größe und Erhabenheit mit erlebt, wird es niemals völlig richtig beurtheilen können. Er gleicht einem Manne, welcher, unmittelbar am Fuße eines ungeheuren Thurmes ſtehend, hinaufſtarrt in eine Höhe, die er nicht zu ſchätzen vermag, die ihm aber leicht ein Gefühl des Schwindels erweckt. — Gott Lob! Von einem ſolchen hat unſer Volk ſich bisher frei zu erhalten gewußt! — Wenn aber auch das zulängliche Urtheil über den jetzigen Krieg einer in angemeſſener Sehweite ſtehenden Zukunft vorbehalten bleiben muß, ſo gewährt doch auch der Rückblick auf die Vergangenheit ein Hilfsmittel zu wenigſtens annähernder Schätzung, und dies zu bieten, war der Zweck meines Vortrags. — Mit voller Ueberzeugung darf man es ausſprechen: Alles, was die früheren Kämpfe mit Frankreich an Anſtrengungen und Opfern, an Großthaten und Erfolgen aufzuweiſen haben — es wird erreicht, ja es wird zumeiſt weit übertroffen von unſerer wunderbaren großen Gegenwart. — Die mächtige patriotiſche Erregung der Befreiungskriege iſt emporgewachſen zu vollem tiefen Nationalbewußtſein! Was ſeit grauer Vorzeit nicht geſchehen war: ganz Deutſchland folgte Eines Königs Heerbannruf! — Nicht im Bündniſſe mit eiferſüchtigen Nachbarvölkern, nicht mehr gelähmt durch die Bundesgenoſſenſchaft von Oeſtreich, ſondern allein und frei hat unſer Volk ſeine Schlachten geſchlagen und ſeine Fahnen ferner weſtwärts aufgepflanzt, als jemals, ferner ſelbſt als in den Tagen der glorreichen Ottonen. — Die mannigfaltigen Goldzacken unſerer vaterländiſchen Kronen, kleine und große, ſie wurden im Feuer zuſammengeſchmiedet und wölbten ſich zur deutſchen Kaiſerkrone über unſers Heldenkönigs Haupt. — Wieder erſtanden iſt Deutſchland, und in ſeiner Hand liegt ſeine Grenze. — Fünfmal ſind im Laufe der Geſchichte die Deutſchen ſiegreich vor Paris erſchienen, nur einmal die Franzoſen vor Berlin; nicht hierin alſo findet ihr Dünkel ſeine Stütze. Dieſer fußt vielmehr auf dem geraubten Ländererbe Deutſchlands und wird nicht eher weichen, als bis das Erbe wieder heimgefallen iſt.

Morgen Nacht läuft der Waffenſtillſtand ab*); dann werden wir wiſſen, was Frankreich will. Was wir ſelber wollen, wiſſen wir aber ſchon jetzt, und wir ſind Sieger! Darum erregt uns der dünne Schleier, welcher in dieſer Stunde noch Erfüllung und Entſcheidung verdeckt, kein banges Grauen; gleicht er doch einem ſolchen Vorhange, wie er ein ſchon vollendetes Meiſterwerk nur noch bis zum Augenblicke der feierlichen Enthüllung verbirgt.

Möge dies erhabene Denkmal unſerer Tage von uns mit heiliger Ehrfurcht, mit heiligem Dank empfangen werden und mögen die drei franzöſiſchen

---

*) Dieſe Abhandlung wurde am 25. Februar d. J. im Wiſſenſchaftlichen Vereine zu Berlin vorgetragen.

Feldzüge unseres Jahrhunderts der Welt dieselbe Goldfrucht zeitigen wie einst die drei Siegeszüge der sächsischen Kaiser: einen halbtausendjährigen Frieden mit Frankreich!

Ueber Carl Maria von Weber's Oper „Oberon".

Von Fr. Wilh. Jähns.

(Schluß.)

Aufführungen.

Singende Personen der Oper sind: 1. Rezia, 2. Meermädchen: Soprane; 3. Fatime: Mezzo-Sopran; 4. Puck: Alt; 5. Hüon, 6. Oberon: Tenore; 7. Scherasmin: Baryton; Chor: 2 Soprane, 2 Alte, 2 Tenore, 2 Bässe. — Die erste aller Aufführungen fand statt am 12. April 1826 zu London auf dem Coventgarden-Theater daselbst. Bei derselben wurden gesungen 1. und 2. von Miß Paton und Miß Gownell; 3. von Mad. Vestris; 4. von Miß Cawse; 5. und 6. von Mr. Braham und Mr. Bland; 7. von Mr. Fawcett. — — W. war dazu am 16. Februar von Dresden über Paris nach London gereist. Schon lange vor seiner dortigen Ankunft wurde diese, als bevorstehend, durch die Presse verkündet. In Dover sah er sich von Seiten des Directors des Paßbureaus mit größter Auszeichnung bewillkommnet und aller sonst persönlich zu beobachtenden Formalitäten überhoben. Am 5. März in London angekommen, wurde ihm schon Tags darauf ein glänzender Empfang von Seiten des Publicums zu Theil. Bühne und Sänger, für die er seinen Oberon schrieb, kennen zu lernen, besuchte er am Abend das Theater. Am 7. meldet er darüber der Gattin: „— Um 7 Uhr fuhren wir nach Coventgarden, wo Robroy, eine Art Oper nach Walter Scott, gegeben wurde. Ein prachtvoll decorirtes, nicht übermäßig großes Haus. Wie ich so an den Logenrand trete, um es ordentlich zu besehen, ruft auf einmal eine Stimme: „„Weber! Weber ist hier!"" und obgleich ich mich schnell zurückzog, brach doch ein solches Jubeln, Applaudiren, Vivatrufen aus, das gar kein Ende nehmen wollte, so, daß ich mich mehrere Male zeigen und unterschiedliche Buckerle machen mußte. Nun wollten sie durchaus die Ouvertüre zum Freischütz haben ꝛc. und jedesmal, wenn ich mich sehen ließ, ging der Sturm los. Zum Glück begann die Ouvertüre des Robroy, und es wurde nach und nach wieder Ruhe ꝛc." — — „Nun kann ich Dir auch freudig versichern, daß Du wegen Sänger und Orchester ruhig sein kannst. Miß

Paton ist eine Sängerin vom allerersten Range, die die Rezia göttlich singen wird; Braham desgl., aber in ganz anderer Art. Dann sind noch andere sehr gute Tenoristen da, und ich begreife nicht, was die Leute Uebles dem englischen Gesange nachsagen. Die Sänger haben vollkommen gute italienische Schule, schöne Stimmen und Ausdruck. Das Orchester ist nicht ausgezeichnet, aber doch brav; die Chöre recht gut; kurz, ich glaube jetzt schon über den Erfolg des Oberon sicher sein zu können." — Am 9. März hörte er die ersten Töne aus demselben in einer Chorprobe, der er beiwohnte; er fand gute Vorstudien und konnte am 12. schon seiner Lina schreiben: „Gestern Probe mit den Solo-Sängern bei mir gehabt zu meiner völligen Zufriedenheit. Auf Decorationen und Maschinerie wird sehr viel verwendet; was ich davon gesehen habe, ist sehr sinnreich, und die Costüme sind vom Dichter mit großer Fantasie angegeben. Die Elfen werden fast aussehen wie Bienen, Schmetterlinge, Blumen." — Am 17. schreibt er ferner: „— Von 12 bis jetzt (3 Uhr) habe ich Probe gehabt. Die Paton sang zum ersten Male ihre Parthie; entzückend schön. Der Effect des 1. Finales ist außerordentlich und ebenso der des 2. mit meinen Elfen. Wenn die ganze Geschichte fertig gekocht ist, möchte ich Dich wohl herzaubern können. Heute sah ich auch die Decoration, wo Puck die Geister zusammenruft. Da sind 8—10 pratikable Felsen wie Häuser, alles auf Rollen, die sich alle öffnen und mit Geistern bevölkert sind und wegverwandeln mit allen diesen Menschen in die offene See." — Am 12. April 1826 endlich wird der Oberon zum ersten Male gegeben und W. schreibt unmittelbar nach der Aufführung noch um $^3/_4$12 Uhr Nachts darüber der Gattin: „Meine innigstgeliebte Lina! Durch Gottes Gnade und Beistand habe ich denn heute Abend abermals einen so vollständigen Erfolg gehabt, wie vielleicht noch niemals. Das Glänzende und Rührende eines solchen vollständigen, ungetrübten Triumphes ist gar nicht zu beschreiben. Gott allein die Ehre!!! Wie ich ins Orchester trat, erhob sich das ganze überfüllte Haus und ein unglaublicher Jubel, Vivat- und Hurrah-Rufen, Hüte- und Tücher-Schwenken empfing mich und war kaum wieder zu stillen. Die Ouvertüre mußte wiederholt werden; jedes Musikstück 2—3mal mit größtem Enthusiasmus unterbrochen. Braham's Arie da Capo. Im zweiten Act Fatime's Romanze und das Quartett da Capo. Am Ende mit Sturmesgewalt mich herausgerufen, eine Ehre, die in England noch nie einem Componisten widerfahren ist. Das Ganze ging auch vortrefflich, und alle waren ganz glücklich um mich herum. — So viel für heute, mein geliebtes Leben, von Deinem herzlich müden Manne, der aber nicht hätte ruhig schlafen können, hätte er Dir nicht gleich den neuen Segen des Himmels mitgetheilt. Gute, gute Nacht! Möchtest Du doch heute den glücklichen Ausgang ahnen können!" — Am nächsten Morgen setzt er

unter Anderem noch hinzu: „— Nach ſolchem Triumph tritt eine gewiſſe wohlthätige Beruhigung ein, daß ein großer Schritt in der Welt abermals abgethan iſt. Auf jeden Fall war ich hier bei Oberon auf einem viel unſicherern Standpunkte, als bei meinen früheren Werken. Die Eiferſucht der Theater, das höchſt erregbare Publicum, das immer an Oppoſition gewöhnt iſt und ſich darin gefällt, und die Ereigniſſe den Tag vorher (der Paton war ein Stück Decoration auf den Kopf gefallen, weshalb ſie die Generalprobe nicht mitmachte), das Alles machte den Erfolg doppelt ſchätzenswerth." — „Die Paton ſang herrlich, und die Vorſtellung griff ſo ineinander, mit ſolchem Feuer und Liebe, wie Du wohl weißt, daß meine Muſik das Glück hat, bei den Menſchen hervorzubringen. Wie oft habe ich dabei an Dich gedacht!" — Der Beifall verblieb danach in gleicher Höhe bei den, wie er Lina ſchreibt, „in ununterbrochener Reihe und bei immer überfüllten Häuſern" ſtattfindenden Wiederholungen der Oper; die 28ſte nennt er ihr als am 29. Mai ſtatt gehabt; die erſten 12 hatte er ſelbſt dirigirt. — An Honorar erhielt W. von Kemble 500 Pfd. Sterling. — Das Intereſſe des Publicums gab ſich während dieſer Zeit nochmals lebhaft und überraſchend kund bei einer Gelegenheit, wo ſein neues Werk nur indirect eine Verbindung zwiſchen Publicum und Componiſten bildete. Er ſchrieb darüber am 30. April nach Dresden: „ — Geſtern war denn ein intereſſanter Tag, die erſte Vorſtellung von meines ſogenannten Rivals Bishop's Oper „Aladin". Mit Mühe waren Plätze zu bekommen. Einer der Inhaber des Theaters bot mir aber ſeine Loge an und machte mir ſogar die Viſite vorher. Wir aßen alle zu Hauſe und fuhren dann in Drurylane. Kaum trat ich in die Loge und wurde geſehn, als das ganze Haus aufſtand und mich mit dem größeſten Enthuſiasmus empfing. Dieß in einem fremden Theater, an dieſem Tage zeigte recht von der Liebe der Nation und freute mich ſehr." — Dieſer lebhaften Theilnahme des engliſchen Publicums ſtehen manche Aeußerungen der engliſchen Kritik entgegen. Nach ihnen iſt die Muſik des Oberon ſchwer und zuweilen melodielos; Erſteres wäre durch die Originalität und Tiefe des Werks, bei Mangel genauerer Bekanntſchaft mit demſelben leicht erklärlich. Letzteres iſt dies nicht, da Oberon melodiöſer, als manches Andere von W.— In dem Referat der Londoner muſikaliſchen Zeitſchrift des „Harmonicon" heißt es damals unter Anderm: „— Von der Muſik bemerken wir hier im Allgemeinen, daß ſie mehr auf das wiſſenſchaftliche Urtheil der Kenner, als auf die große Menge berechnet iſt. Sie iſt nicht ohne Melodie — wie Manche behaupten (!), — doch iſt dieſe für ungeübte Hörer durch eine faſt übermächtige Fülle der Begleitung meiſt verdeckt. Wir hörten die Probe und bewunderten viele Partieen; wir wohnten der erſten Aufführung bei und bemerkten Manches, was uns am Abend zuvor entgangen war, und

wir zweifeln nicht, daß öfteres Hören uns Schönheiten offenbaren werde, die bis jetzt unsrer Aufmerksamkeit entgingen, welche noch zwischen Drama, der Musik, dem Bühnenschmuck und den auftretenden Personen getheilt war." (Wahrlich mehr naiv-aufrichtig, als einer kritischen Stimme würdig!) „Herr v. W. führte selbst das Orchester an. Er wurde mit einer Wärme empfangen, die selten, vielleicht nie, in einem Theater übertroffen worden ist; viele Beifallszeichen ringsumher mit bewillkommenden Hüten und Tüchern und jedem andern Merkmale der Gunst, bezeugten die starke Vorliebe des Publicums für diesen Meister." Aehnliche Aeußerungen erfüllen andere Londoner Zeitblätter aus jenen Tagen. Gründliche, erschöpfende Kritiken fehlen. Wieder ist es der treffliche Rochlitz, der mit feinem Sinne und echter Kennerschaft eine das Werk gründlich beleuchtende und umfassende Beurtheilung bei Gelegenheit der Aufführung des Werkes zu Leipzig schrieb. (S. unten „Leipzig") — Unter den spätern Aufführungen des Oberon zu London ist zuvörderst bemerkenswerth die mit deutschem Texte durch deutsche Sänger mit der Heinefetter als Rezia und Haizinger als Hüon, unter Direction des hess. Hofkapellmeisters Ganz i. J. 1841; das betreffende Libretto (London bei Schloß) zeigt außer dem deutschen Texte noch einen englischen, der aber nicht der von Planché herrührende ursprüngliche, sondern von einem unbekannten Verfasser wortgetreu Th. Hell's deutscher Uebersetzung des Textes von Planché nachgebildet ist. — Von besonderer Bedeutung aber waren die Aufführungen der Jahre 1860 u. ff. auf Her Majesty's Theatre in italienischer Sprache, deren erste am 3. Juli 1860 mit der Tietjens als Rezia und der Alboni als Fatime stattfand und zwar mit einem enthusiastischen Beifalle, der sich durch die ferneren Aufführungen in demselben Jahre und den folgenden ungeschwächt erhalten hat. Durch dabei vorgenommene Aenderungen wurde nicht nur der mangelhafte Dialog vermieden, der Gang der Oper im Allgemeinen verbessert, sondern auch eine Intention W.'s zur Geltung gebracht, an deren Ausführung ihn die ursprüngliche Gestaltung der Oper verhindert hatte. Zu diesem Zwecke war von Planché eine Reihe von, mit andern Pièces verbundenen, Recitativen gedichtet und von Maggione in's Italiänische übersetzt worden. Julius v. Benedict, W.'s berühmter Schüler, war es, der diese Recitative theils neu componirte, theils aus W.'schen Motiven (Preciosa, Euryanthe, Oberon, D-Sonate) construirte und in dieselben auf das Wirkungsvollste noch verflocht: 1) Das Duett mit Chor Nr. 24 aus Euryanthe, „Trotze nicht", hier zwischen Hüon und dem in dieser Bearbeitung singenden Babekan; 2) das Duett Nr. 13 daraus „Hin nimm" an Stelle eines von W. einst mit großem Bedauern aufgegebenen Duetts zwischen Rezia und Hüon (hier pag. 464 oben und Mitte); 3) die für Deutschland ursprünglich geschriebene Arie des Hüon Nr. 5, hier dem Oberon zur Ausführung durch den ausgezeichneten Gesangs-

Virtuoſen Bélart gegeben, und zwar nach Hüon's Kampf mit den Piraten in dem Sinne einer ermuthigenden Mahnung zu weiterer Standhaftigkeit; und 4) die Arie „O mein Leid" der Eglantine aus Euryanthe Nr. 6, hier von Roſchana geſungen. (Am 9. März 1870 kam dieſe Bearbeitung Benedict's auch in Philadelphia in der „American Academy of Music" zur Aufführung.) Wie bedenklich alle Ueberarbeitungen und Umgeſtaltungen von Meiſterwerken durch Andere jederzeit gelten müſſen, ſo war doch hier dergleichen eher zu wagen, da der Organismus des Gedichts von Grund aus als ein muſtergültiger leider nicht vorlag, und hier die Neugeſtaltung mit der großen Liebe und demjenigen feinen Sinne für den Geiſt der muſikaliſchen Compoſition unternommen wurde, die in den meiſten derartigen Fällen zu fehlen pflegen. (S. unten „Hamburg".)

Die erſte Stadt in Deutſchland, die den Oberon in urſprünglicher Geſtalt und würdiger Weiſe (ſ. unten Wien) auf die Bühne brachte, war das um die muſikaliſche Kunſt ſchon ſo hochverdiente Leipzig. Es geſchah dies unter Küſtner's Oberleitung. Die erſten 42 Vorſtellungen daſelbſt fallen zwiſchen den 23. Dez. 1826 und den 11. Mai 1828. Rochlitz beſtätigt in ſeiner Kritik (Leipz. Allg. Muſ. Ztg. 1827. N. 15 u. 16) die Trefflichkeit dieſer Aufführungen. Auf ſein Urtheil über das Werk ſelbſt kann hier nur verwieſen werden. Er faßt ſich jedoch in folgenden Bemerkungen zum Schluſſe des Aufſatzes zuſammen, wo es heißt: „— Sollten wir nun ſchließlich noch ein ganz allgemeines Urtheil über dieſe Oper fällen, ſo würde es kurz alſo lauten: Sie iſt, wie jede Weber'ſche, von ſeinen andern Opern geſchieden und für ſich beſtehend; ſie iſt mithin auch ſo zu betrachten. Zu dem, was ſie ward, war er durch den Dichter — mehr veranlaßt als geführt und dabei mehr eingeſchränkt als erhöhet. Das Vorzüglichſte, was ſie enthält, mußte W. ſich ſelbſt ausſinnen und auch allein ausbilden: dies aber iſt ihm unvergleichlich, doch auch das Andre achtungs- und beifallswerth gelungen. Von jenem nahm das Werk den in ihm herrſchenden Charakter milder Freundlichkeit, zarter Heiterkeit an, ohne darum raſcher, energiſcher Kraft und eines wahrhaft begeiſterten Schwunges zu entbehren. Es regt uns auf, gleich von ſeinen erſten Tönen an, zu einem geiſtvollen, innerlichſt belebenden und erfreulichen Spiele im Reiche der Phantaſie und reiner, leidenſchaftsloſer Empfindungen, verflicht uns immer mehr in dieſes Spiel und läßt von ihm uns nicht los, bis es uns überhaupt entläßt. So iſt ſein Geſammteindruck keineswegs aufreißend, erſchütternd, beſtürmend, ſondern hebend, bewegend, beruhigend." — Ob übrigens bei dieſen Leipziger Aufführungen W.'s Intention rückſichtlich der Elfenſcenen am Schluſſe des 2. Acts beachtet worden, die er „mit allen Reizen einer ſüdlichen mondhellen Nacht ausgeſtattet hinter einem Schleier dargeſtellt" wünſchte

(wie v. Küſtner in „34 Jahre meiner Theaterleitung," Leipzig, Brockhaus p. 22 mittheilt), habe ich nicht in Erfahrung bringen können.

In Berlin den Oberon perſönlich aufzuführen, war W. vom Intendanten Grafen Brühl dringend eingeladen worden. Der ſchon todesmatte Meiſter konnte, in Rückſicht darauf, der Gattin gegenüber noch ſcherzen, indem er ihr von London den 24. April ſchrieb: „— Man erwartet mich im Sommer in Berlin, den Oberon ſelbſt wieder aufzuführen. Doch nein! Ich wüßte nicht, was mich dazu bewegen könnte. Ruhe, Ruhe iſt jetzt mein einziges Feldgeſchrei und ſoll es wohl für lange bleiben. Ich habe alle das Kunſtgetreibe ſo ſatt, daß ich keine größere Herrlichkeit kenne, als wenn ich ein Jahr ganz unbemerkt als ein Schneider leben könnte, meinen Sonntag hätte, einen guten Magen und heitren, ruhigen Sinn." — Doch wenn es auch nicht ſo ernſt mit ſeiner Weigerung, nach Berlin zu kommen, gemeint geweſen wäre — ſein unerbittliches Geſchick trat dazwiſchen. Er ſah die deutſche Heimath niemals wieder und ſchied von dieſer Erde am 5. Juni in London, ſtill und ſanft im Schlafe. Die Trauer über ſeinen Verluſt war tief und allgemein; in Deutſchland empfand man ihn am ſchmerzlichſten. — So war denn auch in Berlin das Verlangen nach dem Genuß ſeines letzten Werkes ein übergroßes. Hielt man den Meiſter doch grade hier beſonders hoch; ehe er noch hier den Grundſtein zu ſeinem Weltruhme mit dem Freiſchützen gelegt, kannte und liebte man ihn ſchon in dieſer Stadt; geiſtig war er mit ihr vorzugsweiſe verbunden geweſen, und ſie hatte ſein Wachſen und Werden mit inniger Theilnahme verfolgt. So wurde denn auch die Verzögerung der Aufführung ſeines Oberon hier doppelt empfunden; denn wie man nach dem Freiſchütz neun Vierteljahre auf die Euryanthe geharrt hatte, ſo verging genau dieſelbe Zeit, bis Oberon zu Berlin in Scene ging. Wie damals ſo auch jetzt kannte die Berliner Muſikwelt aus dem Clavier-Auszug die Oper ſchon genau. Eine treffliche Aufführung durch Heinr. Dorn, den ſpätern Berliner Hofkapellmeiſter, im Hauſe des deutſchen Original-Verlegers A. M. Schleſinger, dann wieder öffentliche Aufführungen der vollſtändigen Muſik des Oberon durch das Militärmuſikchor von Fr. Weller, hatten dieſe Kenntniß noch beſonders vermittelt. So mehrte ſich ſchon die Ungeduld, das Werk in ſeiner Urgeſtalt kennen zu lernen. Die Gründe der Verzögerung waren größtentheils andre, als die bei Euryanthe wirkenden. Der treu ſorgende Graf Brühl hatte die Aufführung der Oper gleich anfangs als für die Berliner Hofbühne ſelbſtverſtändlich angeſehen und die Erwerbung der Partitur von W.'s Erben angerathen. Auf das von dieſen geforderte Honorar von 800 Thalern (welches ſchließlich das königl. Theater auch zahlte) wurde anfänglich nicht eingegangen, und ſo geſchah es, daß die Direction des königſtädtiſchen Theaters zu Berlin ſchnell das Eigenthumsrecht erwarb. Darauf

wurde dieſem Theater die Befugniß ſtreitig gemacht, den Oberon auf ſeiner Bühne geben zu dürfen. Das gab Veranlaſſung zu den verwickeltſten Verhandlungen. (Siehe Berliner Converſations-Blatt 1828, Nr. 12 und 13.) Endlich erſchien die Oper am 2. Juli 1828 im königl. Opernhauſe zu Berlin, feinſinnig und freigebig ausgeſtattet mit all der Pracht, all der Schönheit decorativer Ausſtattung, die dieſe Bühne zu allen Zeiten ausgezeichnet haben; Schinkel hatte die Entwürfe zum Elfenſaal der Introduction und zur Ausſicht auf Bagdad in genialer Meiſterſchaft geliefert; von Seiten der Sänger und des Orcheſters war ſie in gleicher Weiſe vorzüglich. Nun brach der lang verhaltene Enthuſiasmus doppelt feurig hervor. Einer der älteſten Berichte, weil am Tage nach der erſten Aufführung geſchrieben, folge hier, indem er den Eindruck ſchildert, den ſie auf eine bedeutſame literariſche Perſönlichkeit ausübte. Der Dichter Michael Beer, ein Bruder Meyerbeer's, war es nemlich, der an den Ueberſetzer des Oberon, einen der Vormünder von W.'s Söhnen, Th. Hell (Winkler) in Dresden 3. Juli 1828 ſchrieb: „— Ich eile, Ihnen anzuzeigen, daß geſtern Abend Oberon vor dem überfüllten Opernhauſe mit dem größeſten und ſeltenſten Erfolge dargeſtellt worden iſt. Die Liebe, mit der ſich in der That alles beeiferte, den Schwanengeſang unſeres verewigten Freundes wiederklingen zu laſſen, hatte etwas Rührendes und Erſchütterndes. Das Publicum empfand es und rief Alle hervor. Im Laufe der Darſtellung wurde außer der Ouvertüre das reizende Quartett im 2ten Acte und das Duett zwiſchen Scherasmin und Fatime da Capo verlangt und geſungen. Der Enthuſiasmus, den das Werk erregt hat, war nicht, wie man glauben durfte, ein Erzeugniß der Oſtentation und Parteiſucht. Es war die reinſte Empfindung der heiterſten Herzen, die ſich wenigſtens des geiſtigen, ewigen Lebens deſſen erfreuten, der uns allen leider zu früh entriſſen worden. Oberon iſt, wenn Sie von mir nach einmaligem Hören ein Urtheil fordern, ein reizendes, ich möchte ſagen, liebenswürdiges Werk, das vielleicht in einzelnen Theilen Freiſchütz und Euryanthe an Tiefe und Großartigkeit nachſteht, nirgends aber an fantaſtiſcher Friſche und geiſtvoller Anmuth. — Die Ausſtattung war ſo geſchmackvoll wie reich, und, namentlich die Decorationen und Anordnungen der 1. Scene von zauberhafter Wirkung.“ — Von hoher Freude war Graf Brühl, der begeiſterte Freund des geſchiedenen Meiſters, erfüllt durch die glänzende Aufnahme der Oper. Seine unermüdliche Thätigkeit und Liebe für die Sache fand darin ihren Lohn, wie er dies in einem Briefe an W.'s Wittwe, der mir vorliegt, rührend ausſpricht. — Die Kritik, an ihrer Spitze Marx und Saphir, ſtimmte in dieſe dem Werke gezollte Anerkennung mit geringen Beſchränkungen ein. — Seit der erſten Aufführung ging die Oper bis heute, 9. Febr. 1871, 178 mal über die Berliner Bühne. — Von Seiten des Berliner Original-

Verlegers A. M. Schleſinger war der Clavier-Auszug des Oberon W. mit 1500 Thlrn. honorirt worden.

Auf dem Hofoperntheater zu Wien kam Oberon erſt 1829 am 4. Februar zum erſten Male, und zwar nach der Original-Partitur und in der Original-Geſtalt, zur Aufführung und iſt, vielfach gegeben, ſeitdem mehrere Male neu in Scene geſetzt, wie dies jetzt wiederum in dem neuen Wiener Opernhauſe nächſtdem bevorſtehen ſoll. Der Zeit nach ging Wien in der Aufführung dieſer Oper eigentlich Berlin voran. Wie wenig aber die hochgebildeten muſikaliſchen Kunſtfreunde Wiens dieſe Priorität in Anſpruch nehmen dürften, wird ſich erklären, wenn man den Zettel des Joſephſtädter Theaters daſelbſt vom 20. März 1827 (an welchem Tage der Oberon auf dieſer Bühne zum erſten Male gegeben wurde) lieſt, auf welchem es unter Andrem heißt: „nach der Hell'ſchen Ueberſetzung aus dem Engliſchen des Planché, von Meisl bearbeitet; Muſik von C. M. v. Weber; nach dem Clavier-Auszuge inſtrumentirt, vermehrt und abgeändert von Franz Gläſer zum Benefiz deſſelben.“ Wenn dieſe Verballhornung auch nicht ſpurlos vorübergegangen wäre, ſo konnte ſie wohl ſchon an und für ſich an dieſer Stelle als gewiſſermaßen ungeſchehen betrachtet werden.

In Paris kam die Oper nur langſam zum Durchbruch. 1826 wurde dem dortigen Publicum die Bekanntſchaft damit durch die Aufführung der Ouvertüre eröffnet; ſie ging damals ſpurlos vorüber; 10 Jahre ſpäter, von Habeneck im Conſervatoire vorgeführt, riß ſie zur höchſten Bewunderung hin. Bei der großen Concurrenz-Aufführung ſeitens der Muſikchöre der verſchiedenen europäiſchen Armeen feierte mit derſelben Ouvertüre am 21. Juli 1867 eben dort die K. Preußiſche Militär-Muſik durch die Muſikchöre zweier K. Garde-Regimenter unter Leitung ihres General-Directors W. Wieprecht jenen damals durch die Welt ſchallenden Triumph. — Aber etwa um 1844 ſchon wurden in Paris in den Concerten des Conſervatoriums Elfenchor und Finale I, noch ſpäter 2 andere Stücke mit Enthuſiasmus aufgenommen. Nur zweimal dagegen wurde, mit Wilhelmine Schröder-Devrient als Rezia die ganze Oper deutſch im Theater Favart (jetzt Opéra comique) ohne beſondere Wirkung, freilich auch muſikaliſch ſehr nachläſſig und äußerlich ſehr ſchlecht ausgeſtattet, gegeben, bis ſie 1857 im Théâtre lyrique mit höchſt glänzendem Erfolge auf Berlioz' Anregung unter Deloffre's Direction vollſtändig zur Aufführung gelangte und W.'s Namen, dem das franzöſiſche Volk ſchon immer mit Vorliebe huldigte, neue Lorbeern brachte. Berlioz ſagt nach dieſen Aufführungen unter Anderm: „— Was W.'s Inſtrumentation anlangt, ſo will ich bloß anführen, daß ſie reich, mannigfaltig und von bewundrungswürdiger Originalität iſt. Ein feiner kritiſcher Sinn iſt außerdem eine ſeiner hervorragenden Eigenſchaften. Nirgends dem guten Geſchmack

zuwiderlaufende Mittel, Rohheiten, Widersinnigkeiten. Ueberall ein reizendes Colorit, eine lebhafte, aber harmonische Klangfülle, eine maßhaltende Kraft und tiefe Kenntniß der Natur jedes Instrumentes, seiner verschiedenen Charaktere, seiner Sympathieen und Antipathieen mit den andern Gliedern der Orchesterfamilie; überall endlich Festhalten der innigsten Beziehungen zwischen Theater und Orchester, nirgends ein zweckloser Effect, ein ungerechtfertigter Accent. — Man macht W. aus seiner Behandlungsweise der Singstimmen einen Vorwurf; leider ist der Vorwurf begründet. Oft bürdet er ihnen Tonfolgen von außerordentlicher Schwierigkeit auf, welche kaum für ein anderes Instrument als für das Pianoforte passen dürften. Aber dieser Fehler — welcher übrigens nicht so weit geht, wie man behauptet — hört auf, einer zu sein, wenn die Eigenheit der Gesangstelle eine dramatische Tendenz hat. Dann wird sie im Gegentheile zur Schönheit; nur in den Augen der Sänger bleibt der Componist tadelnswerth, weil sie gezwungen sind, sich Mühe zu geben, und sich Studien zu widmen, welche die banale Musik ihnen nicht auferlegt." — „Unter den 22 Stücken, aus denen die Partitur des Oberon besteht, finde ich kein einziges schwaches. Erfindungskraft, Eingebung, Kenntniß, gesunde Einsicht machen sich überall geltend, und fast widerwillig führen wir vorzugsweise vor den andern Musikstücken vor:" (Hier werden nun genannt: N. 1, Hüon's Arie N. 5, Finale I, N. 6, Türkenchor N. 7, Hüon's Gebet, Rezia's Scene N. 13, Meermädchenlied und Schlußchor des Finales II, Fatime's Romanze N. 16, Duett N. 17, Terzettino N. 18 und Ballet und Chor N. 21.) „— Die Zuhörer verlangten vier Musikstücke und die Ouverture da Capo; die Menge, welche drei Stunden lang mit Entzücken diese Musik von so ganz neuem Geiste genossen hatte, verließ das Theater in einem Zustande wahrer Berauschung. Das ist, ich wiederhole es, ein Erfolg, ein erhabener, großer Erfolg ꝛc." (S. Berlioz' hinterlassene Schriften, deutsch von Rich. Pohl, Leipzig, Heinze, 1864. Bd. I p. 287—302.)

In Hamburg ist 1866 die Oper mit immer erneutem Erfolge gegeben. Theodor Gaßmann hatte sie dazu einer durchgreifenden Umwandlung unterworfen, in so fern die Handlung vereinfacht, der Dialog gekürzt, Episoden und nur sprechende Personen ganz gestrichen und die früheren 16 Verwandlungen auf 8 reducirt waren. Dies Arrangement soll vortrefflich wirken. Unbezweifelt aber ist die Musik dabei unberührt geblieben und der musikalische Lebensnerv nicht verletzt worden, wie dies gegentheils in neuster Zeit auf einigen deutschen Bühnen geschehen ist, indem man den Schluß-Theil des 3. Acts der Oper vom großen Marsche an und incl. desselben, so wie den Schluß-Theil des 2. Finales, der auf das Lied des Meermädchens folgt, wegließ und als Ersatz für letztere Weglassung ein Wandelbild vorüberziehen ließ, zu welchem das Meermädchenlied unaus-

geſetzt wiederholt wurde, bis ſich das Bild vollſtändig abgerollt hatte. Wenn Hüon's Rondo N. 20 bei Aufführungen des Oberon ausfällt, ſo kann dies nicht weſentlich nachtheilig wirken, weil ſein Verluſt unter allen Stücken der Oper am wenigſten ſchwer wiegen wird; wenn aber Nummern wie die oben genannten Perlen des Werkes unterdrückt, verſtümmelt oder durch unmotivirte Wiederholung zur Ungeſtalt ausgedehnt werden, ſo iſt es wohl gerechtfertigt, hier darauf hinzuweiſen, um von ähnlichen künſtleriſchen Attentaten abzumahnen.

Außer den in vorgenannten Städten ſtattgehabten Aufführungen giebt die Lpz. A. Muſ. Ztg. bis zum Schluſſe 1848 noch Kunde von ſolchen zu: Bremen, Breslau, Deſſau, Danzig, Darmſtadt, Dresden, Caſſel, Coburg, Colmar, Frankfurt a. M., Gotha, Königsberg, Magdeburg, Mannheim, Meiningen, München, Prag, Putbus, Riga, Rom (hier Theile der Oper), Straßburg und Wiesbaden. — Doch welche Bühne von Belang hätte ſpäter den Oberon nicht gegeben! Ja, in den Concertſaal drang er vielfach. Von außerdeutſchen Orten ſeien in dieſer Beziehung, laut jener Quelle, nur Amſterdam, Paris, Verſailles, York, Bologna und Rom genannt. Die neueſte derartige Aufführung im Laufe dieſes Jahres darf hiebei nicht übergangen werden, die zu New-York durch die Geſellſchaft für Kirchenmuſik (!) mit großem Orcheſter und ſtark beſetztem Chor unter Leitung des Dr. Pech.

Innerhalb der dieſer meiner Arbeit enge gezogenen Grenzen iſt mir, nach Hinweis auf das unter 277 Anm. f. im Allgemeinen über W's. Ouvertüren Geſagte, nur noch geſtattet, zu gedenken des treffend und lebendig characteriſirenden Ausſpruches von Prof. Ambros in Prag über die Ouvertüre des Oberon, den er p. 46 in ſeinen trefflichen „kulturhiſtoriſchen Bildern aus dem Muſikleben der Gegenwart", zugleich im Hinblick auf die romantiſche Dichterſchule, thut, indem er ſagt: „Die Ouvertüre zu Oberon iſt eins der brillanteſten Orcheſterſtücke, die es giebt; im Adagio wieder die ‚mondbeglänzte Zaubernacht' voll fliegender Roſendüfte aus den Wundergärten des Orients — wer Heine's Klangbildertalent hat, dem wird es ſein, als ſähe er glänzende Kuppeln, phantaſtiſche Minarets, Palmenwälder, reizende Frauen, ſarazeniſche und abendländiſche Ritter in Kampf und Spiel und alle fremden Wunder des Morgenlandes wie in einer blendenden Luftſpiegelung an ſich vorüberſchweben. Die an ähnlichen Eindrücken nicht grade armen Dichtungen der Romantiker kommen an bezaubernder Wirkung dagegen nicht in Vergleich." — Wenn Ambros ſeinen Aufſatz, der dies Wort über die Ouvertüre enthält, mit dem Ausſpruche ſchließt: „W's. Opern ſind ein nicht veraltendes Gut, ein werther Beſitz des deutſchen Volks und wirken noch mit der friſcheſten Lebendigkeit und Unmittelbarkeit," ſo mag zum Schluſſe der Betrachtungen über dies ſein letztes großes Werk, mit dem er von ſeinem reichen Leben ſo glorreich ſchied, angewendet ſein auf ihn, als Menſchen

wie als Künſtler, Hamlet's ſchönes Wort: „Er war ein Mann: nehmt Alles nur in Allem; wir werden nimmer ſeines Gleichen ſehn!“

Aus Schwaben.

Die Wiederaufrichtung des deutſchen Reichs ging in Schwabeu ſtiller vorüber, als man nach dem allgemeinen Aufſchwung der nationalen Beſtrebungen und dem glänzenden Ergebniß der Landtagswahlen im Dezember v. J. hätte erwarten ſollen. Die Maſſe der Bevölkerung war durch die in die Augen fallenden Erfolge der deutſchen Waffen und die aufeinander folgenden Siegesfeſte allmählig ſo geſättigt und abgeſtumpft geworden, daß die ohne äußere Effekte im Weg der Geſetzgebung eingetretene Verwirklichung der Kaiſeridee, ſo lebhaft der Süden früher für dieſelbe geſchwärmt hatte, kaum mehr eine lebhafte Bewegung der Geiſter hervorzurufen vermochte. Man hatte ſich ſeit Sedan in Gedanken bereits über alle Schwierigkeiten der Kabinette hinweggeſetzt und glaubte in den bisherigen Siegesfeiern ſchon dem wieder erſtandenen Reich gehuldigt zu haben, ſo daß man die Verſailler Verträge nur noch als etwas, was ſich ganz von ſelbſt verſtand, betrachtete. Dabei hatten die Wenigſten auch nur eine Ahnung von den Conſequenzen, welche die Aufnahme in das neue Reich für den ganzen Rechtszuſtand des Landes hatte. Letzterer wurde man, da auch in der Ständekammer keine ſpeciellen Erörterungen hierüber vorher ſtattgefunden hatten, erſt gewahr, als am 1. Januar d. J. die erſte Nummer des Regierungsblattes in einem Quartband erſchien, enthaltend außer den Verträgen von Verſailles und Berlin und der Reichsverfaſſung nicht weniger denn 32 Geſetze nebſt dazu gehörigen Ausführungsverordnungen, welche ihrer Mehrzahl nach gleichſam über Nacht in Wirkung treten ſollten. Unter dieſen Geſetzen befand ſich übrigens eines, welches von der Fama mit Blitzesſchnelle in die entfernteſten Winkel des Landes getragen wurde, und gerade in den Hütten der Armen, wo die Empfänglichkeit für ideale Intereſſen bisher am geringſten war, für das neue deutſche Reich wirkſamere Propaganda machte, als es alle Bemühungen der nationalen Preſſe vermochten; nämlich das Geſetz über die Aufhebung der polizeilichen Beſchränkungen der Eheſchließung. Wer von ſeiner Hände Arbeit lebte, der hing bisher in Württemberg, dem demokratiſchen Muſterſtaat, ſofern er einen eigenen Hausſtand gründen wollte, thatſächlich ganz von der Willkür der, namentlich in

den ländlichen Gemeinden, durch die kleinlichſten localen Rückſichten beſtimmten Gemeinderäthe ab, deren einer vor nicht langer Zeit ſogar einem öffentlichen Rechtsanwalt die Verehelichungserlaubniß „wegen mangelnden Nachweiſes des Nahrungsſtandes" verſagte. Es iſt wohl der ſprechendſte Beweis für die Verkommenheit der ſchwäbiſchen Demokratie, daß dieſe, die ſonſt immer für Freiheit und Menſchenrechte zu plaidiren ſich den Anſchein gab und neueſtens wieder aus der Aufnahme der Grundrechte in die Reichsverfaſſung politiſches Capital zu machen ſuchte, ſich nicht ſcheute, die Erbitterung der Dorfmagnaten über die Emancipation der arbeitenden Klaſſe und über die drohende Steigerung der Armenunterhaltungslaſt noch in der letzten Zeit zur Hetzerei gegen das neue deutſche Reich auszubeuten. — Im Uebrigen wartete man in Schwaben wie bei jeder Gelegenheit ſo auch bei der Inauguration von Kaiſer und Reich anfangs auf die Initiative der Reſidenz. Hier aber wollte es bei der Zurückhaltung desjenigen großen Theils der Bevölkerung, welcher ſeinen Enthuſiasmus von den Weiſungen der regierenden Kreiſe abhängig zu machen pflegt, zuerſt nicht gelingen, eine allgemeine Manifeſtation der Freude über die endlich errungene deutſche Reichseinheit ins Werk zu ſetzen. Im Gegentheil war es dem Oberbürgermeiſter von Stuttgart, dem untrüglichen Barometer für die in den höheren Regionen jeweilig herrſchende Stimmung, mit Aufwendung ſeines ganzen Einfluſſes gelungen, die von den bürgerlichen Collegien beabſichtigte Adreſſe an den deutſchen Kaiſer zu hintertreiben. Woran der Magiſtrat zu München — einſtimmig — nicht den geringſten Anſtand gefunden hatte, das galt jetzt in Stuttgart als ein Majeſtätsverbrechen. Man ſah in jedem unmittelbaren Verkehr der Unterthanen, noch mehr aber der Gemeindebehörden mit dem neuen Reichsoberhaupt einen Verſtoß gegen die dem Landesherrn ſchuldigen Unterthanenpflichten und erklärte namentlich die Schlußformel „allerunterthänigſt" in den an den Kaiſer gerichteten Adreſſen als eine mit jenen Pflichten unvereinbare Illoyalität, ja der Servilismus eines Staatsanwalts ging ſogar ſo weit, aus einer ſolchen öffentlich aufgelegten Adreſſe geradezu die Entfernung jener Schlußformel zu verlangen.

Erſt als der König ſelbſt ſich nach Verſailles begab und bei ſeiner Rückkehr der Jubel über ſeinen rückhaltloſen, opferbereiten Anſchluß an die Sache der Nation und über die durch den ruhmreichen Friedensſchluß geſicherte Reichseinheit in immer höher gehenden Wogen aus der Peripherie des Landes nach dem Centrum ſich bewegte, glaubte man in Stuttgart endlich ohne Illoyalität auch des Kaiſers und Reichs gedenken zu dürfen, und derſelbe Oberbürgermeiſter von Stuttgart, der kaum zuvor die Kaiſeradreſſe unterdrückt hatte, glaubte endlich — am 7. März — zum erſten Mal die Zeit gekommen, um neben dem deutſchen Vaterland und den verbündeten Fürſten auch dem deutſchen Kaiſer in öffentlicher Feſtrede ſein Heil! zurufen zu dürfen. Wir

führen dieſe Kleinigkeiten nur an, um zu zeigen, mit welchen Schwierigkeiten der nationale Gedanke in den tonangebenden Kreiſen der Reſidenz noch zu kämpfen hat. So leicht man ſich dort in die Beſchränkung der wichtigſten Souveränetätsrechte zu finden wußte, ſo froh man war, der fortwährenden Streitigkeiten mit der Ständekammer über den Militäretat, der ſchwierigen Entſchließungen in den Fragen der hohen Politik künftighin enthoben zu ſein, und ſo gerne man in dieſer Hinſicht alle Sorgen dem Reich überließ, ſo ſehr fühlt man ſich jetzt andrerſeits durch den Gedanken geängſtigt, daß die Neugeſtaltung des Reichs auch ihre Wirkungen auf die ſocialen Verhältniſſe der bisher in künſtlicher Weiſe zum Mittelpunkt des Landes hinaufgeſchraubten Reſidenzſtadt, namentlich aber auf das Hofleben äußern könnte. Mit Schmerz ſieht man die zunehmende Gravitation der Geiſter nach Berlin und je höher die ſociale Stellung des Einzelnen, um ſo mehr wird ihm das Streben, dort Boden zu gewinnen, verargt. Man ſtieß ſich daher ſchon an der bloßen Thatſache, daß ein Fürſt von Hohenlohe, ein Fürſt von Waldburg-Zeil, ein Graf Rechberg in den Wählerverſammlungen um ein Mandat in den Reichstag candidirten. Was ſollte auch aus Stuttgart werden, wenn die auswärtige Diplomatie daſſelbe verläßt und der hohe Adel den Schluß der Winterſaiſon künftighin aus Anlaß des Reichstags in Berlin anſtatt in Stuttgart zubringt? War es doch bisher nach mehr denn 50jährigen Bemühungen — zuerſt durch eine drakoniſche Geſetzgebung, ſpäter durch alle Mittel der Courtoiſie — nur zur Noth gelungen, den durch Napoleon I. der Krone ſubjictirten ehemaligen Reichsfürſten echte Unterthanengeſinnung einzuflößen, und kaum iſt die Schöpfung Napoleons in ihren letzten Conſequenzen vernichtet, das Reich rehabilitirt, ſo beginnen bereits die „Ebenbürtigen" durch vorbehaltsloſe Anerkennung des neuen Rechtszuſtands für ſich eine ihren hiſtoriſchen Reminiſcenzen angemeſſenere Stellung im Reich zu erſtreben. Selbſt der ultramontane Erbgraf von Rechberg führte ſich jetzt in den Wahlverſammlungen in erſter Linie „als Loyalen deutſchen Reichsbürger" ein, betheuerte feierlich „die aufrichtige Treue, mit welcher er dem deutſchen Kaiſer huldige" und erklärte in Blaubeuren geradezu den württembergiſchen Landtag für einen „Provinziallandtag;" und doch hatten die Grafen von Rechberg als die Vorkämpfer der großdeutſchen Politik im ſüddeutſchen Adel ſich in den letzten Jahren einer ganz beſonderen Bevorzugung in Stuttgart zu erfreuen gehabt!

Von dieſen Nöthen und Sorgen der Reſidenzpolitik abgeſehen, findet die Stellung, welche das Miniſterium in den letzten Monaten zur deutſchen Frage eingenommen hat, überall ungetheilte Anerkennung. Zwar erregte es Anfangs nicht geringe Mißſtimmung, als unmittelbar nach der Vertagung der Stände das ſeit dem Abgang Varnbülers erledigte Miniſterium der auswärtigen

Angelegenheiten durch einen Diplomaten der bundestäglichen Schule, den bisherigen Gesandten am Pariser Hofe, neu besetzt wurde und gleichzeitig ein allgemeines Avancement in jenem Departement stattfand. Man fragte sich unwillkürlich, wenn sogar die Verhandlungen in Versailles, die wichtigste diplomatische Thätigkeit Württembergs seit einem halben Jahrhundert, durch die Minister der Justiz und des Kriegs geführt werden konnten, wozu bedarf es dann noch künftighin, wo das Reich uns nach Außen viel besser und wirksamer vertritt, der Belastung des Etats mit einer Reihe durchaus nutzloser, ja geradezu schädlicher Stellen? Offenbar hatte „das Bürgerministerium," um sich, namentlich während der längern Abwesenheit eines Theils der Minister im Bundesrath zu Berlin, für alle Eventualitäten den Rücken zu decken, sich nach den in Versailles gemachten Erfahrungen in aller Eile bemüht, die früher angedeutete Lücke durch einen Mann aus den Stuttgarter Adelskreisen auszufüllen, von dessen Talent nach den Proben, die er seither in Paris, namentlich bei Ausbruch des Kriegs, abgelegt hatte, durchaus nichts zu befürchten war, von dem man vielmehr aus Gründen, die ich nur andeute, annehmen könnte, daß er sich dem Ministerium für die Zuwendung dieses neuen Postens zu besonderem Dank verpflichtet fühlen werde. Jedenfalls ließ sich zur Vertheidigung des Gesammt-Ministeriums geltend machen, daß die Abschaffung des auf die Verfassung gegründeten Departements der auswärtigen Angelegenheiten, welches längst zu einer Sinecure des württembergischen Adels geworden, nur von der Initiative der Ständekammer bei Gelegenheit der Etatsberathung ausgehen kann.

Dagegen übertraf das Ministerium, dessen Haltung gegenüber dem Landtag noch im December v. J. zu Besorgnissen Anlaß gab, durch die Loyalität, welche es seit dem Antritt dieses Jahres, namentlich aber bei den Reichstagswahlen an den Tag legte, die Erwartungen Aller. Zunächst wurde die berüchtigte Eintheilung der Wahlkreise aus der Zeit der Varnbüler-Golther'schen Preußenhetze beseitigt und durch eine den natürlichen und historischen Zusammenhang der politischen Verbände berücksichtigende Eintheilung ersetzt, wobei jede Verfolgung von Parteizwecken wegfiel. Außerdem enthielt sich aber auch das Ministerium jeder Theilnahme an der Wahlagitation, jedes Eingreifens in die Wahlfreiheit der Beamten, wie sie unter dem Golther'schen Regiment bei den Zollparlamentswahlen stattgefunden hatte. Man machte nicht einmal einen Versuch, der nationalen Partei, welche ihre entschiedensten seitherigen Vorkämpfer auf die Candidatenliste setzte, irgendwo einen Gegner unter der Hand entgegenzustellen, sei es nun, daß man es überhaupt zur Zeit im Regierungslager nicht opportun fand, im Gegensatz zu den Nationalen selbständige particularistische Parteiinteressen zu verfolgen, sei es, daß die Männer des unbedingten Regierungsprogramms den Schein vermeiden woll-

ten, als nehmen auch sie an dem „Wettlauf nach Berlin“ Antheil. Es blieben somit für den Wahlkampf nur die großdeutsch-demokratische und die ultramontane Partei übrig.

Die erstere, welche seit Sedan in ihren Preßorganen, der Frankfurter Zeitung und dem — übrigens seit einem halben Jahr nur noch von den Abfällen anderer Blätter lebenden — Stuttgarter Beobachter offen für die französische Republik Partei nahm, die deutsche Armee als eine Bande von Räubern und Mordbrennern charakterisirte und durch weinerliche Klagen über die diesseitigen Verluste, so wie durch Verkleinerung der deutschen Erfolge den nationalen Aufschwung abzuschwächen suchte, mußte seit der Auferstehung des Reichs die Wahrnehmung machen, daß ihr treuester Alliirter seit 1866, die Ultramontanen, einer gemeinsamen Losung folgend, ihr plötzlich den Rücken kehrten, um im deutschen Reich selbständige Politik zu treiben. Damit war die vollständige Vernichtung der demokratischen Partei besiegelt, und, wenn es eines solchen noch bedurfte, der Beweis geliefert, daß alle scheinbaren Resultate, welche diese Partei des fanatischen Preußenhasses unter der thatsächlichen Leitung von C. Mayer, Schäffle und Sonnemann in den letzten Jahren bei uns errungen hatte, einzig dem Zusammenwirken der Ultramontanen und der conservativen Particularisten zu verdanken waren. Auf der Landesversammlung der Volkspartei am 5. Februar fand denn auch die allenthalben herrschende Verzweiflung an der Zukunft ihren Ausdruck. C. Mayer plaidirte für Wahlenthaltung, um bei der offenbaren Aussichtslosigkeit des demokratischen Candidaten nicht durch die Theilnahme an der Wahl den neuen Rechtszustand, „die Verpreußung,“ anzuerkennen; ein anderer Theil unter der Führung von Walesrode, und den Weisungen der Frankfurter Demokratie folgend, erkannte die Nutzlosigkeit der ferneren Isolirung der süddeutschen Volkspartei, und sprach für den Eintritt in den Wahlkampf in der Hoffnung, sich künftighin außer mit den Jacobiten auch mit der Fortschrittspartei des Nordens, welche der „Beobachter“ bisher als slavische Anbeter der „Machtpolitik“ verachtet hatte, in Verbindung zu treten. Man vereinigte sich schließlich, wie zur Zeit der Zollparlamentswahl, auf den Ausweg, sich als Partei der Wahl zu enthalteu, den einzelnen Parteigenossen aber zu überlassen, etwa auftretenden demokratischen oder großdeutschen Candidaten ihre Stimmen zu geben.

Die vereinigten Großdeutschen und Demokraten stellten auch wirklich in 5 Wahlbezirken Bewerber, darunter die aus dem Zollparlament bekannten Auermüller, Mohl und Tafel, auf. Sie bekannten sich sämmtlich zu dem von den Frankfurter Parteigenossen festgestellten Programm, welches in 7 Ziffern: Aufnahme der Grundrechte in die Reichsverfassung, ein verantwortliches Reichsministerium, Mitentscheidung des Reichstags über Krieg und Frieden, Herabsetzung der Präsenzzeit (für Württemberg, wo man zu Agitationszwecken

eine ſtärkere Doſis für nöthig erachtete, Herabſetzung auf ein Jahr — anderwärts auf 2 Jahre!), jährliche Feſtſtellung des Militärbudgets durch den Reichstag, Diätenzahlung und ausreichende Sorge für die Invaliden verlangte. Dazu kam dann auch noch als beſonderes Lockmittel für die ſüddeutſchen Wähler möglichſte Erhaltung der Stammesſelbſtſtändigkeit und Abſchluß eines Bündniſſes mit Oeſterreich. Darüber, daß das verantwortliche Reichsminiſterium mit der Selbſtändigkeit der Einzelſtaaten in directem Widerſpruch ſtand, machte man ſich keine Scrupel, ſo wenig als aus den Schwierigkeiten eines Bündniſſes mit Oeſterreich durch Vermittlung des Reichstags. War es doch eben erſt „Freund Schäffle" gelungen, mit ſeinem großdeutſch-demokratiſchen Programm den Eintritt in ein Miniſterium Habietinek-Zirecek, die Maßregelung der Preſſe und die Verfolgung der deutſchnationalen Beſtrebungen in Oeſterreich in Einklang zu bringen!

Der Erfolg war die gänzliche Niederlage der Partei, welche, wie in Baden und Bayern, keinen einzigen ihrer Candidaten durchzuſetzen vermochte.

Nicht viel beſſer erging es den Ultramontanen. Sie verlangten in erſter Linie Aufnahme der in der preußiſchen Verfaſſung enthaltenen Beſtimmungen über die ſtaatsrechtliche Stellung der katholiſchen Kirche in die deutſche Reichsverfaſſung, ſowie das Bündniß mit Oeſterreich, außerdem accommodirte man ſich, um die demokratiſchen Wähler zu gewinnen, mehr oder weniger den 7 Punkten des Sonnemann'ſchen Programms. Von 4 Wahlkreiſen, in welchen dieſe Partei Candidaten aufſtellte, errang ſie nur in Einem, allerdings mit ihrem Führer Probſt, dem verbiſſenſten Anhänger der Großdeutſchen und ultramontanen Politik, den Sieg. Probſt iſt vom Zollparlament her als würdiger Genoſſe von Lucas und Ewald bekannt, er war es, der ſ. Z. dem Reichskanzler die Drohung mit der franzöſiſchen Lawine in's Geſicht geſchleudert, bei deſſen Geburtstagsfeier in Berlin die ſüddeutſche Fraction das Großherzogthum Baden als Brautgabe für den Südbund zwiſchen Württemberg und Bayern vertheilt hatte. Auch jetzt wieder erregten ſeine Wahlreden durch ihre Frömmelei und durch ihre Maßloſigkeiten gegenüber den Preußen allgemeines Aufſehen. So ſagte er, nach den nicht widerſprochenen Berichten der Preſſe, in einer Wahlverſammlung zu Ravensburg, Preußen habe ſeine Siege in dieſem Krieg nur Bayern zu verdanken, dieſe hätten ſich am tapferſten bewieſen, bei Gravelotte ſeien ſie nicht dabei geweſen, deßwegen habe man dort eine Schlappe erlitten, über welche man noch jetzt mit den Verluſtangaben zurückhalte und Aehnliches mehr! Von zwei weiteren Katholiken, welche gewählt wurden, dem Fürſten Waldburg-Zeil und dem Kreisgerichtsrath Streich, hat der erſtere ein entſchieden nationales Programm aufgeſtellt, auch mit Unterſtützung der nationalen Partei den Wahlkampf mit einem ultramontanen Bewerber (Wahlkreis 16) aufgenommen; Streich dagegen galt

bisher als ein Anhänger der großdeutschen und ultramontanen Partei, war ein Clubgenosse Mohls, gegen den er jetzt in demselben Wahlkreis (13) in den Kampf eintrat. Um die Wahl des letzteren, der, wenn auch unschädlich, doch durch seine endlosen Reden eine unerträgliche Qual für den Reichstag, wie bisher für das Zollparlament gewesen wäre, zu beseitigen, und da man auf die Durchsetzung eines erprobten nationalen Candidaten in dem stark katholischen Bezirk verzichten mußte, vereinigte die nationale Partei ihre Stimmen auf Streich, nachdem derselbe im Landtag für die Reichsverfassung gestimmt und den Wählern zu Gaildorf die Zusage gemacht hatte, daß er der katholischen Partei im Reichstag nicht beitreten werde.

Außer diesen beiden nicht ausschließlich auf die Rechnung der nationalen Partei zu setzenden Wahlen hat diese letztere in 12 Wahlkreisen (von im Ganzen 17 Kreisen) ihre Candidaten theils mit Stimmeneinhelligkeit, theils mit großen Majoritäten durchgesetzt, und auch bei den zwei noch ausstehenden engeren Wahlen (Wahlkreis 8 und 9) ist nach dem Ergebniß der Vorwahl an ihrem Sieg nicht zu zweifeln, so daß Schwaben in Wahrheit unter 17 Abgeordneten nur einen einzigen Gegner der Neugestaltung des deutschen Reiches nach Berlin sendet, den einzigen Ueberrest zugleich aus der bekannten Schaar der 17 Zollschwaben.

Jene 12 Abgeordnete sind nach der Reihenfolge der Wahlkreise: Kaufmann G. Müller (1), Professor Dr. Reyscher (2), Staatsrath Goppelt (3), Dr. D. Elben, Redacteur des schwäbischen Mercurs (4), Fabrikdirector Keßler (5), Staatsminister von Wagner (6), Commerzienrath Chevalier (7), Rechtsanwalt Hölder (10), Obertribunalrath Weber, Präsident der Kammer der Abgeordneten (11), Fürst Hermann von Hohenlohe-Langenburg (12), Professor Römer (14), Rechtsanwalt Schmid (15). Hölder und Römer sind als die Vorkämpfer der nationalen Partei Schwabens, G. Müller durch seine Thätigkeit im Vorstand des deutschen Handelstags bekannt; des letzteren Wahl in der Residenzstadt Stuttgart war wohl neben der Wahl Römers diejenige, welche den bisherigen Particularisten die größte Ueberwindung kostete. Reyscher war bis zum Jahr 1849, wo er wegen eines mißfälligen ihm fälschlich beigelegten Artikels in der damaligen „Deutschen Zeitung", wie neuerdings Pauli gemaßregelt wurde, ordentlicher Professor der Rechtswissenschaft in Tübingen, seitdem lebt er als Privatgelehrter in Cannstatt. Goppelt, wie Müller dem Handelsstand angehörig, war im Märzministerium 1848/49 Finanzminister und ist seit langen Jahren ein treuer Anhänger der nationalen Sache. Freiherr von Wagner war bekanntlich unter dem Ministerium Varnbüler der einzige Minister, an dessen deutscher Gesinnung Niemand zweifelte, der Reorganisator des Württembergischen Militärs nach dem Jahr 1866, dem allein das Verdienst gebührt, daß unsre Truppen im

Sommer d. J. trotz der äußersten Beschränkung des Militär-Etats durch die Ständekammer schlagfertig in's Feld rücken konnten. Er wurde zum Danke für seine Leistungen im Frühjahr v. J. bei dem Sturm der Volkspartei gegen das von ihm nach Preußischem Muster eingeführte Kriegsdienstgesetz von seinen Collegen der „Volksstimmung" geopfert; jetzt wird er von Tübingen und Reutlingen, den bisherigen Domänen der groß-deutschen Demokratie nach Berlin gesandt. Fürst Hohenlohe-Langenburg ist der einzige unter den schwäbischen Standesherrn, der ohne Rücksicht auf seine fürstliche Stellung und die Beziehungen zum Hof seit dem Jahr 1866 in den schwierigsten Zeiten treu zur deutschen Partei hielt; auch jetzt zeichnete sich sein Programm dadurch vor allen andern aus, daß es am meisten den Anforderungen des Liberalismus gerecht wurde, insbesondere die Nothwendigkeit der Ergänzung der Reichsverfassung in wahrhaft constitutionellem Sinn, die Aufstellung eines verantwortlichen Reichsministeriums und die Verminderung der Militärlast befürwortete.

Uebrigens lehnte es die deutsche Partei in Schwaben, welche bisher die Elemente der nationalliberalen und freiconservativen, theilweise auch der Fortschrittspartei des Nordens zum gemeinsamen Kampf gegen die vereinigte ultramontane, demokratische und particularistische Partei zusammenschloß, bei den Wahlen ab, ein gemeinsames bindendes Programm in der einen oder andern Richtung aufzustellen: mit Bestimmtheit läßt sich übrigens schon jetzt behaupten, daß sämmtliche oben genannten Abgeordneten sich zwischen der nationalliberalen und freiconservativen Partei vertheilen werden.

Am meisten dürfte wohl das Programm Römers, der mit Rücksicht auf seine schneidige Energie, die Klarheit seiner Ziele und seine umfangreichen politische Bildung die hervorragendste Stellung unter den schwäbischen Abgeordneten einnehmen wird, der Stimmung der nationalen Partei und der Mehrheit der Gewählten entsprechen. Ihm gilt es vor Allem, die Reichsverfassung ihrem Geist nach in's Leben einzuführen, sie gegen jeden Angriff, namentlich gegen jede Gefährdung durch das Wiedererwachen des Particularismus zu vertheidigen. Namentlich tritt er dem Verlangen entgegen, sofort wieder Aenderungen in der Verfassung vorzunehmen, und mit dem Einreißen dessen zu beginnen, was eben erst aufgebaut worden sei. Ein Sturm auf die Grundbestimmungen der Verfassung würde überdieß einen Conflict mit dem Bundesrath herbeiführen, während wir in der nächsten Zeit der Einigkeit der Reichsgewalten dringend bedürfen; würde eine großartige politische Agitation nöthig machen, während uns Friede und Versöhnung im Innern so nöthig sei; würde endlich ohne Zweifel die föderativen Elemente der Verfassung, namentlich die Bedeutung des Bundesraths gefährden, auf welche man in Württemberg und Bayern so großen Werth lege. Die Loyalität erfordere,

daß man der Reichsverfassung eine ehrliche Probe gestatte, man sei dieß namentlich auch den süddeutschen Regierungen schuldig. Römer weist daher auch das Drängen auf Diäten und auf Einführung eines verantwortlichen Reichsministeriums zur Zeit entschieden zurück und hebt hervor, daß die Verminderung des Aufwandes für das Heer bedingt sei durch die Lage der großen Politik.'

Wir können constatiren, daß diese Grundsätze, namentlich das Verlangen einer ehrlichen Probe mit der neuen Verfassung nicht nur in Römer's, sondern auch in andern Wahlkreisen überall den ungetheilten Beifall der Wähler fand und sehen hierin, Angesichts der überschwänglichen Versprechungen der demokratischen und ultramontanen Candidaten, einen Beweis dafür, daß es der in Schwaben während der letzten 6 Jahre herrschenden groß-deutschen Phrase nicht gelungen ist, den gesunden politischen Sinn der Massen auf die Dauer zu corrumpiren.

Zum Schluß noch einige statistische Notizen über die Wahl. Im Ganzen haben in sämmtlichen Wahlkreisen ca. 50 Proc. der Wähler abgestimmt, eine sehr große Betheiligung, wenn man bedenkt, daß in 8 Wahlkreisen (1. 2. 4. 5. 7. 10. 11. 14.) die nationalen Candidaten keine Gegner hatten, in zwei weiteren aber die demokratischen Bewerber nicht mehr den Muth zur persönlichen Bewerbung besaßen und sich auf die Publication ihrer Programme beschränkten, so daß es hier an einem Wahlkampf ganz fehlte.

Von den abgegebenen Stimmen fielen auf die nationalen Candidaten in allen 17 Wahlkreisen zusammen 152,848, auf die demokratischen 17,442, auf die ultramontanen 17,643. Vier von den Nationalen vereinigten auf sich zwischen 10 und 17,000, Sechs zwischen 9 und 10,000, Drei zwischen 7800 und 9000 Stimmen. Diese Zahlen bedürfen wohl keines Commentars.

a.

Aus der deutschen Hauptstadt.

Mit dem 18. März 1871 ist die Erhebung Berlins zum Range der deutschen Residenz perfect geworden; die heutige Frühsonne beleuchtete zum ersten Mal das bescheidene Haus, welches der „Prinz von Preußen" sich dereinst gebaut, als Wohnung eines Kaisers.

Der gestrige Einzug des „Königs Wilhelm" (wie die meisten Berliner noch sagen — nur unsere Semiten sprechen mit fehlerloser Consequenz beständig vom Kaiser) wird zu manchen vorausgegangenen Ereignissen in Paral-

lele geſetzt. Was den äußerlichen Empfang anbetrifft, welchen öffentliche und private Perſönlichkeiten wetteifernd dem Monarchen bereitet haben, ſo werden deſſen Einzelheiten in Vergleich geſtellt mit dem großen über Berlin ausgegoſſenen Lichtmeer vom 3. März; und wenngleich der in Stearin und Gas gegebene Ausdruck der Freude an jenem Abend einen noch allgemeineren Umfang hatte als geſtern, ſo wird doch anerkannt, daß in pyrotechniſcher Beziehung die geſtrige Illumination geſchmackvoller war, als ihre Vorgängerin. Und was vor allem rühmend bemerkt wird, iſt die im Verhältniß zu den vor vierzehn Tagen ſtattgefundenen Feſtlichkeiten überaus ruhige und geſittete Haltung unſerer niederen Volksklaſſen. Am 3. März benahm ſich unſer ſüßer Pöbel in einer den Cylinderhüten und Damenkleidern entſchieden feindſeligen Weiſe; für das geſtrige Auftreten der Maſſen aber ſagt ein in der Form und Ausſtattung unſerer bisherigen Kriegsdepeſchen, deren wir ſeit dem 30. Juli bis zum 3. März hundert und neunzig an unſeren Säulen prangen ſahen, gefaßter Erlaß des Polizeipräſidenten feierlichen Dank. In der That, ſelbſt bis zu den am wenigſten gebildeten Schichten hinab mag die Erkenntniß von der hiſtoriſchen Bedeutung des Momentes gedrungen ſein, welchen Berlin geſtern feierte; und auch der geringſte Mann ſuchte die Rückkehr des Kaiſers aus Frankreich mit gleichem Sinne aufzufaſſen, wie er die Wiederkunft des Königs von Ems am 15. Juli 1870 gefühlt hatte.

Arm in Arm mit einem jungen, für Deutſchlands Wiſſenſchaft begeiſterten Italiener, ſtand ich damals vor acht Monaten inmitten einer das „Heil Dir im Siegerkranz“ ſingenden Menge an der Rampe des einfachen neben die Bibliothek gelehnten Palaſtes, und ewig unvergeßlich werden dem calabreſiſchen Galantuomo, wie er mir in ſeinen Briefen meldet, der ruhige Stolz und die imponirende Erhebung ſein, mit welchen damals das Berliner Volk ſich um ſeinen beleidigten Fürſten ſchaarte. Geſtern war es ein älterer Gentleman aus Neuengland, mit dem zuſammen ich in vier auf einander folgenden Wagen den Kaiſer, ſeinen Sohn, ſeinen Schwiegerſohn und den „alten Moltke“ an uns vorüberrollen ſah, aber der vielerfahrene Amerikaner konnte ſich nicht genugthun in Lobeserhebungen über die feierliche Mäßigung, in welcher die doch ſo ſehr gemiſchte und ſo hoch erregte Menge ſich gefiel. „Das iſt wahrlich anſtändiger und gediegener, als der Empfang, welchen unſer Publikum dem U. S. Grant nach der Einnahme von Richmond bereitet hat“, äußerte er. Nicht etwa kalt wurde der Kaiſer bewillkommt, aber auch nicht mit fieberhaften Freudenbezeigungen; warm, in bewußter Freude, ſchlug das Herz des Volkes dem ſehnlichſt erwarteten „Liebling“ entgegen, wie unſere National-Hymne den Monarchen nennt. Das iſt freilich nicht die „phrenetiſche Gluth“, an welche unſere weſtlichen Erbfeinde gewöhnt ſind und ſo könnte auch von der geſtrigen Wirkung, welche die auf dem Bahnhof vor allem Publikum ver-

gossenen Thränen des Kaisers hervorbrachten, ein Franzose in gutem Glauben schreiben: „Sie fanden überall nur eine eisig kalte Aufnahme.“ So schrieb ein ehrlicher Correspondent von den Thränen des 15. Juli an seine Pariser Zeitung; der „esprit gaulois“ versteht es eben nicht besser.

Auch an den Abschied vom 31. Juli erinnerte die gestrige Ankunft des Königs; freilich fand er als Kaiser nichts verändert, nur Ein Haus weniger; die Gerichtslaube war, nachdem seine Einwilligung ertheilt war, in den letzten Tagen vor dem siebzehnten März abgebrochen worden. Und befriedigt blickte das Auge des Kaisers, als er die Königsstraße entlang fuhr, über die Stelle hinweg, an welcher unser „moderner Geßlerhut“ — so sagte einst die „Zukunft“ — gestanden hatte, hinauf nach dem in glänzendstem Schmuck und rothem Brillantfeuer strahlenden Rathhaus. Freilich, an was Alles mag der Kaiser bei seinem während der Umfahrt durch die jubelnde Stadt unveränderten Lächeln gedacht haben! An jenem 17. März 1863, als er unter gänzlicher Theilnahmlosigkeit der Bevölkerung, den Grundsteln zu jenem Denkmal Friedrich Wilhelm III. legte, dessen Enthüllung am 3. August 1870 der Krieg verhindert hat. Vielleicht auch an jenen 18. März 1848, an welchem er sich der blinden Wuth der Berliner Straßendemokraten, die ihn so tödtlich haßten, durch Abreise nach London entziehen mußte, um dort „in geheimer Mission“ bis zum Mai des Jahres zu verharren, Er, den die Times heute mit Recht als den mächtigsten Fürsten Europas bezeichnet.

Der heutige März ist keine Zeit des wüsten Sturmes, wie der gleiche Monat vor dreiundzwanzig Jahren; er ist die Epoche, in welcher das mit Glanz in Erfüllung gegangen ist, was Friedrich Wilhelms IV. Proclamation des 18. März 1848 für Deutschland verheißen hat. Und daß die Erfüllung eine dauernde sein wird, dafür bürgt uns der als Bewahrheitung der königlichen Proclamation vom 21. März 1848 an diesem 21. März hier zusammentretende erste deutsche Reichstag, dem noch viele gleiche Versammlungen folgen werden; dafür bürgt uns die Lichtgestalt des deutschen Kronprinzen, der von den vor seinem Schlosse auf und ab wogenden Volksmassen so lange mit Hurrahs begrüßt wurde, bis er, umgeben von all seinen blühenden Sprößlingen, die Gattin an der Seite, das jüngste nur erst Monate alte Kind auf dem Arm, sich als ein lebendes Bild von unvergleichlichem Eindruck den zahllosen Zuschauern darstellte. Wahrlich, eine herrliche Hoffnung Deutschlands, diese Personification des Ideals einer deutschen Familie!

d/l.

Aus Baden.

Das war in der That ein Frühlingsfest für das deutsche Volk, dieser 3. März! Und von ganz besonderer Bedeutung war er für Baden, von besonderer Bedeutung wegen der Friedensbotschaft; denn der Bürger von Kehl braucht sich fortan nicht mehr zu bekreuzen vor den Schießscharten der gewaltigen Rheinfeste, und der Bauer des Schwarzwaldes darf in behaglicher Sicherheit und mit stolzer Freude hinüberblicken nach den blauen Kuppen des Wasgaus; — von besonderer Bedeutung aber auch wegen der Reichstagswahlen, denn Baden hatte dem großen Vaterlande eine Schuld abzutragen, mit der es seit den Zollparlamentswahlen von 1868 im Rückstande war. Wenn damals in Württemberg die deutsche Partei unterlag, so war das bei dem maßlosen Preußenhaß der Regierung und der Querköpfigkeit des schwäbischen Particularismus ziemlich selbstverständlich; daß aber in Baden, dessen Fürst, dessen Regierung, dessen Volksvertretung den engsten Anschluß an den Norddeutschen Bund auf ihre Fahne geschrieben hatten, daß in diesem Lande von den 14 Parlamentssitzen 5 an fanatische Gegner der Einigung unter Preußens Führung verloren gingen, daß grade die hervorragendsten Führer der nationalen und liberalen Partei besiegt wurden, mußte in ganz Deutschland peinlich berühren.

Nicht stumpfe Bequemlichkeit, sondern ein Rechenfehler hat jene Niederlage verschuldet. Man hatte nicht bedacht, welche furchtbare Waffe das allgemeine, directe und geheime Wahlrecht in den Händen einer Partei sein müsse, welcher alle Machtmittel der katholischen Kirche zur Bearbeitung der Wähler zur Verfügung stehen; man hatte nicht in Rechnung gezogen, daß nur eine mit äußerster Anstrengung aller Kräfte durchgeführte Volksbelehrung die bösen Einflüsse von jener Seite paralysiren könne. Erst durch den Schaden mußte man klug werden.

Aber auch die ultramontane, oder, wie sie sich hierzulande nennt, die katholische Volkspartei war durch den Nutzen, welchen sie aus dem allgemeinen Stimmrecht gezogen, keineswegs dumm geworden. Sie begann sich zu brüsten mit einem radicalen Demokratismus. Nur die unabläßige Arbeit der Liberalen an entschiedenen Reformen im inneren Staatsleben konnte der Gefahr dieser tief unwahren Politik die Spitze abbrechen. Aber grade im Punkte des Liberalismus bot sich den Ultramontanen eine treffliche Handhabe, den Gegnern sofort wieder ein Paroli zu biegen: das Militärbudget. In einer Zeit, da in Württemberg Karl Mayer an der Spitze einer aufgewiegelten Bauernschaft, in Baiern Kolb im trauten Bunde mit den famosen „Patrioten“ lauter und lauter das Evangelium des Milizsystems predigten, wie hätte der badische Ultramontanismus sich gleicher Kühnheit enthalten sollen? Im Gegentheil, unverhohlen sprach er aus, daß der gemeinsame Kampf der süddeutschen Oppositionselemente gegen die preußische Wehrverfassung den Norddeutschen Bund in's Herz treffen, zum mindesten den Anschluß Süddeutschlands auf immer unmöglich machen werde. Zur Zeit des Schlusses der letzten Zollparlamentssession glaubte man den Sieg bereits in der Tasche zu haben. Triumphirend rief damals das Hauptorgan der badischen Ultramontanen: „Der Südbund wird fertig dastehen, ehe die Nationalliberalen an ihrer Mainbrücke nur einen Stein auf den andern getragen haben werden!“

Mitten hinein in diese frohen Hoffnungen fiel der Krieg. Die ultra-

montane Presse war flott auf dem Wege, die Schuld an demselben Wilhelm „dem Adler", mit welchem Epitheton sie damals so gern den heutigen deutschen Kaiser belegte, und seinem händelsüchtigen Minister zuzuschieben; einen Augenblick sogar erdreistete sie sich der Behauptung, daß die Interessen Deutschlands in dem entbrannten Streite zum mindesten nicht auf der Seite Preußens lägen. Aber der Sturm der nationalen Begeisterung, wie er urplötzlich und mit unwiderstehlicher Gewalt über ganz Deutschland dahinbrauste, fegte ihr elendes Lügengewebe wie Spreu auseinander. Betäubt krochen sie unter Dach, und als sie den Kopf wieder hervorzustecken wagten, wie war die Welt so ganz anders geworden!

Aber es ist nicht die Weise der Schüler Loyola's, sich von den Ereignissen verblüffen zu lassen. Wenigstens die badischen Ultramontanen hatten sich mit einer anerkennenswerthen Schnelligkeit in die neue Lage zu finden gewußt. Ihr Raisonnement war das einfachste von der Welt: das Reich ist nicht mehr zu verhindern, ergo verfolgen wir unsere Ziele im Reich. Warum auch nicht? Was nützt denn der ganze Kampf des Ultramontanismus wider den modernen Staat, wenn er nur an der Peripherie geführt wird, derweil im Centrum an eben diesem modernen Staatsbau rüstig weiter gearbeitet wird? Aber mehr noch. Wenn es bisher nicht gelang, die sehr vorgeschrittene Gesetzgebung Badens über das Verhältniß der Schule zur Kirche und der Kirche zum Staate durch die eigne Kraft allein zu beseitigen, warum sollte man nicht versuchen, dies Ziel auf dem Wege der Reichsgesetzgebung, vermittelst einer Vereinigung aller klerikalen und reactionären Elemente in Deutschland zu erreichen? Berechtigte doch das Bündniß, welches bereits auf dem letzten preußischen Landtage zwischen Klerikalen und Ultraconservativen geschlossen war, zu den schönsten Hoffnungen! Wie nun, wenn es gelänge, durch vereinte Kraft die Reichscompetenz auf die Kirchen- und Schulverhältnisse auszudehnen, resp. der Reichsverfassung einige, den Ultramontanen wie den Altconservativen gleich willkommene Normativbestimmungen über die Stellung beider Institute im Staate einzuverleiben? Dann wäre nicht allein das betr. particulare Recht des badischen Staats mit Einem Schlage vernichtet, nein, es wäre auch für die Zukunft ein ziemlich zuverlässiger Schutzwall aufgeworfen, falls einmal irgend ein anderer deutscher Staat in ähnlicher Weise wie der badische sich den übergreifenden Tendenzen des Ultramontanismus widersetzen würde.

Von diesem Gesichtspunkte gingen die Leiter der kath. Volkspartei in Baden aus, als sie dem neuen Reiche ihre Ergebenheit betheuerten. Gar seltsam freilich stand ihnen diese Betheuerung zu Gesichte. Ihre bisherigen Gegner äußerten die stärksten Bedenken über die Ehrlichkeit dieses plötzlichen Reichsenthusiasmus, während die bisherigen Anhänger zum Theil irre wurden an ihren Führern. Beidem mußte begegnet werden. Den Verdacht der Ersteren suchte man durch Pauken- und Posaunenschall zu betäuben; schwung- und blumenreicher ward die Versailler Kaiserproclamation nirgends gefeiert, als im „Pfälzer Boten". Mehr noch, man übertrumpfte die Nationalen an nationalem Bestreben, man rief nach dem Einheitsstaate an Stelle des Bundesstaats. Und die Besorgnisse der Uebereifrigen unter dem eigenen Gefolge? Man beschwichtigte sie, indem man ihnen das neue deutsche Reich als nichts Geringeres darstellte, denn das leibhaftige Wiederaufleben des Heiligen Römischen Reiches. Es ist unglaublich, welche Tollheiten der „Badische Beobachter" in dieser Richtung an's Licht gebracht hat. Daß Kaiser Wilhelm, der protestantische Kaiser Wilhelm nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges einen Römerzug zur Wiederaufrichtung des Kirchenstaats unternehmen werde, war noch lange nicht das Schlimmste; nein, mit der Wiederbelebung des alten Reichs sollte auch Alles

null und nichtig geworden sein, was sich nicht vereinbaren lasse mit den legalen Acten der ehemaligen Reichsgesetzgebung, was denn vom ultramontanen Standpunkte aus ungefähr soviel heißen will, als daß die öffentlich-rechtlichen Zustände Deutschlands zum mindesten bis hinter den Augsburger Religionsfrieden zurückzuschrauben seien.

So lächerlich derartiger Blödsinn an sich ist, so wenig war seine Bedeutung als Agitationsmittel zu unterschätzen. Es galt, dem Volke Kaiser und Reich geradezu als eine Errungenschaft des Ultramontanismus darzustellen. Der Kaiser ist ein frommer, ein streng kirchlich gesinnter Mann, sagte man dem Bauer, er kann in dem neuen Reiche keine Leute gebrauchen, die nur auf die Knechtschaft der Kirche ausgehen, also — wählt keine Nationalliberalen, denn ihr Ziel ist die Vertilgung der katholischen Kirche, der ganzen christlichen Religion!

Mit solcher Taktik ward die schwarze Phalanx seit Beginn des Jahres auf die Wahlschlacht einexercirt. Die Aufgabe der national-liberalen Partei diesem Treiben gegenüber ergab sich von selbst: sie durfte nicht müde werden, das Lügengewebe der Gegner immer von Neuem zu zerreißen. Dabei war sie in der angenehmen Lage, jeden Augenblick an das Gedächtniß des Volkes appelliren zu können, welchem unter dem Donner der Schlachten die Erinnerung an die Situation vor dem Kriege keineswegs entschwunden war. In diesem Sinne wirkte seit Monaten die Presse, seit Ende Januar dann die eigentliche Wahlbewegung in Aufrufen, Flugblättern und zahlreichen Volksversammlungen. Kein specificirtes Programm wurde aufgestellt; abgesehen davon, daß dergleichen in Uebergangsstadien ohnehin seine mißliche Seite hat, wozu wäre es überhaupt nöthig gewesen? Ein von dem gewaltigen Geiste der Zeit durchwehter kerniger Aufruf der Parteiführer an das badische Volk konnte sich darauf beschränken, „wachsame und thatbereite Fürsorge für die dauernde Befestigung und den einheitlichen Ausbau der soeben geschaffenen Grundlagen des Reichs" einerseits, und „Kräftigung des politischen Einflusses der Volksvertretung, fortschreitende Anlage und Pflege freiheitlicher Staatseinrichtungen und eifrige Fürsorge für den Wohlstand des Volkes", andererseits als die Aufgaben der politischen Thätigkeit im neuen Reiche zu bezeichnen.

Schon seit 3 Wochen war diese Ansprache ins Land gegangen und noch gab die „katholische Volkspartei" kein officielles Lebenszeichen von sich; sogar das Feuer ihrer Presse war schwächer geworden. Es war der alte Plan, den Gegner sein Pulver verschießen zu lassen und dann im letzten Augenblicke eine wohlverdeckte Batterie zu demaskiren, um mit einem unwiderstehlichen Hagel gröbster Geschosse Alles über den Haufen zu werfen. Kaum 14 Tage vor der Wahl erschien das Manifest der Parteihäupter, strotzend von allerlei Freiheitsbegehren und mit der eindringlichen Mahnung, nur gut katholische Männer zu wählen; einige Tage darauf der mit unverkennbarer Berücksichtigung Badens geschriebene Hirtenbrief des Bischofs von Mainz, der in ausführlicherer Begründung über den Liberalismus das „Anathema sit!" aussprach, endlich — und wahrlich last not least! — der Erlaß des Erzbisthumsverwesers von Freiburg, der nach den üblichen Stoßseufzern über die gottlose Welt den Klerus der Erzdiöcese ausdrücklich anwies, am Sonntag vor der Wahl von der Kanzel herab die Gläubigen zum richtigen Gebrauche ihres Wahlrechtes zu vermahnen, sowie am Tage der Wahl selbst, nach der Fastenpredigt, „drei Vaterunser und Ave Maria für den guten Ausgang der Wahlen" zu beten. Zugleich, theilweise aber erst in den allerletzten Tagen, wurden der geduldigen Heerde die Namen der Candidaten kundgethan.

Der ganze Kriegsplan war nicht so übel. Zwar zeigte sich, daß auf national-liberaler Seite das Pulver keineswegs verschossen war, aber mit triumphirender Siegesgewißheit sah der „Badische Beobachter" auf das wogende Getümmel, mit diesem Gebahren grade noch zu guter Stunde recht prägnant ins Gedächtniß rufend, wie oft die ultramontanen Abgeordneten der badischen Kammer der dortigen Majorität zugerufen: „nur ein einziges Mal directe und geheime Abstimmung bei politischen Wahlen — und um eure Herrschaft ist's gethan!" Jetzt war der heißersehnte Augenblick gekommen, und wer ihn für alle Zukunft verwünschen wird — das sind die Ultramontanen. Nur zwei Wahlkreise, den 8. (Baden-Baden) und den 14. (Tauberbischofsheim), welche von national-liberaler Seite von vornherein aufgegeben waren, vermochten sie zu behaupten, die drei anderen, welche ihnen bei den Zollparlamentswahlen zugefallen waren, gingen ihnen verloren, und in sämmtlichen übrigen, wo immer sie aufzutreten wagten, sind sie abermals glänzend durchgefallen. Von dem Fortschritt ihrer Sache, den sie vor Jahresfrist bereits so sicher in der Hand zu halten wähnten, ist auch in ihren eigensten Domänen nichts zu verspüren, wohl aber das Gegentheil. Zwar hat Bischof v. Ketteler in dem zu seinem Sprengel gehörenden Odenwald-(14.) Bezirke, der notorisch schwärzesten Partie des Landes, 12,226 Stimmen auf sich vereinigt, während sein Zollparlamentsvorgänger, Bissing, sich nur der Ziffer 10,884 rühmen durfte. Aber dieser Zuwachs ist lediglich der außerordentlich großen Wahlbetheiligung (es stimmten 83,5 % der Eingeschriebenen) zu verdanken, die Nationalliberalen des Bezirks haben sich durch die jahrelang fortgesetzten unerhörtesten geistlichen Machinationen nicht erschüttern lassen: 1868 wählten sie mit 8,012, 1871 mit 8,011 Stimmen. Dagegen hat der Bezirk Baden-Baden seinen Auserwählten von 1868, den famosen Heidelberger Krämer Jacob Lindau, den Feldgendarmen der ecclesia militans, statt der damaligen 11,255, diesmal nur mit 8903 Stimmen bedacht, während der nationalliberale Bewerber von 3200 auf 4494 gestiegen ist. Man sieht, der Sieg Kettelers ist mehr oder weniger ein succès d'estime, der Lindau's aber ein entschiedener Pyrrhussieg. Größere Ziffern, als 1868, haben die Ultramontanen, außer in dem genannten 14. Wahlkreise, noch im 12. (Heidelberg) und im 13. (Sinsheim) erreicht; dort aber nur infolge stärkerer Wahlbetheiligung, welche in gleichem Maße dem nationalliberalen Candidaten zugute gekommen ist, hier durch Hinzufügung der beiden starr-katholischen Aemter Wiesloch und Philippsburg, die früher einem andern Bezirk angehörten. In allen andern Wahlkreisen ist die klerikale Ziffer, trotz theilweise enormer Steigerung der Wahlbetheiligung im Allgemeinen (in Konstanz z. B. von 63,9 % auf 82,9 %), sehr bedeutend zurückgegangen. Um so glänzender sind denn die Siege der Nationalliberalen. Im 1. Wahlkreis (Konstanz) schlug Eckhard (Rechtsanwalt und Bankdirector in Mannheim) seinen ultramontanen Rivalen Frhrn. v. Bodmann, obschon derselbe im Seekreis angesessen und reichbegütert, sowie seines maßvollen Wesens wegen auch bei politischen Gegnern beliebt ist, mit 12,253 gegen 6409 Stimmen. Noch eclatanter und picanter zugleich war das Resultat im 2. Wahlkreise (Donaueschingen). Dort war von Seiten der Nationalliberalen der Landtagsabgeordnete Kirsner, Hofapotheker des in Donaueschingen residirenden Fürsten von Fürstenberg, aufgetreten. Urplötzlich tritt der Fürst selber als Wahlbewerber auf den Plan, und zwar in einem höchsteigenhändig unterzeichneten Handschreiben an die Wähler, in welchem er sich zur Annahme eines Mandats bereit erklärte, um, nachdem er den Parteikämpfen bisher fern gestanden, dem „Friedensbedürfniß" des badischen Volkes zu entsprechen. Nun sind

Digitized by Google

aber die Beziehungen des Fürsten von Fürstenberg zur klerikalen Partei landeskundig; die ultramontane Falle war also über die Maßen plump gestellt und die Folge war, daß Se. Durchlaucht gegen höchstihren Hofapotheker mit 4672 gegen 12,286 durchfielen. — Wiederum einen erbaulichen Anblick bietet der 3. Wahlkreis (Waldshut). Dort wurde im Jahre 1868 der Landtagsabgeordnete Hebting unter 17,921 Abstimmenden von 9384 gewählt, während 8527 auf den ultramontanen Gegencandidaten fielen. Heuer stimmten von 18,595 Abstimmenden 12,100 für Hebting, aber nur 6476 für den ultramontanen v. Stotzingen (früher Zollparlamentsabgeordneter für Konstanz). Wo sind die 2000 Männer der „katholischen Volkspartei" geblieben? Sollten sie sich sämmtlich der Wahl enthalten haben? Das ist doch angesichts der gewachsenen Zahl der Abstimmenden nicht gut denkbar. Nein, die Wahrheit ist: in einem der finstersten Winkel der deutschen Erde, in jener Ecke, die in dem berüchtigten Lande der Hotzen ein wahres Eldorado der deutschen Römlinge barg, auch dort ist der Tag hereingebrochen! — Im 4. Wahlkreise (Lörrach) hat v. Roggenbach im Vergleich zu den Zollparlamentswahlen noch 1000 Stimmen gewonnen, während die ultramontane Ziffer um fast 2000 gewichen ist, obschon ihr Träger kein geringerer ist, als Heinrich von Gagern. Traurig zu sehen, wie der einst von der ganzen Nation gefeierte Mann in seinen alten Tagen von den verkappten Feinden des deutschen Staats als ballon d'essai benutzt wird! — Aehnlich ist das Resultat im 5. Bezirk (Freiburg), wo Fauler gegen 1868 noch wesentlich gewonnen hat, während der berühmte Sonntagskalendermann Alban Stolz, Professor und ultramontaner Volksschriftsteller, seine Blößen mit einem, um fast ein ganzes Tausend kürzeren Deckmantel verhüllen mußte, als sein Vorgänger in der Niederlage. Der 6. Wahlkreis (Lahr), welcher vor 3 Jahren den ultramontanen Roßhirt über den nationalliberalen Kiefer mit einem Mehr von 9 Stimmen obsiegen ließ, legte diesmal eine Majorität von 1653 Stimmen in Kiefer's Wagschale. — Von besonderer Erbitterung war der Kampf im 7. Wahlkreise (Offenburg). Dort stand dem nationalliberalen Parteiführer Eckhard der ultramontane Parteiführer und katholischen Dekan Lender gegenüber. Da donnerten die Kanzeln, da lispelten die Beichtstühle — umsonst, Eckhard siegte mit 2507 Stimmen Majorität.

Soviel von dem Niedergang der ultramontanen Herrlichkeit.

Und damit könnte die Aufgabe dieses Berichtes eigentlich erledigt scheinen. Denn die beiden anderen Parteien, welche außer der schon genannten im diesjährigen Wahlkampfe in Baden noch in die Arena traten, die demokratische und die nationalconservative, kommen für das Gesammtresultat kaum in Betracht. Nur die Niederwerfung der Demokratie speciell in der Stadt Mannheim ist ein Factum, das den glänzendsten Siegen über die Ultramontanen an die Seite gestellt werden kann. In der That, es war ein trauriges Verhältniß, daß die größte Stadt Badens, die Stadt, welche in der schönsten Zeiten des badischen Verfassungslebens den Reigen geführt und selbst für ganz Deutschland einmal die Bannerträgerin liberaler Gedanken gewesen, daß diese Stadt der nationalen Strömung des Landes ziemlich fremd gegenüberstand. Durch die ebenso unkluge, wie harte Reaction der fünfziger Jahre war der freie Bürgersinn der unabhängigen Handelsstadt in eine verbitterte Oppositionsstellung gedrängt, die sich später als querköpfige Prinzipienreiterei, und seit 1866 in widerlichster Weise, aufgehetzt durch eine cynische Presse, als fanatischer Preußenhaß breitmachte. Die Anhänger der nationalen Sache, wenigstens die allgemein Bekannten unter ihnen, waren meist Vertreter einer äußerst matt liberalen Richtung, nicht geneigt, die Demokratie auf ihrem eigenen

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064469560

Felde und mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen. Kein Wunder, daß sie aus einer Position nach der anderen verdrängt wurden, ja daß sie im letzten Herbst, als die Gemeindewahlen zum ersten Male nach dem neuen demokratischen Gemeindegesetz Badens vollzogen wurden, sehr empfindlich durchfielen. Die Demokratie wähnte ihre Herrschaft für alle Zukunft gesichert; daß sie wenigstens durch das allgemeine und directe Wahlrecht entwurzelt werden sollte, war ihr ein undenkbarer Gedanke. Indeß, der Krieg, der Zuzug neuer Elemente, namentlich der Herren Kiefer und Eckhard nach Mannheim, und unter den Gemeindebürgern nicht am wenigsten die Rückwirkung der Niederlage im Herbst, hatten einen ganz neuen Geist geschaffen; muthig ward die Arbeit unternommen, mit ausdauerndem Eifer ward sie ausgeführt, und siehe da — am 3. März lag die Mannheimer Democratie am Boden. Nicht allein im zugehörigen Landbezirk hat der Candidat der Nationalliberalen, Staatsrath a. D. Lamey, denjenigen der Demokraten, Rechtsanwalt v. Feder, mit überwältigender Majorität, sondern auch in der Stadt selbst hat er ihn mit einem Mehr von 150 Stimmen geschlagen — ein Schlag, der die Stadt Mannheim in das Getriebe des nationalen Staatslebens hoffentlich auf die Dauer wieder eingerenkt hat! — Außer im Mannheimer Bezirk hat sich die Demokratie nur noch im 9. Wahlkreis (Pforzheim) zu einer erheblichen Stimmenzahl emporgeschwungen, und zwar hier noch mehr, als in Mannheim, mit Hülfe der hohlsten Phrase und unterstützt vom Ultramontanismus.

Die nationalconservative Partei, um der Vollständigkeit wegen auch ihrer nicht zu vergessen, hat nur zwei Candidaturen gewagt, im 9. und im 13. Wahlkreise, ohne es jedoch in einem der beiden nur so weit zu bringen, daß eine Stichwahl zwischen dem nationalliberalen Bewerber und dem Hauptgegner nöthig geworden wäre. Dort siegte Dennig, hier Lamey. — Gewissermaßen neutrales Gebiet für alle Parteien war der 10. Bezirk (Karlsruhe), wo der Oberbürgermeister der Residenz in nicht gerade sehr taktvoller Weise den Prinzen Wilhelm von Baden als Candidaten proclamirt hatte. Seine Wahl darf indeß auch auf das Gewinnconto der nationalliberalen Partei geschrieben werden.

So ist das Resultat der Reichstagswahlen in Baden. Da die Parteiführer Eckhard, Kiefer, Lamey je zweimal gewählt sind, haben drei Nachwahlen stattzufinden, welche indeß an dem bisherigen Ergebniß voraussichtlich nichts modificiren werden. Mit stolzer Freude darf die nationalliberale Partei dieses Landes auf das Erreichte zurückblicken. Sie weiß, wie viel der Eindruck der glorreichen Friedensnachricht zu dem Siege beigetragen; Niemand aber wird das Verdienst schmälern, durch unermüdliche Enthüllung der Wahrheit verhütet zu haben, daß des Reiches Erzfeind unter der verlogenen Maske des ächtesten Reichspatriotismus sich auch am oberen Laufe des Rheins in das Fleisch des jungen Deutschen Staates einnistete. — *r* —

Die Grenzboten beginnen am **1. April** das **2. Quartal** des **30. Jahrgangs** und nehmen **Buchhandlungen und Postämter** Bestellungen auf dasselbe an. Um freundliche Berücksichtigung bittet **die Verlagshandlung.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google